UNIV. OF
TORONTO
LIBRARY

Deutsche Rundschau

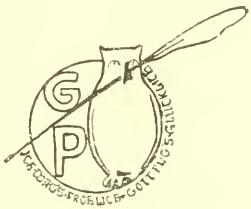
Herausgegeben

von

Julius Rodenberg

Band CL

(Januar — Februar — März 1912)



Berlin

Verlag von Gebrüder Paetel

(Dr. Georg Paetel)

Amsterdam, A. Dupont. Meulenhoff & Co. — Athen, Eleftheroudakis & Barth. — Barcelona, Libreria nacional y extranjera. — Basel, Basler Buchhandlung Ad. Geering. Georg & Co. — Boston, Caftor & Co. — Budapeft, Grill's Hofbuchh. Friedr. Kilians Nachfolger. — Buenos-Aires, J. Peuser. van Woerden & Cia. — Bukareft, Socec & Co. — Chicago, A. Kroch & Co. — Cincinnati, The A. E. Wilde Co. — Dorpat, J. G. Krüger. — Genf, Georg & Co. — Johannesburg (Süd-Afrika), Herrmann Michaelis. Poftfach Nr. 2664. — Kairo, F. Diemer Nachf. — Kapftadt, Herrmann Michaelis. — Konftantinopel, Otto Keil. — Kopenhagen, A. F. Hoeft & Sohn. Lehmann & Stage. C. A. Reitzel. — Kriftiania, Cammermeyers Boghandel. — Liverpool, Charles Scholl. — London, Dulau & Co. D. Nutt. Siegle & Co. K. Paul, Trench, Trübner & Co. Williams & Norgate. — Luzern, Prell & Eberle. Räber & Co. — Lyon, H. Georg. — Madrid, Libreria nacional y extranjera. — Mailand, U. Hoepli. — Moskau, J. Deubner. Induftrie- und Handelsgefellfchaft M. O. Wolff. Alexander Lang. Sutthoffsche Buchh. — Neapel, Detken & Rocholl. F. Furchheim's Nachf. (Emil Praff). — New-York, The International News Company. G. E. Stechert & Co. E. Steiger & Co. B. Weftermann & Co. — Odeffa, Emil Berndt's Buchh. — Paris, W. Fifchbacher. Haar & Steinert. H. Le Soudier. F. Vieweg. — Petersburg, Induftrie- und Handelsgefellfchaft M. O. Wolff. A. Isler. K. L. Ricker. — Philadelphia, Schaefer & Koradi. — Porto-Alegre, Krahe & Cia. — Reval, Kluge & Ströhm. Ferd. Waffermann. — Riga, E. Bruhns. J. Deubner. Jonck & Poliewsky N. Kymmel's Buchh. W. Mellin & Co. — Rom, Loefcher & Co., Hofbuchh. — Rotterdam, W. J. van Hengel. H. A. Kramers & Sohn. — Shanghai, Max Nößler & Co. — Stockholm, C. E. Fritze'sche Hofbuchh. — Valparaifo, C. F. Niemeyer. — Warfchau, E. Wende & Co. — Wien, Beck'sche Hofbuchh. (A. Hölder). Wilh. Braumüller & Sohn. Wilh. Frick. Gerold & Comp. Manz'sche k. k. Hof- u. Univ.-Buchh. Moritz Perles. Zeitungsbureau H. Goldschmiedt. — Yokohama, Max Nößler & Co. Winckler & Co. — Zürich, Adolf Bürdeke. C. M. Ebell Meier & Ehrat. Rascher & Cie. Schultheß & Co. E. Speidel.

Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

AP
30
D4
Bd.150

Inhaltsverzeichnis

zum

Hundertundfünfzigſten Bande (Januar — März 1912).

		Seite
I.	Catrejns Irrfahrt. Novelle aus Altflandern. Von **Walter Harlan.** I.	1
II.	Die Weltanſchauung Adolf Harnacks. Von **L. B.**	25
III.	Die Marokkofrage, und was ſie uns lehren könnte und ſollte. Von **M. von Brandt**	32
IV.	Freimaurer in Sicht. Von **J. Minor**	43
V.	Die auswärtige Politik der ungariſchen Revolution 1848/49. Unter Benutzung neuer Quellen von **Wilhelm Alter** (Wien). II.	55
VI.	Durch Perſien nach Ruſſiſch-Turkeſtan. Reiſebriefe. I.	94
VII.	Die Zwerge von Plodomàſſow. Von **N. S. Ljeßkòw**	116
VIII.	Über Anſelm Feuerbach. Aus dem Nachlaß Heinrich J. Holtzmanns mitgeteilt von **Robert Holtzmann**	135
IX.	Joſeph Victor Widmann. (1842—1911.) Von **Eduard Korrodi**	140
X.	Die politiſche Weltlage. Von **Karl Frenzel**	144
XI.	In eigener Sache. Von **Wilhelm Alter** (Wien)	148
XII.	Wilhelm und Karoline v. Humboldt. Von **Richard M. Meyer**	149
XIII.	Neuere Lyrik. Von Dr. **Herbert Stegemann**	151
XIV.	Literariſche Notizen	154
XV.	Literariſche Neuigkeiten	158
XVI.	Zum Gedächtnis Friedrichs des Großen. Von **Herman v. Petersdorff**	161
XVII.	Catrejns Irrfahrt. Novelle aus Altflandern. Von **Walter Harlan.** (Fortſetzung.)	166
XVIII.	1812. Von Oberſt a. D. **von Kurnatowski**	190
XIX.	Zum hundertſten Geburtstag Berthold Auerbachs (28. Februar 1912). Von **Anton Bettelheim**	205
XX.	Deutſchland und England. Von **Wolfgang Michael**	217

(Fortſetzung umſtehend.)

Seite

XXI. Die auswärtige Politik der ungarischen Revolution 1848/49. Unter Benutzung neuer Quellen von **Wilhelm Alter** (Wien). III. 227

XXII. Durch Persien nach Russisch-Turkestan. Reisebriefe. (Fortsetzung.) 251

XXIII. Friedrich der Große als Geschichtschreiber des Siebenjährigen Krieges. Von **Elisabeth von Moeller** 268

XXIV. Das Memoire von Schwaningen. Novelle von **Sophie Hoechstettter** 282

XXV. Ernst v. Bergmann. Von **Eduard Schiff** 303

XXVI. Der Maler und Radierer Ludwig Grimm. Von **Reinhold Steig** 307

XXVII. Zur Kunstgeschichte. Von **Mela Escherich** 309

XXVIII. Das Vorbild des „Landvogts von Greifensee". Von **Adolf Frey** 311

XXIX. Literarische Neuigkeiten 314

XXX. Literarische Notizen 318

XXXI. Catrejns Irrfahrt. Novelle aus Altflandern. Von **Walter Harlan.** (Schluß.) 321

XXXII. Avilir puis démolir. Ein angeblicher Ausspruch des Fürsten Schwarzenberg. Von **Heinrich Friedjung** 356

XXXIII. Eduard von Hartmann. Aus der Jugendzeit eines Philosophen. Von **Anna von Hartmann** 362

XXXIV. Die auswärtige Politik der ungarischen Revolution 1848/49. Unter Benutzung neuer Quellen von **Wilhelm Alter** (Wien). IV. 382

XXXV. Mose. Von Professor Lic. Dr. **Hugo Greßmann** (Berlin) 409

XXXVI. Durch Persien und Russisch-Turkestan. Reisebriefe. (Schluß.) 423

XXXVII. Die Finanzlage des Reiches. Betrachtungen von **Gustav Cohn** 446

XXXVIII. Über die Verwendung lenkbarer Ballone im hohen Norden. Von Dr. **A. Stolberg** (Straßburg i. E.) . . . 464

XXXIX. „Herr v. Knesebeck". Von **Marie v. Bunsen** 470

XL. Neuere Belletristik. Von **Bruno Hake** 472

XLI. Literarische Notizen 477

XLII. Literarische Neuigkeiten 479

Catrejns Irrfahrt.

Novelle aus Altflandern

von

Walter Harlan.

Willst du was Braves und Schönes wagen,
Mußt du deine Frau nicht fragen.

Der Andere Schweiger.

Ohne ein Abschiedswort hatte der Friese und Riese seine Kappe genommen, mit gerunzelter Stirn durchschritt er die Gasse. Denn diesen halben Feierabend wieder hatte Catrejn kein Wort an ihn gewendet — und was war seine Sünde gewesen? Vom letzten Backen war er vergnügt in die Herdstube gekommen, hatte gesungen und wußte nicht, daß er sang, und hatte das neue, prachtvolle Geusenlied gesungen, das von der „heiligen, hahaha heiligen Inquisition" und von den „Seufzern in den Flammen".

Das müßte ja wohl eine Qualle von einem Mann sein, der in politischen Dingen seine Frau fragte . . .

Und jetzt noch einmal leistete Pieter den heimlichen, ganz freiwilligen Fahneneid, den er schon hundertmal dem Schweiger geschworen hatte, dem Wilhelmus von Nassau, Prinzen von Oranien: „Laß du die Trommel rühren! Wir haben dir geholfen, die Spanier aus Brabant und aus Ostflandern hinauszutreiben, wir wollen dir auch helfen, diesen französischen Lotterherzog wieder nach Hause zu bringen, nach Paris, samt seinen zwanzigtausend Spießgesellen; wir wollen unsere eigenen Herren sein, Brabanter und alle Flamländer, Zeeländer und Utrechter![1]) Laß du die Trommel rühren!"

Grießförmiger Schnee umstiebte die Laternen.

— —

Als Meister Pieter in des „Tabakskruges" Dunst und Qualm hereintrat, kam Hendrik Spiegel, der Dichter und Gastwirt, in jeder Hand gefüllte Krüge tragend, just an der Eingangspforte vorüber und grüßte mit frohem Staunen. Rasch brachte er seine Krüge den immer durstigen Sklaven der Tonpfeife, dann stellte er, da keine Tische mehr frei waren, ein Faß vor den Kamin.

Als er aber den Krug für Meister Pieter und einen für sich selber geholt hatte, flüsterte er und lachte: „Auch wer die lieblichste Ehefrau in

[1]) Utrecht, jetzt Artois.

ganz Antwerpen hat, kann nicht allabendlich zu Hause hocken! Wie lange hast du es ausgehalten? Wann war doch deine Hochzeit? War es nicht, als die Rosen blühten, die heurigen?"

Und Pieter hob seinen Krug, zutrinkend, ernsthaft wie immer.

„Wie bist du fortgekommen?" fragte der Dichter und immer neugierige Seelenforscher. „Mußtest du einen Streit vom Zaun brechen? Oder hast du etwa — ein Wunder getan, eine Frau — überzeugt? Mit Gründen?"

Auf diese Fragen wollte Pieter nicht antworten und hielt es in solchem Falle nicht für notwendig, irgendwas anderes zu tun, als eben zu schweigen.

Ringsum lärmten die anderen Gäste, wie eine Meeresströmung kroch unter der niedrigen Balkendecke die Knasterwolke ihren Weg, denn eine sinnreiche Lüftung hatte der Dichter und Gastwirt eingerichtet. Und wie der Mond manchmal einen Hof hat, solch einen Hof hatte jede der drei Fettkerzen, die an diesen vier breiten Wänden verteilt im Qualm strahlten. Wo aber der Knasterstrom an dem hochlodernden Kaminfeuer vorbeikam, da ward er hell und flackerte gelb und rot.

Vergnügt schaute Spiegel in Pieters düsteres Antlitz. Er kannte ihn ja seit dem gemeinsam genossenen Schreib-, Lese- und Rechenunterricht. Da kam dem Dichter und Gastwirt ein neuer Name für Pieter Abels in den Sinn, ein sehr zutreffender Name, den Spiegel sofort und in zärtlicher Freundschaft aussprach: „Der Andere Schweiger".

Dies schmeckte dem Meister Pieter wie köstlicher Würzwein; gleich aber mußte er denken (Dichtkunst und Redekunst für eins haltend, wie alle damaligen Niederländer): „Alle Redereiker sind Schmeichler!"

Und Meister Pieter schwieg weiter. Man redet nicht von seiner Frau in einem „Tabakskrug". Am allerwenigsten mit Spiegel, der seine Dicke nur darum genommen hat, weil er durch ihre Tafel und Kreide nun doch einmal unauslösbar in ihrer Knechtschaft war.

Da stand Spiegel von seinem Stuhl auf, einem Neueintretenden entgegenzugehen, wohl einem vornehmeren Gaste. — Der davongelaufene Ehemann aber — so sitzend, daß er dem Eingang seinen Rücken zuwandte — grübelte über die Vorzüge, die eine solche Notehe, wie Spiegel geschlossen, doch auch und ganz entschieden bieten könnte. Nie war es hier so voll gewesen, wie seit Spiegels und seiner Dicken Hochzeit: lockten der Wirtin Küche und Keller zehn Gäste, so lockten des Wirtes Geschichten zwanzig.

An den Tischen wandten sich einige Gesichter nach der Eingangstür, da drehte auch Pieter seinen Kopf. Der Eingetretene, dem Spiegel entgegengegangen war, schüttelte just den Schnee vom rauhen Mantel. Doch gleich sah Pieter die edle Adlernase, das verehrte, liebe Gesicht: Dionysius von Flandern war es. Wie seltsam lustig sah er doch wieder aus! Mit seinen Augen und selbst mit seinem Wams! Ziegelrot war es, was zu den schwarzen Kniehosen gar freundlich aussah, hatte silberne Knöpfe, und ein silberner Schuppengürtel hielt es zusammen. Kein Fremder hätte dem Dionysius von Flandern den calvinischen Hauptprediger angesehen.

Und mit schlichter, großer Freude begrüßte der calvinische Hauptprediger den Bäckermeister, den katholischen Bäckermeister.

Kaum aber hatte Dionysius seinen Krug vor sich, so berichtete er eine gar interessante Neuigkeit: er hatte das Haus käuflich, wenn auch „natürlich nicht gegen bar" erworben, das in der Krummen Gasse neben dem seinen lag, und — eine Druckerei wollte er hier begründen, sämtliche bisher aufgefundenen Werke des Plato wollte er vorerst drucken. Dann aber, was eben sich böte und Geld einbrächte. Er habe nun Weib und Kind, früher oder später würden die Ältesten ihn doch möglicherweise aus Amt und Brot jagen, also müsse er vorsorgen. Wer allein von der Priesterei sich nähre, sei eben der Ältesten Sklave oder des Papstes, der aber, dem wir nachfolgen sollten, wäre ein freier Mann gewesen, ein freier Mann.

Seinen ersten Zug tat Dionysius. Den Rederejker sah er nun an mit blitzenden Augen und fügte hinzu: „Lutherglaube, Calvinglaube, noch immer zu enge Jacken sind es! Plato ist es, der die Weltseele als erster unter den Menschen gesehen hat; unser Calvin aber ist ihr ferner als Plato war, ferner! Weil er die enge Jacke anhat! Hiervon ein andermal! Übermorgen in meiner Predigt!"

Spiegel war Feuer und Flamme für die zu gründende Druckerei. „Ihr werdet," rief er, „vor allen Druckern der Welt einen Vorsprung haben von siebzig Meilen! Ihr werdet wissen, was des Druckens wert ist!" Und nun berechneten die beiden des Dionysius Gewinnhoffnung, den ganzen Faßdeckel schrieb Spiegel voll Kreidezahlen.

Meister Pieter aber, der sich bei solcher Rechnung an jedem anderen Abend aufs wärmste würde beteiligt haben, starrte in seinen Krug. „Glückselig", dachte er, „ist ein Gelehrter! Weltseele . . . ja, ein Gelehrter weiß, was dies nun ist!" Und Meister Pieter beschloß, obgleich katholisch, am Sonntag die Kathedrale zu besuchen, des Dionysius Predigt mit anzuhören. Darum ist er noch längst kein Ketzer! Was übrigens gar kein Unglück wäre! Fast lächerlich ist es, wenn in den gegenwärtigen Zeitläuften ein guter Niederländer noch Katholik ist. Und hat er nicht vor seiner Verheiratung oftmals genug mit sich erwogen, ob er nicht in das calvinische Gemeindebuch sich sollte einschreiben lassen? Und vor zwei Jahren, als der Vater gestorben war, hätte er's fast getan . . .

Jetzt freilich, jetzt war es ja unmöglich! Man müßte denn eines Tages heimkommen: ich *bin* calvinisch, es ist nicht mehr zu ändern. Denn — wollte man Catrejn — fragen . . . ob man gehen dürfte und sich einschreiben lassen, sie würde sich auf den Boden werfen, vor die Tür der Herdstube . . . Und ganz recht hätte sie! Wer eine brave Frau hat, die durchaus in den katholischen Himmel will, kann ihr zuliebe auch in die Messe gehen.

Da war die Kreiderechnung fertig, und endlich nun konnte Spiegel die Geschichte loswerden, die schon seit Mittag in seinem Herzen brannte. Ein Reisender, von der französischen Grenze her, aus dem Gebiete, wo die Spanier noch standen, hatte diese — wie Spiegel ankündigte — „empörende, prachtvolle Geschichte" bei der Suppe erzählt.

Eine helle, seltsame Stimme hatte Spiegel: ohne lauter zu sprechen, konnte er seine Stimme bis in den fernsten Winkel des lärmerfüllten Raumes in alle Ohren schicken. Wie er nun anfing, von einem armen Schneider und Wiedertäufer zu erzählen, der jüngst zu Kortrijk an der Leie zum Feuertod wäre verurteilt worden, wurde es still an den näheren Tischen.

Der Schneider und Wiedertäufer war aus dem Gefängnis entronnen. Über das junge Eis des Flusses war er spornstreichs gelaufen, obwohl es ihn dröhnend umkracht hatte. Unter dem fetten Büttel aber, seinem Verfolger, war dieses Eis gebrochen — Hilfe! Hilfe!

Da wurde es still im ganzen Knasterstrom. Weit und breit hatten die stillen Schneefelder gelegen, und niemand hatte den Büttel schreien hören — außer dem Schneider. Denn wer sollte wohl draußen vor den Toren von Kortrijk etwas zu schaffen haben, jetzt im Dezember! Also in einem Loch hatte der Büttel gehangen und hatte mit Armen und Händen sich auf das Eis gestützt, unten aber im Fluß hatten sich seine Beine und Füße gestreckt und hatten den Grund gesucht — vergebens! Da hatte der Schneider, vom Ufer anfangend, das morsche Eis ins Wasser getreten und hatte im grimmig kalten Fließen zuletzt bis an den Hals gestanden, hatte den Büttel vorsichtig an beiden Händen gepackt, und wahrhaftig: er hatte dieses Hundsfottes Leben gerettet. Der Hundsfott aber hatte gejammert, er hätte Weib und Kinder zu Hause, hatte aus der triefenden Tasche seine Handschellen gezogen und hatte weiter gejammert: seinen Lebensretter müsse er nun in Ketten legen, wenn er nicht selber den Scheiterhaufen besteigen wolle. — Am Abend des nächsten Tages aber, vor dem Rathause zu Kortrijk, hatte der Schneider am Pfahl gestanden und entsetzlich geschrien, auch als noch gar kein Feuer im Holz war. Dann war er gestorben in Qualm und Feuer, wie die zehntausend andern.

Spiegel ging wieder, um leere Krüge zu sammeln, und alsbald war es im Knasterstrom das vorige Lärmen und Lachen. Mit bebender Stimme aber sprach nun der Andere Schweiger zu dem calvinischen Hauptprediger: „Ich sage Euch, was ich seit länger als zwei Jahren bedacht habe. Schreibt meinen Namen in Euer Gemeindebuch."

Mir das Steuer!

Um diese Zeit war es in Meister Pieters Haus, das nur ein paar hundert Schritte vom „Goldenen Herzen" entfernt stand, still und beinahe finster, nur unten im Eß- und Wohnzimmer leuchtete noch der Herd, leuchtete durch das Feuertürchen und zwischen den Ringen der Platte.

Catrejn, des Friesen und Riesen zierliches Weib, saß auf dem Fußschemel vor diesem Herd und wollte gar kein helleres Licht. An einen Sommerabend in ihrer Mädchenzeit dachte sie jetzt, sie hörte ihre herzliebe, nun seit vier Jahren begrabene Mutter wieder reden und zärtlich lehren: daß das erste Ehejahr niemals ganz glücklich wäre. Erst müsse der Kampf

ums Steuer endgültig ausgekämpft sein. Dann gehe das Glück an. Auch für den unterlegenen Teil. Wie sie aus ihrem eigenen ganzen Weibesleben bestätigen könne.

Aber die Einsame vor dem Herdfeuer schüttelte ihren Kopf. Gut reden hatte die Mutter! Die hatte einen Stadtschreiber und Rechtsgelehrten, der ein lateinisches Buch geschrieben hat. Und wenn ein Bäcker der klügste und liebste Mann wäre, ein Bäcker ist ein Bäcker. Außerdem aber, außerdem: zwar Krieg und Politik sind Männersachen; daß aber in einem Hause keine Gassenlieder gesungen werden, daß die heiligen Sakramente in Ehren bleiben, darauf versteht eine Frauenseele sich besser. Auf das Geheimnisvolle und Jenseitige. Auf das ewige Heil! Also auf das, was aller Hauptsachen Hauptsache ist.

An Catrejns Gürtel hing neben dem Handspiegel ein Rosenkranz aus korallenen und goldenen Kugeln, immer nach zwei korallenen kam eine goldene, und in St. Peter war diese Kette gesegnet, vom Heiligen Vater selbst. Catrejn nahm ihren Rosenkranz zwischen Daumen und Zeigefinger, und für des Gatten gefährdete Seele betete sie dreimal zehn Ave Maria.

Davon war sie ganz still geworden und heiter. Ist nicht Maria, des Heiligen Geistes Braut, stärker als ein Bäcker und als irgendein Mensch? Sie wird alles zum Guten bringen.

Catrejn beschloß, ihre neue, fast fertige Samtjacke noch ganz fertig zu machen. Sie holte den Leuchter, am Herdfeuer zündete sie die Kerze an, und neben den Klöppeltisch, aufs Fensterbrett, stellte sie nun die kleine Flackerflamme. Wohl eine Stunde lang saß dann Catrejn auf ihrem Tritt; sie klöppelte den Spitzenkragen fertig, und ihre Augen freuten sich auf den Meister und Liebsten. Wie lange wird er's aushalten? So weit von seiner Frau und von den Mehlsäcken? Vielleicht . . . zwei Stunden?

Schließlich zog sie und zupfte den Klöppelbrief in einzelnen Papierfetzchen unter dem fertigen Kragen hervor und nähte diesen an ihre Jacke.

Neben dem Fenstertritt stand sie alsbald und schlüpfte in die Ärmel; ein herrliches Gefühl war es, denn diese Ärmel waren gefüttert mit ausgesuchten, ganz weichen Katzenfellen. Für die Aufschläge aber waren nur weiße Felle verwendet, ausgesuchte schneeweiße. Den Gürtelspiegel nestelte Catrejn jetzt los und hielt ihn vor sich; und wie die weißen Wolken dem Himmel stehen, so trefflich standen die weißen Katzenfelle der himmelblauen Samtjacke.

Nun wollte Catrejn sich wieder ans Fenster setzen und nach dem Gatten spähen; jedoch erwog sie, daß hierbei die am Fenster stehende Flackerflamme sie blenden würde. Sie brachte den Leuchter auf den Eßtisch, der dem Herd gegenüber vor einer Wandbank einfüßig dastand.

Lange blickte sie dann von ihrem Fensterthron in die Gasse. Die „Krumme Gasse" war es und hatte mit gutem Grund ihren Namen. Just bis zur Haustür dieses unseligen Dionysius konnte Catrejn sehen, der ihren guten Pieter zum Geusen und halben Ketzer gemacht hatte. Ein Grimm umdüsterte ihre Stirn. Jeglicher Ketzer ist ein Unseliger, der nie denken gelernt hat.

Dieselben Heiligen schart Gottvater um seinen Himmelsthron, die der Heilige Vater in Rom ernannt hat, dieselben und keine anderen. Schon diese eine einzelne Tatsache muß einem denkenden Menschen Beweis genug sein, daß Gott selber katholisch ist. Außerdem aber kommt es nicht auf Beweise an bei einer Tatsache, die man doch eben fühlt und empfindet im ganzen Herzen.

Und an der schönen Dezembernacht freute sich Catrejn. Beinahe bläulich waren heute die alten, roten Backsteingiebel im Lichte des Mondes, das Schneestieben von vorhin hatte sich ausgetobt, das neue, stille Weiß lag auf den Fenstersimsen und auf den Dächern. Wie lustig hell war alles, wie tief die Schatten!

Da zeigten sich drüben unter der fernen Laterne zwei schwarze Gestalten: Pieter war's in der Gesellschaft des Ketzerpredigers. Gleichwie zwei rechte Herzfreunde reichten sich die zwei Männer unter dieser Laterne die Hände und schieden. Ein empörender Anblick war es.

Und wieder flüsterte die ungestorbene Mutterseele an Catrejns Ohr: Das erste Ehejahr ist nie ganz glücklich. Erst muß der Kampf ums Steuer endgültig ausgekämpft sein.

Pieter kam quer über die Straße. Und jetzt mit ganz besonderer Zuversicht dachte Catrejn an ihre lustig-schöne Pelzjacke, in der sie hier saß. Ist es ihr nicht gelungen, der mittellosen Waisen, diesen Bäcker und zwiefachen Hausbesitzer sich zu erobern? Ah, sie wird auch entscheiden, welche Lieder er singt hier in der Herdstube und welche nicht!

Außerdem aber muß er noch heute abend versprechen, daß er den ansteckenden Umgang mit diesem Dionysius aufgibt.

— —

Drei Krüge Bier hatte Pieter im „Goldenen Herzen" getrunken und noch einen heißen Gewürzwein; mehr warm als bange war ihm das Herz, als er nun eintrat. Doch ganz richtig hatte Catrejn geahnt, daß ihn die schöne Jacke einigermaßen verwirren würde.

Er hatte sofort seine lebenswichtige Mitteilung machen wollen, doch seine Zunge redete etwas anderes. Er sagte, daß übermorgen Sonntag wäre, übermorgen, am Nachmittag, wolle er Schlittschuh fahren, mit seiner Frau, die in Antwerpen die schönste wäre und ohne Zweifel in ganz Brabant und Flandern.

Doch kummervoll entgegnete die Tochter des Stadtschreibers und Gelehrten, daß ihr das Geusen- und Gassenlied von vorhin noch immer in beiden Ohren klänge, und er, ihr Mann, er passe zu ihr, wie auf die Harfe der Hammer passe.

Meister Pieter stand inmitten der Stube, und jetzt sagte er seiner Frau: er habe eine Mitteilung zu machen, über die sie gewiß erschrecken würde, aber er habe nicht anders sich helfen können, schließlich müsse ja doch in den Fragen der Politik und der Religion und solcher allerwichtigster Dinge ein Mann von siebenundzwanzig Jahren wissen, was er will.

Und also vor einer Stunde habe er den vortrefflichen Dionysius von Flandern beauftragt, in das calvinische Gemeindebuch ihn einzuschreiben.

Möge Catrejn ruhig auch weiterhin in ihre Messe gehen, er aber werde vom nächsten Sonntag an die calvinische Predigt hören.

Catrejns lieblicher Mund stand offen, sie saß eine Weile und schwieg, rührte sich nicht — dann aber fuhr ein Zorn in ihre Fingernägel, zwei rasche Schritte tat sie und wollte sich auf den hohen, breitschultrigen Friesen stürzen.

Da sagte der Kluge, und ernst und freundlich redete er, dies wäre nun eine Sache, an die kein Mensch beim ersten Vernehmen sich gewöhnen könne, und er wäre kein Advokat und kein Prediger, und es gäbe auch weiter nichts zu besprechen. Damit ging Meister Pieter wieder hinaus, alsbald knarrte die hölzerne Treppe draußen, die nach dem Mehlspeicher hinaufführte und nach den Schlafräumen des jungen Paares, des Gesellen und des Hausknechtes. Catrejn stand wieder einsam. Und ihre Arme und Hände bebten. Wie selbstsicher erdröhnen dieses Mannes Tritte, wie dreist!

Ah, in der wichtigsten Frage des zeitlichen und ewigen Lebens hält er es nicht für nötig, auch nur um ihre Meinung zu fragen — was nun?

Eine Weile starrte Catrejn ins Leere — sie wird bei ihrem Beichtiger Rat holen. Oder nein doch! An jenen Franziskaner dachte die schwer beleidigte Frau, der jüngst in der Michaelskirche gepredigt hatte. Den will sie fragen. Er ist noch in Antwerpen. Sie wird ihn finden, den Heiligen, der einen Kutter und einen ganz neuen zweimastigen Schoner, der sein ganzes väterliches Erbteil dem Altleutehaus in Gent geschenkt hat. Und an den Ketzer dachte Catrejn jetzt wieder, der neulich nach der Predigt dieses Mönchs sich in den Schnee vor des Heiligen Füße geworfen und sich bekehrt hatte.

Den Franziskaner will sie fragen: was tut sie nun? Was nun ist Gottes Wille? Laut aber rief es Catrejn in die stille Herdstube, jetzt als einen heiligen Schlachtruf: „Gott ist katholisch!"

Der Franziskaner.

Eine Fuhrmannsherberge lehnte sich damals an die Innenseite der Antwerpener Stadtmauer, zur Rechten des St. Nicolastores.

Am nächsten Morgen, nachdem Pieter den calvinischen Glauben bekannt hatte, stand vor der Tür dieser Herberge ein Mönch und betrachtete nachdenklich den Strick, der vor ihm lag auf hartgefrorenem, schmutzigem Schnee; ein völlig ausgedienter Strick war es, der wohl manch eine Kiste mit wertvoller Ware im Laufe seines Daseins mochte zusammengehalten haben, nun aber beiseite geworfen war, als nicht mehr zuverlässig. Mehrfach zerrissen waren die einzelnen Strähnen und lagen nach links und rechts, so daß die hanfene Schlange allerhand seltsame Beine hatte.

Den Mönch fror nicht, er wußte nichts von des Winters Kälte, obwohl er nicht wärmer gekleidet war als in den Hundstagen, und in Sandalen steckten die nackten Füße, in den gleichen Sandalen, wie sie der heilige Bettler getragen hat, des Diogenes größerer Sohn, Franz von Assisi.

Und einen anderen Strick hatte der Nachdenkliche im Sinne, den Strick, der ihm die eigene Kutte um die Hüfte zusammenhielt; er hob den einen der

sauber geflochtenen Knoten, die beide Enden dieses Seilgürtels abschlossen, er sagte sich: „Nicht einen solchen sauber geflochtenen, neuen und hellen Strick hat Franziskus gemeint oder getragen! Sieht mein Gürtelstrick nicht gar gefällig aus auf der braunen Kutte? Beinahe schmuck? Ist er nicht just so hoffärtig und weltlich, wie in Schützenhosen die seidezeigenden Schlitze?" Ohne Zögern ersetzte der Mönch den Strick um seine Hüften durch den am Boden und lächelte. Er wußte wohl, daß Gott und die Heiligen auf solche alleräußerlichsten Außendinge fast keinen Wert legen, aber er freute sich doch ein wenig.

Zu dieser Stunde lief Catrejn wogenden Busens in Antwerpen umher, an vier Stellen fragte sie nach dem Quartier des Franziskaners; niemand schien zu wissen, wo der berühmte Wanderprediger seine Nächte zubrachte. Aber was Catrejn sich einmal vorgenommen hatte, das führte sie durch.

Ein dichter, schwarzer Schleier verhüllte ihr Gesicht, denn es konnte ja möglicherweise großen Wert haben, wenn die Nachforschung nach ihr erschwert wäre.

Und unterm Arme trug sie ein Kästchen, das ganz mit Vierecken aus Perlmutter belegt war. In diesem Kästchen hatte Catrejn auf alle Fälle ein Schlafhemd mitgenommen, ferner ihr Tüchlein zum Blankreiben der Zähne, eine Nagelfeile und einen Gulden.

Endlich, bei dem Meßner der Michaelskirche, erfuhr sie, was sie wissen wollte, erfuhr auch, daß der Franziskaner wohl noch in Antwerpen wäre, und weiter eilte sie, nach dem St. Nicolastor.

Kurz vor Mitternacht war sie gestern an den Alkoven getreten, da hatte Pieter bestens geschlafen, mit einem Gesicht, als hätte er nichts verbrochen, ja mit einem gewissermaßen gütigen Gesicht. Eine Qual war es für Catrejn gewesen, auch nur auf diese eine Nacht sich an die Seite dieses rücksichtslosen, ungebildeten Bäckers noch schlafen zu legen, eine furchtbare Qual!

Und an den Hohn dachte sie immer wieder, den Pieter auch heute morgen gezeigt hatte. Als er die Kerze anzündete, war sie erwacht, und mit der freundlichsten Alltagsstimme, als wäre nun alles in bester Ordnung, hatte er ihr eine durchaus und ganz gleichgültige Mitteilung gemacht; er müsse heut über Land reiten, zu den Windmüllern, aber zur Mittagsstunde werde er heimkommen, pünktlich. Es war ihr unmöglich gewesen, vor wildem Schmerz, irgend etwas zu antworten; sie hatte sich auf die andere Seite geworfen, so daß sie ihm ihren Rücken zuwandte.

Und ob die Tafel rechtzeitig in Pieters Hände gelangen würde? — Nämlich auch eine Art Abschiedsgruß hatte Catrejn an ihren Mann geschrieben, auf alle Fälle. Sie hatte für diesen Erguß ihres blutenden Herzens die Tafel benützt, die daheim unter dem Ladentisch lag und in gewöhnlichen Zeitläuften dazu diente, einen säumigen Zahler nebst dem Betrag seiner Schuld aufzuschreiben, und Catrejn hatte diese Tafel dem Hausknecht übergeben; doch war es natürlich leicht möglich, daß dieser kümmerliche, blöde Bauernjunge Catrejns Auftrag vergessen würde.

Schon ganz nahe war die Eilige dem St. Nicolastor, immer wirrsäliger quälten ihre Gedanken. Einen Bäcker hatte sie nehmen können nach langem, bangem Erwägen, einen Ketzer hätte sie nie genommen! Oh nein! Geschweige denn einen Bäcker und Ketzer!

Sie ist — betrogen! Um ihr ganzes Leben! So aber, wie der Betrüger sich einbildet, so wird nun diese Angelegenheit nicht verlaufen, diese nicht!

Was aber die Hauptsache ist und bleibt, die große Hauptsache: Einen Ketzer muß nach seinem Tode, wenn er nicht überhaupt in die Hölle kommt, doch wenigstens das Fegefeuer erst reinigen, mindestens achthundert Jahre lang. Entweder in den leckenden Flammen selbst oder im siedenden Wasser. Ist es nicht einer Gattin allerheiligste Gottesaufgabe, den Gatten davor zu bewahren, vor diesen entsetzlichen, so lange andauernden Qualen?

Oh, keineswegs nur an ihren beleidigten Stolz und ihr verlorenes Leben denkt sie! Keineswegs nur an sich! Sondern auch . . . sondern vor allem an Pieter! An sein ewiges Heil!

Manchmal ganz weich und gerührt war Catrejn auf den eiligen Wegen dieses Dezembermorgens, dann sammelten sich in ihren Augen die schweren Tränen.

— —

Indessen fuhr ein Fässerwagen aus Gent durchs St. Nicolastor herein, fuhr über den weggeworfenen, sauber geflochtenen Gürtelstrick, zur tiefen Freude des Grüblers in der Kutte, der noch immer vor der Herberge stand. Der Fuhrmann sprang vom Wagen und legte den Hemmschuh vor.

Von weitem schon hatte er den Bettelmönch und Nichtstuer stehen sehen und hatte sich einen Fuhrmannsspaß ausgedacht, einen politischen Fuhrmannsspaß.

Nämlich seit einigen Monaten konnte ein Fuhrmann und Geuse so roh sein im Weichbilde Antwerpens und viele Meilen weit im Umkreise, als es das Herz ihm eingab. Bis nahe an die französische Grenze hatte der Schweiger die spanischen Heere zurückgetrieben!

Nun freilich konnten auch Niederländer und Handelsherren und Freidenker in diesem Jahrhundert, dem Jahrhundert der Wittenberger Thesen, sich noch nicht vorstellen, daß sie ohne einen Fürsten von Geblüt zu leben vermöchten, und also hatten sie sich aus Paris einen Prinzen verschrieben, Franz Herkules von Valois, den Herzog von Anjou, der in Antwerpen residierte. Doch mit Einschränkungen sollte er herrschen. Er durfte nur Eingeborene zu öffentlichen Ämtern zulassen. Falls ihm mehrere Kinder beschert würden, so wollten die Handelsherren und Freidenker selbst seinen Nachfolger unter den Prinzen wählen, oder auch eine Nachfolgerin unter den Prinzessinnen. Zwar war der Herzog für seine Person des römisch-katholischen Glaubens, doch durfte er „nicht gestatten, daß jemand unter dem Vorwande der Religion inquiriert oder in seinem Hause oder sonst belästigt werde". Und weiter stand in dem Anstellungsvertrag des Grafen von Flandern, Herrn von Friesland und Herzogs von Brabant: Seine Hoheit sollte die Religion und den

Religionsfrieden auf demjenigen Fuß erhalten, auf welchem sie gegenwärtig geordnet seien oder künftighin von den Handelsherren und Freidenkern der einzelnen Provinzen würden geordnet werden. Und Seine Hoheit sollte sich selbst keine Neuerung erlauben. Wenn aber die Handelsherren und Freidenker es wünschen würden, so sollte Seine Hoheit alle Truppen entlassen. Und alle Freiheiten und Privilegien der Handelsherren und Freidenker sollten bestehen, gleichwie sie vor der spanischen Tyrannei bestanden hatten, „sowohl in dem Religionspunkt, als in anderen Stücken".

Der Fuhrmann und Geuse trat vor den Nichtstuer, spie in den Schnee dicht vor den nackten Füßen, lachte aus seinem rohen Hals und rief: „Lieber ein Türk als ein Papist!"

Der Mönch aber dachte an den, der auch bespien wurde, als er sein Kreuz nach Golgatha trug. Der Fuhrmann ging in die Herberge, und fröhlich sah der Franziskaner ihm nach.

„Chrysostomus," das heißt „Goldmund", hatten die Klosterbrüder den Sohn des niederländischen Schiffsreeders genannt; denn aus dem Munde des Mannes, der all sein Gut den Armen und Beginen geschenkt hatte, strömte das Gold der tiefsten und letzten Weisheit, von der die Klosterbrüder wußten.

Als Catrejn, an die Herberge kommend, des Wanderpredigers hohlwangiges, ihr wohlbekanntes Antlitz erblickte, und als der Mönch die zierliche, lieblich schöne Brabanterin in himmelblauer Pelzjacke und mit weißwollenen, sichtlich sehr warmen Handschuhen argwöhnisch ansah, erging es ihr wie neulich vor der Kirchentür dem Ketzer: sie fiel vor Bruder Chrysostomus in ihre Knie, in den schmutzigen Schnee. Und endlich, in diesem Augenblick, ward ihr nun offenbar, was sie hinsichtlich der Ohrenbeichte in ihrer Kinderlehre gelernt hatte vor der heiligen Firmung: Wer in Glaubensdingen mit einem Gesalbten der Kirche redet, der spricht in Christi Ohren. Niemals im Beichtstuhl war diese Heilstatsache ihr so zum sicheren Bewußtsein geworden wie jetzt, da sie, unter dem freien Himmel knieend, den frommen Mönch um Rat anflehte, wie sie des Gatten Verdammnis abwenden könne. Flammende Himmelsluft war ihr dies Fragen und Klagen, das volle Trauendürfen auf einen klugen und guten Menschen, auf einen Heiligen. Die Luft aber aus ihrer Lunge verwandelte sich in grauen Dampf.

Dem Bruder Chrysostomus widerfuhren ähnliche Anstürme auf seinen geistlichen Rat seit den vier Jahren seines öffentlichen Wirkens so oft, daß er schon ganz den Anstand und das Benehmen eines Heiligen gelernt hatte. Und ganz besonders haushälterisch hielt er die Güte und den Überfluß seines Herzens zurück, wenn reichgekleidete Frauen ihm nahten. Auch in diesem Augenblick wieder flüsterte St. Franziskus in seines allergetreuesten Nachfolgers Seele: „Frivolum est mulieris colloquium," das heißt auf deutsch: „Des Weibes Rede ist frivol."

Gar ausführlich sprudelte Catrejns Schmerz von ihren Lippen. Auch sagte sie noch, daß ihr Ehemann heute auf einem Ritt über Land wäre, um bei den Windmüllern, die sein Getreide mahlten, nach dem Rechten zu sehen. Sie rief: „Befehlet, was ich tun soll!"

Und jetzt erst gab Chrysostomus der Knienden das Zeichen zum Aufstehen. Er entgegnete: „Ich werde zur heiligen Clara beten."

Er ging in die Herberge und stieg die Leiter hinan. Unter dem Dache, wo er geschlafen hatte, kniete er in das trockene Heu, und wie er grundsätzlich in solchen weiblichen Angelegenheiten verfuhr, bat er die Seelenschwester des heiligen Franziskus, die heilige Clara, um die rechte Erleuchtung seines Geistes. Denn freilich, freilich: Bruder Chrysostomus selbst wußte nichts von den Töchtern der Eva, beinahe nichts; er war von den Armgeborenen einer, die nach dem Weib nicht verlangen, in deren Adern kühles Wasser fließt, und nun, im einunddreißigsten Jahr seines Lebens, fühlte er auf seinem Haupte die weiße Krone der Keuschheit, die endgültig gewonnene und unverlierbare in Ewigkeit. Neulich einmal, in einem Augenblick, da er sich schlecht bewacht hatte, war der Gedanke ihm in die Seele geschlichen, daß er vermöge dieser, seiner lebenslänglichen und ganzen Keuschheit doch eigentlich noch reiner sei als St. Franziskus selbst, der doch in seiner Jugend das Leben der Allerweltsjünglinge geführt hatte. Aber sofort und entsetzt hatte Chrysostomus diesen sündigen Stolz von sich gewiesen als eine Teufelseingebung, hatte den Teufelsgedanken an der Kehle gepackt und auf ewig erstickt in einem stundenlangen, heißen Gebet.

Nun kniete er im Heu, weit öffnete sich das Dach der Herberge vor dem inneren Auge des Beters, und aus dem Paradiese des undurchsichtigen Glanzes schwebte die heilige Clara herab bis in die Sphäre der Sterne. Nämlich die Heiligen alle kamen dem Bruder Chrysostomus herab, so oft sein Beten sie rief, und unbegreiflich erschienen ihm all die vieltausend Narren und Armseligen, denen die Dächer sich nicht öffneten und die Heiligen nicht herabschwebten.

So aber betete der Mönch im Heu: „Siehe, du Heilige, das Weib vor der Tür der Herberge! Siehe in ihr Herz und siehe in das Herz des Bäckers, der ihr Mann ist durch das unverletzliche Sakrament der Ehe, sieh auch in mein Herz! Ich weiß kein Mittel, diesen Ketzer wieder hereinzuführen in die selige Herde Roms, als daß wir dieses Weib ihm einige Zeit nehmen. Denn ohne Zweifel ist sie ja liebreizend nach dem Geschmack eines Bäckers, und wenn wir sie von ihm bringen, es wird ihm eine Entbehrung sein und eine Zucht seiner Seele, zu seinem eigenen, ewigen Heil, das Sakrament aber ist unverletzlich. Du Heilige im Paradiese, was sollen wir tun?"

Da machte die heilige Clara eine feine theologische Unterscheidung: „Nur dem Leibe nach trennen wir vorläufig diese Ehe, nicht aber dem Geiste nach, auch ich kann das Unscheidbare nicht scheiden. Auf diesen Bäcker aber — ich sehe ihn in einer Windmühle stöbern und stänkern, auf daß er seinen Mammon schneller vermehre und gründlicher —, auf diesen Bäcker wird auch die leibliche Trennung ihre ewig heilsame Kraft ausüben. Er weiß nichts von der Ehe der Seelen, er wird schreien in seinem irdischen Schmerz, dann gehe du in sein Haus, und windet er sich in heiliger Zerknirschung, kehrt er zurück in die Herde der Treuen, so gib ihm dieses Weiblein wieder. Ein Bäcker ist ein Krämer, und einem Krämer predigen wir nicht, sondern mit

einem Krämer handeln wir und müssen feilschen. Und für nichts Höheres ist ein Bäcker und ist seine Frau auf Erden bestimmt, als daß beide katholische, glückliche Menschen sind in Gottes Garten. Bleibt aber der Bäcker reuelos und ein Ketzer, so bringe sein Weib in ein Kloster, und zwar in ein spanisches, dem Leibe nach, daß nicht auch sie vielleicht im Lauf der Jahre verloren gehe. Unscheidbar ist die Ehe, die ein katholischer Priester segnete, unscheidbar auch für die Heiligen im Paradiese. Denn sie ist eine Ehe der Seelen, ein Sakramentum nach dem Willen des makellosen Lammes, ein Sakramentum, das aus St. Peters Mund euch offenbar ward. Darum zu scheiden versuche nicht, wohl aber trenne, wenn du trennen mußt, wenn Gott es will."

Da fragte der Mönch und betete weiter: „Wo aber soll ich des Bäckers Weib verbergen?"

Und lange schwieg die heilige Clara, obwohl sie noch immer über dem offenen Dach schwebte, in der Sphäre der Sterne. Mehrere Möglichkeiten boten sich an im Geiste des Mönchs, aber sie konnten wohl nicht von der Heiligen kommen, denn bei näherem Zusehen erwiesen sie sich als wenig praktisch.

Da glitt über des Beters Hohlwangen ein heiteres Lächeln, in seiner Seele war der Name „Donna Polyxena del Rio" erklungen, und alsbald war es ihm sicher: Diesen Namen hat ihm die Drobenschwebende zugerufen! Ja, zu Donna Polyxena will er die Bäckersgattin bringen, die da unten auf seine Antwort wartet.

Nämlich das Franziskanerkloster, dem Bruder Chrysostomus angehörte, und in welches er ohnehin morgen oder übermorgen um einer Abrechnung willen vorübergehend heimkehren wollte, lag nur eine Tagereise von Antwerpen entfernt, in Gent; und ebenhier, nahe dem Kloster, lebte die Witwe des unbeugsamen del Rio, der Herzog Albas Inquisitionstribunal angehört hatte, doch vor drei Jahren an einer Fischgräte erstickt war. Er hatte, vier Monate vor seinem Tode, den Palast eines durch Feuer hingerichteten Genter Kaufmanns von König Philipp, dem Erben aller Ketzer, geschenkt erhalten, und nun lebte Polyxena, die Witwe, in diesem Palast. Wohl sehnte ihr inbrünstig katholisches Herz sich weg aus dem Ketzerlande; doch da sie eine sehr sparsame Frau war, wollte sie nicht nach Spanien heimkehren, ehe sie diesen Palast in Geld umgesetzt hätte. So kam es, daß sie noch immer, nebst den zwanzig Seelen ihres Gesindes, zu Gent weilte. Freilich eine sehr Arme im Geist war sie nach des Bruder Chrysostomus Meinung, doch eine Katholikin, die ganz sicher in Abrahams Schoß kommen würde. Der Franziskaner wollte Donna Polyxena anhalten, daß sie die Bäckersgattin zu sich nähme, auf ein paar Wochen oder Monate vorläufig, und irgendwelche Arbeit ihr gäbe. Und Bruder Chrysostomus wußte, daß er Macht hatte über die fromme Witwe.

Da sprach er Amen.

Er ging hinunter zum Wirte der Herberge und redete mit ihm, daß er sogleich seinen Schlitten von der Decke des Wagenschuppens herabließe. Nach Gent wollte der Mönch und wollte die Frau in der blauen Jacke mitnehmen.

Dann ging er hinaus und sagte zu Catrejn, daß er die heilige Clara befragt hätte. Ihr Himmelswort würde nun Tat werden. Er werde Catrejn unverzüglich nach Gent mitnehmen, in einigen Wochen aber, am 12. Januar, gedenke er, wenn Gott wolle, ohnehin wieder in Antwerpen zu predigen; nach dieser Predigt werde er ihren Gatten in seinem Laden aufsuchen. Und ehrlich und ganz genau erzählte der Mönch, was ihm die heilige Clara geraten hatte, sprach auch die zuversichtliche Meinung aus, daß wohl von allen Frauen des himmlischen Paradieses keine für die vorliegende Gewissensfrage so sachverständig sei wie gerade Clara von Assisi. Denn eben diese habe das Leben in Christo dem Eheleben inbrünstig vorgezogen, freilich schon vor der Hochzeit, habe das lange, hoffärtige Haar vom Haupte geschnitten; der Heilige Franz aber habe ihr Herz erfüllt mit aller Süßigkeit der Liebe zu ihrem Verlobten in Himmelshöhen und sei ihr Brautführer zum Herrn geworden.

Nur dieses fragte Catrejn, und wenig ernsthaft schien sie zu fragen: „In diesem Kasten ist ein einziger Gulden, denn ich wollte nicht meinen Mann bestehlen; wie stelle ich's an, daß ich nicht einem Menschen zur Last falle?"

Und lustig sagte der Mönch: „So fragen die Krämer."

Da erklärte Catrejn: „Und wenn mein Mann in seiner Verblendung bleibet, will ich tun, wie die heilige Clara getan hat, will eine Schere nehmen und meinen Kopf kahlschneiden. Daß ich der Welt absterbe, eine Verlobte des Herrn, des Himmels Erbin. Dies schwör ich Euch und Eurer Heiligen, so wahr mir Gott helfe!"

Es fragte im Herzen des Franziskaners: „Hab auch ich eine Seelenschwester gefunden, wie St. Franziskus?" Er blickte in Catrejns Augen, es war keine Lüge darin, sondern ein Wille, wie der Wille der Kreuzfahrer, Flamme, die bis über die Sterne lodert. Da freute sich Bruder Chrysostomus.

Und er setzte sich neben den Knecht auf die vordere Bank des Schlittens. Hinter ihm aber, auf der breiteren Bank, mußte Catrejn allein sitzen und hatte eine Rücklehne und eine wollene Decke über den Knien. Den buntblinkenden Koffer hielt sie mit beiden Händen, und ihre Füße standen im dichten Stroh. Sie dachte in ihrem Herzen: „In sechs Tagen ist Weihnachten, soll ich Gottes Geburtstag mit einem Ketzer feiern?"

Und so fuhren sie aus dem Tor; die Schellen sprangen auf den Pferderücken und läuteten in der weiten Stille.

Sie hat keinen Respekt vor mir.

Um diese Stunde, jedoch vor einem Tor Antwerpens, das dem St. Nicolastor fast entgegengesetzt lag, erlebte der Bäcker ein kleines, ärgerliches Abenteuer. Dem bürgerlichen Reiter kam eine bunte, in Zierpanzern gleißende Kavalkade entgegen, von einigen berittenen Dirnen begleitet; Offiziere des „Popanzgrafen und Lotterherzogs", — so hatte Spiegel, der Rederejker und Gastwirt, den Herzog von Anjou und jetzigen Kronträger der Niederlande, jüngstmal genannt.

Und Spiegel hatte recht, weiß Gott!

Der Bäcker wollte sich rechts am Graben halten, da aber machte eine der Dirnen, die vor dem Zug ihr Rößlein tummelte, ihm ein Zeichen mit ihrer Gerte, daß er entweder rechts über den Straßengraben ausweichen müsse oder links über den anderen Straßengraben. Und auf ihrem Pelzbarett wippten zwei Straußenfedern, eine rote und eine salatgrüne.

Nun sagte sie rittlings zu den Offizieren etwas Französisches und wollte sterben vor Lachen.

Der Bäcker stand vor der Wahl, ob er kläglich kehrtmachen oder ob er den Sprung über einen der Gräben wagen wolle. Der linke Graben war etwas schmaler, immerhin war es ein Sprung, wie Pieters braver Scheck ihn wohl seit seiner Fohlenzeit nicht mehr getan hatte; auch Meister Pieter selbst hatte Zeit seines Lebens notwendigere Dinge zu tun gehabt, als sich in ungewöhnlichen Reiterstücken zu üben.

Aber er mußte! Er gab dem Scheck die Sporen, und wenn er auch mit verlorenen Bügeln nun über die Schneedecke einen weit ausbiegenden, ganz unfreiwilligen Umweg galoppierte, er war doch drüben. Und er hatte nicht auf der Mähne gehangen.

Auch sagte er sich, als er dann wieder die Straße entlang seinen gewohnten, ruhigen Trab ritt, es könne unmöglich eine Schande sein, daß er dieser von einer Dirne befehligten vielfachen und gepanzerten Übermacht hatte weichen müssen. Zu wertvoll ist sein Leben, um es an einen dummen Kampf zu wagen, an eine Narrheit für Raufbolde und Fahnenjunker! Er aber, er hat für Catrejn zu sorgen, auch für zwei Häuser und . . . ja doch: für Antwerpen!

Nämlich wieder einmal auf diesem Morgenritt und schon, seit er die Mauern der Stadt hinter sich hatte, ärgerte sich der Bäcker und Bürger über die Bauern, am allermeisten über die Ritter unter ihnen, über die mächtigen Grundherren und Erzeuger der größeren Getreidemengen. Regnet es in den Monaten vor der Ernte, so daß die Grundherren Auswuchs fürchten, halten sie ihre Vorräte zurück und fordern Preise, daß die Müller und Bäcker bei jedem Brote zusetzen. Oder die Bäcker müssen, um nur Vierpfundbrote liefern zu können, ihr Brot schlecht ausbacken, so daß das Teigwasser drinbleibt und mitwiegt. Also erhalten die Leute ein schliffiges Brot, nach Seife schmeckend, und lastet in ihren Mägen wie Blei. Andererseits: Ist schönes Wetter im Sommer, also daß eine reiche Ernte vor den Augen der Grundherren strotzet, so schwimmt der Markt von ihrer vorjährigen Ware, und sie selber haben den Schaden. Denn selbstverständlich halten bei solcher Überschwemmung Bäcker und Müller mit ihren Ankäufen zurück, dann müssen die Grundherren ihre Ware zum halben Wert losschlagen. Oder sie müssen mit vollen Wagen nach Hause fahren . . .

Beinahe diesen ganzen Morgen und Ritt lang suchte Pieter nach einem Ausweg aus solchem alljährlichen Ärger und allseitigem Unheil, doch die Verhandlungen bei den Lohmüllern störten ja immer wieder, und alle Pläne, die Meister Pieter gegen die ländlichen Kornwucherer und Preistreiber zu schmieden anfing, erwiesen sich als unbrauchbar. Einzig die Gilde als Macht

und Ganzes konnte wohl Abhilfe schaffen durch einen Machtbund mit den Gilden anderer Städte; doch war's des Siebenundzwanzigjährigen schon unverrückbare Erfahrung: In ihrer Mehrheit verstehen die Antwerpener Bäcker wohl ihren Ofen und ihre Kundschaft, nicht aber die übrige Welt.

— —

In Pieters Häusern waren keine Ställe, darum hatte der Scheck seinen Stand in der Ausspannung, die zu Spiegels „Goldenem Herzen" gehörte. In diesen Mietstall, durch den hallenden Torweg, führte Pieter nachher, ein Viertelstündchen vor Mittag war es, den Gaul.

Und er hängte den Sattel auf. Das brave Tier reckte den Rücken und soff zwei Eimer.

Nachdem aber Pieter den dritten Eimer draußen im hühnerreichen Hofe vollgepumpt hatte, zögerte er als guter Pferdepfleger eine längere Weile. Neben dem Ziehbrunnen stand er, an dem steinebeschwerten Ende des haushochragenden Hebebaumes, verwandte die leere Zeit auf seine Privatsorge mit Catrejn und lächelte unter dem Schnurrbart, der ihm fahlblond über den Mund hing. Den ganzen Morgen und Vormittag, so meinte Pieter, hat nun Catrejn die großen und kleinen Brote verkauft, sein und ihr eigenes Interesse getreulich wahrend; denn eine Frau muß ja ihrem Ehemann helfen. Dann aber, gegen elf Uhr, hat sie den Hausknecht hinter dem Ladentisch aufgestellt, und nun steht sie am Herde, das Mittagessen bereitend auf ihre kunstgerechte und schmuckfreudige Art. Wohl und sehr begreiflicherweise wird sie noch immer grollen, wenn er nachher an dem einbeinigen Tisch Platz nimmt, aber gottlob: er ist doch ihres Herzens Herr! An einen ganz bestimmten Kuß erinnerte sich der Meister, den ihm die Catrejn am vorausgegangenen Sonntag gegeben hatte. Zu Hause in der Herdstube war es gewesen, im Dunkel der sechsten Nachmittagsstunde, nach dem gemeinsamen mehrstündigen Schlittschuhlauf. Und jetzt, wie Pieter seinen Fuß auf den Brunnenrand stellte, jetzt fühlte er in seiner Erinnerung noch einmal, wie damals Catrejns schlanke Arme an seinen Schultern sich festsogen, und wie nun dieser Kuß aus Catrejns Herzen gewissermaßen heraufströmte.

Übrigens war Meister Pieter der Ansicht, die sich schon mehrmals in seiner Ehezeit bestätigt hatte, wenn auch bei leichteren Streitfällen: alles Schmollen unter zwei Menschen, die doch zusammen leben müssen, wird sehr bald lächerlich und ist ganz undurchführbar.

Neben dem Ziehbrunnen war eine Stelle der Hauswand vom wuchernden Efeu freigehalten, hier stand jene nebelhafte, von den Stammgästen des „Goldenen Herzens" fleißig belachte Inschrift, über die Dionysius mit dem Verfasser und Hausherrn gestern abend beim letzten Glase disputiert hatte. Und Pieter las den Brunnenspruch, der auch ihm stets völlig unverständlich gewesen war, heute noch einmal:

Ihre Pfützen laß den Tröpfen!
Eimer nur, der in die Tiefe sank,
Kann dir einen klaren Trank,
Auch vielleicht ein Nixlein schöpfen.

Aber es war doch Nebel und blieb Nebel. Jedenfalls heute hatte Pieter keine Geduld zu einem rechten, gründlichen Nachdenken. Und er hub seinen Eimer.

Als er dann heimging, trug ein Ausrufer ganz frische, heute gefangene Krabben in seiner Mulde, und gleich wieder mußte der junge Gatte an Catrejn denken: eine gar zarte Vorspeise ist es, und Catrejns liebste Vorspeise. Er hieß den Händler mit sich gehen.

Zu Hause, um für die Krabben einen Topf zu holen, trat Pieter zuerst in die Herdstube: Catrejn stand nicht am Herde, der Herd war kalt.

Und eine tiefe Verwunderung beschlich den Bäcker, er ging durch den Flur in den Laden; der neue Hausknecht saß hinter dem Ladentisch und kaute.

Wo die Meisterin wäre, fragte der Herr und hatte Augen wie einer, der am Halse gewürgt wird.

Doch der magere, verkümmerte Bauernjunge überhörte wohl diese Frage, sein armer Kopf wälzte das Rechtsproblem, ob er nun eigentlich überhaupt jetzt und im Laden einen Mohnkringel verzehren dürfe, und frech vor Feigheit, wie es der häufigste Ton seiner Kehle war, stammelte er: „Ich muß alle Tage zu Mittag essen."

Nach kurzem Verhör aber griff der Hausknecht unter den Ladentisch, zog die Holztafel hervor, und nun las Pieter, schweratmend.

Er merkte bald, daß er diesen, mit vornehmen Redeblumen geschmückten, entsetzlichen Brief noch einmal und ganz genau würde studieren müssen. Und er ertrug es nicht, daß ihm der Bauernjunge fortwährend ins Gesicht sah; darum kehrte er über den Flur zurück, setzte sich auf die Wandbank, dem kalten Herd gegenüber, las abermals, und wie ein Schmiedehammer klopfte sein Herz.

Auf der einen Seite der Tafel stand:

„Datum sechs Tage vor Weihnachten
im Jahre Gottes 1582.

„Dem ehrenhaften Pieter Abels, Bäcker und Gildemeister, zu handen.

„Meinen Gatten grüße ich und weiß nicht, ob es zum letzten Male ist in dieser irdischen Pilgerfahrt. Denn es kann leicht geschehen, daß ich heute zu Mittag nicht wieder hier bin oder auch niemals wieder. Wohin aber mein Fuß jetzt geht, will ich nicht sagen; denn wie alles verlöscht ist, was einst Kreide auf diese Tafel geschrieben hatte, so sei die Spur meines Fußes verlöscht.

„Catrejn Abels,
„des Stadtschreibers Egidius Tochter.
verte"

Auf der anderen Seite der Tafel stand:

„Wenn ich zur zwölften Stunde nicht wieder zu Hause bin, so sage dem Hausknecht, daß in der Vorratskammer Linsen mit Speck stehen, von gestern. Er soll sie wärmen für den Gesellen und sich. Du aber gehe in Hendrik Spiegels Tabakskrug und iß und singe."

Meister Pieter sang nicht.

An der Altarseite der Antwerpener Kathedrale klebte damals ein Haus aus Backsteinen und Lehm, das nur fünf winzige Fenster und im Dach einen

Taubenschlag hatte. In diesem Hause liefen Meister Pieters Gedanken jetzt umher, die verlorene Liebste suchend; denn Catrejns lediggebliebene vier Schwestern wohnten in diesen krummwandigen Räumen, sie waren arm, wie Catrejn gewesen war, und weniger lieblich. Zu ihnen aber, hieran zweifelte Pieter nicht, würde sich Catrejn geflüchtet haben. Und selbstverständlich, er wird sich hüten, mit Armes oder Büttels Gewalt sie heimzuholen. Außerdem: wie ist es — nach dem Rechte? Könnte ein Ketzer nach seiner katholisch gebliebenen Frau den Büttel schicken? Nicht einmal soviel wußte Pieter, ob nun sein grauenvolles Schicksal nach dem römischen Recht zu entscheiden wäre, oder nach dem kanonischen, das Dionysius, der teure Prediger, neulich schilderte; das die Päpste getürmt haben, im Laufe ihrer Jahrhunderte . . . Mit starren Augen saß der Meister und saß, blickte in schwarzes, ganzes Dunkel.

Wenn sie nun aber . . . wenn sie — nicht bei den Schwestern ist? Könnte ihr flandrisches Blut, ihr liebes, wildes Blut nicht irgendwelchen ganz anderen, unberechenbaren Einfall gehabt haben? Ein Mensch . . . nun gar eine Frau, die plötzlich ihren liebsten Herzenswillen durchkreuzt sieht, ist sie nicht fähig, jedwede Verzweiflungstat anzustellen, auch die wahnwitzigste? Wenn sie nun — aus der Stadt wäre, querfeldein über den Schnee? Wenn sie nun in eine französische Offiziersgesellschaft geraten ist! Und eine schauderhafte Vision hatte Pieter: Auf einem geputzten Rößlein saß die Zierliche, ihre neue, himmelblaue Pelzjacke trug sie, auf ihren hauptumschlingenden Zöpfen aber wippten zwei Straußfedern, eine rote und eine salatgrüne . . .

Jener Kuß nach dem Schlittschuhlaufen, der herzentstiegene, fiel dem Verlassenen wieder ein, — schreien hätte er mögen! Indessen waren solche Erleichterungen dem „Anderen Schweiger" versagt, auch wenn er allein war.

An den Sohn dachte er, den er von Catrejn sich so inbrünstig gewünscht hatte, den ihm Catrejn über kurz oder lang doch wohl eines Tages würde geboren haben. Einen Schiffsreeder hatte der Bäcker aus diesem Sohn erziehen wollen, oder noch lieber einen Selber-Seefahrer, einen Länderentdecker . . .

Und wie würde es nun sein? In der Gesellschaft eines wüst-geusischen Gesellen und eines blöden Hausknechts würde man seine Tage hinbringen.

Und seine Jahre!

Und selbstverständlich würde man auch betrogen werden, jahraus, jahrein. Wie man betrogen wurde, als man die Kluge und Umsichtige noch nicht hatte. Nur eine Frau kann überall im Haus ihr Auge haben.

Aber das ist ja nun gleichgültig, ob man betrogen wird. Kein Geld und Gut hat einen Wert, wenn einer niemals wieder ein Paar Schlittschuhe oder sonst etwas Schönes für seine Frau davon bezahlen kann! Und wenn er es nicht für seinen Sohn und seine anderen Kinder aufhäuft, sondern für die Betrüger und für die Erbschleicher.

Und morgen ist Sonntag . . .

Und eine wundervolle Eisbahn ist es . . .

Da öffnete sich auf eine gar bescheidene Weise die Stubentür; der Krabbenhändler fragte, ob denn der Topf gefunden wäre.

Jetzt merkte Pieter, daß ihn hungerte. Was ja nach den fünf Stunde im Sattel kein Wunder war! Bei allem Herzleid!

Freilich war ihm der Appetit just auf Delikatessen vergangen; er zog de Beutel, und mit ein paar Kreuzern fürs Warten entließ er den Krabber händler. Aber ihn hungerte.

Und wie!

Er machte Feuer im Herd, holte die Linsen mit Speck aus der Vorrats kammer, — leichter wurde sein Schmerz, wie er nun etwas tat. — Er gin in den Laden hinüber und schickte den Hausknecht mit der Schüssel in d Backstube, auf daß er dort mit dem Gesellen das Mahl einnähme. Er selb aber bediente zunächst ein vornehm gekleidetes Bürschlein, das in den Lade gekommen war, um zwei Honigstangen zu kaufen.

Als nachher Pieter einige Löffel von seinem Mittagessen verzehrt hatt kam ihm eine furchtbare Erkenntnis: Aus dem Brief auf der Tafel, au diesen vornehmen Redeblumen, sieht man es wieder, daß Catrejn doch ebe aus einem anderen Menschenkreis herstammt. Aus dem Menschenkreise d Stadtschreiber, Staatsmänner und Gelehrten, der doch ein höherer ist. Meist Pieter tat einen tiefen Seufzer: „Sie hat keinen — Respekt vor mir!"

Und er quälte sein Herz und grübelte: „Ja doch, sie will meine Fra sein, doch nur als Herrscherin! Sie hat keinen Respekt vor mir! Es i ihr nichts, daß man das beste Brot in Antwerpen bäckt. Und büke ma immer noch besseres, als das beste, es wäre ihr nichts. Also ein Elend i es, das nie zu ändern ist, auf Lebenszeit nie. Sie hat keinen Respekt vor mir.

Da blieb der Löffel in den Linsen liegen.

Der Palast mit dem Schwamm.

Donna Polyxena del Rio, die fromme Witwe zu Gent, war diese ganzen Tag über gar unruhigen Herzens; denn wieder einmal hatte sie Hof nung, ihren Palast zu verkaufen und also nach achtjährigem Exil in diese nebligen, vom protestantischen Ungeziefer wimmelnden Lande endlich heimzu kehren ins liebe Spanien.

Nämlich ein deutscher Kaufherr, der bisher zu Brügge die dortige Niede lassung seines Hauses verwaltet hatte, nun aber durch die unaufhaltsame Ve sandung des Brügger Hafens zu einem Sitzwechsel gezwungen war, woll die Niederlassung seines Hauses nach Gent verlegen und hatte für diese Nachmittag sich anmelden lassen, um den Palast der verwitweten Spanier zu besichtigen. Jakob Fugger hieß er, und wie der Agent versichert hatt wollte Herr Fugger den Palast als Privatwohnung erwerben, für sich, d junge Frau und die bisherigen drei Kinder. Auch hatte der Agent mit hoc gezogenen Brauen hinzugefügt, daß dieser Deutsche wohl für sieben Paläs gut sei, möglicherweise auch für siebzig.

Donna Polyxena hatte das große Weihnachtsreinmachen um acht Tag vorausgenommen; bis gestern, fast eine Woche lang, hatten die vier Lakai

und die acht Mägde gescheuert und geputzt und alles außerdem Nötige verrichtet, um die siebenundvierzig Räume in einen einladenden Zustand zu bringen, in einen verführerischen Zustand.

Im zweiten Stockwerk aber lag ein Gemach, das schon von jeher für bevorzugte Logiergäste gedient hatte, mit einem oft bewunderten Blick über das prangende, fröhliche Gent; hier sollte Herr Jakob Fugger über Nacht bleiben. Also wurde in diesem Gemach, im alten, wunderschönen Kamin, diesen ganzen Tag über ein Feuer von großmächtigen Pappelscheiten unterhalten; Donna Polyxena selbst hatte ein Küglein Ambra auf den Kamin gelegt, auf den warmen oberen Marmorrand; eine behagliche, würzig duftende Wärme durchströmte den Raum.

Von Zimmer zu Zimmer aber lief die grauhäuptige Spanierin, die sonst so würdevolle und königliche, in einer furchtbaren Gewissensnot, die sich nun jedesmal wiederholte, wenn ein Kauflustiger den Palast besichtigen wollte. Der Palast — hatte den Schwamm!

Was wahrhaftig kein Wunder war! Denn eine von den zahlreichen, gar kunstvoll angelegten Wasserstraßen der Handelsstadt kroch just an der dreistöckigen, fast würfelförmigen Steinmasse vorüber; senkrecht aus diesem, jetzt zugefrorenen und verschneiten Scheldearm hob sich die hohe, vom Alter schwarzgewordene Mauer mit ihren weit auseinander liegenden, einförmigen Bogenfenstern.

Und neuerdings war der Schimmel sogar ins Erdgeschoß hinaufgekrochen; unter dem Fußboden der Kapelle vermehrten sich die Milliarden der winzigen, entsetzlichen Pilze in den Balken, spotteten aller Tinkturen und Menschenlisten.

Ja, eine furchtbare Gewissensnot war es für Donna Polyxena, der das jenseitige, dereinstige Leben und Schweben wirklich die wichtigste Angelegenheit all ihrer Tage war, daß sie nun doch immer wieder den Fehler ihres Palastes sündhafterweise verschweigen mußte.

— —

Zwei Stunden dauerte die Besichtigung der siebenundvierzig Räume, Donna Polyxena selbst führte den deutschen Kaufherrn. In der Kapelle zeigte sie ihm den Reliquienschrein auf dem Altar, das Kunstwerk eines frommen Genter Goldschmiedes, berichtete auch, daß dieser Schrein einen Ärmel des Santiago enthalte, von welcher Reliquie sie nun eine sofortige Heilung von schweren Zahnschmerzen und andere ganz offenbare Wunderwirkungen erzählte.

Und Herr Fugger verrichtete ein kurzes Gebet vor diesem Ärmel, — nicht einmal Ketzer war er! Einen gutkatholischen Kauflustigen mußte Polyxena betrügen, jawohl: betrügen! Wenn anders sie ihre Heimat wiedersehen wollte, ihr warmes, liebes Vaterland. Einen furchtbaren Schmerz empfand Polyxena in ihrem Busen, einen fast körperlichen Schmerz.

Daß der Kauflustige den Schwamm unter der Diele etwa durch den Sinn des Geruches bemerkt hätte, war ausgeschlossen durch den Duft des Weihrauchs, der Donna Polyxenas Kapelle jahraus jahrein erfüllte. Auch an diese bei Gott unbeabsichtigte Nützlichkeit des heiligen Duftes mußte Polyxena jetzt plötzlich denken, neben dem Kaufherrn die Kapelle umwandelnd,

und mußte die Freude einer Betrügerin empfinden, wobei der Schmerz in ihrem Busen zur höllischen Flamme wurde.

Polyxena richtete ihre Führung so ein, daß der gemeinsame Gang im zweiten Stockwerk endete, in dem Gemach mit der berühmten Aussicht, vor dem behaglichen Kamin. Und hier sprach die grauhäuptige Dame ihre Einladung aus.

Herr Fugger hatte schon sein Quartier, bei einem Geschäftsfreund, er lehnte daher diese Logiereinladung kurz und freundlich ab; im übrigen war er durchaus entschlossen, den Palast zu erwerben. Nur noch zu einem ortsansässigen Notarius wollte er sich begeben, und er erklärte: Wenn dieser Notarius keinen unerwarteten Einwand mache, so könne der Kaufvertrag noch morgen oder übermorgen vollzogen werden.

Da befahl Donna Polyxena ihrem Hausmeier, Herrn Fugger an die Sänfte zu geleiten; sie selbst aber eilte auf kürzestem Weg in ihre Kapelle, vor dem Ärmel des Santiago warf sie sich in die Knie und schlug das Antlitz in ihre Hände.

Für ihre schweigende Lüge, die doch unausweichlich gewesen war, betete sie um Ablaß, betete heiß und lange. Wohl wußte sie, daß sie den Ablaß für diese eine, nicht einmal ausgesprochene Lüge auch durch ihren Kaplan und Beichtiger bei einem Ablaßhändler sich hätte besorgen können, aber sie hielt nichts von den gekauften Abläßen.

Und so lange lag sie auf ihren Knien, vor dem Ärmel des Apostels, daß es Abend wurde über dem Beten. Doch an der Wand zur Rechten des Altars brannte die kleine, rote, ewige Flamme.

Die Beterin fand keinen Frieden, ganz deutlich fühlte sie, daß der Teufel sein Bocksgesicht an ihrem linken Ohr hatte, sie wagte nicht hinzusehen. Und es höhnte an ihrem linken Ohr: „Also du mußtest sündigen, du mußtest! Auf daß du heimkehren könntest! Nach dem warmen, geliebten Spanien! Du mußtest! Oh Polyxena! Meinst du, der Richter am jüngsten Tage würde auf solche faule Ausreden sich einlassen? Ich reiße an deiner Seele, du bist mein eigen! Und außerdem: Wer hinderte dich, deinem Heimweh zu folgen? Warum bist du nicht längst in Spanien? Schenk den Palast den Franziskanern, wenn anders sie einen Palast annehmen, darin die weißen Pilzlein ihren muffigen Duft ausströmen. Schenk den Palast den Armen! Warum bist du nicht längst in Spanien? Hast du nicht dort ein Landgut? Bist du nicht reich auch ohne das Sündengeld für diesen Palast? Reicher, als du es brauchtest für das Leben einer grauhäuptigen, frommen Witwe? Dreimal reicher? Aber der Geiz sitzet in deinem Herzen! Der Geiz! Oh Polyxena, hast du gelesen in deinem schön gedruckten, illuminierten Dante, was die Geizigen leiden und leiden werden? Aber du bist nun geizig und kannst nicht anders! Darum höre ich auf, an deiner Seele zu reißen, denn ich habe sie schon, ich habe sie schon!"

Die Unglückliche lief in das Zimmer des eisernen Schrankes, sie schüttelte die Glocke und ließ ihren Almosenier rufen. Durch gute Werke werden Sünden gebüßt und aus der Welt geschafft.

Sie gab dem Alten hundert Gulden, für die katholischen Armen Gents.

Kaum aber war der Almosenier aus dem Gemach, so höhnte das Bocksgesicht weiter an Polyxenas linkem Ohr: „Hundert Gulden! Für den Palast aber forderst du hunderttausend. Oh Polyxena, welches feine Geschäft!" Und an gestern erinnerte das Bocksgesicht die Friedenlose, wie gräßlich weh es ihrem kühlen, faltigen Daumen getan hatte, als der Siegellack darauf tropfte; und von einem auch Geizigen erzählte der Bocksbärtige, von einem geizigen König, dem glühendes Gold in den Mund gegossen wird, bei Tag und Nacht, jahraus, jahrein, seit zwei Jahrtausenden, flüssiges, weißglühendes Gold, und er muß es hinunterschlucken.

Catrejn auf Reisen.

In St. Nicolas, das auf dem halben Wege zwischen Antwerpen und Gent liegt, bestellte Chrysostomus einen anderen Schlitten mit frischen Pferden, geleitete Catrejn in die Wirtsstube der Herberge und fragte die Wirtsfrau, welche Speisen sie fertig hätte. Die Wirtsfrau sagte: „Gekochte Graupen und Linsen mit Speck."

Da mußte Catrein ihr Herz mit der Hand festhalten, aber zur heiligen Klara blickte sie auf. Gekochte Graupen wollte sie essen und setzte sich.

Chrysostomus war mitten in der Stube stehen geblieben, zog ein Stück Brot und eine Mohrrübe aus seiner Tasche, speiste, blickte auf die Frau aus Antwerpen, die ihrem Mann entlaufen war um Gottes und ihres Glaubens willen, und Chrysostomus freute sich. Denn immer noch, als täte sie einen Kreuzzug, leuchteten Catrejns Augen vom heiligen Geist und Brand. Auch hatte ja diese Frau geschworen, das reiche Haar sich vom Kopfe zu schneiden, wenn anders jener Bäcker und Ketzer nicht heimkehrte in den Schoß der römischen Kirche.

Der Mönch ging vor die Tür der Herberge, denn zuwider war es ihm, Leib und Fleisch eines Weibes zu begaffen; aber draußen fragte es doch wieder in seiner Brust: „Habe ich eine Seelenschwester gefunden, wie Franziskus?" Des Chrysostomus Demut erschrak, und er betete diese Frage nieder: „Ist es nicht möglich, daß eine wirkliche, ganze Heilige auch mal in Flandern aufblühe? Der ihr weltlicher Gatte nichts ist, der himmlische Bräutigam aber alles? Bin ich dann wert, daß ich mich ihren Bruder nenne? Bin etwa ich — ein Heiliger?" Und in der demütigen Brust schallte ein schmerzenreiches Gelächter.

Vor Catrejn dampfte der Napf, gar wohlig füllten nach dem mehrstündigen Schlittenfahren die warmen Graupen den Magen. Noch einen zweiten Napf verzehrte die Hungrige. Schon wieder läuteten die Schellen draußen ihr Lied, daß es schön wäre zu reisen, auf jeden Fall. Und als das Fahren dann wiederum anhub, sangen die Schellen, daß Catrejns neues, ganz anderes, heiliges Leben herrlicher wäre als das frühere, siebenmal herrlicher.

— –

Vor Donna Polyxenas Palast brannten schon die Laternen, als der Schlitten hielt. Chrysostomus brachte Catrejn vorläufig ins Wartezimmer und sagte dem Türhüter, daß man ihn anmelden solle.

Um diese Zeit saß Donna Polyxena im Gemache des Springbrunnens, wo sie beinahe immer weilte; denn hier fühlte sie sich am ehesten noch im lieben Spanien. Eine Art Grotte war es, die der selige del Rio in jenen paar Monaten hatte herstellen lassen, die er in diesem Palast gewohnt. Wie in den maurischen Schlössern der fernen Heimat hingen hier an der vielfach und gar künstlich gewölbten Decke unzählige, gleichförmige Zapfen, den Zapfen in einer Tropfsteingrotte wahrscheinlich nachgebildet, und ein Springbrunnen war in der Mitte des Gemachs eingerichtet, doch schlief er seit dem Tode seines Erbauers.

Auch der großmächtige Arbeitstisch des Staatsmannes und Ketzerrichters stand noch auf seinen bronzenen Löwenfüßen vor dem Fenster, und eben hier trug Donna Polyxena jetzt die hundert Gulden in ihr Kassabuch ein, die sie dem Almosenier gegeben hatte; aber nur immer lauter höhnte das Bocksgesicht: „Ein feines Geschäft! Oh Polyxena, denke des Siegellacks! Wir aber werden deinen Durst stillen und alles Lechzen deiner Kehle mit weißglühendem Gold."

Auch einen ganz deutlichen Gestank von qualmendem Schwefel spürte die Friedlose, der aus dem Rachen des Bocksgesichts entsetzlich quoll und schon die ganze Grotte erfüllt hatte.

Da meldete der Lakai den Bruder Chrysostomus, und es flüsterte im Herzen der Friedlosen: „Der Wundertäter? Jetzt sendet mir der süße Jesus den Wundertäter. Süßer Jesus, du hast mich nicht verstoßen!"

Als aber der Mönch eintrat, duftete er nach Schnee und Reinheit, ein Wind ging von ihm aus, der den Schwefelgestank zum Kamin hinausblies. Und in der Freude ihres Herzens öffnete Donna Polyxena die goldene Kette, daran der Agnus auf ihrer Brust hing, ein ganz goldenes Lamm war es, mit einer Fahne. Donna Polyxena wollte dem Franziskaner das Kleinod schenken, Chrysostomus aber lächelte nur und wehrte mit seiner Hand.

Alsbald fragte Polyxena staunend: „Heiliger Bruder, welchen zerschlissenen, armseligen Strick tragt Ihr um Eure Hüfte?" Da betrachtete der Mönch Donna Polyxenas Gewandung, die aus schwarzblinkender Seide und einigen goldenen Fäden gewoben war. Und wie des Täufers Haupt einst auf der Salome Schüssel gelegen hatte, so lag Donna Polyxenas Haupt in der Krause von weißen Mechelner Spitzen. Aber Chrysostomus war es müde, der Weiber Weltlichkeit und Eitelkeit zu geißeln; er antwortete nicht auf die Frage wegen des Strickes, sondern verkündete nun: „Die heilige Klara hat für ein Himmelswerk Euch auserwählt, durch meinen elenden Geist." Alsdann erzählte Chrysostomus alles, was er von Catrejn wußte, und verlangte von Donna Polyxena, daß sie die Bäckersfrau aus Antwerpen in Quartier nähme, auf ein paar Wochen vorläufig. Er fügte hinzu: „Ist nicht am Himmel der neue Stern erschienen vor wenigen Tagen? Und also? Könnte nicht Jesus wollen, daß diese flandrische Bäckersfrau aufblühe an

seinem Herzen als eine neue Braut und Heilige? Wäre es nicht eine gute und starke Probe der neuen Kraft in ihrer Seele, wenn sie nun wirklich eine Schere nähme und schnitte des Haares weltliche Hoffart von ihrem Haupt, wie die heilige Klara getan hat in ihrer Erdenzeit? Kann nicht ein neuer Stern in jeder Nacht erscheinen?"

Polyxena sagte: „Die Bäckersfrau soll mein lieber Gast sein."

Aber Chrysostomus dämpfte den frommen Eifer und bestimmte Polyxena, Catrejn vorläufig in ihren Dienst zu nehmen, etwa als eine Geleiterin und Ehrendame, als eine Duenna.

Polyxena blickte in des Mönchs Antlitz gleich einer Verklärten: „Ihr habt meine Seele gebadet," sagte sie, „nun ist sie leichter als eine Lerche."

Als der Franziskaner gegangen war, brachte Donna Polyxena selbst ihre neue Duenna in das Gemach, das für Herrn Jakob Fugger geheizt war. Zu ihrer großen Freude brauchte sie mit dieser Bäckersgattin nicht mal flämisch zu radebrechen, sondern die Bäckersgattin sprach spanisch, mit bebender Stimme jetzt, doch ganz auskömmlich. Und redete wie ein Gelehrter. Sie sagte, daß Flämisch „eine Sprache ohne Literatur" sei, daher habe sie das Spanische gern gelernt, bereits als junges Mädchen. Auch sei ihr Vater Stadtschreiber gewesen, viele Diplomaten, Grammatiker und andere anständige Leute hätten gelegentlich an ihres Vaters Tisch gesessen und hätten meist spanisch gesprochen.

Ein Lakai steckte an den weinroten Brokatwänden dreimal drei Wachskerzen an, die nun gar hell und festlich erstrahlten. Das Ambrakügelein auf dem warmen Kamin duftete stark. Und seltsam traulich war es Catrejn zumut. Aber sie wußte nicht, wie sie dies alles begreifen sollte.

Sie sagte, daß sie wahrscheinlich nach Spanien reisen werde, in ein Kloster, denn ihr Mann sei ein Ketzer geworden.

Je länger aber Donna Polyxena der Lieblichen lauschte, um so gewisser wurde die fromme Witwe: Sie, Donna Polyxena del Rio, sie ist gewürdigt, eine Heilige zu beherbergen! Sie öffnete zum zweitenmal die Kette unter der Halskrause, küßte Catrejn auf beide kalten, roten Wangen, hängte den Agnus auf Catrejns Brust und eilte hinaus.

Da legte die Bäckin aus Antwerpen ihre Hand an die Stirn. Ist sie verzaubert?

Den Agnus wollte sie nun betrachten und wollte die Kette am Hals lösen; doch ihre Hände zitterten, auch waren ihre Finger noch steif. Endlich hielt sie das Kleinod in ihrer Hand, Gottes Lamm blickte aus diamantenen Augen in Catrejns Antlitz: „Ich trage die Sünde der Welt, auch deine," sprach es, „du aber, du bist im Paradiese."

Catrejn legte das Lamm auf den Tisch und sah, daß es ein Tisch aus Bernstein war, auch aus dunklen, blauen Steinen, die sie noch nie gesehen hatte. Und Catrejn fühlte keinerlei Heimweh. Auf dem weißen Leder des Armstuhls riß ein goldener Affe am Schwanz eines goldenen Fuchses. Und hinter den Lichtern, auf dem weinroten Brokat, schaukelten sich purpurrote Fasane.

Eine Magd brachte Speisen, auch Wein in einer geschliffenen Flasche. Wunderlich war diese Magd gekleidet, wohl auf die Art eines spanischen

Landmädchens, doch auf gut Flämisch sagte sie nun den Abendgruß, deckte den Tisch und ging wieder.

Ein gebratenes, kaltes Rebhuhn hatte sie hingestellt nebst frischem Salat aus Brunnenkresse, — jetzt im Winter, — auch ein Zugericht, das Catrejn noch nie gesehen hatte, vielleicht ... Pflaumen mochten es sein, kleine grüne, die im Juni geerntet waren, sie schwammen in einem ganz durchsichtigen Saft.

Catrejn empfand ein Verlangen nach diesem Rebhuhn; auch glaubte sie, daß dieser goldgelbe, wohl spanische Wein nach der langen und kalten Fahrt gesund sein würde, also sie setzte sich vor den silbernen Teller und faltete ihre Hände. „Heilige Klara," betete sie, „kaum hab ich den Weg der Entsagung angetreten, so bewirtest du mich mit Rebhuhn und mit spanischem Wein! Werden sie denn schon hier erhöhet, die sich selber erniedrigen, schon hier unten auf Erden? Doch ich gelobe dir: Wie ich die leichten Tage meines neuen Lebens hinnehme, so will ich auch die schweren hinnehmen in himmlischer Tapferkeit und auch die schwersten."

Catrejn verzehrte die Hälfte des gebratenen Rebhuhns und ihren Salat, auch füllte sie die gläserne Schale. Ein köstlicher Würzwein war es. Und sie kostete die vermeintlichen Junipflaumen, mußte sie aber gleich wieder aus dem Mund nehmen, auch die ganze Schale ihres Würzweins leeren, bis sie den unerträglichen, salzig-öligen Geschmack wieder von ihrer Zunge getilgt hatte. Und ein gar lustiges Tun erschien es ihr, die eigene Naschhaftigkeit oder sonstwelche andere eigene Laster und Sünden zu verlachen.

Warm war ihr geworden, obwohl sie die gefütterte Samtjacke während des Mahls geöffnet hatte.

Sie schob das Fenster nach oben, blickte auf eine Stadt mit vielen Laternen, Menschen und Pferden. Catrejn kannte die Häuser nicht, noch diese Menschen, noch dieser Menschen Sorgen.

Sie mußte die Jacke wieder zuhefteln, aber sie stand noch lange.

Sehr viele verschneite Wasserläufe blinkten im Mondlicht, ein richtiges Netz war es. Und aus dem Unterricht, den ihr die liebe Mutter erteilt hatte, besann sich Catrejn, daß es die Leie ist, die zu Gent in die Schelde mündet. Wohl fiel es der Entflohenen ein, all dieses Wasser fließt unter dem Eis nach Antwerpen. Doch Catrejn spürte keinerlei Heimweh.

Sondern wie eine, die um des Schauens und ihrer Lust willen auf Reisen ist und eines Abends in einer fremden Stadt ankam, so verzaubert und wohlgemut stand Catrejn in der starken Mauer.

Wie hoch sie steht! Über den anderen Dächern allen! Nur nicht über den Kirchtürmen! Eins, zwei ... fünf Kirchtürme ragen zwischen den Sternen.

Hundert Jahre lang hätte Catrejn hier stehen mögen.

In ihrer Mädchenzeit hatte sie mehrmals einen Traum geträumt, abends in ihrer Kammer, einen Traum im Wachen, daß sie dereinst in einem Schloß wohnen würde, hoch über der Enge und allen Sorgen, — nun war der Jungferntraum erfüllt.

(Fortsetzung folgt.)

Die Weltanschauung Adolf Harnacks[1].

Lord Haldanes Beitrag zur internationalen Verständigung „Deutschland und England" führt den Untertitel einer Studie über nationale Eigentümlichkeiten. In derselben hebt der Autor, ein Übersetzer Schopenhauers und begeisterter Anhänger Goethes, mit allem Nachdruck hervor, daß das praktische Leben Deutschlands, weit mehr als dasjenige Großbritanniens, auf abstrakten und theoretischen Grundlagen beruhe. Seine Begründer und Verkünder sind Luther, Lessing, Kant, Goethe, Bismarck. Sowohl für Luther wie für Kant ist Haldanes Exponent der Dichter von „Deutschland ein Wintermärchen", Heinrich Heine, „der von ernsten Dingen mehr versteht, als man ihm zutraut". Es unterliegt wohl kaum einem Zweifel, daß der aus Schottland stammende britische Staatsmann und Philosoph bei dieser jedenfalls eigentümlichen Wahl sich von der zündenden Rhetorik des Mannes blenden ließ, der „Ein' feste Burg ist unser Gott" die Marseillaise der Reformation genannt und über den Weisen von Königsberg das Urteil gefällt hat, wie Robespierre, so sei auch Kant von der Natur dazu bestimmt gewesen, Zucker und Kaffee aufzuwiegen: „Das Schicksal wollte es anders und legte in die Wagschale des einen einen König, in die des anderen einen Gott. Und beide wogen korrekt." Die Billigkeit erfordert, hinzuzufügen, daß Lord Haldane es notwendig gefunden hat, „die einseitige Auffassung Heines", wie er sie nennt, durch seine eigene zu ergänzen. Mit ihr, die ebenfalls an Einseitigkeit, aber auch an guter Absicht nichts zu wünschen läßt, haben wir uns hier nicht zu befassen. Seine Zuflucht zu geistreichen Paradoxen zu nehmen, wird keiner mehr wagen, dessen Absicht es ist, einen ernsten Einblick in das deutsche Geistesleben der Gegenwart zu gewinnen. An gewichtigen Zeugnissen und „Grundlagen" aller Art ist kein Mangel; ebensowenig trifft sie der Vorwurf eintöniger Übereinstimmung. Die Gefahr für den einzelnen liegt vielmehr darin, daß, sobald er bei einem dieser mutigen, wo nicht verwegenen Seefahrer auf dem Meer moderner Entwicklungen an Bord geht, sein Blick erkennen muß, wie das stolze Schiff, dem er sich und seine intellektuelle Habe anvertraut hat, nicht etwa an der Spitze vereinigter Flotten, sondern getrennt von ihnen seinen Kurs nimmt. Das auf eine bestimmte Theorie oder ein ganzes System eingestellte Signal bleibt unbeachtet: die übrigen Fahrzeuge folgen nicht.

[1] Adolf Harnack, Aus Wissenschaft und Leben. Zwei Bände. Gießen, Alfred Töpelmann. 1911.

Das gilt nicht nur von deutscher Spekulation. Engländer werden an J. Stuart Mill oder Herbert Spencer, Franzosen an Auguste Comte, Deutsche an Schopenhauer oder Nietzsche denken. Ihnen allen verdankt man Lichtblicke. Der Bau, der den Geschlechtern Schutz gewähren sollte, ist nicht errichtet worden: von einer einheitlichen Weltanschauung ist keine Rede. Die letzte Persönlichkeit dagegen, in deren Denken und Handeln die besten Elemente des deutschen Volkes zur Einheit zusammengefaßt und zum Ausdruck gebracht wurden, ist Bismarck. Über die Entwicklung der Dinge und die von seinen Erben angetretene Verantwortung seit dem Tag, an dem das Steuer der Hand dieses Mannes entfiel, gehen die Meinungen weit auseinander. „Trügen die Zeichen der Zeit nicht," schreibt Harnack zehn Jahre nach Bismarcks Scheiden, „so ist etwa mit seinem Todesjahr ein großer Zeitraum wirklich abgeschlossen, der mit der Reformation begonnen hat, und der in der Weltgeschichte einst ebenso als Hauptepoche hervortreten wird wie das Mittelalter". Mit diesen Worten ist bezeugt, daß die Heroengestalt Bismarcks bereits ein Stück Vergangenheit ist, an der die deutsche Gegenwart nicht mehr gemessen werden könnte, ohne ein falsches Bild zu erzeugen.

In Ermangelung einer typischen Gestalt gibt es jedoch in Deutschland hervorragende Männer, die mit dem nationalen Leben in enger Fühlung stehen und durch Universalität der Bildung, geistige Spannkraft und Herzenswärme berufen und gewillt sind, vom Stand zeitgenössischer Probleme Rechenschaft zu geben. Zu diesen Männern gehört in erster Reihe Adolf Harnack. In nunmehr vier Bänden von Reden und Aufsätzen hat er die in seinen wissenschaftlichen Werken niedergelegte Denkerarbeit dem weiteren Kreise der Gebildeten zugänglich gemacht. Daß ein gelehrter Forscher, wie dieser, immer noch hohe Anforderungen an Urteil und Verständnis seiner Leser stellt, muß als selbstverständlich vorausgesetzt werden: Caviare for the general ist anderswo in genügender Menge vorhanden. Dagegen sind die wichtigsten Fragen des religiösen, geistigen, politischen und sozialen Wissens und Strebens der Gegenwart in den Gesichtskreis dieser Betrachtungen gezogen. Nur einige ihrer wesentlichsten Inhaltswerte können hier berührt werden. Zu ihnen gehört Harnacks Auseinandersetzung mit der modernen Weltanschauung, die an mutiger Klarheit nichts zu wünschen läßt. Im Anschluß an ein Zitat aus Augustinus in der Rede: „Was verdankt unsere Kultur den Kirchenvätern", folgt die Frage: „Wer hat so schildern können? Wir aber sind so selbstgefällig, daß wir urteilen, diese Schilderung sei ‚ganz modern'! Nein, — wir reden heute noch mit den Worten Augustins, denken mit seinen Gedanken und nennen das modern . . ." Und wieder, im Abschnitt über Religionswissenschaft und Kirchenpolitik:

„Wo bleibt der große Kampf der „modernen Weltanschauung" gegen die alte, die veränderte Weltstellung des Menschen in der Natur, das reizbare Empfinden, alle die Modernitäten, in deren Besitz wir uns mit einem nassen und einem leuchtenden Auge selbst bespiegeln . . . die ganze neue Kreatur, die wir seit gestern geworden sein sollen: „das Alte ist vergangen, siehe, es ist alles neu geworden?" Ich muß dem gegenüber gestehen, daß ich das alles ganz anders ansehe, empfinde und beurteile . . . ich finde, daß keine andere Zeit in der Be-

hauptung, Besonderes erlebt und sich völlig transformiert zu haben, so anspruchsvoll und genügsam zugleich gewesen ist, wie die unsrige. Ich erlaube mir, um dies zu erhärten, eine Frage. Darf nicht jede der Generationen, die zwischen 1760 und 1850 gelebt hat, mit gutem Recht auftreten und behaupten, daß sie größere und verehrungswürdigere Männer, tiefere Gedanken und stärkere innere Umbildungen erlebt hat als die unsrige, und daß es ein durch nichts zu begründender Anspruch unserer Zeit sei, wir besäßen neue Erkenntnisse und ständen vor lauter neuen Problemen! . . . Gewiß, in die Breite der Welt hat sich nun erst vieles ergossen, und dadurch sind neue politische und pädagogische Probleme entstanden, die man früher nicht kannte; aber seit wann kümmert den Denkenden die Breite, die ein Gedanke gewonnen hat? Nun eben seit heute, seit dem Zeitalter der Ingenieure, der Kulturpolitiker und der Anempfindler, die an die Stelle der Denkenden getreten sind. Empfinden, erkennen und urteilen wir aber wirklich tiefer, besser und „neuer" als ein Kant oder Wilhelm v. Humboldt oder Goethe? Sind wirklich neue und höhere Probleme an die Stelle der Fragen gerückt, die jenen wert waren? Man nenne doch diese Männer, und man bezeichne diese Probleme! Ist etwa die Weltstellung des Menschen eine andere geworden? Nur ein ganz gedankenloser Mensch kann das behaupten. Die Frage, wie sie schon Plato kannte, wird durch den Wechsel der Weltsysteme — Ptolemäus oder Kopernikus — so wenig berührt wie durch die Deszendenztheorie oder die neuen Spekulationen der Mechanik. In den tiefsten Fragen der Religion ist es nicht anders. Die Probleme der Studierstube sind zu Weltproblemen geworden und unter die Menschen gekommen — das ist das Neue — aber sie haben sich nicht geändert oder doch nur in der Kontinuität ihrer Anfänge."

So grausam wahre Dinge darf nur ein Mann von Harnacks Bedeutung sagen, wenn selbst er überhaupt noch darauf rechnen kann, außerhalb eines engen Kreises von Gesinnungsgenossen Gehör zu finden. Wie aber, so wird man fragen, lautet sein Urteil über die „neue" Sittlichkeit? Ebenfalls so scharf und klar wie möglich. Der sittliche Geist im Sinne des Evangeliums, sprach er 1910 auf dem Kongreß zu Chemnitz, soll das Fundament und die Richtlinie unserer Entwicklung bleiben, und diese Notwendigkeit scheint ihm in der Gegenwart an keinem anderen Punkt so deutlich hervorgetreten zu sein als in den sexuellen und Ehefragen. Erst als Charakteristikum unserer Epoche, in einer bisher unerhörten, für die Gesundheit der Nation wahrlich nicht unbedenklichen Weise findet sie Harnack „in den letzten drei (?) Jahren" in den Vordergrund gedrängt. Daß wirklich drückende Zustände vorhanden sind, deren Beseitigung wünschenswert ist, und daß es gewisse Einzelprobleme an der Peripherie dieser Fragen gebe, die wohl anders als bisher behandelt und gelöst werden könnten, gibt Harnack zu, ohne sich des Näheren darüber zu erklären. Da jedoch (u. a. Bd. II S. 228) das Verbot der Ehescheidung, und zwar im Gegensatz zu einer von Moses gegebenen Erlaubnis, mit Begründung auf ein älteres Gesetz als von Jesus Christus gegeben erklärt wird, so ist Harnacks Standpunkt festgelegt. Er besteht auf „Durchführung der (noch nicht durchgeführten) Monogamie" und Durchsetzung dieses fundamentalen Gutes in möglichst weiten Kreisen.

Bei Erwägung anderer Lösungen kommt er „zum höchst Einfachen", daß niemand einen Mittelweg zwischen Ehe und freier Liebe hat aufweisen können: Tertium non datur. Er geht weiter und verkündet der europäischen Kultur den sicheren Untergang, ja das Zurückweichen vor den mongolischen Rassen,

wenn die abschüssige Bahn nicht verlassen wird, die durch das Sinken der Ehefrequenz und der Geburtsziffer bei den romanischen und nun auch bei den germanischen Völkern bezeichnet ist. Die in Frankreich, wo das Übel am größten, vorgeschlagenen gesetzgeberischen Maßregeln hält er für machtlos und rechnet zunächst auf die Frauen, ihre Opferwilligkeit und Einfachheit der Lebensführung, besonders in der Begründung des Haushalts, um das drohende Unheil abzuwenden.

Ebenso bestimmt tritt Harnack für Jugendpflege und Jugenderziehung auf dem Grunde des Erbes der Väter ein, wenn auch im freien Geist, der allein der Gegenwart entspricht. Ihr Fundament, so sagt er, ist der sittliche Geist im Sinne des Evangeliums, von dem die Sozialdemokratie nichts oder noch nichts wissen will. In allen übrigen Punkten könne man Kompromisse mit ihr schließen und solle zugeben, was wir auch von ihr gelernt haben, und was sie der Nation an Antrieben gegeben hat: „An jenem Punkt gibt es keine Zugeständnisse, weil die Sozialdemokratie den Staat nicht gelten lassen will, wie er geschichtlich geworden ist und uns das Vaterland selbst bedeutet." An anderer Stelle nennt Harnack die Sozialdemokratie den großen Hemmschuh in unserer Entwicklung; sie verlangt nicht eine, sei es auch noch so radikale Reform, sondern sie erwartet das Heil unseres Gemeinwesens nur von einem radikalen Bruch mit der Vergangenheit. Ihre Anhänger werden von ihr im Glauben erzogen, daß alle positive Mitarbeit in der Gegenwart unwirksam sei und ein haltbarer Neubau erst auf den Trümmern der heutigen Gesellschaft errichtet werden könne. Dennoch gelangt Harnack, seiner ganzen Veranlagung entsprechend, auch hier zu keinem pessimistischen Schluß, denn „so paradox es klingen mag, je größer die Sozialdemokratie wird, desto ungefährlicher wird sie werden, weil sie in immer größerem Maße mitarbeiten muß. Mitarbeiten aber heißt sich auf den Boden des Gegebenen stellen."

Die andere Gefahr für den inneren Frieden der Heimat bleibt, neben dem sozialpolitischen, der konfessionelle Gegensatz. Wir stimmen Harnack völlig bei, wenn er die Behauptung des Zentrums, es sei keine konfessionelle, sondern eine politische Partei, von den Tatsachen widerlegt findet. Das Zentrum kann weder seine Ursprünge verleugnen noch den damit zusammenhängenden Verpflichtungen sich entziehen.

Wo immer im öffentlichen Leben ein Konflikt entsteht, der religiöse Interessen bedroht, wird auch der konfessionelle Standpunkt vom Zentrum wieder vertreten werden müssen und vertreten werden. Wer dürfte sich der Hoffnung hingeben, daß derartige Konflikte fernliegen, oder daß ihre Lösung den konservativen Elementen in den verschiedenen Parteigruppierungen überlassen werden könnte? Solange aber das, nach Harnacks Worten, auch auf scheinbar neutralen Gebieten unmöglich ist, bleibt das Zentrum an seine historisch festgelegte Rolle gebunden. Man kann es beklagen, aber keine gegenteiligen Beteuerungen von Zentrumsführern vermögen das geringste daran zu ändern. Beweise dafür sind in Fülle vorhanden. Ein Beispiel möge genügen. Am 26. Mai 1910 erschien der unter dem Namen Borromäus-Enzyklika bekannte päpstliche Erlaß.

Wenn Pius X. die Reformatoren als Aufrührer brandmarkt, die Fürsten und Völker für pflichtvergessen und verblendet erklärt und auf die schlimmen Folgen aufmerksam macht, die die Glaubensänderung gehabt hat, so tut er, was er von seinem Standpunkt tun muß, und niemand hat ein Recht, ihm das zu wehren, auch wenn er harte Worte braucht.

So Harnack. Die von der Enzyklika den Reformatoren zugeschleuderten Insulten dagegen nennt er Faustschläge ins Gesicht der geschichtlichen Wahrheit, welche unser Zeitalter nicht mehr vertrage. Von der Mehrheit der deutschen Katholiken wurde die Empörung über solche Angriffswaffen geteilt und Zentrumsmitgliedern die Erwägung unterbreitet, ob es sich nicht zieme, im Namen des christlichen Gewissens und der christlichen Liebe dagegen zu protestieren. Einer dieser Herren gab die charakteristische Antwort: „Wir sind keine konfessionelle, sondern eine politische Partei. Mit dem katholischen Klerus als solchem stehen wir nicht in Fühlung, noch mischen wir uns in kirchliche (!) Angelegenheiten.“ Die einzig zu nennende Gelegenheit ging vorüber, im Namen deutscher Katholiken, deren wahre Gesinnung dennoch zum Ausdruck kam, ehrerbietig, aber bestimmt so zu reden, wie Sailer, Stolberg, Goerres, Diepenbrok, um nur diese zu nennen, in bezug auf eine Angelegenheit geredet haben würden, die weder Glaubensfragen noch Politik betraf, sondern einzig und allein das nationale Empfinden und die allen Menschen schuldige Rücksicht und Billigkeit.

Dem unparteiischen Gerechtigkeitssinn Harnacks bleibt es trotz aller Provokationen überlassen, seine Kollegen, die katholischen Vertreter der Theologie, gegen das im Protestantismus weit verbreitete, „ganz ungerechtfertigte Vorurteil“ in Schutz zu nehmen; Voraussetzungen wie die ihrigen könnten gar nicht wirkliche Überzeugungen sein, sondern entstünden nur aus blinder Unterwerfung und verdienten gar keine Schonung. Was unter anderem Bd. I S. 255 ff. darüber gesagt ist und hier nicht weiter zitiert werden kann, sollte von allen denjenigen erwogen werden, die sich von der religiösen Krisis der Gegenwart Rechenschaft geben wollen. Die unleugbaren Sympathien vieler Katholiken für Harnack beruhen denn auch auf der Einsicht, daß sie ihm vieles schulden, dieses vor allem, daß sein inniges und begeistertes religiöses Empfinden, trotz aller trennenden Schranken, dem ihrigen entgegenkommt, und daß er wie kaum ein anderer Außenstehender begreift, warum Katholiken an ihrem Glauben festhalten.

Das tief Tragische, das in jedem Menschenschicksal liegt, steigert sich mit der Bedeutung der Persönlichkeiten, die im Kampf des Lebens stehen.

Als 1900 Harnacks Vorlesungen über das Wesen des Christentums erschienen, ergaben sich darin als Kern der Predigt Jesu die drei Punkte: erstens das Reich Gottes und sein Kommen, zweitens Gott Vater und der unendliche Wert der Menschenseele, drittens die bessere Gerechtigkeit und das Gebot der Liebe. Ein unverdächtiger Zeuge, A. Loisy, auf den sich Harnack immer noch gern bezieht, hat diesen Reduzierungsprozeß überhaupt und zunächst schon deswegen abgelehnt, weil er ihn zu dürftig fand. Die damit vollzogene Ablehnung des dogmatischen Prinzips war an sich nichts Neues in der Entwicklungs-

geschichte des deutschen Protestantismus. Harnack steht und fällt mit der Überzeugung, daß, wie er es immer wieder betont, jeder Versuch, sich „Gegebenes anzuquälen", ein Verrat an der eigenen Religion sei. Die Seele soll lediglich ihre eigenen Bedürfnisse erkennen und befriedigen. Das kann nur in vollster Freiheit geschehen, die Gewinn und Ausdruck des persönlichen Lebens ist. Schrankenlos aber muß Freiheit in bezug auf Forschung und Erkenntnis sein, weil hier bedingte Freiheit keine Freiheit mehr ist. Die klassische Gestalt der katholischen Religion ist die Gebundenheit, die konsequente Gestalt der protestantischen Frömmigkeit ist die Freiheit; sie ist das Erbe der Reformation, das nicht preisgegeben werden darf. Sämtliche Bekenntnisse der evangelischen Kirchen gehören aber Zeiten an, deren wissenschaftliche und geschichtliche Erkenntnisse teils höchst lückenhaft, teils ganz unrichtig waren. Die berufenen Leiter der evangelischen Kirchen müssen also anerkennen, daß der evangelische Geistliche den Wortlaut der Bekenntnisse wie der Heiligen Schrift in zahlreichen Fällen gar nicht vertreten kann, ja sie müssen von ihm verlangen, daß er es auch nicht tut. Daß die evangelischen Kirchen ein Recht haben, ihr Bekenntnis neu zu formulieren, kann innerhalb dieser Kirchen nicht bestritten werden. Aber die in der Landeskirche vorhandenen Gegensätze und Spannungen vertragen zurzeit „offizielle" prinzipielle Auseinandersetzungen nicht ... Endlich: ein neues evangelisches Bekenntnis kommt sicher nicht so zustande, „daß eine, sei es auch autorisierte Versammlung beschließt: ‚Wir wollen ein neues Bekenntnis machen'. Nur aus Feuer und Geist kann es geboren werden, aus zwingenden Notwendigkeiten und aus der Seele eines Mannes, der bekennt, was er bekennen muß, und dem die anderen folgen müssen".

Inzwischen bedarf das Bekenntnis zu Jesus Christus in den evangelischen Kirchen des Schutzes. Diese Kirchen können allerlei „Christologie" vertragen, sie können auch noch lebendig bleiben, wenn ein Geistlicher nach seiner (Harnacks eigenen) Erkenntnis und Erfahrung die Schätze des Evangeliums aus der Verkündigung Jesu vom Vater, vom Reich Gottes und von der Vergebung zieht; aber sie können nicht mehr existieren, wenn das Bekenntnis: „Jesus Christus der Herr", sei es durch Leugnung der Existenz Jesu, sei es durch Bekämpfung des Zeugnisses von ihm als dem Anfänger und Vollender des Glaubens, gestürzt wird.

Diese letzten Konsequenzen sind bekanntlich gezogen worden. Drei „Gelehrte", die Harnack nicht Forscher, sondern unwissenschaftliche Dilettanten nennt, haben ihn veranlaßt, sich mit der für einen wissenschaftlichen Theologen beschämenden Frage zu befassen, ob Jesus „überhaupt gelebt hat"? Und er muß auch noch konstatieren, daß — leider nicht zum ersten Mal in unserm Deutschland — ein nicht geringer Teil des Publikums die negative Antwort mit Genugtuung begrüßt.

Wir sprachen von Tragik. In bezug auf Harnack liegt sie darin, daß angesichts solcher Vorkommnisse auch er auf schrankenlose Freiheit verzichten und anerkennen muß, daß jede religiöse Gemeinschaft an Gesetze gebunden ist, die ohne irgendeine Autorität — er nennt sie Schutz — nicht aufrecht erhalten werden können. Wenn

auch mit allen möglichen Vorbehalten tritt er für das Gesetz ein, durch das die preußische Generalsynode ein kirchliches Spruchkollegium ins Dasein gerufen hat, zum Zweck, in den äußersten Fällen darüber zu entscheiden, „ob die Lehre eines Geistlichen im Rahmen der Landeskirche erträglich sei?" Solange die Landeskirche ein Bekenntnis hat, erklärt wieder Harnack, muß sie imstande sein, dieses zu schützen, sonst ist sie eine hilflose Gemeinschaft. Das Bekenntnis ist kein präsentes schriftliches Rechtsdokument, sondern ein an der Heiligen Schrift, den Bekenntnissen (?) der Reformation und der christlichen Erkenntnis der Folgezeit gebildetes, landeskirchliches lebendiges Zeugnis — also ein Zeugnis evangelischer Gesinnung. Die Aufgabe, die gewiß nur sehr unvollkommen gelöst werden kann, muß in diesem Sinn gelöst werden, da die Landeskirche sonst entweder dem katholischen dogmatischen Rechtsformalismus verfallen oder sich selbst aufgeben muß. Harnack hofft, daß in dieser Kirche „Positive und Liberale" sich über dem gemeinsamen Besitz des Wortes Gottes in Zukunft die Hand reichen werden, empfindet es jedoch als schweres Kreuz für die evangelische Landeskirche, daß sie sich mit Lehrfeststellungen für ihre Geistlichen überhaupt befassen muß. Aber, weil eine völlig ungeschützte und verfallende Kirche wertlos ist, darum ist der Protest gegen das Spruchkollegium ein Fehler: „Die Freiheit schützen, aber die Existenz gefährden, das ist keine gute Politik."

Ob „eine rein weltliche Behörde wie das Spruchkollegium, dessen Urteile jedem Irrtum ausgesetzt sind" (Bd. II S. 121), den drohenden Ruin aufhalten und den Weg zu den Seelen finden wird, für die Harnack kein anderes Heil als die Erkenntnis Jesu Christi kennt? Oder fällt seine aufrichtige, ernst begeisterte und doch weder einheitliche noch festgegründete Wertung der ihm allein maßgebenden, der christlichen Religion, unter die Kategorien, die Pascal aufstellt: „Il y en a qui n'ont pas le pouvoir de s'empêcher de songer, et qui songent d'autant plus qu'on le leur aura défendu. Ceux-là se défont des fausses religions et de la vraie même, s'ils ne trouvent pas de discours solides."

L. B.

Die Marokkofrage
und was sie uns lehren könnte und sollte.

Von
M. von Brandt.

Die Barbareskenstaaten, und zu ihnen gehört auch Marokko, sind seit Jahrhunderten ein Pfahl im Fleisch der christlichen Welt gewesen, und es hat allen Anschein, als ob sie das für absehbare Zeit auch noch bleiben dürften.

Zuerst machten sie sich, ungefähr seit dem 13. Jahrhundert bis in das 19. hinein, unliebsam bemerklich als Sitze von Seeräubern, die nicht nur das Mittelländische Meer und seine Uferländer, sondern auch den östlichen Teil des Atlantischen Ozeans bis weit in den englischen Kanal hinein in Schrecken versetzten und unsicher machten. Glaubenshaß, Rachsucht und Not, besonders der aus Spanien vertriebenen Mauren, mögen mit zu den Triebfedern gehört haben, die das Korsarentum schufen und unterhielten, aber die Hauptsache war wohl Beutelust. In den Hafenstädten der Nordküste Afrikas strömte das ganze Gesindel aus den Uferstaaten des Mittelländischen Meeres zusammen, und es ist charakteristisch für die Zeiten, daß mehrere der Männer, die an der afrikanischen Küste Staaten zeitweilig oder dauernd beherrschten, europäische christliche Renegaten waren.

Die Versuche christlicher Fürsten, dem Räuberunwesen Einhalt zu tun, mißlangen oder hatten wenigstens keinen dauernden Erfolg, und nur die Portugiesen und nach ihnen die Spanier konnten sich freilich auch nur in unbedeutenden Forts an der Küste (Presidios), die meistens als Gefängnisse und Verbannungsorte auch für politische Gefangene dienten, halten. Erst den Vereinigten Staaten von Amerika gelang es 1815, durch eine Expedition die Herrscher der Barbareskenstaaten zur Anerkennung der Unverletzbarkeit der amerikanischen Flagge zu zwingen; aber bei dem gegenseitigen Mißtrauen und der politischen Zerfahrenheit der europäischen Mächte hatte auch dieses Beispiel keinen dauernden allgemeinen Erfolg, und die einzelnen Staaten zogen es meistens vor, durch Tributzahlungen an die Barbareskenstaaten die Sicherheit ihrer Schiffe zu erkaufen. Erst durch die Eroberung Algiers durch die Franzosen 1830 und die Entwicklung und Ausdehnung ihrer Herrschaft dort wurde diesen schimpflichen Zuständen ein Ende gemacht.

Mit der Festsetzung Frankreichs an der nordafrikanischen Küste beginnt die zweite Periode der Beziehungen zwischen der christlichen Welt und den Barbareskenstaaten, die als die der Gelüste Europas nach der Erwerbung von Gebieten und Einflußsphären in Nordafrika und des Widerstandes der Herrscher und Bewohner dieser Gebiete gegen eine solche Auffaugung bezeichnet werden kann. Diese Periode dauert heute noch an, und sie hat, wenn zu vielfachen üblen Erfahrungen für die Eingeborenen, auch zu mannigfachen Schwierigkeiten und Zerwürfnissen zwischen europäischen Mächten geführt, die nicht alle nur der Vergangenheit angehören.

Außer Frankreich, das nach den verunglückten Versuchen der Kreuzfahrer unter de Brienne gegen Damietta 1213 und Ludwigs IX. 1249 gegen denselben Platz sowie 1270 gegen Tunis und der ebenfalls erfolglosen Expedition Napoleons gegen Ägypten 1798—1801 zum ersten Male 1830 dauernd festen Fuß in Nordafrika faßte, war damals auch, wie schon erwähnt, noch Spanien dort im Besitz einzelner Punkte an der Küste von Marokko, die ihm wenig Vorteil, dafür aber fortwährende Kämpfe mit der umwohnenden Landesbevölkerung brachten. Auch an ernsteren Zusammenstößen zwischen Spanien und Marokko hat es nicht gefehlt; so kam es 1859—60 zu einem Kriege zwischen den beiden Ländern, der mit der Erstürmung von Tetuan durch die spanischen Truppen endete, Spanien einen unbedeutenden Gebietszuwachs und eine Kriegsentschädigung, die die Kosten des Feldzuges annähernd deckte, und dem spanischen Oberbefehlshaber Marschall O'Donnell den Titel eines Herzogs von Tetuan brachte. Indessen auch dieser Erfolg änderte wenig an der Lage der Spanier in dem, was man ihr marokkanisches Gebiet nennen kann, sie waren und blieben fortwährend Feindseligkeiten und Angriffen ausgesetzt und konnten an einen organisatorischen und zivilisatorischen Einfluß auch an den wenigen Plätzen, an denen sie sich dauernd festgesetzt hatten, nicht denken.

Anders verhielt es sich mit Frankreich. In dauernden langwierigen Kämpfen wußte dasselbe seinen Einfluß über das Hinterland der Stadt Algier auszudehnen. Es war unvermeidlich, daß diese Tendenz es mit den Stämmen im Innern, die auch den früheren Herren gegenüber ihre Unabhängigkeit zu bewahren gewußt hatten, zu Zusammenstößen führte, die schließlich in einem Kriege mit dem benachbarten Marokko gipfelten. Die Marokkaner wurden am 18. August 1844 am Isly geschlagen, und der bekannte Abdelkader, die Seele und der Führer des Widerstandes gegen Frankreich, am 28. Dezember 1847 zur Ergebung gezwungen. Von diesem Zeitpunkt an stand Frankreich kein geordneter Widerstand gegenüber, und es dehnte seinen Einfluß immer weiter aus, so auch ganz besonders auf die in der Sahara gelegenen größeren Oasen. 1881 gelang es ihm auch, Tunis in der Form eines Protektorats unter seine Oberhoheit zu bringen.

England war während dieser Zeit nicht müßig gewesen, und es war ihm durch die politische Unentschlossenheit Frankreichs und Italiens gelungen, seit 1884 unter theoretischer Anerkennung der Oberherrschaft des Sultans und der Beibehaltung der Regierung des Khedives sich nicht allein dauernd in

Ägypten festzusetzen, sondern auch die Versuche Frankreichs, Zugang zu dem Hinterland, dem Sudan zu gewinnen (die Faschoda-Angelegenheit), entschieden und erfolgreich zurückzuweisen.

Vorgreifend mag hier zugleich des italienischen Versuchs 1911 gedacht werden, sich Tripolis zu bemächtigen. An dem politischen, maritimen und wirtschaftlichen Interesse Italiens, bei der Aufteilung der nordafrikanischen Küstenländer nicht leer auszugehen, und an seiner Berechtigung, zuzugreifen, wenn sich eine Gelegenheit bot, kann gar kein Zweifel bestehen, so lange man das Vorgehen Frankreichs, Englands und Spaniens in denselben Ländern vom Standpunkte der politischen Moral aus als zulässig betrachtet. Ob der Zeitpunkt und die Art des Eingreifens günstig und glücklich gewählt waren, fällt hier nicht in das Gewicht; jedenfalls hat Deutschland gar kein Interesse daran, Italien vom Südufer des Mittelländischen Meeres auszuschließen, es kann im Gegenteil sein Festsetzen dort nur günstig beurteilen, freilich unter der Voraussetzung, daß es der deutschen wirtschaftlichen Betätigung in Tripolis keine Hindernisse in den Weg legen wird.

Im Jahre 1902 versuchte der damalige französische Minister der auswärtigen Angelegenheiten, M. Delcassé, mit dem spanischen Ministerium Sagasta einen Vertrag abzuschließen, durch den Marokko in zwei Einflußsphären, eine nordwestliche spanische und eine den Rest des Gebietes umfassende französische eingeteilt wurde. Spanien fiel dabei die ganze Küstenlinie am Mittelländischen Meere und am Atlantischen Ozean südlich bis Mehediya zu. Herr Sagasta stand diesem Vorschlage sympathisch gegenüber, aber sein Nachfolger Silvela zögerte, die Verantwortung für einen ohne Vorwissen Englands und in einem demselben ungünstigen Sinne abgeschlossenen Vertrag zu übernehmen, verweigerte seine Unterzeichnung und teilte ihn sogar der englischen Regierung mit. Es kann kaum einem Zweifel unterliegen, daß die Kenntnis von diesen spanisch-französischen Machenschaften die erste und direkte Veranlassung zu der englisch-französischen Verständigung über die nordafrikanischen Gebiete war, die ihren Ausdruck in dem englisch-französischen Vertrage vom 8. April 1904 fand, durch den Frankreich alle Ansprüche auf Ägypten aufgab und England erklärte, daß es sich der „pénétration pacifique“ Marokkos durch Frankreich nicht widersetzen werde, vorausgesetzt, daß der politische Status quo des Landes erhalten bleibe, für dreißig Jahre Handelsgleichheit in demselben gewährleistet werde, und Frankreich sich verpflichte, keine Befestigungen an der Küste zu errichten. An dieses englisch-französische Abkommen reihte sich am 3. Oktober 1904 ein neuer Vertrag zwischen Frankreich und Spanien unter den Auspizien Englands abgeschlossen, durch den die Südgrenze der an Spanien abgetretenen Einflußsphäre bedeutend nach Norden zurückgeschoben und, wenn die in die Öffentlichkeit gedrungenen Nachrichten zuverlässig sind, die Vereinbarung getroffen wurde, keinen Teil der am Mittelländischen Meere oder Atlantischen Ozean gelegenen Besitzungen der beiden kontrahierenden Staaten an eine andere Macht ohne Zustimmung der beiden Kontrahenten und Englands abzutreten. Gleichzeitig wußte England es einzurichten, daß der Teil der

marokkanischen Küste, der den natürlichen Zugang zum Inneren bot (Tanger), in die Hände der schwächeren Macht fiel, und so einem stärkeren Einfluß Englands unterworfen blieb.

In einer gewissen Presse ist dauernd die Behauptung aufgestellt worden und vertreten, daß die Zeit des Abschlusses des Vertrages von 1902 die gewesen sei, in der Deutschland sich durch eine Verständigung mit Frankreich alles habe sichern können, was seine Interessen in Marokko erstrebenswert erscheinen ließen. Ja, es ist sogar in einer französischen Zeitung (Liberté) ein wohl ad hoc zurecht gemachter Entwurf dieses Vertrages veröffentlicht worden, der die Bestimmung der Abtretung eines Hafens in Marokko an Deutschland enthielt. Es genügt, den Vertrag von 1902, wie er jetzt wohl in einer authentischen Fassung (Figaro vom November 1911) vorliegt, etwas näher anzusehen, um sich von der Haltlosigkeit dieser Auffassung zu überzeugen. Der zweite Absatz des ersten Artikels lautet: „Sie (d. h. die vertragschließenden Mächte, Frankreich und Spanien) werden daher mit keiner irgendwelchen anderen Macht irgendein Abkommen irgendeiner Art treffen, noch sich irgendeinem Akt, weder direkt noch indirekt, anschließen, der zum Zweck haben sollte, dort entweder die Festsetzung eines fremden Einflusses zu begünstigen oder dort der legitimen Aktion oder den Interessen der beiden Mächte zu schaden, ohne die vorhergängige Zustimmung des anderen Teils." Art. 11 des Vertrages lautet: „Das vorstehende Abkommen, das bestimmt ist, geheim zu bleiben, kann weder ganz noch teilweise mitgeteilt oder veröffentlicht werden, ohne ein vorhergängiges Einverständnis zwischen den beiden vertragschließenden Teilen." Daß die beiden Mächte „ein überwiegendes Interesse an der Aufrechterhaltung der territorialen, politischen, wirtschaftlichen, administrativen, militärischen und finanziellen Unabhängigkeit Marokkos haben", wird als selbstverständlich im ersten Absatz des Artikels ausdrücklich erklärt, und ihre Rechte beschränken sich darauf, „in den ihnen zugewiesenen Gebieten ausschließlich die Ruhe wiederherzustellen, das Leben und Eigentum der Personen zu schützen und die Freiheit der kaufmännischen Geschäfte zu sichern." — Der Glauben, daß der Ärger über Faschoda den über den Verlust von Elsaß-Lothringen aufwiegen und Frankreich in die Arme Deutschlands treiben könne, oder daß Frankreich einem Einspruch Englands gegenüber an einem Marokko-Abkommen mit Deutschland festhalten werde, hat wohl kaum je in den Köpfen ernst zu nehmender Politiker bestanden.

Das englisch-französische Abkommen vom 8. April 1904 ist der Ausgangspunkt für die deutsche Aktion gewesen, die zur Konferenz von Algeciras geführt hat. Die einzelnen Phasen dieser Tätigkeit sollen hier nur kurz erwähnt werden. Marokko lehnte am 28. Mai 1905 die auf den englisch-französischen Vertrag begründeten Vorschläge ab; Minister Delcassé nahm am 6. Juni seine Entlassung, wohl weniger wegen des Zerwürfnisses mit Deutschland, als weil er dem Kabinettchef M. Rouvier unbequem geworden war; Graf Tattenbach, damals deutscher Gesandter in Lissabon, später als Botschafter in Madrid gestorben, der seit dem 13. Mai mit Marokko ver-

handelte, erlangte dessen Zustimmung zu den deutschen Vorschlägen; im Juli zeigte man sich auch in Paris denselben geneigt, und am 28. September stimmte man dort dem Programm der Konferenz im großen und ganzen zu, die am 16. Januar 1906 in Algeciras zusammentrat.

Das war ein unzweifelhafter Erfolg der deutschen Politik, die damit die ursprünglich von den Meistbeteiligten beabsichtigte Eskamotierung der Beteiligung der Mitglieder der Konferenz von Madrid 1880 verhinderte. Daß der Verlauf der Verhandlungen der Konferenz von Algeciras den Wünschen und Erwartungen der deutschen Politik nicht entsprach, liegt an Gründen, die hier nicht erörtert werden sollen. Immerhin muß erwähnt werden, daß die Generalakte der Konferenz vom 7. April 1906 ausdrücklich der Überzeugung der Abgeordneten Ausdruck gab, daß „Ordnung, Frieden und Wohlstand in Marokko nur durch die Einführung von Reformen auf der dreifachen Grundlage der Souveränität und Unabhängigkeit des Sultans, der Integrität seiner Staaten und der wirtschaftlichen Freiheit ohne jede Ungleichheit zu erreichen seien", und es war anerkannt worden, daß diesen Prinzipien wenigstens insofern Rechnung getragen ward, als Ausnahmen zugunsten Frankreichs und Spaniens nur bei Errichtung der marokkanischen Polizei und der Einrichtung der marokkanischen Staatsbank gemacht wurden, allerdings auch nur unter internationaler Oberhoheit.

Aber wie bei Privatverträgen geschieht es auch bei internationalen Abmachungen, daß alle Sorgfalt und, sagen wir, guter Wille der Vertragschließenden und ihrer Vertreter nicht immer genügen, um das praktische Ergebnis dem theoretisch gewollten entsprechend zu gestalten. In Marokko trugen die politischen Ereignisse dazu bei, ein solches ganz besonders in Frage zu stellen und unmöglich zu machen. Der Sultan, der der Algeciras-Generalakte zugestimmt hatte, wurde verjagt und die Herrschaft seines Nachfolgers und Bruders ernstlich in Frage gestellt. Frankreichs politische Stellung — sein algierischer Besitz grenzt an Marokko — machte ein Einschreiten seinerseits zur unabweislichen Notwendigkeit. Das war teilweise auch durch die deutschen Vereinbarungen mit Frankreich vom Jahre 1909 zugestanden, durch die versucht worden war, die deutschen Interessen in Marokko sicherer zu stellen, als dies sich auf der Grundlage der Algecirasakte möglich erwiesen hatte.

Daß diese Vereinbarung nicht den von ihr erwarteten Erfolg hatte, ist durch die gleich nach dem Erscheinen des „Panthers" vor Agadir erfolgte Veröffentlichung des „Temps" hinreichend bestätigt, in der nachgewiesen wurde, daß in sechs Fällen die Beteiligung deutscher Interessenten an in Marokko einzurichtenden industriellen und wirtschaftlichen Unternehmungen durch französische und angeblich auch englische Intrigen hintertrieben worden sei.

Die politische Lage in Marokko hatte sich in sehr ernster Weise verändert. Der französische Zug nach Fez und die militärischen Maßnahmen Spaniens in Nordwestmarokko waren weit über die in der Algecirasakte getroffenen Vereinbarungen hinausgegangen und hatten eine Situation geschaffen, die Deutschland die Verpflichtung auferlegte, an die Wahrung seiner

eigenen Interessen zu denken. Das geschah durch die Entsendung des „Panthers" nach Agadir 1911, um nach den offiziellen Erklärungen der Regierung vorkommendenfalls den Schutz der Deutschen im Hinterlande dieses Platzes übernehmen zu können, tatsächlich aber auch, um der französischen Regierung die Notwendigkeit einer Verständigung mit Deutschland nahezulegen. Das ist auch erreicht worden, und aus den darüber mit Frankreich geführten Verhandlungen ist das deutsch-französische Abkommen vom 4. November 1911 hervorgegangen, das im Reichstage anfänglich der Gegenstand so heftiger Angriffe gewesen ist.

Wenn man die beiden Vereinbarungen näher prüft, so muß man zugeben, daß die erste derselben, die sich auf den Schutz unserer wirtschaftlichen Unternehmungen bezieht, auf dem Papier alle Garantien enthält, die man nur verlangen kann. Auf dem Papier, wie jeder Vertrag, der nur den Wert besitzt, den man ihm beilegt, und den man ihm zu erhalten entschlossen ist. Es war daher ein großer politischer Fehlgriff, daß der Reichstag die Bedeutung dieses Abkommens unterschätzte. Ein Zurückgreifen auf die Algeciras-akte hätte uns keinen genügenden Schutz und Sicherheit geboten. Von den Unterzeichnern derselben sind drei, England, Frankreich und Spanien, an der Frage interessiert; auf Italien, das seine eigenen Interessen im mittelländischen Meer zu sichern sucht, ist bei neuen Verhandlungen ebensowenig zu zählen, wie das in Algeciras der Fall war, und Rußland ist durch seine finanziellen Bedürfnisse zu eng mit Frankreich verknüpft, um ihm nicht in einer seinen Interessen so fern liegenden Frage zu Willen zu sein. Die wirtschaftlichen Vereinbarungen in betreff Marokkos zwischen England und Frankreich haben für uns keinen Wert, denn sie können durch die beiden Mächte in jedem Augenblicke aus der Welt geschafft werden. Der November-Vertrag aber hat zwischen Frankreich und Deutschland eine klare Lage geschaffen. Seine Ausführung wird von dem redlichen Willen Frankreichs und dem Ernst abhängen, mit dem Deutschland auf der Erfüllung der ihm in diesem Schriftstück gemachten Zusagen besteht. Tun beide Teile ihre Pflicht, so ist die Sache damit in der von uns erwünschten Weise erledigt; versagt Frankreich, so ist unsere Lage nicht schlechter, als sie vor dem November-Abkommen war. Wir haben dann der Welt bewiesen, daß wir den Frieden wollten, und daß die Schuld, wenn es nicht gelungen, ihn zu erhalten, nicht uns trifft.

Was den zweiten Teil des Abkommens anlangt, die Entschädigung für unsere in Marokko aufgegebene politische Beteiligung, so kann nur die Zukunft zeigen, was das in demselben abgetretene Gebiet wert ist. Jedenfalls aber sprechen zwei Punkte dafür; einmal, daß es uns den Zugang zu den großen Wasserstraßen öffnet, und dann, daß nach allen Nachrichten die in ihm wohnenden Stämme zu den besten, der Kultur am leichtesten zugänglichen gehören. Außerdem kann der Regierung nicht genug gedankt werden, daß sie der ihr von manchen Seiten so nahe gelegten Versuchung widerstanden hat, einen Gebietszuwachs in Marokko selbst zu suchen. Der Versuch dazu würde uns in eine sehr schwierige Lage gebracht und ein Gelingen desselben, das,

wie gesagt, von Anfang an aussichtlos erschien, uns Verpflichtungen und dauernde Opfer auferlegt haben, die zu dem Erreichten in keinem Verhältnis gestanden haben würden.

Wenn durch das Abkommen mit Frankreich eine Frage aus dem Wege geräumt worden ist, die durchaus dazu angetan war, im gegebenen Augenblick folgenschwere Verwicklungen hervorzurufen, so hat sie uns auf der anderen Seite eine ganze Reihe von Aufgaben hinterlassen, deren Lösung nicht zu den einfachsten und leichtesten gehört und die Aufmerksamkeit der Regierung für lange Zeit in Anspruch nehmen wird.

Zuerst eine innere Frage, und zwar die von allen Parteien des Reichstags aufgestellte Forderung einer größeren Beteiligung desselben an der äußeren Politik. Diese Forderung erscheint gewiß denen, die sie gestellt, und wohl auch recht vielen von denen, die von ihr gehört und gelesen haben, als eine durchaus einfache und selbstverständliche. Leider ist sie nichts weniger als das. In England, das mit Recht oder Unrecht als der Musterstaat für alle parlamentarischen Einrichtungen gilt, steht es jedem Mitglied des Parlaments frei, eine Frage über die äußere Politik an den Minister der auswärtigen Angelegenheiten zu richten; aber wenn er die nicht seltene, vielmehr recht häufige Antwort erhält: „Die Verhandlungen sind noch im Gange, die Frage kann daher nicht beantwortet werden", oder: „Unsere Beziehungen zu der in Betracht kommenden Macht gestatten mir nicht, die Frage in diesem Augenblick zu erörtern", so ist die Sache damit erledigt, und der Sprecher verhindert sofort jede weitere Diskussion über den Gegenstand der Frage. Die Bemerkung des Fürsten Bismarck, die Vorlegung von Weißbüchern würde nur den Erfolg haben, die Arbeit der Berichterstatter zu vermehren, denn dann müßten sie noch besondere Berichte zum Zwecke der Veröffentlichung schreiben, muß freilich cum grano salis verstanden werden; aber sie enthält doch die Wahrheit, daß alle solche Veröffentlichungen nie die volle Wahrheit enthalten und meistens nicht enthalten können; denn in Friedenszeiten muß stets die Zustimmung des Staates, der eine Mitteilung gemacht hat, zu deren Veröffentlichung eingeholt werden. Oder sollten einer Kommission des Reichstags für auswärtige Angelegenheiten von dem Gange laufender Verhandlungen Mitteilungen gemacht werden? Einundzwanzig Personen, die einem halben Dutzend Fraktionen angehören? Und soll der Kommission oder dem Reichstage ein Recht zum Eingreifen in solche Verhandlungen zugestanden werden und in welcher Form und welchem Umfange? Die Erfahrungen, die bis jetzt mit der direkten Einwirkung solcher Versammlungen gemacht worden sind, ermutigen nicht gerade zu einer Wiederholung des Experiments. Im gewöhnlichen Lauf der Dinge muß ein Minister der Auswärtigen Angelegenheiten den Präsidenten des Ministeriums und den Chef der Regierung, welche Namen und Titel sie auch haben mögen, von der Richtigkeit seiner Ansichten überzeugen, ehe er überhaupt in eine diplomatische Aktion eintreten kann, und er muß dies bei jedem wichtigen Schritt, den er in derselben unternehmen will. Und soll er das gegenüber der Volksvertretung auch tun? Es würde das eine Neuerung sein gegenüber dem Verfahren,

das bisher in allen Ländern beobachtet und als zweckmäßig erprobt und erkannt worden ist. Es wird bei uns im allgemeinen viel zu viel zum Fenster hinaus geredet, und die bei Volksversammlungen, Nationalvereinen und Kolonialgesellschaften üblichen Methoden sind auch unseren Parlamentariern mehr ins Blut gegangen, als im Interesse der Sache und ihres eigenen Einflusses liegt. Die Art und Weise, wie das englische Unterhaus die Rede Sir E. Greys angehört und behandelt hat, und die französische Kammer, wenn dieselbe ohne Debatte das Marokkoabkommen annehmen sollte, sind Beispiele, die unseren Parlamentariern wohl zu empfehlen sein dürften. Zudem darf man auch nicht vergessen, daß in England, wenngleich die Zahl der parlamentarischen Parteien auch dort zugenommen hat, in der Hauptsache doch nur zwei große Parteien bestehen, die in jedem Augenblick willig und befähigt sind, das Staatsruder zu ergreifen und zu führen. Kann man auch nur ähnliches von unserem Reichstage behaupten, seitdem der Großblock des Fürsten von Bülow in die Brüche gegangen ist? Die Frage stellen, heißt sie beantworten, aber die daraus zu ziehenden Folgerungen mögen andere aufstellen.

Ein anderer Punkt, auf den die Marokkofrage die Aufmerksamkeit im Lande in erhöhtem Maße gelenkt hat, sind unsere Beziehungen zu England. Daß diese in weiten Kreisen als nicht befriedigend angesehen werden, wird nicht in Abrede gestellt werden können, und auch die Rede Sir E. Greys im Unterhause am 27. November dürfte daran nicht viel geändert haben. Wenn er erklärt, daß es von Eingeborenen verbreitete Gerüchte gewesen seien, die die Besorgnisse der britischen Regierung erweckt hätten: „Ich lenkte die Aufmerksamkeit des deutschen Botschafters darauf, daß die Deutschen sich in dem geschlossenen Hafen von Agadir befänden, daß nach eingeborenen Gerüchten (according to native rumours) sie dort landeten und mit den Stämmen verhandelten, so daß sie, nach allem, was wir wüßten, dort Konzessionen erwerben könnten, und daß es selbst möglich sei, daß die deutsche Flagge in Agadir gehißt worden sei, der der beste Hafen an der Küste für eine maritime Basis sei", so kann man sich wirklich nur darüber wundern, daß dem Leiter der auswärtigen Politik eines großen Reiches keine anderen Informationsquellen zu Gebote standen als „eingeborene Gerüchte", von deren Unzuverlässigkeit zu überzeugen er oft genug Gelegenheit gehabt haben muß. Man geht daher wohl nicht fehl, wenn man annimmt, daß die „Gerüchte" nur ein nicht unwillkommener Vorwand waren, sich in eine Sache zu mischen, die selbst im Sinne der ersichtlich sehr dehnbaren britischen Interessen England nichts anging.

Der Kern der Unzufriedenheit Englands mit Deutschland ist in der Schaffung und Vermehrung der deutschen Flotte zu finden. Es ist genau die Stimmung, die sich nach der Einweihung des Hafens von Cherbourg 1858 in England gegen Frankreich geltend machte und in der Erklärung ihren Ausdruck fand, daß England für jedes Kriegsschiff, das Frankreich auf den Stapel lege, zwei bauen werde, die heute in England Deutschland gegenüber herrscht und sich in derselben Weise Luft macht. Dazu kommt, daß infolge

der Hetzereien gewisser militärischer und deutschfeindlicher Kreise sich in England eine panikartige Befürchtung vor einem deutschen Überfall und einer deutschen Invasion ausgebildet hat, die weit größere Kreise, als man in Deutschland anzunehmen pflegt, und wohl auch teilweise wenigstens die Regierung erfaßt hat und fleißig von einer gewissen Presse geschürt wird. In militärischen Kreisen mag der Wunsch nach einer Vermehrung und Reorganisation der Landarmee und ihrer Reserven die Veranlassung gewesen sein, mit der Furcht vor der deutschen Gefahr Stimmung für ihre Pläne zu machen. Wir können uns darüber nicht beschweren, denn ähnliches ist auch bei uns geschehen. Was die deutschfeindliche Presse zu dieser Haltung bewogen hat, ist, abgesehen von der Furcht vor der erfolgreichen wirtschaftlichen Konkurrenz Deutschlands, schwerer zu erklären. Es ist indessen eine auffallende Erscheinung, daß sich unter den Journalisten dieser Richtung besonders viele katholische Irländer befinden, und es ist nicht unmöglich, daß in den Adern dieser Männer das Blut der alten Rebellen gegen Englands Oberherrschaft auch heute noch durch die Erinnerung an die alte Freundschaft und Hilfsbereitschaft Frankreichs ins Wallen gebracht wird; jedenfalls mußte die Tatsache einmal erwähnt werden, wenn auch der wahre Beweggrund noch verborgen sein mag.

Der Schreiber dieser Zeilen ist, als es sich um die Schaffung der deutschen Flotte handelte, mit Mund und Feder für sie eingetreten, und er hält das, was nach dieser Richtung hin geschehen ist, auch heute noch für eine große patriotische Tat. Aber er vermag dasselbe nicht von gewissen Strömungen zu sagen, die auf eine immer größere Entwicklung und Stärkung der Flotte hindrängen. Es kann keinem Zweifel unterliegen und ist oft genug, in letzter Zeit ganz besonders, von englischen Staatsmännern beider Parteien ausgesprochen worden, daß England entschlossen ist, seine Übermacht auf dem Meere zu erhalten, und dazu keine Mühen und Kosten scheuen werde. Für uns ist die Lage, die sich daraus ergibt, eine sehr einfache. Wir haben heute eine sehr schöne, der englischen aber an Zahl sehr erheblich nachstehende Flotte und, um eine runde Summe zu nennen, 5 Milliarden Mark Reichsschulden; in zehn Jahren werden wir, wenn wir auf dem bisherigen Wege fortfahren, 10 Milliarden Reichsschulden haben, und eine Flotte, die der englischen numerisch gerade so weit nachstehen wird, als sie dies heute tut. Sollte diese einfache Tatsache, die ja ziffernmäßig nachzuweisen ist, nicht Veranlassung zum Nachdenken und in manchen Punkten zur Ein- und Umkehr Veranlassung geben? Es ist richtig, England hat uns das recht schwer gemacht dadurch, daß es sich, statt sich an uns mit Freundschaftsanerbietungen zu wenden, an unsere Nachbarn gewendet hat, die wir nun einmal leider, trotz mancher Dienste, die wir ihnen erwiesen haben — und das Marokko-Abkommen ist nicht einer der geringsten — als unsere Gegner betrachten müssen. Es fällt uns nicht ein, mit diesem Gedanken, der ein durchaus natürlicher ist, einen Keil zwischen England und Frankreich treiben zu wollen, wir stehen vielmehr auf dem Standpunkte, den Bismarck Ende August 1864 in Wien dem Herzog von Gramont gegenüber vertrat, als er ihm sagte: daß man unrecht habe,

sich aus der englisch-französischen Allianz ein Schreckbild zu machen, und er der Ansicht sei, daß es in den Ringen dieser Kette oft viele Lücken gebe, wo andere Verbindungen auch ihren Platz finden müßten, wenn die Verhältnisse ihre Notwendigkeit erwiesen.

Der Bericht des Herzogs von Gramont über diese Unterredung mit Bismarck vom 28. August 1864 findet sich in dem soeben erschienenen vierten Bande von „Les Origines diplomatiques de la guerre de 1870—71", S. 58 ff. Der sechste Band enthält ein anderes Schriftstück, das ebenfalls der Beachtung wert ist. Denjenigen, die den Machinationen der deutschfeindlichen Presse in den in Frage kommenden Ländern mit einiger Aufmerksamkeit gefolgt sind, wird es aufgefallen sein, mit welcher Übereinstimmung sie im letzten Jahre die Friedensleistungen der deutschen Armee und daran anknüpfend ihre Kriegstüchtigkeit herabgesetzt hat. Es handelt sich ersichtlich um den Versuch, ihren Lesern die Überzeugung beizubringen, daß Deutschland, das zerfallen im Innern und ohne Verbündete sei, auch mit Bezug auf seine Armee viel zu wünschen übrig lasse, also ein Krieg mit ihm keine so ernsthafte Aufgabe sei, als man bisher noch angenommen habe. In deutschen militärischen Kreisen wird man diesen Kritiken unzweifelhaft die notwendige Aufmerksamkeit schenken, für das Publikum dürfte sich die Lektüre eines Berichts des Generals Bourbaki vom 18. Oktober 1864 über die preußische Armee empfehlen, der sich in dem vorerwähnten Bande S. 265 befindet. Es handelt sich um einen Bericht des Generals, der den preußischen Manövern in dem Jahre beigewohnt hatte, er schreibt in demselben unter anderem: „Wenn das (preußische) Offizierkorps bemerkenswert ist durch seine Hingabe an sein Handwerk, seine Liebe und seine unverbrüchliche Treue für seinen Herrscher, seinen Ehrgeiz für den nationalen Ruhm (alles Eigenschaften, die, Gott sei dank, schon entwickelt in der französischen Armee sind), hat es mir den Eindruck gemacht, daß es als Gesamtheit weder intelligenter noch unterrichteter und ganz gewiß weniger erfahren (als die unsrige) sei . . . Die Artillerie ist, was Personal und Material anbetrifft, ganz entschieden minderwertig . . . Unsere Unteroffiziere und Soldaten sind denen der preußischen Armee weit überlegen durch ihre Körperkraft, ihre Intelligenz, ihre Hingebung für die Chefs, die sie befehligen, durch die Möglichkeit, die sie besitzen, sich in Gemeinschaft der Ideen, der Gefühle, des Wunsches das Richtige zu tun, mit ihren Offizieren ins Einvernehmen zu setzen . . . Der Feldlazarettdienst, der Verpflegungs- und der Transportdienst sind nicht organisiert. Preußen besitzt nur den Schein einer Verwaltung, der den verschieden materiellen Bedürfnissen einer Armee im Felde entspräche, die eine Grenze zu überschreiten haben würde."

Das schrieb General Bourbaki nach Düppel und Alsen. Der Krieg von 1870 war bestimmt, den Kommandeur der französischen Garde und den Général en chef der Südarmee die Probe auf sein Urteil machen zu lassen. Ob er manchmal daran gedacht haben mag?

Es ließe sich noch viel über die Aufgaben sagen, die das Marokkoabkommen uns gelassen hat; aber die Beschränktheit des zur Verfügung

stehenden Raums gestattet mir nur noch eine zu erwähnen. Es ist dies die Behandlung der französischen Gesellschaften in dem abgetretenen Gebiet. Es hat sich, noch ehe die Verträge ratifiziert sind, bei uns eine Gesellschaft gebildet, die darauf hindrängt, die französischen Gesellschaften, die in diesem Gebiet tätig oder zugelassen sind, per fas et nefas zu eliminieren. Es wäre das ein verhängnisvoller Fehler. Jedenfalls wird es richtig sein, sie streng zu der Erfüllung der übernommenen Verpflichtungen anzuhalten und jeden Versuch, ihre Rechte zu überschreiten, zu verhindern, aber was darüber hinausgeht und nicht auf freier Vereinbarung beruht, wäre ein bedauerlicher Mißgriff. Die deutsche Kolonialverwaltung hat es leider nicht verstanden, in den alten Kolonien diesen Irrtum zu vermeiden; sie hat während der letzten Jahre durch ihre Maßnahmen den Glauben an die Rechtssicherheit in den Kolonien in bedenklicher Weise erschüttert und damit das Privatkapital, das sie trotz aller antikapitalistischen Phrasen gewisser Politiker und Parteien notwendig zur Erweiterung der Kolonien gebraucht, mehr als kopfscheu gemacht. Es wäre, wie gesagt, ein verhängnisvoller Fehler, diesen Eindruck durch eine Vergewaltigung der französischen Gesellschaften zu verstärken, der um so bedenklicher sein würde, als er das fremde Kapital träfe, das bis jetzt, leider, dasjenige ist, welches unseren Kolonien gegenüber die größte Initiative gezeigt hat und noch dazu bereit ist.

Die nächsten drei bis vier Monate werden unser Volk, den Reichstag und die Regierung vor manche folgenschwere Frage sicherlich der inneren, vielleicht auch der äußeren Politik stellen; möchten alle Faktoren einzeln und gemeinschaftlich die Lösung finden, die jeder gute Patriot nur wünschen kann, das Land im Innern zu einen und es nach außen so zu vertreten, daß seine Interessen voll gewahrt und ihm die Segnungen des Friedens erhalten werden.

Freimaurer in Sicht.

Von
J. Minor.

Als im Laufe der vorigen Theaterspielzeit der Generalintendant der Berliner Hoftheater, Graf Hülsen-Häseler, mit der Absicht hervortrat, die „Zauberflöte" aus Ägypten nach Nordpersien zu verlegen, ging eine Notiz durch die deutschen Blätter, die man wohl als eine offizielle betrachten durfte, des Inhalts, daß die „Zauberflöte" eigentlich freimaurerische „Attribute" gar nicht enthalte. Gerade das Einkleiden in altägyptisches Gewand und Rituale würde dem freimaurerischen Gedanken widersprechen oder ihn vollkommen verkennen. Der Textdichter Schikaneder habe nur die freimaurerische humanitäre Idee in dem Libretto verarbeitet, aber derart, daß es durchaus unauffällig sei. Trotzdem sei es, entgegen der Tendenz von Textdichter und Komponisten, vorgekommen, daß wenig geschmackvolle Sänger des Sarastro die große Arie an die heiligen Hallen im großen Logenzeichen sangen; und nur dieser unpassenden Auffassung sollte jetzt entgegengetreten werden, indem man die Handlung auf das persisch-indische Hochland verlegte [1]).

Als die eigentlich Schuldigen erscheinen hier also die Sarastrodarsteller, von denen aber nicht leicht einzusehen ist, was sie mit dem ägyptischen oder nordpersischen Schauplatz, der doch eine Sache der Ausstattung und der Regie ist, zu tun haben sollen. Die freimaurerische Idee wird zwar zugegeben; während aber auf der einen Seite behauptet wird, daß diese Idee in dem Libretto durchaus unauffällig verarbeitet ist, heißt es auf der anderen Seite wieder, daß diese Idee gerade in dem ägyptischen Kostüme nicht gehörig zur Geltung komme. Mit anderen Worten: nach der einen Meinung hätte Schikaneder die freimaurerische Idee nicht stärker hervorheben *wollen*, nach der anderen hätte er sie nicht stärker zur Geltung zu bringen *verstanden*. Das eine ist aber so falsch wie das andere; das hat nicht bloß das Publikum zu allen Zeiten herausgefunden, das hat auch Goethe dem Librettisten mit den Worten eingeräumt, daß dem Eingeweihten der höhere Sinn nicht entgehen könne. Für den Regisseur freilich kommt die Frage, ob es dem Dichter gelungen sei, für sein Stück das richtige Milieu zu finden, auch dann nicht in Betracht, wenn kein mehr als hundertjähriger Erfolg diese Frage von vornherein bejaht hat; für ihn handelt es sich zunächst einfach darum, wo

[1]) Dasselbe besagt die nachträglich erschienene Broschüre des Intendanten; vgl. darüber jetzt auch Dr. Victor Junk: „Zur Berliner Inszenierung der ‚Zauberflöte'" in der „Allgemeinen Musikzeitung", XXXVIII. Jahrgang, Nr. 15, S. 423 ff.

Schikaneder und Mozart ihre Oper haben spielen lassen. Mag sein, daß Grillparzers „Traum ein Leben" sich in ägyptischem Kostüme besser ausnehmen würde als in dem persischen; sein Stück spielt aber einmal in Persien, und nur der Dichter selber hätte es nach Ägypten verlegen dürfen. Daß aber die „Zauberflöte" wirklich in Ägypten, dem Mutterland aller geheimen, also auch der freimaurerischen Weisheit, spielt, duldet wirklich keinen Zweifel. Wenn auch ein noch so geschmackloser Sänger die Arie „Isis und Osiris" anstimmt, so steht doch jedem gebildeten Zuschauer sofort das Bild der göttlichen Geschwistergatten vor Augen: der Mondgöttin Isis, der gebärenden Kraft, die bei den alten Ägyptern als die Repräsentantin des Niles und der von ihm befruchteten Nilländer galt, und ihres Bruders und Gatten, des Osiris, der zeugenden Kraft, in dem die Alten den Begründer der ägyptischen Kultur verehrten, und dessen Gräber heute noch auf Schritt und Tritt auf dem ägyptischen Boden zu sehen sind. Der Isiskult ist zwar durch die ganze griechische und römische Welt gewandert, und Osiris hat selbst den größten Teil der alten Welt kennen gelernt; ob aber beide auch nach Nordpersien gekommen sind, wird sicher nur wenigen Besuchern der „Zauberflöte" bekannt sein, vorausgesetzt, daß es überhaupt der Fall gewesen ist. Es heißt, daß den Intendanten seine intensiven Quellenstudien auf diesen Gedanken gebracht haben; schwerlich aber kann ihm dabei bekannt geworden sein, daß Schikaneder für jenen Teil der Handlung, der hier in Frage kommt, einen damals vielgelesenen Roman von dem Abbé Terrasson benützt hat, der schon auf dem Titel „Sethos, histoire ou vie tirée des monuments anecdotes de l'ancienne Égypte" verrät, daß er die altägyptischen Isis-Mysterien zur Grundlage nimmt. An diese Vorlage schließt sich Schikaneder nicht bloß in dem Ritual und in dem Kostüme, sondern auch in dem Text so genau an, daß er z. B. seinen geharnischten Männern Worte in den Mund gelegt hat, die sich bei Terrasson im Innern einer Pyramide auf einer Marmorplatte finden. Die Götter Isis und Osiris und die Pyramiden kann man wirklich nicht so mir nichts dir nichts aus Ägypten nach Nordpersien versetzen; weit eher noch könnte man den Thor oder den Donar von den alten Griechen anbeten lassen.

Die sanfte Losmachung der „Zauberflöte" von der Freimaurerei ist aber auch ein großer Anachronismus; denn während der Intendant in einem Werk, das die Freimaurer seit hundert Jahren mit Fug und Recht für sich in Anspruch nehmen durften, ihre Gedanken nur ganz „unauffällig" wiederfinden kann, sind in Deutschland und in Frankreich zahlreiche Federn geschäftig, den „Nachweis" zu erbringen, daß nicht bloß unsere schöne Literatur seit den Tagen der Klassiker, sondern unser ganzes geistiges Leben seit dem Anfang des 18. Jahrhunderts von den Freimaurern bestimmt und getragen worden sei. Der Lebensweg aller unserer großen Dichter und Denker geht nicht mehr auf der offenen Straße, sondern er führt durch die dunklen Pfade der geheimnisvollen Verbindungen; Goethe und Schiller und noch mehr die nach ihnen, alle sind sie Geschöpfe der Logen. Die arkadische Gesellschaft, ein harmloser Schäferverein, in den der junge Goethe in dem ersten Briefe, der

uns von seiner Hand erhalten ist, um Aufnahme bittet; die Straßburger Tischgesellschaft mit ihren medizinischen Gesprächen; die Darmstädter Gesellschaft der Heiligen mit ihren ätherischen Gestalten und sentimentalen Empfindungen; der Wetzlarer Ritterorden mit seiner derben Vorliebe für das Mittelalter und die Femgerichte: lauter Freimaurerlogen vor der wirklichen Loge, in die Goethe bekanntlich erst in Weimar eingetreten ist. Besonders schwer haben es sich die Herren dabei nicht gemacht: der Vater des jungen Lerse war Mitbegründer der Frankfurter Loge, der Sohn gehörte der Straßburger Tischgesellschaft Goethes an; Herder ist zu Riga in die Loge zum Nordstern eingetreten, der junge Goethe verkehrt in Straßburg sowohl mit Lerse als mit Herder — was ist wahrscheinlicher, als daß dieser Verkehr auch ein maurerischer gewesen ist? Wenn sich irgendwo ein paar junge Leute zusammen tun und einen Dichterverein gründen, sei es in Göttingen oder an der Militärakademie in Stuttgart — was könnte er anders vorstellen als eine Pflanzschule maurerischer Brüderschaft? Denn mit Ausnahme der akademischen Orden und Landsmannschaften nehmen die Herren so ziemlich alle Arten von Vereinen bis auf die Stammtische herunter für sich in Anspruch. Und nicht bloß der Mann, auch sein Werk ist ihnen mit Haut und Haaren verfallen. Schillers „Lied an die Freude" ist gar nichts anderes als ein richtiges Tafel-Logenlied, das in seiner Gliederung und in seinem Gedankengange den ganzen Verlauf eines Fest-Logenmahles schildert, und aus ein paar Dutzend von Freimaurerliedern höchst kunstreich zusammengestoppelt ist. Auch Goethes „Faust" hat man mit dem Hammer, nicht mit dem des Geologen, sondern mit dem des Freimaurers beklopft; und wenn sich schon der Vater des Helden in Gesellschaft von Adepten befand, und der Sohn sich dann der Magie ergibt, so wird man kaum zweifeln dürfen, daß man es mit Freimaurern des 16. Jahrhunderts, also sozusagen mit Freimaurern vor der Freimaurerei, zu tun hat. Unter dem Titel „Maurerische Tugenden" werden dann alle Vorzüge auf den Ehrenscheitel des Br. Goethe gehäuft, der nun auf ein Haar dem Herrn Mikrokosmus gleich sieht, und als „Freimaurerische Gedanken" wird eine Blütenlese aus seinen sämtlichen Werken zusammengestellt; ebenso wie Schiller in seinem Enthusiasmus für das Wahre, Gute und Schöne nur den „maurerischen Idealen" Ausdruck verliehen hat. Und nicht anders als mit den Klassikern steht es mit den Romantikern: hier haben die französischen Germanisten die Hand angelegt, und wenn uns auch Vierling über den Freimaurer Zacharias Werner manches Neue beigebracht hat, so ist doch Novalis, in dessen bunten und alle Lebenskreise umspannenden Fragmenten das Wort Freimaurerei nicht ein einziges Mal vorkommt, von Spenlé nur sehr gewaltsam mit diesen Kreisen in Verbindung gebracht worden. Noch weiter aber ist der einzige gegangen, der diesen Dingen eine großzügigere Darstellung gewidmet hat, der Prager Privatdozent Schneider, der in seinem lehr- und inhaltsreichen Buche nicht übel Miene macht, die ganze Weltanschauung der Romantiker mit ihrer Vorliebe für das feudale Mittelalter, den Urkatholizismus und die christliche Askese, den fatalistischen Schicksalsglauben und die alte Sokratische Lehre von dem führenden Genius

an den fein gedrehten, aber zuletzt immer dünner werdenden Faden der maurerischen Entwicklung anzuknüpfen . . . Kurz, wie man vor etwas mehr als einem Jahrhundert von einem Kryptokatholizismus und von einer Jesuitenriecherei geredet hat, so könnte man heute von einer Kryptomaurerei und von einer Freimaurerriecherei reden, mit dem allerdings wichtigen Unterschied, daß diese Erscheinungen damals von den Gegnern ausgingen, und daher etwas Feindseliges an sich hatten, während sie heute von den Freunden ausgehen, die es vielleicht ein wenig gar zu gut meinen und den Mund zu voll nehmen. In der Methode aber ist der Unterschied gar nicht groß, und man könnte viele Einzelheiten den Jesuiten mit demselben Recht zugute schreiben wie den Freimaurern.

Goethe, Herder und Wieland waren am Ende doch Freimaurer, und je weniger man eigentlich über ihre Logenarbeit weiß, ein um so größeres Recht hat die maurerische Phantasie, sich die Dinge nach Belieben auszumalen. Ganz anders aber steht es bei Schiller, der das typische Beispiel für die gewaltsame Werbung abgeben kann, deren sich die Vertreter der königlichen Kunst unter den großen Schatten der Unterwelt schuldig machen. Wenn man L. Keller glauben wollte, so wäre eigentlich das ganze Leben Schillers wie das des Wilhelm Meister von den geheimnisvollen Mächten des Turmes überwacht gewesen und nur durch sie zu gutem Ziele geleitet worden. Schon an der Akademie waren alle seine Lehrer Freimaurer, der Herzog desgleichen; wenn diese sich mit ihm Mühe gegeben und der Herzog einen Fremden auf das Talent Schillers aufmerksam gemacht hat, so haben sie eben nur gezeigt, wie die Maurer ein aufkeimendes Genie zu schätzen und zu fördern wissen. Wenn Dalberg es gewagt hat, die „Räuber" in Mannheim zur Aufführung zu bringen, so konnte er das bloß in dem maurerischen Bewußtsein, daß ihm der Bund zur Seite stand. Der erste Rezensent der „Räuber" redet einmal ganz harm- und ahnungslos von der „guten Sache", und daraus wird nun sogleich gefolgert, daß sich die Maurer auch wirklich des Stückes angenommen haben. Nicht bloß seine Anstellung beim Mannheimer Theater und den ihm von Carl August verliehenen Ratstitel, sondern auch noch die Unterstützung von seiten der Dänen hat Schiller den Maurern zu verdanken usw. usw. ... Hält man daneben die nackten Tatsachen, so muß man staunen, wie weit sich eine mythenbildende Phantasie hier vorgewagt hat. Wir wissen erst aus der Bauerbacher Zeit, daß Schiller mit seiner Gönnerin, der Frau von Wolzogen, dort ein Gespräch über die Freimaurerei geführt hat und dürfen vermuten, daß er in dieser Periode der höchsten Not und Gefahr wirklich die Vorteile in Betracht gezogen hat, die ihm aus dem Einfluß und möglicherweise auch aus dem Schutz dieser mächtigen und weitverzweigten Gesellschaft erwachsen könnten. Daß auch die Maurer damals schon ihr Augenmerk auf den flüchtigen Dichter der „Räuber" gerichtet hatten, ergibt sich aus einem Brief aus Mannheim an die Bauerbacher Gönnerin, in dem er unter Berufung auf ihr früheres Gespräch meldet, daß ihn ein reisender Maurer besucht habe, ein Mann von der ausgebreitetsten Kenntnis und einem großen verborgenen Einfluß, der ihm gesagt habe, daß er schon auf ver-

schiedenen Freimaurerlisten stünde, der ihn zugleich inständig gebeten habe, ihm jeden Schritt, den er hierin tun würde, mitzuteilen, und der ihm auch die Versicherung gegeben habe, daß es für ihn eine außerordentliche Aussicht sei. Vielleicht ist dieser reisende Bruder niemand anderer gewesen als der betriebsame Knigge, der damals als Agitator für den Illuminatenorden in Heidelberg wirkte und auf seinen vielen Fußreisen nach Mannheim auch mit Schiller in Verbindung gekommen ist. Ein halbes Jahr später, im Frühjahr 1784, empfing Schiller den Besuch seines durchreisenden Freundes Lempp, eines seiner intimsten Lieblinge aus der Zeit der Akademie, der inzwischen auch Freimaurer geworden war, und dem gegenüber nun auch Schiller die Lust ausgesprochen haben muß, in Verbindungen dieser Art einzutreten. Das ergibt sich aus dem Briefe, den Lempp auf seiner Weiterreise aus Mainz und aus Köln an Schiller richtet. Er beginnt mit der Versicherung, daß Schiller schwerlich auf einem anderen Weg zur Maurerei kommen werde als den er, Lempp, selber gegangen sei. Er warnt ihn vor Dalberg, der ihn ganz irre führen würde, offenbar weil er einem anderen System anhing als Lempp, und verweist ihn auf den Schauspieler Boek, den ersten Karl Moor: näher könne er ihm den Weg nicht bezeichnen. Er beruhigt den offenbar mißtrauischen Freund, daß er sich zu nichts als Verschwiegenheit zu verpflichten habe und alles übrige von ihm selbst abhänge; es sei ein Erfordernis eines angehenden Mitgliedes, glauben zu müssen, ohne die Ursache zu wissen. Und er verspricht ihm zwei Vorteile von dem Schritt: erstens, daß er die Welt von einer neuen Seite kennen lernen werde, von der er sie bisher nicht gekannt habe; und zweitens äußerliche Vorteile, denn was in der Macht der Verbündeten stehe, werde auch ihm zu Gebote sein. Auf diese sehr verlockenden Zeilen folgt freilich später eine Nachschrift, die L. Keller ganz übersehen zu haben scheint, vielleicht nur, weil sie nicht ganz deutlich und nur schwer leserlich ist. Denn nachdem er von einem neuen Freundschaftsbund mit Schiller geschwärmt hat, erscheint ihm die Freimaurerei doch in viel weniger günstigem Lichte, und er erkennt, daß es noch was Edleres gebe als sie; dann fährt er einlenkend fort: „Wenigstens können die edelsten davon (d. h. von der Maurerei) der Verderbnis, die unter ihnen einriß, abzuhelfen gesucht haben, und das mag dann doch gewiß wahr sein, daß nirgends eine schönere Sammlung von Erfahrungen über die Mittel und Wege, wirksam und tätig in der Welt zu sein, vorliegt als hier." Schiller, den jetzt gewiß nicht mehr bloß die äußeren Vorteile, sondern auch die inneren Erfahrungen, die er vielleicht in dem uns sonst ganz rätselhaften Plan eines „Imhoff" verwerten wollte, reizten und anzogen, ist zwar nicht Freimaurer geworden, wie er im zehnten Brief über den „Don Carlos" ausdrücklich sagt; er hat aber doch von dem Bunde eine sehr hohe Meinung erhalten, die er in den folgenden Worten ausspricht: „Ich bin weder J. — noch M. — (so steht 1788 im ersten Druck; erst in der Sammlung der Kleinen Schriften [1792] hat Schiller die Worte Illuminat und Freimaurer ausdrucken lassen), aber wenn beide Verbrüderungen einen moralischen Zweck miteinander gemeinsam haben, und wenn dieser Zweck für die menschliche Gesellschaft der wichtigste ist, so muß er mit demjenigen, den der Marquis

Posa sich vorsetzte, sehr nahe verwandt sein. Was jene durch eine geheime Verbindung mehrerer durch die Welt zerstreuter tätiger Glieder zu bewirken suchen, will der letztere, vollständiger und kürzer, durch ein einziges Subjekt ausführen: einen Fürsten nämlich, der Anwartschaft hat, den größten Thron der Welt zu besteigen, und durch diesen erhabenen Standpunkt zu einem solchen Werke fähig gemacht wird." Damit hat Schiller die höchste politische Aufgabe, die das Zeitalter der absoluten Monarchien kannte, die Erziehung eines Fürstensohnes, das Thema zugleich seines „Don Carlos", als den obersten Zweck auch der freimaurerischen Verbindung anerkannt; und es nimmt dieser Überschätzung ihrer Macht und ihres Einflusses nichts von ihrem Wert, wenn er bald darauf im „Geisterseher" auch wieder umgekehrt die Gefährlichkeit der geheimen Verbindungen in ähnlicher Vergrößerung darzustellen unternommen hat. Auf diese Stelle dürfen sich die Freimaurer mit Recht berufen, auch wenn Schiller selbst niemals ihrem Bunde beigetreten ist. Denn schon ein halbes Jahr nach dem ernsten Gespräch mit Lempp nennt er, in einem Briefe an Boie, die Liebe zur schönen Kunst eine Gattung Mäurerei, welche schnell und dauerhaft die entferntesten Herzen aneinander knüpfe; und als ihn bald nach seiner Ankunft in Weimar der eben aus Paris mit neuen Nachrichten über die Freimaurerei zurückgekehrte Bode für den Bund gewinnen wollte, erkundigte er sich vorsichtig zunächst bei Körner, dem er anderthalb Jahre später den Besuch Bodes mit Worten ankündigt, die sein Interesse an den „maçoniquen Ideen" deutlich als überlebt erscheinen lassen. Von den Freimaurerliedern aber, auf denen sein „Lied an die Freude" beruhen soll, hatte er die denkbar niedrigste Meinung; er betrachtete sie geradezu als eine Klippe für das deutsche Gesellschaftslied und eifert in wörtlich übereinstimmenden Briefen an Körner, Humboldt und Goethe über den platten, prosaischen Ton der „Freimäurer"lieder, den er mit „Erlaubnis zu sagen" den heillosesten unter allen nennt und selbst in einigen bei dieser Gelegenheit von Goethe gedichteten Sachen wiederfinden wollte. Die Freimaurerideale von dem Wahren, Schönen und Guten war er sich also sicher selber nicht bewußt, aus ihnen kennen gelernt zu haben.

Viel ist es wahrlich nicht, was der Nichtmaurer aus der nun schon sehr umfänglichen und ermüdend breiten Literatur[1]) über unsere Großen und ihr

[1]) Es ist nur ein ganz kleiner Teil der Literatur, den ich hier verzeichne; die nur für die Brüder zugänglichen Logenschriften lasse ich ganz weg: Dr. Hugo Wernekke, vormals Meister vom Stuhl der Loge Anna Amalia in Weimar, „Goethe und die königliche Kunst". Leipzig, Poeschel & Kippenberg. 1905. — Dr. Ludwig Keller, Geheimer Archivrat in Berlin-Charlottenburg, „Schillers Stellung in der Entwicklungsgeschichte des Humanismus". Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. 1905. — Dr. Georg Schuster, Die geheimen Gesellschaften, Verbindungen und Orden. Leipzig, Theodor Leibing. 1906. — Gotthold Deile, „Freimaurerlieder als Quellen zu Schillers ‚Lied an die Freude'." Leipzig, A. Weigel. 1907. — Gotthold Deile, „Goethe als Freimaurer". Berlin, Mittler & Sohn. 1908. — Dr. Ferdinand Schneider, Privatdozent an der k. k. deutschen Universität in Prag, „Die Freimaurerei und ihr Einfluß auf die geistige Kultur in Deutschland am Ende des 18. Jahrhunderts. Prolegomena zu einer Geschichte der deutschen Romantik." Prag, Taussig & Taussig. 1909. — Arthur Ott, „Goethe und der Illuminatenorden", in W. Bodes „Stunden mit Goethe". Sechster Band, Zweites Heft. Berlin, Mittler & Sohn. — W. Bode, „Freimaurerei im ‚Faust'." Ebenda. Sechster Band, Viertes Heft.

Verhältnis zu den Logen erfährt. Viel Platz und Zeit nehmen schon die ausführlichen Nachrichten über die Begründung der Logen in Anspruch, die durch eine schon bestehende Loge konstituiert werden müssen und der landesfürstlichen Bestätigung unterliegen. Über das Rituale, nach dem die einzelnen Logen, wie der Kunstausdruck lautet: „arbeiten", wird man viel genauer unterrichtet als über diese Arbeit selber. Das englische System, das in den dreißiger Jahren des 18. Jahrhunderts zuerst nach Deutschland kam, wurde bald durch das französische verdrängt, an das sich Baron Hund mit seiner „strikten Observanz" anschloß: hier fühlte man sich nicht als Maurer, sondern als ritterlichen Nachkommen der alten Tempelherren; man redete nicht von Logen, sondern von Orden und errichtete über den drei maurerischen Graden noch eine ganze Reihe höherer: den Schottengrad, dem die Verwaltung der Logen anvertraut war, den der Novizen, der Tempelritter, und endlich als höchste Stufe den des eques professus. Diesem verwelschten System gegenüber führte der Schauspieldirektor Schröder unter Mitwirkung Herders die Hamburger Loge auf die ältere englische Sitte zurück: hier gab es keinen Orden, sondern nur einen Bund oder eine Gesellschaft; man kehrte auch zu der schlichten und sinnigen Symbolik der in den mittelalterlichen Bauhütten vereinigten Werkmaurer zurück und unterschied daher nur Lehrlinge, Gesellen und Meister; Goethe hat zum Ruhme Schröders gesagt, daß bei ihm der Hammer in den rechten Händen sei. Viel Wert wird aber hier wie dort auf die Symbole und Zeichen gelegt: Zirkel, Senkblei und Winkelwage sind allgemeine maurerische Kennzeichen, die einzelnen Logen aber haben noch ihre besonderen Namen und Attribute: die weimarische heißt nach der Landesfürstin „Anna Amalia zu den drei Rosen", die Berliner „zu den drei Weltkugeln", die Hamburger „Emanuel zur Maienblume", und die Mitglieder jeder Loge tragen besondere Abzeichen. Die Maurer haben ihre eigene Sprache wie später die Turner: sie reden von Maurertugenden, von Maurerpflichten, und das Ehrenwort ist für sie einfach ein Maurerwort. Immer neue symbolische Handlungen und feierliche Gebräuche werden erfunden, aber der bedeutsamste bleibt immer der Schwur zur unverbrüchlichsten Verschwiegenheit, den jeder Neueintretende leisten muß. Auch Goethe hat ihn zweimal abgelegt, 1781 bei seinem Eintritt in die Weimarer Loge, und zwei Jahre später wiederum bei seinem Eintritt in den Illuminatenorden. In dem letzteren, der nach dem typischen Formular geleistet wurde, verpflichtete er sich, „bei seiner Ehre und gutem Namen mit Verzicht auf allen geheimen Vorbehalt gegen niemanden, auch nicht gegen die vertrautesten Freunde und Verwandten, auf keine irgendmögliche Weise, weder durch Worte, Zeichen noch Blicke oder sonst nicht das geringste zu offenbaren und um so mehr, da man ihn versichert, daß in dieser Gesellschaft nichts gegen den Staat, Religion und gute Sitten unternommen werde." Auf diesem Schwur beruht der Reiz des Geheimnisses, der die Freimaurer umgab und der gewiß eines ihrer stärksten Lockmittel gewesen ist. Goethe wenigstens konnte es gar nicht erwarten, in die höheren Grade der Wissenden aufzusteigen; er ist auch schon ein Jahr nach seinem Eintritt in die Loge Anna Amalia Meister geworden. Mit dem

Geheimnis scheint er aber doch nicht ganz auf seine Kosten gekommen zu sein; denn wenn er an Kayser schreibt, er wisse nun „das Unglaubliche", so heißt das bloß, er wisse nun das, was man nach den Worten Lempps in den früheren Graden einfach zu glauben hatte, ohne seine Ursache zu kennen. Aber schon dieses gewiß nicht ernst gemeinte Wortspiel beweist wenig Respekt, und später redet er geradezu von den „Quasi-Mysterien", wie auch der Großmeister v. Fritsch in einer Logenrede einmal bei einer Erwähnung der Geheimnisse hinzufügt: „Was man gemeiniglich so nennt". Gar zu viel scheinen also die Mitglieder der Loge „Anna Amalia" nicht erfahren zu haben; es müßte denn der Hinweis auf die geheimnisvollen Oberen gewesen sein, die allwissend alle Schätze der Natur und des Geistes in ihrer Gewalt haben und auf unbedingten Gehorsam rechnen dürfen. In den Quellen freilich ist begreiflicherweise auch von ihnen nirgends die Rede.

Ein warmer Verteidiger der königlichen Kunst redet von den Geheimnissen auch nicht anders als Goethe, indem er sie Nebengeheimnisse nennt. Im Anti-Saint Nicaise heißt es: „Gutes tun, die Not der Menschheit erleichtern, Aufklärungen unter seinen Mitbrüdern bewirken, Menschenhaß vermindern, sich stets anfeuern, und in allem diesen nicht müde werden, das ist das wahre Geheimnis des Ordens, die Nebengeheimnisse sind die Zeremonien, wodurch einer äußerlich ein Freimaurer wird." Hier werden wir also über die Schale hinaus auf den Kern, über die bloße Form auf den eigentlichen Zweck verwiesen. Aber auch hier versichert uns Fritsch, der Meister vom Stuhl in der weimarischen Loge, daß die Frage nach dem wahren Zweck der Maurerei nicht so leicht zu beantworten sei. Als den edelsten nennt er aber doch die Verbesserung unseres sittlichen Zustandes: uns zunächst für uns selbst so gut, als es die Menschheit nur irgend gestattet, und dann auch für das gemeine Wesen brauchbarer, nützlicher und wohltätiger zu machen; und er zitiert im Anschluß daran einen herrlichen Gedanken aus einer Schrift über den Orden: der bloße Bruder, dem noch keine Ordensgeschäfte angewiesen werden können, werde dem Orden und sich selbst am nützlichsten, wenn er in seinen Berufsgeschäften nach Vortrefflichkeit strebe. Dieser Gedanke kehrt auch bei anderen in den mannigfachsten Umschreibungen wieder. Der Hamburger Ehrengroßmeister bezeichnet die sittliche Veredlung des Menschen und die Beförderung der Glückseligkeit des ganzen Menschengeschlechtes als den obersten Zweck des Bundes, der durch in symbolischem Gewande gebotene Lehren in seinen Mitgliedern den Sinn für Männerfreundschaft, Menschenwohl, für alles Gute und Edle beleben und fördern wolle. In dem Herderschen und Goetheschen Weimar ergab sich dafür das Wort Humanität von selber. Der alte Wieland, der den Bund ehemals mit dem Kapuzinerorden auf eine Stufe gestellt hatte, betrachtete es jetzt als das ernste, tätige und anhaltende Streben aller echten und redlichen Maurer, sich selbst und soviel als möglich auch die Brüder dem Ideal der Humanität durch unermüdete Bearbeitung immer näher zu bringen. Als er dann 1809 mit 76 Jahren zum Bruder „historisch" (? die Gewährsmänner sagen uns leider nicht, was das Wort hier zu bedeuten hat) aufgenommen wurde, redete er nicht nur mehr von einer Annäherung, sondern

schon von einer völligen Erreichung des Zieles; denn er sprach in seinem Gesuche den Wunsch aus, „in diese venerable Verbrüderung, die der Menschheit Ehre mache und auf ein hohes, aber erreichbares Ziel hinarbeite," aufgenommen zu werden. Und ebenso ist nach dem Kanzler Müller der edelste Zweck des Maurerbundes die Erweckung und Verbreitung rein menschlicher Gesinnungen, harmonische Entfaltung und Veredelung geistiger Kräfte, „mit einem Worte Humanität". Dasselbe meinen wohl auch die modernen Freimaurer, wenn sie von der „humanistischen" Weltanschauung der Logenbrüder reden, während wir Laien die Beiwörter „humanistisch" und „humanitär" beide nur noch im eingeschränkten Sinne von der intellektuellen Bildung und von der praktischen Betätigung brauchen. Es gab aber doch schon im 18. Jahrhundert Richtungen in der Freimaurerei, die ihren Zweck weniger von der abstrakten und theoretischen Seite auffaßten und ausdrückten: die Hamburger Loge näherte sich unter Schröder mehr dem Ideal einer humanitären Wohlfahrtseinrichtung, und Herder, sein ideeller Berater, sagt, vielleicht mit einem Stich auf die schönen Reden, die in der Weimarer Loge gehalten wurden, und die eigentlich das Einzige sind, was wir von der Arbeit der Goethe-Loge wissen, in seinen Freimaurergesprächen: zu „Vorlesereien" sei die Maurerei nicht bestimmt, sondern zur tätigen Übung des Verstandes und Herzens, tätiger Beihilfe und Veredelung, ja Erweckung und Rettung des Menschengeschlechtes. Bei einem so allgemeinen und idealen Programm hing es natürlich von den besonderen Umständen der Zeit und des Ortes ab, wo man es für nötig hielt, praktisch einzugreifen, und was man zu veredeln oder zu verbessern für Maurerpflicht hielt. Während uns der Ehrengroßmeister der Hamburger Loge versichert, daß die Loge keinen Staat im Staate bilde und ebenso wenig eine Religionsgemeinschaft vorstelle, sagt uns Goethe, als er sich 1807 in der Zeit der Befreiungskriege der Wiederherstellung der Loge in Jena mit aller Entschiedenheit widersetzte, das bestimmte Gegenteil: „Die Freimaurerei macht durchaus statum in statu". Wir erfahren aus seinem Gutachten auch die interessante Tatsache, daß die Logen in den Revolutionskriegen als ein gutes Mittel, um die Franzosen, die die Freimaurerei sehr hoch schätzten und den Brüdern offenbar auch im Feindesland brüderlich begegneten, zu besänftigen, also als eine Art von Talisman wirksam waren. Jetzt aber möchte Goethe niemals den Rat geben, sie einzuführen, sondern sie auch dort, wo sie schon bestehen, durch die Regierung unschädlich zu machen. Schon daß die Jenenser Loge sich durch die Berliner konfirmieren lassen will, erscheint ihm als ein sehr bedenklicher Umstand: man hätte gar keine Aufsicht über eine so mächtige Korporation, die alle herrschaftlichen Beamten und öffentlichen Personen umfasse, und deren politisches Gewicht Goethe jetzt auf einmal so groß erscheint, daß er ein gefährliches anarchistisches Wesen fürchten zu müssen glaubt; Karl August, der die Gefahr durch die Universität noch vergrößert sieht, hat denn auch die Bewilligung nicht erteilt. Goethe aber äußert sich in seinem Gutachten auch ganz im allgemeinen über die Nützlichkeit der Logen, und schreibt ihnen eine günstige Wirkung eigentlich nur in den großen Städten und an kleinen Orten zu: dort wirken sie (er meint

offenbar bildend und veredelnd) auf die großen, rohen Massen; an kleinen Orten dagegen (er nennt dabei Rudolstadt) entwickeln sie sich zu einer angenehmen Form der Geselligkeit.

Das gesellige Moment hat Goethe auch sonst bei jeder Gelegenheit betont, und bei seiner Aufnahme in die Weimarer Loge gar kein Hehl daraus gemacht, daß es allein das gesellige Gefühl sei, das ihn um die Aufnahme nachsuchen ließ; „nur um mit Personen, die er schätzen gelernt habe, unter diesem Titel in nähere Verbindung zu treten," ist er Freimaurer geworden. Er hat die gesellige Bedeutung der Loge von einer tieferen Seite gefaßt und als das Eigenste des Bundes 1821 in einer Logenrede die Herstellung der entschiedensten Art von Gleichheit betont: alle Vorzüge von Geburt und Rang, von Stand und Alter, von Vermögen und Talenten treten hier zurück, sogar die Individualität muß sich in der Einheit verlieren. Ohne Titel und ohne Auszeichnungen nimmt jeder nur den Platz ein, der ihm durch den Meister vom Stuhl angewiesen wird, als dienender Bruder, Lehrling, Geselle, Beamter; und jeder bescheidet sich, in würdiger Gesellschaft, in Betracht höherer allgemeiner Zwecke auf alles besondere Verzicht zu tun. Je mehr sich im Laufe der Jahre in Goethe das Gefühl seiner Überlegenheit unwillkürlich zu regen begann, um so mehr fühlte der große Selbstverleugner auch wiederum das Bedürfnis, sich freiwillig unterzuordnen, sich als Gleichen unter Gleichen zu fühlen. Und aus demselben Prinzip der Gleichheit hat Goethe, für den freilich eine Geselligkeit ohne Damen auf die Dauer keine Anziehung auszuüben vermocht hätte, auch den Frauen den Zutritt zur Loge eröffnet, von der sie durch die strikte Observanz ganz ausgeschlossen waren. Mit Berufung darauf, daß ein Bund, von dem man glaube, daß er die menschliche Gleichheit liebe, unmöglich gegen die Zulassung der Frauen sein könne, durch die auch manche Widersacherin der Maurerei mit ihr versöhnt werden könne, erlangte er bei der Logenfeier für Wieland 1813 zum ersten Male ihren Zutritt. Und als drei Jahre später der Bruder Müller, auch hier in Goethes Fußstapfen weiterschreitend, in einer Festloge über das Interesse der Frauen an den Fortschritten der höheren Kultur und über die rege Teilnahme ihres forschenden Verstandes an dem ernsten Streben der Maurerei vortrug, da belobte ihn Goethe ausdrücklich wegen dieser Schwesternloge, in der man die Sache ernsthaft und würdig genommen und nicht wie vor alten Zeiten ins scherzhafte und parodistische gezogen habe: die Frauen waren also in den Logen früher nicht ernst genommen worden. Daß unter den Männern der Ton mitunter recht tief herunter sank, kann man aus Schillers Urteil über die Freimaurerlieder erkennen. Und daß wenigstens in einzelnen Logen die Unterhaltung alles war, geht aus den geringschätzigen Worten hervor, mit denen Kant 1798 die ganze Freimaurerei abgefertigt: „Ehemals trieb man mit dieser Maurerei allerlei. Jetzt ist es wohl nur Zeitvertreib und Spiel."

Noch viel weniger als über die konkreten Zwecke erfährt man aus unserer Literatur über die Mittel, deren sich die Logen zur Erreichung dieser Zwecke bedienten. Näheres weiß man eigentlich nur über den rührigeren Orden der Illuminaten. Diese beobachten und prüfen junge Leute auf ihre Anlagen

und Neigungen hin, sie suchen sie unbemerkt zu leiten und auf das zu lenken, was ihren Fähigkeiten und Umständen entspricht, um sie in der Folge nach den Absichten des ehrwürdigen Institutes zu erziehen und zu bilden. Zu der ersten Klasse gehörte hier die sogenannte „Minervalkirche", eine gelehrte Gesellschaft oder, wie man damals sagte, Sozietät, die sich mit der ganzen praktischen Philosophie, mit der Naturkunde, mit dem Kameralwesen und der Ökonomie, mit den freien Künsten, den schönen Wissenschaften und den Sprachen beschäftigt haben soll, und der auch Goethe unter dem Namen Abaris als Zensor angehörte. Man weiß nur nicht, ob sich die Sozietät forschend mit diesen Wissenschaften beschäftigt hat oder ob sie sich den Titel einer gelehrten Gesellschaft eigenmächtig beilegte und einfach eine Schule war. Hier nun stand das je nach den Umständen und Personen entweder sehr ersprießliche oder sehr bedenkliche Prinzip der heimlichen Beobachtung in voller Blüte: je ein Mitglied der höheren Klasse hatte einen oder zwei Minervalisten nach einem ganz fest bestimmten Formular, das in vierzehn Punkten von der Anhänglichkeit und dem Fleiß bis zu der Moral und dem Ruf aufstieg, zum Beobachtungsobjekt, und auf Grund dieser Listen glaubte der Orden seine Mitglieder bis ins kleinste kennen zu lernen und seinerzeit richtig verwenden zu können. In einzelnen Fällen mag dieses Spitzelwesen ganz gute Dienste geleistet haben; als Prinzip wird man die Spionage nach gewissen Vorschriften, die an die polizeilichen Leumundsnoten erinnern, schwerlich gutheißen können. Wenn die Oberen nicht fähig waren, die ihnen anvertrauten Minervalisten aus freier Hand zu charakterisieren, dann konnten ihre Auskünfte noch mehr schaden als nützen.

Wenn uns die freimaurerische Literatur auch sonst nicht gerade bedeutend gefördert hat, in einem Punkte läßt sie uns völlig im Stich: nämlich in dem Nachweis, daß auch nur einer der großen Gedanken, auf denen unsere moderne Kultur oder Literatur beruht, in den Logen entstanden und aus den Logen gekommen wäre. Dagegen läßt sich im kleinen wie im großen auf Schritt und Tritt das Gegenteil beweisen: daß nämlich die siegreichen Gedanken alsbald von außen her in die Logen hineingedrungen sind. Daß die uns heute noch so freimaurerisch anmutenden Gedanken über die pädagogische Provinz in „Wilhelm Meisters Wanderjahren" trotzdem nicht aus der Loge übernommen, sondern in die Loge übergegangen sind, gibt Wernekke in loyaler Weise selber zu; wir wissen ja auch, wieviel Goethe hier nicht der Freimaurerei, sondern der Fellenbergischen Erziehungsanstalt in Hofwyl bei Bern zu verdanken hat. Derselbe Wernekke berichtet uns auch, daß der Lehrbrief aus den „Wanderjahren" (Buch VII, Kap. 9) in der Loge zu St. Gallen im Rituale des zweiten Grades verwendet wird; und Wernekke selber empfiehlt auch die Grundsätze (Buch III, Kap. 9) „maurerischer Erwägung". Goethes Bundeslied „In allen guten Stunden" wird nach seiner Angabe wohl in allen Logen mit Freude gesungen, obwohl Goethe es weder als Freimaurer noch für die Freimaurer gedichtet, sondern lange vor seiner Bekanntschaft mit den Logen einem Offenbacher Freundespaar gewidmet hat. Ebenso ist Schillers „Lied an die Freude" zwar nicht aus den Logen

gekommen, aber von den Logen mit Begeisterung aufgenommen worden, wie der Maurer Zerboni Schiller selber mitgeteilt hat. Und wie hier im einzelnen und im kleinen, so geht es auch im großen und im ganzen. Als der Kanzler Müller in der Loge „Anna Amalia" bei der Totenfeier Goethes die Frage erörterte, was Goethe zum Freimaurer gemacht habe, fand er den tiefsten Sinn des Bundes erfaßt und ausgesprochen in einem Wort, bei dem Goethe gar nicht an diesen gedacht hatte, nämlich: daß die Menschheit zusammen erst der wahre Mensch sei, und daß der einzelne nur froh und glücklich sein könne, wenn er Mut habe, sich im ganzen zu fühlen. Die ganze Richtung seines Sinnes und seines Gemütes habe ihn zum Freimaurer geweiht. Der Begriff, daß große und edle Zwecke nur durch ein treues Zusammenwirken vieler Gleichgesinnter erreicht werden können, daß jede höhere Wahrheit eines sinnlichen Symbols, jede gemeinsame Tätigkeit strenggeordneter Formen und Regeln bedürfe, war ihm eigentümlich, ging aus seiner vollsten Überzeugung, aus seinem tiefen Studium der Geschichte und der Natur hervor. Also aus der Geschichte und aus der Natur, nicht aus der Loge, hat Goethe, wie der kluge Bruder Müller erkennt, diese Gedanken, und es fällt ihm gar nicht ein, etwa die „Reise der Söhne Megrapazons" oder das Märchen von der schönen Lilie, in denen der Gedanke des Wirkens mit vereinten Kräften ausgesprochen ist, seiner Loge gutzuschreiben. Wir haben Freimaurergespräche von Lessing, Herder und von Friedrich Schlegel; aber sie enthalten nicht Gedanken, die ihren Verfassern aus den Logen zugekommen sind, sondern Gedanken, durch die sie die Logen verjüngen wollten, und die oft genug auch wirklich in die Logen gedrungen sind. Und so wird es auch in den früheren Zeiten gewesen sein: der Neuplatonismus, die Naturforschung des Theophrastus Paracelsus, die Theosophie des Jakob Böhme, die Aufklärung, der Pietismus, die Humanität und zuletzt auch, wie Vierling mit Recht betont hat, die katholisierenden Tendenzen, auf denen die Romantik beruht, haben in den Logen hier mehr und dort weniger Aufnahme gefunden, schöpferische oder auch nur führende Geister sind die Brüder nie gewesen. Die Logen waren ein Milieu, je nach Zeit, Ort und Umständen ein mehr oder weniger günstiges Milieu, weiter nichts. Die Apostel der königlichen Kunst, der dadurch nichts von ihrem wahren Wert und von ihrer geschichtlichen Bedeutung genommen wird, brauchen sich darüber keine grauen Haare wachsen zu lassen, allen anderen Verbindungen geht es ebenso; ich will nicht die Turnervereine heranziehen, ich nenne lieber gleich unsere gelehrten Akademien, die auch nur das Erdreich bereiten und die Hilfsmittel schaffen können, auf denen der Fortschritt in der Wissenschaft und in der Kultur beruht. In letzter Instanz ist aber der Geist der Zeiten immer der Herren eigener Geist, in dem die Zeiten sich bespiegeln. Ein solcher Spiegel, und gewiß nicht der ungetreueste, ist freilich auch die Freimaurerei; nur darf man nicht vergessen, daß sie kein schaffender, sondern lediglich ein reproduzierender Spiegel ist.

Die auswärtige Politik der ungarischen Revolution 1848/49.

Unter Benutzung neuer Quellen

von

Wilhelm Alter (Wien).

Zweites Kapitel.

Die auswärtige Politik Ungarns während des Revolutionskrieges.

Militärisch von geringer Bedeutung, war das Gefecht von Velencze, das erste, in dem die kämpfenden Truppen von Männern geführt wurden, die sich beide mit Fug und Recht k. k. Feldmarschall-Leutnant nannten, politisch von der allergrößten Tragweite, namentlich nachdem sein Eindruck ergänzt worden war durch die Waffenstreckung der österreichischen Kolonne Roth bei Ozora am 7. Oktober, welche die Antwort Ungarns bildete auf das den ungarischen Reichstag auflösende und den Banus Jellacic zum Allgewaltigen in Ungarn ernennende kaiserliche Manifest vom 3. Oktober. Diese ersten Waffenerfolge der ungarischen Revolution wurden das Fundament von Kossuths nicht mehr zu erschütterndem Ansehen. Die Probe war abgelegt, daß die Magyaren die Kraft besaßen, mit den Waffen in der Hand zu behaupten, was der Reichstag erkämpft hatte; der Beweis schien geliefert, daß nicht die Männer der Versöhnung recht hatten, sondern jene, die von vornherein an Widerstand und Kampf gedacht, vor allem Kossuth, der durch seinen Antrag vom 11. Juli den Grundstein zu einer ungarischen Armee gelegt hatte. Kossuths Name überstrahlte von nun an die aller anderen Parteiführer, er war der unumschränkte Gebieter Ungarns, dessen Willen die Minister und das Parlament widerspruchslos gehorchten. In demselben Augenblick allerdings, in dem Kossuth dieses Ziel erreicht hatte, war auch, mochte der Kampf enden wie immer, sein persönliches Schicksal vorgezeichnet wie das aller Revolutionsführer; er mußte fallen, sei es durch den endlichen Sieg der legitimen Gewalt, sei es im gegenteiligen Falle, durch das Emporkommen eines glücklichen militärischen Führers der Revolution. Daß Kossuth die Rivalität der Heerführer Ungarns fürchtete, beweist sein Verhalten zu ihnen. Wohl betrieb er eifrig die Konzentration der ungarischen Truppen zu Korps von ansehnlicher Stärke[1]), aber er ging nicht so weit, die Bildung

[1]) Vgl. Friedjung a. a. O., Bd. I, S. 131.

großer Heeresgruppen zu erwirken und vor allem die Vereinigung der diversen Armeekorps unter einheitlichen Oberbefehl, die sich trotz der verschiedenen Kriegstheater, auf denen der Kampf geführt werden mußte, hätte durchführen lassen und allein eine planmäßige Operation auf allen Linien ermöglicht hätte. Die auf seine Initiative betriebene Korpsbildung hielt immer eine strenge Grenze nach oben ein, jene Grenze, die auf Furcht schließen läßt, zu viel Truppen in die Hände eines Mannes zu legen. Die Oberleitung der militärischen Operationen behielt er, statt sie sachkundigen Händen anzuvertrauen, sich selbst in seiner Eigenschaft als Präsident des Landesverteidigungsausschusses vor, und er plante sogar wiederholt, sich zum militärischen Oberbefehlshaber zu ernennen und in militärischer Eigenschaft, nicht als Zivilfunktionär, an die Spitze der Armee zu treten. Die Furcht vor dem militärischen Mißerfolg, der den Nimbus der Monarchen von Gottes Gnaden nicht beeinträchtigt, die Herrscher von Volkes Gnaden aber unrettbar zu den Toten wirft, hielt ihn von der Realisierung dieses Planes ab; er begnügte sich, im Landesverteidigungsausschusse der Leiter der Operationen zu bleiben.

Kossuths erste Sorge war es, das außerhalb Ungarns stehende Militär ungarischer Nationalität für die Revolution zu gewinnen. Noch im September bereisten seine Emissäre Kaszóny und Komlosy Böhmen und Galizien, um speziell die dort garnisonierenden Husaren zur Heimkehr nach Ungarn aufzufordern[1]; auch die Truppen italienischer Nationalität wurden agitatorisch bearbeitet und aus italienischen Deserteuren, die meist dem in Preßburg garnisonierenden Regiment Ceccopieri angehörten, eine italienische Legion in der Stärke von 760 Mann unter dem Kommando des früheren Zivilingenieurs Mazzeroni gebildet[2]. Dieses Kompliment an die Adresse Sardiniens wurde deutlich kommentiert durch die am 10. Oktober vom Reichstage beschlossene „Proklamation an die im Auslande befindlichen ungarischen Truppen"[3], in der der Reichstag „beschließt und befiehlt, daß die in Italien, in der Lombardei und Venedig, Böhmen, Mähren, Galizien oder wo immer im Auslande befindlichen ungarischen Truppen sogleich zum Schutze des ungarischen Vaterlandes und der errungenen konstitutionellen Freiheiten in ihr Heimatland zurückkehren". Dieser Beschluß verfolgte unverkennbar die Nebenabsicht, Sardinien zur Wiederaufnahme der durch die Schlacht von Custozza und den Waffenstillstand unterbrochenen Verhandlungen günstig zu stimmen, indem er mit einem freundschaftlichen Akt — die Schwächung der in Italien stehenden österreichischen Korps kam in erster Linie Sardinien zugute — das Prävenire spielte. Aber zu derselben Zeit, zu der Kossuth den Baron Splenyi beauftragte, wieder Fühlung mit der sardinischen Regierung zu suchen[4], und sich bemühte, in der Ferne einen Freund und Bundesgenossen zu gewinnen, schuf

---

[1]) Kaszóny, Ungarns vier Zeitalter. Bd. II, S. 85 ff.

[2]) Ibidem S. 137.

[3]) Im Wortlaut bei Adlerstein a. a. O., Bd. III, S. 73.

[4]) Hudson an Palmerston, dto. Turin, 19. Oktober. London, A. d. F. O.: „Der ungarische Agent Splenyi nähert sich wieder der Regierung. Er soll besondere Aufträge der ungarischen Regierung haben."

er sich an Ungarns Grenzen einen unversöhnlichen Feind. Er zog sich die wohlbegründete Feindschaft des Fürsten eines kriegstüchtigen, Ungarn ohnehin nicht wohlgesinnten Volkes zu, indem er einem Fürsten ohne Land und ohne Heer die Hand zum Bunde reichte. Dieser Fehler war um so schwerer, als Kossuth, der von der Idee beherrscht war, seine Sache mit der anderer Völker zu verbinden, in diesem Falle an den wunden Punkt Europas rührte, den nahen Orient.

Die Serbo-Kroaten hatten schon in der ersten Zeit der serbischen Bewegung in Südungarn reichlichen Zuzug von Kampfgenossen aus dem Fürstentum Serbien erhalten. Die Kriegslust der Serben des Fürstentums wuchs, als sich herausstellte, daß der Kampf in Südungarn gegen das Übergewicht der Magyaren geführt wurde, aber das wachsende Zuströmen serbischer Freiwilliger nach Ungarn erregte gewisse Besorgnisse. Speziell die Türkei fürchtete von der, wenn auch inoffiziellen, Teilnahme des souveränen Fürstentums an einem Kampfe, dessen wahre Natur und eigentliches Ziel noch nicht klar zu erkennen war, peinliche internationale Verwickelungen und forderte, unterstützt von dem französischen Konsul in Belgrad, den Fürsten Alexander Karageorgievic auf, dem Übertritt seiner Untertanen nach Ungarn ein Ende zu machen. Dem Scheine nach fügte sich der Fürst den dringenden Ratschlägen, indem er die nach Kragujevac berufene Skupschtina beschließen ließ, die Neutralität des Fürstentums zu proklamieren, die über die Donau gegangenen freiwilligen Kämpfer zurückzuberufen und weiteren Zuzug zu verbieten[1]; ausgeführt wurde dieser Beschluß jedoch nicht. Dem Übertritt neuer Freiwilliger, dem Transport von Waffen, Munition und Geldunterstützungen in die Lager der Backa und des Banats wurden keine Hindernisse in den Weg gelegt, und den türkischen Vorstellungen gegenüber berief sich der Fürst darauf, die populäre Unterstützung der in Karlowitz proklamierten Nationalität lasse sich nicht mit Gewalt unterbinden, ohne ernste Gefahren für die innere Ruhe des Fürstentums heraufzubeschwören; zudem sei ein verläßlicher Mann, der Senator Knicanin, im Lager der Freischaren anwesend, um dafür zu sorgen, daß die Interessen des Fürstentums gewahrt würden und jeder unüberlegte Schritt unterbleibe[2]. Diese Sorge für die innere Ruhe des Fürstentums ging allerdings so weit, daß der Fürst dem österreichischen Konsul in Belgrad, Mayerhoffer, die Werbung von Freiwilligen gestattete, nichts dagegen einzuwenden hatte, daß Knicanin von Wien aus mit österreichischen Generalstabskarten versehen wurde und es schließlich auch geschehen ließ, daß die serbischen Freiwilligen dem im Oktober organisierten „österreichisch-serbischen Armeekorps" angegliedert wurden[3]. Serbien war, wenn auch nicht offiziell, so doch faktisch der Bundesgenosse Österreichs im Kampfe gegen die ungarische Revolution, und Remonstrationen der Pforte wies der Fürst mit dem naiven

[1]) Ranke, Serbien und die Türkei, S. 396.

[2]) Sir Stratford Canning an Palmerston, dto. Konstantinopel, 12. Oktober. London, A. d. F. O.

[3]) Konsularbericht aus Belgrad. London, A. d. F. O. Vgl. Pulszky a. a. O. Bd. II, S. 141.

Argument zurück, erstens handle es sich in Südungarn nicht um eine Insurrektion, sondern um eine in gleicher Weise dynastische wie nationale Sache, und zweitens könne er, ohne Österreich zu beleidigen, seinen Untertanen nicht die freiwillige Teilnahme an einem Kampfe verwehren, der gegen die ungarische Revolution geführt werde[1]). Gewiß hätte sich Fürst Alexander nicht so stark engagiert, wenn wichtige dynastische Interessen ihm nicht geboten hätten, nach Kräften und so weit ihm das ohne allzu starke Kompromittierung möglich war, zur Bekämpfung der ungarischen Revolution beizutragen und die im Banat stehenden Freiwilligen in der Hand zu behalten. Es war ihm, dafür dürfte wohl der österreichische Konsul Mayerhoffer gesorgt haben, nicht verborgen geblieben, daß Kossuth mit dem entthronten Milosch Obrenovic gegen ihn konspirierte, sich mit Milosch verbündet hatte, um diesem den Thron Serbiens und Ungarn die Bundesgenossenschaft der Serben zu verschaffen. Milosch Obrenovic, der in München in der Verbannung lebte, hatte in den letzten Septembertagen seinen Vertrauensmann Petrovic zu Kossuth gesandt und diesem angeboten, Ungarn von der serbischen Invasion zu befreien, wenn Kossuth der Obrenovicpartei die Geldmittel zur Inszenierung einer Revolution zur Verfügung stelle, welche den Fürsten Alexander stürzen und Milosch auf den Thron zurückberufen sollte. Der naive Aktionsplan, den Petrovics entwickelte, war folgender: Kossuth ladet Milosch offiziell ein, die Gastfreundschaft der Länder der ungarischen Krone anzunehmen und gibt der Obrenovicspartei 6000 Dukaten. Die Obrenovicpartei „macht die Revolution", bei deren Ausbruch die serbischen Freiwilligen gewiß unverzüglich in die Heimat eilen werden; daß sie nicht wiederkehren, dafür wird schon Milosch sorgen, sobald er erst den Thron Serbiens eingenommen hat. Milosch hatte nichts zu bieten als Pläne und Versprechungen, deren Einlösung ebenso ungewiß war, wie es als gewiß gelten mußte, daß die Verbindung zwischen der ungarischen Regierung und dem depossedierten Fürsten ein Grund mehr für Alexander sein werde, nach Kräften sich an der Bekämpfung der Magyaren zu beteiligen. Trotzdem ging Kossuth auf das Angebot ein, ließ durch den Obersten Emerich Szabo Milosch die Einladung überbringen, sich in Ungarn niederzulassen, und übergab dem griechisch-unierten Bischof von Semlin die von Petrovic verlangten 6000 Dukaten zur Übermittelung an die Belgrader Vertrauensmänner der Obrenovicpartei[2]). Das Geld aber erhielt — Knicanin, der damit von der gegen seinen Fürsten gesponnenen Konspiration Kenntnis erlangte. Überdies sandte Milosch, der sich in Agram niederließ, einen seiner Söhne in das Lager der serbischen Freiwilligen, um diese für einen Putsch zu gewinnen[3]). Unter diesen Umständen erwuchs Knicanin und seinem Korps die Aufgabe, Serbien vor einem Handstreich der Obrenovicpartei zu schützen, eine Aufgabe, die am besten durch die Unterstützung des Kampfes gegen die mit Milosch verbündeten Magyaren erfüllt wurde. Die österreichische

[1]) Stratford Canning an Palmerston, dto. Konstantinopel 2. November. London A. d. F. O.

[2]) Vgl. Kossuth, Schriften aus der Emigration. Bd. I, S. 437 ff., Fußnote.

[3]) Springer a. a. O., Bd. II, S. 633.

Regierung erleichterte Knicanin wesentlich seine halb militärische, halb diplomatische Mission, indem sie den österreichischen Serbenführer Stratimirovic, der in Belgrad der Hinneigung zur Obrenovicpartei verdächtigt wurde[1]), an die Spitze einer Deputation stellen ließ, welche in Olmütz die definitive Regelung der serbischen Angelegenheit betreiben sollte und Miloš Obrenovic nach Olmütz mitnahm. Knicanin seinerseits quittierte diesen Freundschaftsbeweis, indem er die Versuche der ungarischen Regierung, durch den Regierungskommissär Beöthy und den General Blageovich Friedensunterhandlungen mit dem serbischen Freiwilligenkorps anzubahnen, schroff zurückwies[2]).

Durch seine unüberlegte Anknüpfung mit der Obrenovicpartei hatte Kossuth Österreich einen doppelten Dienst erwiesen: er machte für den Fürsten Alexander die Anlehnung an Österreich zu einem Gebot der dynastischen Politik und befreite Serbien von den Neutralitätsmahnungen der Mächte. Es war von vornherein die größte Sorge Englands, Rußlands und, nach der vorläufigen Befestigung der Republik, auch Frankreichs gewesen, zu verhindern, daß die Stürme, die Mitteleuropa in seinen Grundfesten erschütterten, auf die Balkanhalbinsel übergriffen. Hauptsächlich mit Rücksicht darauf hatte man es geschehen lassen, daß Rußland durch die Okkupation der Donaufürstentümer der daselbst hervorgetretenen nationalen Bewegung, die gleiche Bewegungen unter den anderen christlichen Balkanvölkern nach sich zu ziehen drohte, ein Ende machte, und die Sorge für die Ruhe auf dem Balkan war maßgebend für die Mächte gewesen, dem Fürsten Alexander dringend die Beobachtung strenger Neutralität anzuraten. Durch die Verbindungen zwischen der ungarischen Regierung und der Obrenovicpartei gewann die Sache ein wesentlich anderes Gesicht. Die nicht gefahrlosen Verwickelungen, die sich im Jahre 1842 an die Vertreibung Miloschs und die Berufung Alexanders auf den Thron Serbiens geknüpft hatten, waren noch nicht vergessen. Man wußte, daß ein gewaltsamer Thronwechsel in Serbien gefährliche politische Erschütterungen nach sich zu ziehen geeignet sei und daher zu einer Angelegenheit von europäischer Bedeutung werden könne[3]); man suchte daher jedem Umsturz in Serbien um so mehr entgegenzuwirken, als in diesem stürmischen Jahre die Lage Europas ohnehin mehr als einen Konfliktsstoff barg. Indem Kossuth seine Sache mit der der Obrenovicpartei verband, machte er Front gegen die Mächte, welche die Parole „Ruhe auf dem Balkan!" ausgegeben hatten. Es hatte den Anschein, als wolle Kossuth die Revolution auf das Gebiet des Balkans hinübertragen. Damit wurde die ungarische Bewegung den Westmächten gegenüber politisch kompromittiert, und zwar gerade dort, wo die Interessen der in Betracht kommenden Mächte England, Rußland und Frankreich, am leichtesten verwundbar waren. Damit

[1]) Vielleicht nicht mit Unrecht, denn bei dem Festmahl, das die slawischen Abgeordneten am 14. Dezember zu Ehren des Miloš Obrenovic gaben, fraternisierte Stratimirovic auffallend mit diesem. Miloš wurde übrigens aus Olmütz sehr schnell entfernt.

[2]) Springer a. a. O., Bd II, S. 635.

[3]) Siehe Ranke, Serbien und die Türkei. S. 375 ff.

war aber auch für die Mächte eine neue Haltung gegenüber der serbischen Teilnahme an dem ungarischen Kriege, bis zu einem gewissen Grade auch ihre Stellungnahme gegenüber der ungarischen Revolution selbst gegeben. Die Mahnungen zur Neutralität, die England, Frankreich und die Pforte bisher wiederholt an die Adresse des Fürsten gerichtet hatten, verstummten; man duldete stillschweigend, daß der österreichische Konsul in Belgrad gemeinsam mit seinem russischen Kollegen und in vertrautem Einverständnis mit dem Fürsten den Zuzug serbischer Freiwilliger nach Ungarn planmäßig organisierte und leitete [1]).

Nicht minder denn durch sein Bündnis mit Milosch Obrenovic wurde die ungarische Bewegung Europa, speziell Rußland und Preußen gegenüber, dadurch kompromittiert, daß Kossuth mit der polnischen revolutionären Emigration Verbindungen anknüpfte. Die Sache war nicht neu und nicht durchweg auf Kossuths Acker gewachsen. Dembinski, der alte, hochangesehene Heerführer der polnischen Revolution, hatte schon den Prager Slawenkongreß für die Idee zu gewinnen gesucht, eine Versöhnung zwischen den Magyaren und den Kroaten herbeizuführen und dann ein slawisch-magyarisches Massenaufgebot gegen die russische Tyrannei ins Werk zu setzen [2]). Als die schönen Pläne des Slawenkongresses unter den Kanonen Windischgrätz' in Trümmer gingen, richteten sich die Augen der Polenführer noch mehr als früher auf Ungarn, das unverkennbar dem Kampfe gegen Österreich entgegenging. Von Ungarn erhofften sie jetzt die Befreiung Polens, vor allem Dembinski, der erklärte, die einzige Hoffnung für Polen, aus den europäischen Wirren Nutzen zu ziehen, sei der Ausbruch des Revolutionskrieges in Ungarn. Der Wunsch, Polen mit Ungarns Hilfe restauriert zu sehen, war für Dembinski der Traum seiner Kindheit, der jetzt an einer sehr einfachen Argumentation zu einem politischen Glaubensbekenntnis erstarkte. Da Österreich seiner Aufgabe, eine Mauer gegen Rußland zu bilden und diese Macht zu bekämpfen, nicht nachkomme, müßten sich die Polen um Ungarn scharen, das an Österreichs Stelle zu treten berufen sei [3]). Das Wort Dembinskis fand freudige Zustimmung bei seinen Konnationalen und speziell Graf Potocki, der galizische Magnat und Führer der nationaldemokratischen Partei, setzte sich mit Feuereifer für das geplante ungarisch-russische Bündnis ein. In wiederholten Konferenzen mit Kossuth und dem ungarischen Staatssekretär Pulszky bot er Ungarn die Dienste einer polnischen Legion an, die allerdings nicht zum Kampfe gegen Slawen verwendet werden dürfe [4]). Im Oktober, nach dem tatsächlichen Ausbruch des Revolutionskrieges, wurde das ungarisch-polnische Bündnis auch wirklich in aller Form abgeschlossen und von Kossuth und dem Grafen Cseykowsky der Bündnistraktat unterzeichnet. Der Vorbehalt, betreffend die Verwendung der Legion gegen die Slawen, war polnischerseits fallen gelassen

[1]) Stratford Canning an Palmerston, dto. Konstantinopel, 21. November. London A. d. F. O.

[2]) Springer a. a. O., Bd. II, S. 660.

[3]) Siehe Danzer, Dembinski in Ungarn. Bd. I, S. 21 ff.

[4]) Pulszky, Meine Zeit, mein Leben. Bd. II, S. 261.

worden, die Polen verlangten nur Geld und Waffen und verpflichteten sich zur Stellung einer polnischen Legion von 2000 Mann, die allmählich zu einem Korps von 20000 Mann verstärkt werden sollte[1]). Von polnischen Revolutionsgeneralen traten Bem und Dembinski in ungarische Dienste. Bei dem Bündnisabschluß mit den Polen dürfte Kossuth wohl hauptsächlich der Wunsch geleitet haben, durch die Erbringung des Beweises, daß Ungarn in seinem Kampfe nicht ganz allein stehe, den Mut und die Zuversicht seiner Landsleute zu heben. Sanguinisch wie er war, hoffte er wohl auch, durch Verquickung der ungarischen Sache mit der der Polen auch Ungarn aus der Polenschwärmerei, die sich namentlich in Frankreich ebenso bombastisch wie lärmend bemerkbar gemacht hatte, Nutzen ziehen zu lassen. Vielleicht sah er in seiner üppig wuchernden Phantasie durch die Bündnisse mit den Polen und der Obrenovicpartei Ungarn bereits in unangreifbarer Lage, gedeckt an der rechten Flanke durch eine polnische Revolution, an der linken durch das Serbien der Obrenovic, gestützt durch die Sympathien Frankreichs und des seit jeher polenfreundlichen Englands. Keineswegs sah er ein, daß das ungarisch-polnische Bündnis dem nervösen Europa eine neue Gefahr vor die Augen führte: eine polnische Revolution, die vitale Interessen dreier Mächte, Rußlands, Preußens und Österreichs, schwer bedrohte und die Ruhe Europas auf Jahre hinaus störte. Um das Unglück voll zu machen, knüpfte ungefähr zu derselben Zeit Szalay, der sich in der Schweiz niedergelassen hatte, von Zürich aus Unterhandlungen mit den wilden Demokraten Badens und der Pfalz an[2]), erwählte sich der ungarische Gesandte in Paris Graf Teleki Ledru Rollin zum Protektor, nahm Kossuth seine alten Beziehungen zu den legitimen und den revolutionären Regierungen Italiens wieder auf. Kossuths Tätigkeit malte ein altes Schreckbild an die Wand: die „allgemeine europäische Revolution", wie sie Mazzini seit Jahrzehnten als Allheilmittel gegen alle Leiden der Völker anpries. Das flößte auch den Regierungen jener Länder, die von der Revolution unberührt geblieben waren oder sie, wie Frankreich, bereits so gut wie überwunden hatten, Mißtrauen gegenüber Ungarn ein, das machte vor allem für Rußland die nachdrückliche Unterstützung Österreichs im Kampfe gegen die ungarische Revolution zu einem Gebot der Staatsraison und der Vorsicht. Wenn Kossuth sich später über die unnahbare Reserve und die abweisende Kälte, der seine Diplomaten bei den Regierungen Europas begegneten, bitter beklagte, dann übersah er, daß er selbst durch seine unüberlegte Politik diese ungünstigen Dispositionen hervorgerufen hatte.

Allerdings waren die Aussichten Ungarns, bei den Völkern der europäischen Westmächte die kräftige moralische Stütze der Popularität zu finden, von vornherein keine besonders günstigen. Man verstand in Europa, speziell

[1]) Springer a. a. O., Bd. II, S. 659. Pulszky a. a. O., Bd. II, S. 262. Auch Kaszóny a. a. O., Bd. II, S. 102 ff. behauptet, im Oktober in Wien „mit einigen polnischen Offizieren" einen Vertrag über die Stellung einer polnischen Legion abgeschlossen zu haben.

[2]) Stiles a. a. O., Bd. I, S. 301.

in den Ländern, auf deren Sympathie man in Ungarn in erster Linie rechnete, in England und Frankreich, die ungarische Revolution nicht. Man verstand und würdigte den Kampf der Deutschen und Italiener für politische Freiheit und nationale Einheit, die Sehnsucht der Polen nach Befreiung von dem harten russischen Joche und Wiedereroberung der verlorenen nationalen und politischen Existenz, aber die ungarische Bewegung verstand man nicht. Die Ausführungen der führenden französischen und englischen Journale über die ungarische Revolution sind in dieser Beziehung beredte Zeugen. Ungarn hatte eben alles das besessen, was jene Völker sich erst erringen mußten: die ungeschmälerte nationale Existenz und die politische Freiheit im Rahmen der Habsburgischen Gesamtmonarchie, eine alte Verfassung, die niemand zu unterdrücken versucht hatte, und man sah in den Ambitionen, mit denen die Ungarn im Jahre 1848 auftraten, eine geschichtlich und politisch ungerechtfertigte Übertreibung nationaler Ansprüche. Man verstand die Sehnsucht nach Wiederaufrichtung des selbständigen Magyarenstaates, den die Geschichte vor drei Jahrhunderten von der Karte Europas gestrichen, um so weniger, als dieser Magyarenstaat sich zur dauernden Selbsterhaltung als zu schwach erwiesen und die Magyaren die dauernde Sicherung ihrer nationalen Existenz, ihres Territorialbesitzes und ihrer konstitutionellen Freiheiten erst durch die Vereinigung Ungarns mit dem Reiche der Habsburger erreicht hatten. Die Lehren der Geschichte sprachen zu deutlich gegen die Bestrebungen der Ungarn, ebenso die Lehren der praktischen Politik, die ein starkes, einiges Österreich, in dessen Rahmen für das nationale Verfassungsleben Ungarns Raum genug war, als eine der unentbehrlichen Grundbedingungen des europäischen Gleichgewichtes erklärten. Diesen Lehren gegenüber vermochten die Deklamationen der ungarischen Politiker nicht durchzugreifen, welche Europa überzeugen wollten, daß der Bestand eines selbständigen ungarischen Heeres, eines eigenen ungarischen Ministeriums des Auswärtigen und aller anderen Attribute der staatlichen Souveränität Hauptbedingungen der politischen Konsolidierung Europas und der Stabilisierung des europäischen Gleichgewichtes seien. Für die Staatsmänner Europas war der österreichisch-ungarische Konflikt nur eine disputa di famiglia, keineswegs das, wozu ihn die ungarischen Politiker stempeln wollten, eine europäische Angelegenheit. Eine europäische Frage allerersten Ranges war aber, speziell für Englands Politik, die Erhaltung der österreichischen Monarchie als europäischer Großmacht, die Erhaltung ihrer, eine stabile englische Orientpolitik gewährleistenden Großmachtstellung, die durch die ungarischen Aspirationen gefährdet erschien. Bezeichnend dafür sind die Ausführungen des „Morning Chronicle", der in Übereinstimmung mit der öffentlichen Meinung Englands und der Ansicht der führenden englischen Politiker bei Ausbruch des Revolutionskrieges in Ungarn schrieb:

„Wir hatten nie Sympathie mit den Politikern, die Österreich von der Karte Europas streichen und die Hauptmasse des Kontinents in eine große deutsche Republik, ein Königreich Ungarn und, um jedem Geschmack etwas zu bieten, in eine aristokratische Republik Polen zerlegen wollten. Wir wünschen, daß Österreich auf einer breiten und stärkeren Basis wieder aufgerichtet werde, österreichisch mit allen Erinnerungen der Vergangenheit und allen Veränderungen, welche die höher gespannten Anforderungen der Gegenwart verlangen."

Man wünschte im Westen Europas den Ungarn von Herzen einen zweckmäßigen Ausbau ihrer Verfassung, aber man perhorreszierte die Zertrümmerung der österreichischen Monarchie, die schon im ersten Stadium des Kampfes das deutlich erkennbare Ziel der von Kossuth beherrschten und dirigierten ungarischen Politik war. Auch in weiteren Kreisen des Auslandes tatsächlich populär zu werden, vermochte die ungarische Revolution nicht. Die psychologischen Voraussetzungen für eine wirkliche, weitreichende und mächtige Volkstümlichkeit fehlten, denn die ungarische Revolution war, im Gegensatz zu den polnischen Insurrektionen und der italienischen Freiheitsbewegung, keine gewaltsame Reaktion gegen Unterdrückung und Entrechtung, sie war vor allem keine wirkliche Volkserhebung, kein Kampf der gesamten Nation[1]). Sie beschränkte sich auf die mittleren und unteren Schichten, und daß der Adel sich mit ganz vereinzelten Ausnahmen von ihr fernhielt, verfehlte in dem aristokratisch regierten England seinen Eindruck ebensowenig wie in dem demokratischen Frankreich. Zudem trug die Erhebung der Serben, Kroaten und Rumänen gegen die magyarische Vorherrschaft viel dazu bei, in Europa die Ansicht feste Wurzel fassen zu lassen, es handle sich in Ungarn nicht um eine Volksbewegung, sondern um eine von einer Oligarchie in Fluß gebrachte Emeute, deren Natur schon dadurch gekennzeichnet sei, daß die nichtmagyarischen Nationalitäten Ungarns es für notwendig hielten, mit den Waffen in der Hand ihre nationalen Rechte zu verteidigen. Die ungarische Revolution war nicht populär bei den Völkern und mißliebig bei den Regierungen Westeuropas, als sich ihre Leiter anschickten, die Westmächte zur diplomatischen Unterstützung der ungarischen Unabhängigkeitsbestrebungen zu bewegen.

Im September und Oktober 1848 begann die ungarische Regierung, den diplomatischen Dienst Ungarns zu organisieren[2]). Von Sardinien abgesehen, gelang es nur mit jener Großmacht offizielle Beziehungen anzuknüpfen, die in Europa keine direkten Interessen zu verteidigen hatte, mit den Vereinigten Staaten von Amerika. Diese mögen daher, obzwar chronologisch einem anderen Kapitel angehörend, hier besprochen werden. Der amerikanische Gesandte in Wien, Stiles, nahm lebhaftes Interesse an der Bewegung in Österreich und Ungarn und stand mit dem Staatssekretär Pulszky und dem Regierungskommissär Kaszóny in regem Verkehr. Die natürliche Sympathie des Amerikaners für jede demokratische Bewegung sowie der Wunsch, möglichst eingehend informiert zu sein — Stiles betrieb als Liebhaberei mit Eifer und Glück die Geschichtschreibung und hat auch ein Werk über die Revolution in Österreich verfaßt —, mögen für diesen Verkehr in erster Linie den Beweggrund gebildet haben[3]). Im Laufe des November, als man in

[1]) Siehe Friedjung a. a. O., Bd. I, S. 202.

[2]) Wertheimer, Graf Julius Andrassy, Bd. I, S. 18, behauptet irrtümlich, die ungarische Regierung sei erst nach der Unabhängigkeitserklärung von Debreczin an die Aufstellung von diplomatischen Vertretungen geschritten.

[3]) Kaszóny a. a. O., Bd. II, S. 110, behauptet, Stiles habe Ungarn die Regezierung eines Darlehens von 20 Millionen Dollars zur Erkämpfung seiner Freiheit schon im November garantieren zu können erklärt. Der Wert dieser Erzählung ist klar.

Wien lediglich auf die von der österreichischen Regierung ausgegebenen Nachrichten angewiesen war, schickte Stiles durch einen amerikanischen Reisenden ein Schreiben an Kossuth, in dem er diesem mitteilte, er interessiere sich für die ungarische Bewegung und wünsche über dieselbe eingehend informiert zu werden[1]). Mit dem ihm eigenen voraussetzungslosen Optimismus sah Kossuth in dem harmlosen Reisenden einen diplomatischen Agenten der Vereinigten Staaten, und der „Kossuth Hirlapija" verkündete triumphierend, ein Gesandter der mächtigen Republik von Nordamerika sei in Ungarn in offizieller Mission eingetroffen; in seiner Ankunft sei der erste Schritt zur Anerkennung der Unabhängigkeit Ungarns seitens der Großmächte zu erblicken und damit für Ungarn die Möglichkeit gegeben, sich alle jene politischen und materiellen Vorteile zu sichern, die das Völkerrecht in solchen Fällen gewährt[2]). Kossuth ging sofort daran, aus der Bitte Stiles um Informationen politisches Kapital zu schlagen. Er übermittelte Stiles eine für den Präsidenten der Vereinigten Staaten bestimmte Note, in der er den bisherigen Verlauf der Ereignisse schilderte und schließlich erklärte, der Kampf der Ungarn gegen Österreich sei keine leichtsinnige und verbrecherische Rebellion, sondern ebenso berechtigt wie der Widerstand der nordamerikanischen Kolonien gegen die Engländer im Jahre 1775. Kossuth unterzeichnete diese Note als Präsident, Pulszky kontrasignierte als Staatssekretär[3]), genau so, als wäre die ungarische Republik, die vier Monate später proklamiert wurde, bereits konstituiert. Unter den zahllosen diplomatischen Noten Kossuths war diese die einzige, der tatsächlich ein Erfolg, wenn auch nicht von realem politischen Werte, beschieden war. Im Frühjahr 1849 delegierte die Regierung der Vereinigten Staaten Horace Mann als Gesandten nach Ungarn, doch war es diesem nicht möglich, an seinen Bestimmungsort zu gelangen[4]). Er hätte Ungarn auch nichts nützen können, denn so freigebig die Amerikaner mit der Ernennung eines Gesandten bei der Hand waren, so energisch knöpften sie die Taschen zu, als Damburghi, der ungarische Gesandte für Amerika, bei den Neuyorker Banken eine Anleihe für Ungarn zu negozieren suchte[5]). Über die praktische Wertlosigkeit der Pflege der Beziehungen zu den Vereinigten Staaten und Ungarn war eine Täuschung kaum möglich. Desto mehr fiel für die ungarische Regierung, die nach mehrfachen Mißerfolgen auf diplomatischem Gebiete endlich auf einen Erfolg verweisen konnte, die moralische Wirkung auf die breiten Massen des ungarischen Volkes ins Gewicht.

Unvergleichlich mehr mußte der ungarischen Regierung an der Anbahnung eines diplomatischen Verkehres mit Frankreich und England gelegen sein. Namentlich auf Frankreich setzte Kossuth große Hoffnungen, und trotz der ablehnenden Antwort, welche die ungarische Regierung auf ihren ersten An-

[1]) Pulszky a. a. O., Bd. II, S. 275.
[2]) „Kossuth Hirlapija" vom 28. November 1848.
[3]) Pulszky a. a. O., Bd. II, S. 280.
[4]) Springer a. a. O., Bd. II, S. 736.
[5]) Amerikanische Eindrücke. Erlebnisse eines ungarischen Emigranten in Amerika anonym), S. 131.

näherungsversuch von Paris aus erhalten hatte, hoffte er, auf die Allgewalt der Agitation vertrauend, noch immer, Frankreich auf die Seite Ungarns herüberziehen zu können, und betrieb deshalb unmittelbar nach dem Ausbruch des Kampfes mit Österreich die Ernennung eines ungarischen Gesandten für Paris. Am 21. September 1848 wählte der ungarische Reichstag den Grafen Ladislaus Teleki zum Gesandten in Paris. Man rühmte Teleki nach, er sei „geistreich, witzig, beredt, gewandt im Salon, liebenswürdig im Umgang, schlagfertig in der Polemik, verbinde französischen Esprit mit magyarischem Applomb, die persönlichen Eigenschaften, die der Diplomat besitzen muß, mit den Tugenden eines ehrenhaften Patrioten“ [1]). Im Salon mag Graf Teleki gewiß geeignet gewesen sein, den Diplomaten zu posieren, aber seine ungezügelte Impulsivität, sein fahriger, unruhiger Geist, seine unüberwindliche Neigung, auf eigene Faust Politik zu machen und die radikalsten Radikalen noch zu übertrumpfen, lassen ihn für die schwierige Aufgabe, die ihm übertragen wurde, nichts weniger als geeignet erscheinen. Unter diesen Umständen klingt die Behauptung sehr plausibel, für seine Ernennung zum Gesandten sei weniger das Vertrauen zu seinen diplomatischen Fähigkeiten, als der Wunsch seiner zahlreichen Freunde maßgebend gewesen, den liebenswürdigen und allgemein beliebten Grafen, der leider die verhängnisvolle Neigung besaß, sich politisch nach allen Richtungen hin unheilbar zu kompromittieren, aus seiner allzu intimen Verbindung mit den Pester Ultraradikalen zu befreien [2]). Übrigens war Teleki trotz seines chauvinistisch-nationalen Radikalismus — auch das gehört zu den merkwürdigen Widersprüchen in dem politischen Charakterbild dieses hochbegabten Mannes — ein begeisterter Vorkämpfer des Prinzips der Versöhnung aller Nationalitäten, so daß seine Entfernung aus der Hauptstadt schon aus diesem Grunde auch Kossuth, der sich zu dieser Zeit mit der Idee getragen haben soll, die Banater Serben vollkommen auszurotten und das Land mit Hovveds zu kolonisieren [3]), nur willkommen sein konnte. Mit Personal wurde diese erste ungarische Legation reichlich ausgestattet. Als Gesandtschaftssekretär fungierte Friedrich Szarvady, später, da dieser als Kurier Verwendung fand, Nikolaus Kiß, Militärbevollmächtigter war Oberst Emerich Szabo, zweiter Sekretär A. de Gerande; der gewandte Publizist Dr. Mandl, der im Frühjahr, wie erwähnt, als Agent Lamartines Ungarn zu Informationszwecken bereist hatte, wurde als Leiter des geplanten und später tatsächlich zur Aufstellung gelangten publizistischen Bureaus gewonnen [4]). Teleki erhielt die Instruktion, „Ungarn bei der Regierung der französischen Republik offiziell zu vertreten, die französische Regierung der aufrichtigen Sympathie und Freundschaft Ungarns für Frankreich zu versichern und sie und die öffentliche Meinung über die ungarischen Angelegenheiten aufzuklären, die Anerkennung Ungarns als kriegführender Macht zu erwirken und bei der französischen Regierung vorstellig zu werden,

[1]) Schlesinger a. a. O., S. 280; siehe auch Sehrr-Thoß, Erinnerungen, S. 81; Klapka, Aus meinen Erinnerungen, S. 220 ff.

[2]) Springer a. a. O., Bd. II, S. 600, Fußnote.

[3]) Görgey, Mein Leben und Wirken in Ungarn. Bd. II, S. 104.

[4]) Helfert a. a. O., Bd. IV, Abt. II, S. 497.

die gegenseitige Sympathie und politische Interessensolidarität der beiden Völker durch die Entsendung eines offiziellen diplomatischen Vertreters der französischen Republik nach Ungarn zu bekräftigen". In dem Beglaubigungsschreiben Telekis wurde Bezug genommen auf die Resolution der französischen Nationalversammlung vom 24. Mai, welche die Wünsche der Nation betreffend einen „brüderlichen Bund mit Deutschland, die Wiederherstellung eines unabhängigen Polen und die Befreiung Italiens" formuliert hatte, und die französische Regierung eingeladen, mit dem freien und souveränen ungarischen Volke in offiziellen diplomatischen Verkehr zu treten [1]).

In Frankreich hatte sich unterdessen ein bedeutsamer Umschwung vollzogen. Die rückläufige Bewegung der Revolution hatte unverkennbar begonnen, und einsichtigen Politikern mußte es klar sein, daß die Chancen einer erfolgreichen Ausführung der Mission Telekis schon in dem Augenblicke, in dem dieser seine Ernennung zum Gesandten in Paris empfing, auf ein Minimum herabgemindert waren. Die Juni schlacht hatte den Sozialismus und den schroffen Radikalismus aus dem Sattel geworfen, die Ernennung Cavaignacs zum Kabinettschef und Haupt der Vollziehungsgewalt illustrierte deutlich die Tatsache, daß das Übertriebene der revolutionären Bewegung überwunden war, das Berechtigte und Wünschenswerte gesiegt hatte und man in Frankreich entschlossen war, die extremen Parteirichtungen energisch niederzuhalten [2]). Mit den Extremen hatte auch der Völkerbefreiungs- und Völkerverbrüderungstaumel abgewirtschaftet. Unter Cavaignac und seinem Minister des Auswärtigen Bastide befolgte Frankreich eine ebenso vorsichtige wie kluge, durch die eigensten Interessen vorgezeichnete Politik. Die entschiedene Abkehr von jener politischen Richtung, welche die Nationalversammlung der Regierung im Mai zu diktieren versucht hatte, trat klar zutage. Deutschland gegenüber verhielt sich die Regierung Cavaignac so zurückhaltend, daß es der Gesandte des Frankfurter Parlaments — für die Mission Telekis war damit ein Präjudiz geschaffen — trotz aller Anstrengungen nicht einmal zur formellen Anerkennung seiner diplomatischen Eigenschaft zu bringen vermochte [3]); die Regierung hatte sich, über die Extempores der Nationalversammlung unbedenklich hinweggehend, wieder zu dem historischen politischen Grundsatz bekehrt, daß die deutschen Einigungsbestrebungen den Interessen Frankreichs widersprechen. Am deutlichsten aber wurde der Entschluß der französischen Regierung, mit der Politik der extremen Parteien zu brechen, durch die Versuche manifestiert, sich mit Rußland, der antirevolutionärsten aller Mächte, auf guten Fuß zu stellen. General Leflô, der mit großer Suite nach Petersburg entsandt worden war, wurde dort, zwar als Privatmann, nicht als beglaubigter Diplomat, mit größter Auszeichnung empfangen und mit allen jenen Aufmerksamkeiten überhäuft, zu denen sich Zar Nikolaus gerne herbeiließ, sobald er hoffte, auf dem Wege der Schmeichelei oder Bestechung zu den Zielen seiner Politik zu gelangen. Die glänzende Aufnahme Leflôs in Petersburg verfehlte ihren

[1]) Chaisés, La France et la Hongrie en 1848/49, S. 187.
[2]) Vgl. Bulle, Geschichte der neuesten Zeit. Bd. II, S. 41 ff.
[3]) Rochau, Geschichte Frankreichs. Bd. II, S. 559.

Eindruck in Paris ebensowenig wie die Tatsache, daß Graf Nesselrode, der General Leflô über die Haltung Frankreichs in der italienischen Frage ausholte, mit allem Nachdruck die unbedingte Solidarität Rußlands mit Österreich in allen europäischen Fragen betonte und erklärte, daß Rußland immer und überall Österreich bei der Verteidigung seiner Interessen beistehen werde[1]). Im übrigen hatte die Politik Cavaignacs ihren Brennpunkt in Italien. Es gehörte zu den überlieferten Leitsätzen der französischen Politik, Frankreichs Interessen sei am besten gedient, wenn Italien in eine Anzahl kleiner Staaten geteilt sei, deren Ohnmacht die Etablierung eines französischen Protektorates über Italien begünstigte. Der scharfe Wettstreit um den maßgebenden Einfluß in Italien, der sich zwischen Frankreich und England entwickelt hatte, absorbierte überdies das Interesse und die Aufmerksamkeit der französischen Staatsmänner vollkommen[2]). Zudem hatte auch der Versuch Ungarns, die von Frankreich mit Mißtrauen beobachteten deutschen Einigungsbestrebungen zu fördern und zu unterstützen, durchaus nicht dazu beigetragen, die leitenden Männer Frankreichs für Ungarn günstig zu stimmen, ganz abgesehen davon, daß diese, als Teleki beauftragt wurde, ihre Aufmerksamkeit auf Ungarn zu lenken, ganz andere Sorgen hatten als die Unabhängigkeit Ungarns. Unverkennbar vollzog sich ein Umschwung in der öffentlichen Meinung Frankreichs, der nicht ohne Rückwirkung auf die innere Lage bleiben konnte. Die mit Hochdruck betriebene bonapartistische Agitation, die namentlich unter der bäuerlichen Bevölkerung große Erfolge erzielte, bezeichnete den Beginn des Kreislaufes, den Frankreich in kurzer Zeit zurückzulegen bestimmt war: von der Revolution zur ausgesprochenen Reaktion. Diese Lage der Dinge machte der französischen Regierung die größte Vorsicht und Reserve zur Pflicht, speziell auch in der ungarischen Angelegenheit. Die Eröffnungen, die Nesselrode dem General Leflô gemacht hatte, bezogen sich unverkennbar auch darauf.

Teleki kam also zu sehr ungünstiger Zeit in Paris an, und unter den Schwierigkeiten, auf die er stieß, als er die Ausführung seiner Mission einzuleiten trachtete, war nicht die kleinste die, daß in Frankreich nur sehr unklare Begriffe über Ungarn verbreitet waren; zu jener Zeit waren selbst die gebildeten Franzosen nicht stark in der politischen Geographie und in der Kenntnis der staatsrechtlichen Verhältnisse der europäischen Reiche. Ungarn galt den Franzosen als pays barbare, von den politischen Zuständen Ungarns hatten sie kaum eine Ahnung, die Ursachen der Revolution waren ihnen nahezu vollkommen unbekannt. Teleki gelang es zwar nach mannigfachen Anstrengungen, von Cavaignac und dem Minister des Äußeren Bastide empfangen zu werden, doch durfte er sein Beglaubigungsschreiben nicht überreichen und wurde nur als distinguierter Fremder, nicht als diplomatische Person betrachtet[3]). Bastide beschränkte sich darauf, von Teleki eingehende Informa

[1]) Helfert a. a. O., Bd. IV, Abt. II, S. 329. Vgl. auch Rochau a. a. O., Bd. II, S. 257.

[2]) Vgl. Rochau a. a. O., Bd. II, S. 261.

[3]) Chaisés a. a O., S. 182.

tionen über die Lage in Ungarn entgegenzunehmen, und Telekis wiederholte dringende Bitten, für Ungarn in derselben Weise zu intervenieren, wie Frankreich für die Lombardei zu intervenieren sich eben anschickte[1]), beantwortete Bastide schließlich mit der tröstlichen Versicherung, Frankreich werde, sobald es seine eigenen inneren Wirren gelöst habe und die Ungarn Sieger geblieben sein würden, Ungarn gewiß unterstützen; er rechne auf den Sieg Ungarns speziell dann, wenn dieses an der Spitze der katholischen Slawen seinen Widerstand fortsetze[2]). Will man Bastide nicht eine Unkenntnis vorwerfen, die einem Minister des Äußeren schlechterdings nicht zugetraut werden kann, dann wird man diesen Bescheid nur als ironisch gemeint ansehen. Teleki täuschte sich nicht darüber, daß er einen Refus erfahren hatte, gab aber die Hoffnung nicht auf. Zu jener ungarischen politischen Schule gehörend, die an die Allmacht der Agitation, die Zaubergewalt des gesprochenen und geschriebenen Wortes glaubte, suchte er Fühlung mit Parlamentskreisen zu gewinnen und durch die Presse für Ungarn zu wirken. Willig erschlossen sich ihm vor allem die legitimistischen Kreise, die als Anhänger der traditionell antiösterreichischen Politik Heinrichs IV. und Ludwigs XIV. leicht davon zu überzeugen waren, daß Frankreich und Ungarn natürliche Verbündete seien[3]). In der Nationalversammlung suchte Teleki seine Freunde außer bei den Vertretern der Legitimisten hauptsächlich auf der Linken, der Urheberin der Resolution vom 24. Mai, auf die Teleki und seine Auftraggeber noch immer Hoffnung setzten. Aber außer mit Lamartine und l'Herbette befreundete er sich auch mit Ledru Rollin, Rispail und Blanqui, den rötesten unter den roten Republikanern, zu denen ihn seine Sympathie für den Radikalismus zog, und er stand bald so vollständig unter dem Einfluß dieser Männer, daß ihm der klare Blick für die Lage der Dinge in Frankreich vollständig verloren ging. Es ist bezeichnend für die Leichtgläubigkeit und politische Naivetät Telekis, daß er allen Ernstes hoffte, die Legitimisten und die roten Republikaner, die zusammenstimmten wie Feuer und Wasser, unter einen Hut zu bringen und durch sie die Regierung zu einem entschiedenen Schritt zugunsten Ungarns zu zwingen[4]). Vorbehaltlos nahm er als Wahrheit hin, was die Blätter der Linken, die ihre Spalten willig seinen Artikeln über die Lage in Ungarn öffneten, predigten, und voll froher Hoffnung sah er dem Tage der Präsidentenwahl entgegen. Die heftige Agitation, die von den Bonapartisten für Louis Napoleon und gegen dessen einzigen aussichtsreichen Gegenkandidaten Cavaignac betrieben wurde, entging ihm ebenso vollständig wie die Tatsache, daß durch die Übertragung der Präsidentenwahl an das Volk die Chancen Louis

[1]) Frankreich hatte zu jener Zeit im Vereine mit England einen internationalen Kongreß zur Regelung der italienischen Angelegenheit in Vorschlag gebracht, der in Brüssel zusammentreten sollte, und zu dem auch Vertreter der Lombardei zuzulassen wären. In Ungarn hoffte man, durch Vermittlung Frankreichs auch die Zulassung ungarischer Vertreter zu erwirken. Vgl. Helfert a. a. O., Bd. IV, Abt. I, S. 146.

[2]) Pulszky a. a. O., Bd. II, S. 303.

[3]) Pulszky a. a. O., Bd. II, S. 314.

[4]) Chaisés a. a. O., S. 185.

Napoleons, der bei einer Wahl durch die Kammer kaum durchgedrungen wäre, beträchtlich gestiegen waren; daß Lamartines glänzende Popularität spurlos verschwunden, Ledru Rollins zahlreiche Anhängerschaft beträchtlich zusammengeschmolzen war[1]). Er glaubte fest an den Sieg Ledru Rollins, des Freundes der Ungarn, und berichtete Ende November an die ungarische Regierung, die Wahl Ledru Rollins zum Präsident der Republik sei gesichert und werde die sofortige Anerkennung Ungarns seitens Frankreichs zur Folge haben[2]). Am 10. Dezember 1848 erfolgte mit erdrückender Majorität die Wahl Louis Napoleons zum Präsidenten. Teleki teilte diese Tatsache der ungarischen Regierung mit dem hoffnungsvollen Kommentar mit, von Napoleon sei zwar eine Unterstützung Ungarns nicht zu hoffen, desto sicherer werde aber die Nationalversammlung für Ungarn Partei nehmen[3]); die Einsichtigen in Ungarn aber täuschten sich nicht darüber, daß die Wahl Louis Napoleons ein vielsagendes Zeichen der rückläufigen Bewegung der französischen Revolution bilde und alle Hoffnungen auf Frankreichs Unterstützung vernichte.

Nahezu zur selben Zeit erfuhr Telekis Bedeutung in der ungarischen Diplomatie eine beträchtliche Steigerung. Österreich begann den Kampf gegen Ungarn energisch zu führen; die Verbindungen Ungarns mit dem Auslande fingen an schwierig zu werden, und die ungarische Regierung mußte befürchten, zeitweise gänzlich vom Verkehr mit dem Auslande abgeschnitten zu sein. Teleki erhielt daher die Vollmacht, nach eigenem Ermessen diplomatische Agenten für andere Staaten zu ernennen, ihnen Instruktionen zu erteilen und das gesamte ungarische Legationswesen zu leiten[4]), so daß er tatsächlich zum zweiten Minister des Äußeren Ungarns vorrückte. Diese Rangerhöhung mußte Teleki darüber trösten, daß die immerhin halboffizielle Rolle, die er bis dahin in Paris gespielt hatte, ausgespielt war. Von dem Amtsantritte Louis Napoleons an wurde Teleki von keinem französischen Minister mehr empfangen[5]); er sah seinen Wirkungskreis auf die journalistische, die Salon- und Couloiragitation beschränkt.

Von der Wahl Louis Napoleons zum Präsidenten der französischen Republik an war für diesen die Wiederaufrichtung des Kaiserreiches nur noch eine Frage der Zeit und Gelegenheit. Es mußte ihm daher als seine erste Aufgabe erscheinen, dem Mißtrauen der Mächte gegen ein napoleonisches Kaiserreich, das vier Jahrzehnte nicht abzuschwächen vermocht hatten, keine neue Nahrung zu geben, und damit war ihm seine Haltung gegenüber den revolutionären Bewegungen in Europa vorgeschrieben. Die Besorgnisse, welche die eventuelle, durch die Präsidentschaft Louis Napoleons in den Bereich der Möglichkeit gerückte Erhebung eines Bonaparte auf einen neuen französischen Kaiserthron erwecken konnte, mußten zerstreut werden durch ein in jeder Beziehung einwandfreies Verhalten Frankreichs angesichts der Stürme,

[1]) Vgl. Flathe, Das Zeitalter der Restauration und Revolution. S. 417 ff.
[2]) Pulszky a. a. O., Bd. II, S. 267 und 279.
[3]) Ibidem S. 304.
[4]) Schlesinger a. a. O., S. 302.
[5]) Chaisés a. a. O., S. 201.

welche die mitteleuropäischen Staaten in ihren Grundfesten erschütterten. Der Sohn der Revolution mußte den mitteleuropäischen Revolutionen gegenüber sich auf den Standpunkt der legitimen, alten Dynastien stellen, ganz besonders auch der ungarischen Revolution gegenüber, die an den beiden Kaiserhöfen als eine Angelegenheit betrachtet wurde, die nicht nur Österreich, sondern auch Rußland tangierte. Sofort nach der Wahl Louis Napoleons begannen die ungarischen Annäherungsversuche. Kossuth richtete an den Präsidenten ein Schreiben, in dem er, an die Proklamation erinnernd, die Napoleon I. im Jahre 1809 an die Ungarn gerichtet hat, den Präsidenten aufforderte, den Verrat, den Österreich im Jahre 1813 an Napoleon I. und an Frankreich begangen habe, zu rächen, das „Ungarn betreffende Vermächtnis Napoleons I." auszuführen und Ungarn zur Erringung seiner historischen Freiheit und Unabhängigkeit Hilfe zu leisten. Durch den sardinischen Gesandten in Konstantinopel, der zu jener Zeit einen Teil der geheimen Korrespondenz der ungarischen Regierung vermittelte, gelangte dieses interessante Dokument, das nicht ungeschickt auf die Pietät gegenüber der napoleonischen Tradition rechnete, auf dem Wege der Konstantinopeler französischen Botschaft tatsächlich in die Hände Napoleons, blieb aber unbeantwortet[1]). Die kluge Politik Österreichs schützte Napoleon gegen alle Versuchungen von ungarischer Seite. Fürst Schwarzenberg hatte gewiß alles eher als Vorliebe für die Napoleoniden, aber er hielt es für geraten, sich mit der Tatsache der Wahl eines Bonaparte zum Präsidenten Frankreichs abzufinden und den Versuch zu unternehmen, ihn für eine Politik des Friedens zu gewinnen, indem er ihm gleich bei Beginn seiner Präsidentschaft mit demonstrativer Freundlichkeit die Hand bot. In einer Depesche an den österreichischen Botschafter in Paris, Thon, datiert aus Olmütz vom 20. Dezember, wird dieser beauftragt, dem Präsidenten einige schmeichelhafte Worte im Namen des Kaisers zu sagen, von dem Werte zu sprechen, welchen die österreichische Regierung auf gute und freundschaftliche Beziehungen zu Frankreich lege, und die baldige Anerkennung des neuen Hauptes der französischen Republik in Aussicht zu stellen[2]). Die Liebenswürdigkeit Schwarzenbergs war zwar hauptsächlich darauf berechnet, den Präsidenten auf dem Wege der Bestechung zu einer Änderung der für Österreich sehr unbequemen italienischen Politik Frankreichs zu bewegen, und wenn sie dieses Ziel auch nicht erreichte, so hatte sie doch die Wirkung, daß Napoleon in der ungarischen Angelegenheit tadellose Korrektheit beobachtete. Das ostentative Entgegenkommen Schwarzenbergs mußte in Napoleon die Hoffnung erwecken, bei einer Verwirklichung seiner imperialistischen Pläne an Österreichs Hand in die Reihe der legitimen Souveräne eintreten und mit Österreichs Hilfe den Widerstand Rußlands

[1]) Chaisés a. a. O., S. 212. — Nach verläßlichen Angaben von bonapartistischer Seite befindet sich der Brief Kossuths an Napoleon im bonapartischen Familienarchiv, doch gelang es dem Mitarbeiter des Verfassers nicht, Einsicht in das Originaldokument zu erhalten. Es konnte nur durch Anfragen die Richtigkeit der betreffenden Angaben Chaisés' konstatiert werden.

[2]) Hübner, Ein Jahr meines Lebens. S. 373.

gegen seine Präsidentschaft überwinden zu können. Zar Nikolaus war ein prinzipieller Gegner der Wahl eines Bonaparte zum französischen Präsidenten, „eine Erhebung, gegen die ganz Europa seit mehr als fünfunddreißig Jahren Einsprache getan“ [1]). Napoleon mußte sich also hüten, den politischen Intentionen dieses Herrschers, dem besonders die ungarische Revolution ein Dorn im Auge war, entgegenzuarbeiten. War demnach für Napoleon einerseits eine ablehnende Haltung gegenüber den ungarischen Annäherungsversuchen ein Gebot der Klugheit, so war für ihn anderseits eine schroffe unverhüllte Stellungnahme gegen die Ungarn durchaus nicht rätlich. Die in der Kammer ziemlich starke legitimistische Partei war aus alter politischer Tradition, die Mitglieder der äußersten Linken waren aus Prinzip wohlwollende Freunde der ungarischen Revolution, und eine entschiedene Parteinahme gegen die Ungarn hätte diese beiden Parteien sofort in Kampfstellung gegen den Präsidenten gebracht. Der Präsident entschied sich in dieser schwierigen Lage dafür, die ungarische Bewegung offiziell und offiziös vollkommen zu ignorieren. Er ließ die ungarischen Sympathien der Legitimisten und der Radikalen sich in der Kammer nach Herzenslust austoben und vermied es gewissenhaft, sich nach irgendeiner Seite hin zu engagieren. Auf Teleki freilich konnte dieses Prinzip der strengen Neutralität keine Anwendung finden. Sein seltenes Geschick, sich unheilbar zu kompromittieren, hatte ihm auch in Paris einen bösen Streich gespielt: sein intimer Verkehr mit den Legitimisten und den Extremradikalen, den unversöhnlichen Gegnern des Präsidenten, hatte ihm in Regierungskreisen alle Türen verschlossen, und dies so gründlich, daß er sich darauf beschränken mußte, die zahlreichen Noten, mit denen er die französische Regierung überschüttete, durch die Post zu expedieren, wobei er natürlich vergeblich auf Antwort wartete. Um so unverständlicher ist es, daß Kossuth noch immer von Frankreich Hilfe oder wenigstens moralische Unterstützung erwartete [2]).

Die immer stärker hervortretende Beeinflussung und Bevormundung der Presse durch das neue Regime beschränkte aber das einzige Feld, auf dem Teleki noch zugunsten Ungarns tätig zu sein vermochte, immer mehr. Die Propaganda durch die Presse wurde immer schwieriger, die Zahl der Blätter, die den Artikeln des Grafen und seiner Mitarbeiter Aufnahme gewährten, immer kleiner. Unter dem Zwange der Notwendigkeit hatte sich der Gesandte Ungarns und Chef der ungarischen Legationen im Auslande in einen überaus fleißigen, wenn auch mehr überzeugungstreuen und temperamentvollen als geschickten Journalisten verwandelt, der, eifrig unterstützt von den gewandten, geschulten Publizisten Szarvady und Dr. Mandl, in zahllosen Zeitungsartikeln und Flugschriften das gute Recht Ungarns im Kampfe gegen die Habsburger verteidigte und tatsächlich der ungarischen Sache in Frankreich Sympathien warb, die freilich auf kleine Kreise beschränkt blieben. Um so härter traf es ihn, als die immer weiter ausgedehnte Bevormundung und

[1]) Helfert a. a. O., Bd. IV, Abt. I, S. 328.
[2]) Pulszky a. a. O., Bd. II, S. 306.

Beeinflussung der Presse, namentlich der großen einflußreichen Journale, durch die Regierung seiner vielseitigen und nicht ganz unfruchtbaren publizistischen Propaganda ein Ziel zu setzen drohte. Ebenso wie ihm erging es den zahlreichen anderen „wilden Diplomaten", die Paris damals beherbergte. Hatten doch alle kämpfenden, in der Revolution begriffenen Völkerschaften zu jener Zeit ihre diplomatischen Vertreter in Paris. Pasini, der einzige dieser Amateurdiplomaten, der mit der französischen und englischen Regierung in offiziellem Verkehr stand, vertrat die Republik Venedig, Golesco das revolutionäre Sizilien, Mickievic die Polen, Bratianu die Rumänen der Donaufürstentümer, Golovine die russische revolutionäre Partei, Herkalovic die serbische Wojvodina, sogar Jellacic war kurze Zeit durch einen eigenen Agenten vertreten, den Abbé Brlic[1]), der wohl mehr zu Konfidentendiensten als zu diplomatischen Aufgaben ausersehen gewesen sein mag. In dem Kreise dieser diplomatischen Agenten tauchte die Idee auf, ein eigenes Blatt zu gründen, das die Interessen aller unterdrückten Völker vertreten sollte. Ein reicher polnischer Emigrant, Graf Branycki, stellte die notwendigen Geldmittel zur Verfügung, und so konnte Ende Januar das Organ der Unterdrückten, „La tribune des peuples", zu erscheinen beginnen[2]). Die Wirkung dieses ziemlich kurzlebigen Blattes auf die öffentliche Meinung blieb jedoch hinter den hochgespannten Erwartungen beträchtlich zurück, da die Pariser Presse von ihm gar keine Notiz nahm.

Einzig und allein auf die journalistische Tätigkeit mußte sich übrigens Graf Teleki nicht beschränken. Die Wiederaufnahme der Beziehungen zwischen Ungarn und Sardinien, von der später die Rede sein wird, erschloß ihm, der in Vertretung des ungarischen Ministers des Äußeren zum großen Teile die Oberleitung der Verhandlung innehatte, ein reiches Feld diplomatischer Arbeit, deren Endresultat freilich gleich Null war. In Frankreich aber war seine Gesandtenrolle von dem Augenblicke an, in dem mit der Übernahme der Präsidentenschaft durch Louis Napoleon unter dem Deckmantel der Konsolidierung die Reaktion einsetzte, ausgespielt.

Der Gang, den die Ereignisse in Ungarn unterdessen genommen hatten, und der Eindruck, den sie auf die Regierungen Europas machen mußten, war freilich der Anknüpfung offizieller oder auch nur halbamtlicher Beziehungen zwischen der ungarischen Regierung und den Mächten so ungünstig wie nur möglich, so daß schon damit die Mißerfolge der ungarischen Diplomaten hinreichend erklärt sind. Vor allem war die Haltung der Ungarn zu dem Thronwechsel in Österreich bei allen legitimen oder der Legitimität zustrebenden Regierungen, wie es die des Präsidenten Napoleon war, von ungünstigster Wirkung. Am 2. Dezember hatte Kaiser Ferdinand zugunsten seines Neffen Franz Joseph resigniert. Daß die starren Anhänger des ungarischen Staatsrechtes, die an der Ansicht festhielten, der König von Ungarn könne nur mit Wissen und Zustimmung des Reichstages der Krone entsagen und sein Nach-

[1]) Pulszky a. a. O., Bd. II, S. 307.

[2]) Einen vollständigen Sammelband dieses interessanten Blattes besitzt die Nationalbibliothek in Paris.

folger erlange erst durch Krönung und Inauguraldiplom den rechtlichen Vollbesitz der souveränen Macht, zu dem Thronwechsel nicht ohne weiteres Ja und Amen sagen würden, dessen mußte sich der Hof um so mehr bewußt sein, als er in nachdrücklicher Weise gewarnt worden war[1]). Ob aber die leitenden Staatsmänner Österreichs die weittragenden Ereignisse, die sich in Ungarn an den Thronwechsel knüpften, in ihrem ganzen Ernst vorhersahen, oder ob sie gar, wie ebenfalls und nicht nur von ungarischer Seite behauptet wird, diese Ereignisse nicht nur vorhersahen, sondern sogar in richtiger Einschätzung ihrer Wirkung auf die Lage Ungarns dem Auslande gegenüber herbeiwünschten, muß dahingestellt bleiben. Jedenfalls schädigte die Antwort Ungarns auf die Thronbesteigung des Kaisers Franz Joseph, die durch die österreichischen Vorposten dem Kommissär bei der ungarischen Donauarmee, Czanich, notifiziert wurde, Ungarn nicht minder als der vier Monate später gefaßte verhängnisvolle Beschluß des ungarischen Reichstages, der die Habsburger aus Ungarn verbannte. Ein fulminanter Zeitungsartikel aus der Feder Kossuths[2]) bezeichnete den Thronwechsel als empörenden Skandal, Franz Joseph als Usurpator, der nicht einmal den Legitimitätsvorwand für sich habe, und am 7. Dezember erklärte der ungarische Reichstag den Thronwechsel als rein familiären, nach ungarischem Rechte ungültigen Akt für null und nichtig und stigmatisierte jeden als Hochverräter, der dem illegitimen Herrscher huldige[3]). Inwieweit nach dem ungarischen Gesetze der Thronwechsel den Protest rechtfertigte — daß der staatsrechtlich erforderlichen Form nicht vollkommen Genüge getan worden ist, wurde im Jahre 1861 implicite durch die Übergabe der Abdikationsurkunde an den ungarischen Reichstag zur Inartikulierung in das Gesetzbuch anerkannt —, das zu untersuchen ist nicht unsere Aufgabe. Daß aber der Protest zu dieser Zeit und in dieser schroffen Form eine verhängnisvolle politische Unklugheit war, bewiesen die Ereignisse sehr bald. Die feinen Unterschiede, die das ungarische Staatsrecht zwischen dem bloß faktischen und dem gesetzlich gekrönten König macht, erschienen den gangbaren politischen Anschauungen außerhalb Ungarns wenig verständlich. Dem Auslande erschien die Rechtmäßigkeit der Thronbesteigung des Kaisers Franz Joseph unanfechtbar, und da mit der österreichischen Kaiserkrone nach der pragmatischen Sanktion die Krone des heiligen Stephan untrennbar verbunden war, mußte nach der Anschauung des Auslandes der Kaiser von Österreich an demselben Tage, an dem er österreichischer Herrscher wurde, de facto et de jure die Regierung Ungarns antreten. Die Bestreitung der Thronrechte des jungen Kaisers überschritt die Grenzen der Verteidigung der ungarischen Verfassung und der nationalen Rechte, in deren Namen bisher der Kampf geführt worden war; sie war in den Augen Europas ein unbestreitbar revolutionärer Akt, ein Faustschlag gegen die Rechte der Dynastie, gegen das dynastische Prinzip überhaupt. Daß die ungarische Regierung,

[1]) Vgl. Hübner, Ein Jahr meines Lebens. S. 325.
[2]) Im Wortlaut bei Szomogyi, Kossuth und sein Werk. S. 134 ff.
[3]) Im Wortlaut bei Szomogyi a. a. O., S. 136 ff.

um zu dokumentieren, daß sie auch weiterhin auf legaler Basis stehe, die Geschäfte im Namen Ferdinands V. weiterführte, vermochte diesen Eindruck nicht abzuschwächen. Das Unvermögen Kossuths, die moralische Wirkung seiner Handlungen auf die legalen Regierungen Europas abzuschätzen, trat zum schwersten Nachteil Ungarns in diesem Akt zum erstenmal klar zutage. Die nun folgenden Kriegsereignisse, die Besetzung Budapests am 8. Januar durch die kaiserlichen Truppen, die allerdings sehr voreilig in der „Wiener Zeitung" am 22. Januar verkündete „glorreiche Beendigung des Feldzuges in Ungarn", weiter der ins Ungemessene vergrößerte Sieg Windischgrätz' bei Kapolna am 26. und 27. Februar, der die endgültige Niederwerfung des Aufstandes anzukündigen schien, alle diese Umstände wirkten nicht so nachdrücklich und für Ungarn ungünstig wie der maßlose und unkluge Protest gegen den Thronwechsel, der als einer der schwersten politischen Fehler Kossuths angesehen werden muß.

Wie schwer die ungarische Sache durch den Reichstagsbeschluß kompromittiert war, mußten die Ungarn sich bezeichnenderweise von dem Manne demonstrieren lassen, der zu jener Zeit mit dem österreichischen Kabinett in erbitterter Fehde lag, von Lord Palmerston. Der diplomatische Zwist, der zwischen Österreich und England in der italienischen Frage ausgebrochen war, hatte sich derart zugespitzt, daß die beiderseitigen Kabinettchefs sich in ihren Noten einer geradezu ausgesuchten Grobheit befleißigten und einander mit Brüskerien und Insolenzen überschütteten [1]). Der „Schiedsrichter Europas", wie Schwarzenberg Palmerston höhnisch nannte, schien zwar geneigt, Österreich jeden nur möglichen Tort anzutun, trug aber trotzdem in der ungarischen Angelegenheit eine kaum zu überbietende Korrektheit zur Schau. So sehr er für Italien sich einzusetzen bereit war, so energisch hielt er nicht nur sich selbst die ungarischen Vertreter vom Leibe, sondern wies er auch die englischen Gesandten im Auslande an, alles zu vermeiden, was ihrem eventuellen Verkehr mit den ungarischen Vertretern einen offiziellen Anstrich geben könnte [2]). Als Kossuth den ersten Annäherungsversuch an England unternahm, gründete er nicht ausschließlich auf das scharfe diplomatische Scharmützel zwischen England und Österreich und das energische Eintreten Palmerstons für die Italiener seine Hoffnung, England zur moralischen und eventuell auch effektiven Unterstützung der ungarischen Revolution zu gewinnen. Er gründete seine Hoffnung vor allem auf seinen politischen Glaubenssatz, daß das ungarische Staatsrecht einen integrierenden Bestandteil der europäischen internationalen Verträge bilde, deren ungeschmälerte Aufrechterhaltung England zu seinem politischen Prinzip gemacht hatte [3]). Für England statuierte Kossuth Ungarn gegenüber noch eine spezielle moralische Pflicht: die Verpflichtung, jenes Übereinkommen, das zur Zeit der Rakoczyschen Revolution unter englischer Vermittlung zwischen den Ungarn und dem Hause Habsburg zustande gekommen war, zu

[1]) Vgl. Hübner a. a. O., S. 345 ff.

[2]) Palmerston an die Gesandten in Turin und Konstantinopel, dto. London, 23. Dezember 1848. London, A. d. F. O.

[3]) Kossuth, Schriften aus der Emigration. Bd. II, S. 241.

schützen[1]). Der bereits erwähnte englisch-französische Vorschlag einer europäischen Konferenz zur Regelung der italienischen Frage erschien der ungarischen Regierung als willkommene Gelegenheit, ihre Sache vor das Forum Europas zu bringen. Sie wollte die Aufrollung der ungarischen Frage vor der geplanten Konferenz herbeiführen und zu diesem Zwecke die Zulassung von Vertretern Ungarns zur Konferenz erwirken. Graf Ladislaus Teleki wurde beauftragt, Szalay, den gewesenen ungarischen Gesandten bei der Frankfurter Nationalversammlung, in London als Ungarns Gesandten für England und, zusammen mit Szarvady, als Bevollmächtigten für die Brüsseler Konferenz zu legitimieren und Palmerston für die Zulassung Ungarns zum Kongreß zu interessieren[2]). Mit einem von Teleki ausgestatteten Beglaubigungsschreiben ausgerüstet, reiste Szalay nach London und richtete am 11. Dezember an Palmerston brieflich die Bitte, ihm zur Überreichung seines Kreditivs eine Audienz zu gewähren[3]). Szalay hatte der englischen Regierung einen Vorschlag zu unterbreiten, von dem Kossuth besonders viel erwartete: er war angewiesen, der englischen Regierung einen Handelsvertrag anzubieten, der England alle nur erwünschten kommerziellen Vorteile und Privilegien sichern sollte. Damit hoffte Kossuth das „Volk der Kaufleute" zu einer Abkehr von den traditionellen Richtlinien seiner Politik zu bewegen. Er wollte die Unterstützung Englands erkaufen. Palmerston aber ging auf den Annäherungsversuch nicht ein. Postwendend, schon am 13. Dezember, erhielt Szalay die folgende, vom Staatssekretär Lord Eddisbury unterzeichnete Antwort:

„Lord Palmerston kann Sie nicht empfangen. Die britische Regierung hat von Ungarn nur als einem Teile des Kaisertums Österreich Kenntnis, und etwaige Berichte, die Sie an die Regierung Ihrer Majestät zu erstatten haben, müssen im Wege des Vertreters Sr. Majestät des Kaisers von Österreich eingebracht werden."

Trotzdem diese Antwort alle Hoffnungen gründlich zerstörte, versuchte Szalay doch, seinen Auftrag auszuführen. Auf den Lehrsatz der ungarischen Revolution bauend, daß Europa Ungarn nur deshalb nicht zu Hilfe eile, weil es über die ungarischen Angelegenheiten und über die verletzten Rechte Ungarns nicht hinreichend informiert sei, übersandte er Palmerston am 15. Dezember eine voluminöse Note[4]), in der er den Beweis zu führen suchte, daß Ungarn kein Bestandteil Österreichs sei noch jemals gewesen, daß ferner sein Kampf gegen Österreich keine Revolution, sondern eine Verteidigung unverbrüchlicher historischer Rechte bedeute. Szalay beruft sich dabei auf den Gesetzartikel X vom Jahre 1791: „De independentia regni Hungariae", und fährt fort:

[1]) Kossuth a. a. O., Bd. II, S. 239.

[2]) Nach amtlichen englischen Quellen. Helfert irrt, wenn er Bd. IV, Abt. II, S. 497 von der Ernennung Szalays zum ungarischen Gesandten in London spricht und die Mission Pulszkys mit der Brüsseler Konferenz in Zusammenhang bringt.

[3]) Correspondence relative to the affairs of Hemgary, presented to bath Houses of Parliament London 1851, S. 105, Nr. 78, erwähnt bei Kossuth a. a. O., Bd. II, S. 240.

[4]) Im Wortlaut in Correspondence relative, S. 107, Nr. 80.

„Unabhängig sein, seinen eigenen Bestand haben, das schließt die Möglichkeit aus, den Bestandteil eines anderen staatlichen Organismus zu bilden. Die Krone Ungarns kann ruhen und ruht auf demselben Haupte wie die Krone Österreichs, ohne daß Ungarn einen Teil Österreichs bildet. Es ist für den Gesandten Ungarns vollkommen unmöglich, zum Werkzeug seines Verkehres mit dem Kabinett Ihrer großbritannischen Majestät den Baron Koller zu wählen, dessen Vollmachten von einem Kabinette herrühren, das im offenen Kriege mit Ungarn begriffen ist, indem es Sr. Majestät dem Kaiser von Österreich die Vernichtung der ungarischen Verfassung angeraten hat, auf Usurpation und Eroberung sinnt."

Der Erfolg dieser zweiten Note war der gleiche wie der der ersten: Palmerston ließ Szalay durch Lord Eddisbury am 19. Dezember antworten, er könne die zwischen Ungarn und dem kaiserlichen Hof von Österreich schwebenden Differenzen auf diesem Wege nicht zur Kenntnis nehmen. Die britische Regierung stehe in keinem diplomatischen Verhältnis zu Ungarn, ausgenommen als zu einem Bestandteil des österreichischen Kaisertums, Lord Palmerston könne daher die Ungarn betreffenden Angelegenheiten und Mitteilungen nur durch eine im Namen des Kaisers von Österreichs akkreditierte Persönlichkeit entgegennehmen. Der akkreditierte Vertreter des Kaisers von Österreich sei Baron Koller, und Palmerston bittet Herrn v. Szalay, ihm seine Wünsche im Wege der kaiserlichen Legation bekanntzugeben [1]). Szalay zog sich daraufhin wieder in die Schweiz zurück. Er gab die Hoffnung, als ungarischer Gesandter in London fungieren zu können, endgültig auf und widmete sich ganz dem Verkehr mit den deutschen, speziell den badischen Revolutionären.

Die ungarische Regierung entschloß sich nunmehr zu einer anderen Taktik England gegenüber. Der Agitator sollte dem Gesandten den Weg bahnen, die englische Regierung sollte durch die öffentliche Meinung zu einer Stellungnahme zugunsten Ungarns gezwungen werden. Diese Spekulation war nicht unklug und nicht ganz ohne Berechtigung. War doch kein englischer Staatsmann je so durchdrungen von dem Glauben an die unwiderstehliche Macht der öffentlichen Meinung wie Lord Palmerston, keiner zeichnete sich so durch die proteische Beweglichkeit aus, mit der er sich dem Wechsel der Zeiten anpaßte und da, wo er sich außerstande fühlte, zu leiten und zu führen, dem Strom der herrschenden Idee folgte [2]). In seiner großen Rede über die auswärtige Politik Englands am 11. Juni 1829 hatte er gesagt: „Die bewegende Kraft in politischen Angelegenheiten ist die öffentliche Meinung, und wer durch sie Macht gewinnt, wird den fleischigen Arm physischer Übergewalt bändigen und ihn zwingen, sein Gebot auszuführen" [3]). Das war auch Kossuths Glaubensbekenntnis. Als überzeugter Vertreter der Herrschaft der öffentlichen Meinung über das rohe Übergewicht der physischen Gewalt hat Lord Palmerston in dem großen Drama seiner Zeit das Seinige zum Fortgang der Handlung beigetragen, und Kossuth, der während seiner Festungs-

[1]) Kossuth a. a. O., Bd. II, S. 243.

[2]) Vgl. den glänzenden Essay über Palmerston bei Althaus, Englische Charakterbilder.

[3]) Bulwer, Life of Lord Palmerston. Bd. II, S. 67 ff.

haft aus englischen Parlamentsberichten seine politische Bildung geschöpft hatte, mochte sich berechtigt glauben, zu hoffen, durch die öffentliche Meinung diesen Verehrer und Verteidiger ihrer Allgewalt an die Seite Ungarns zwingen zu können.

Für Palmerston fand aber die Nachgiebigkeit gegenüber der öffentlichen Meinung dort ein Ende, wo ihr die Interessen Englands ein Ziel setzten. Das bewies Palmerston gerade in dem Sturmjahr 1848, in dem die öffentliche Meinung sich allenthalben gegen das Übergewicht der physischen Gewalt zur Wehr setzte. Sein patriotischer Ehrgeiz, die Weltstellung Englands zur Geltung zu bringen, drängte ihn allerdings in die Rolle des „Schiedsrichters Europas", aber er usurpierte dieses Amt nur als Anwalt und Vertreter der englischen Interessen, keineswegs als Vorkämpfer der öffentlichen Meinung. Mit Rücksicht auf die handelspolitischen Interessen Englands erklärte er es als die Pflicht eines jeden englischen Staatsmannes, die Einigung Deutschlands und damit die angestrebte Einverleibung des norddeutschen Handelsbundes in den deutschen Zollverein zu hintertreiben[1]) und sein impulsives Eintreten für die italienische Sache hatte in erster Linie den Zweck, die Etablierung einer den englischen Interessen abträglichen Vorherrschaft Frankreichs auf der apenninischen Halbinsel zu verhindern[2]). Auch Palmerston war, was Kossuth vollkommen übersah und unterschätzte, ein unbedingter Anhänger der Theorie, daß Englands Orientinteressen ein starkes Österreich erfordern, und wenn er immer und immer wieder versuchte, Österreich die Lombardei abzutrotzen, so verband er damit auch den Zweck, Österreich durch eine Radikalkur zu heilen und ihm den italienischen Pfahl aus dem Fleische zu ziehen[3]). Ein Freundschaftsbeweis in allerdings so eigenartiger Form, daß er kaum irgendwo in Europa verstanden wurde, am allerwenigsten in Österreich und Ungarn[4]); trotzdem aber mußte es von vornherein klar sein, daß Palmerston eine Zerreißung Österreichs, eine Streichung der Monarchie aus der Liste der Großmächte nie unterstützen und in dieser Beziehung dem Drucke der öffentlichen Meinung nie nachgeben werde. Gerade das aber übersah Kossuth, genau so, wie er übersah, daß die Mission Stipney zur Zeit Franz' II. Rakoczy[5]), auf die er sich England gegenüber berief, der Erhaltung der Großmachtstellung des Hauses Habsburg und des Gleichgewichtes der Mächte, nicht aber dem Schutze des ungarischen Staatsrechtes gegolten hatte.

Zu Weihnachten des Jahres 1848 wurde Franz Pulszky beauftragt, nach London zu gehen, um dort die öffentliche Meinung für Ungarn zu gewinnen und Mittel und Wege für die Expedierung einer größeren Waffensendung nach Ungarn ausfindig zu machen[6]). Seine Mission war demnach

[1]) Pauli, Geschichte Englands. Bd. III, S. 67 ff.
[2]) Pauli a. a. O., Bd. III, S. 43 ff.
[3]) Pauli a. a. O., Bd. II, S. 338 ff.
[4]) Vgl. Fiquelmont, England und der Kontinent.
[5]) Vgl. Feßler, Geschichte der Ungarn. Bd. V, S. 93 ff.
[6]) Pulszky a. a. O., Bd. II, S. 282. Das Wesentlichste über Pulszky bei Kertbeny, Ungarns Männer der Zeit. S. 91 ff.

anfangs keine diplomatische, doch benahm sich Pulszky viel diplomatischer und politisch klüger als alle die improvisierten Diplomaten, die Ungarn im Verlaufe der Revolution in die verschiedenen Hauptstädte Europas entsandte. Pulszky war unter ihnen allen der einzige, der über eine gründliche politische Bildung verfügte, und der die Erfahrungen, die er als Unterstaatssekretär im Finanzministerium und später als Unterstaatssekretär im ungarischen Ministerium des Äußeren gemacht hatte, praktisch zu verwerten wußte. „Durchdringender Verstand, scharfe Auffassungsgabe, unerschöpflicher Erfindungsgeist, unermüdlicher Fleiß und eine gesunde Natürlichkeit, die sich nicht gleich sanguinischen Hoffnungen hingab, zeichneten ihn aus“ [1]). Die ungarische Eitelkeit war freilich auch ihm nicht fremd und veranlaßte ihn, in London, allerdings nur in inoffiziellen Kreisen, als Gesandter Ungarns aufzutreten, eine Eigenmächtigkeit, die ihm Kossuth so stark verübelte, daß er schon an seine Rückberufung dachte [2]). Die Differenz wurde aber beigelegt, und Pulszky erhielt später durch Teleki sein offizielles Beglaubigungsschreiben, war aber verständig genug, es nicht zu präsentieren. Er vermied es vielmehr sorgfältig, sich den offiziellen Kreisen gegenüber als ungarischer Gesandter zu gerieren und sich so den Refus zuzuziehen, den vor ihm Szalay erlitten hatte. Schon seine ersten Erfahrungen auf englischem Boden legten ihm die Beobachtung der strengsten Reserve nahe.

Eine seiner Hauptaufgaben war es, in England die Herausgabe des von der österreichischen Gesandtschaft in London mit Zustimmung der englischen Regierung beschlagnahmten ungarischen Kriegsdampfers „Kossuth“ zu erwirken. Kossuth hatte durch das ungarische Finanzministerium einen Vertrag der Fiumaner Schiffbaufirma Matkovics auf Lieferung eines Kriegsschiffes abgeschlossen, das in Fiume gebaut und in England armiert werden sollte. Der „Kossuth“, so hieß die Fregatte, sollte der ungarischen Regierung trotz des kroatischen Aufstandes den Besitz Fiumes sichern und die Waffeneinfuhr über diesen einzigen praktikablen Hafen der Länder der Stephanskrone gewährleisten; des kroatischen Widerstandes hoffte man damals noch Herr werden zu können. Das Schiff wurde tatsächlich gebaut und zur Armierung nach London übergeführt, daselbst aber nach dem Einzug Windischgrätz' in Pest von Matkovics, dem offenbar um den bedungenen Kaufpreis, vielleicht auch um seinen Kopf bange war, der österreichischen Gesandtschaft in London übergeben und von dieser mit Zustimmung der englischen Regierung beschlagnahmt [3]). Für die ungarische Regierung war das ein um so härterer Schlag, als zu jener Zeit die Bündnisverhandlungen mit Sardinien bereits weit vorgeschritten waren und Kossuth die Entsendung einer sardinischen Heeresabteilung nach Ungarn durchsetzen zu können hoffte, wenn Ungarn durch die Fregatte „Kossuth“ in den Besitz des Hafens von Fiume kam. Schon Szalay war beauftragt gewesen, von der englischen Regierung die Freigabe des „Kossuth“ zu verlangen, war aber gar nicht in die Lage gekommen, sich

[1]) So charakterisiert ihn Schlesinger a. a. O., S. 296.

[2]) Ibidem S. 297.

[3]) Nach amtlichen englischen und österreichischen Quellen.

dieses Auftrages zu entledigen. Nun sollte Pulszky im Prozeßwege das Schiff zurückzuerhalten versuchen. Die ungarische Regierung wiegte sich in der Hoffnung, die offizielle Anerkennung einer souveränen ungarischen Regierung, die in diplomatischem Wege nicht zu erlangen war, im Wege der englischen Gerichte, deren Ansehen, Unabhängigkeit und Macht einen wohlbegründeten Ruf genossen, durchzusetzen. Pulszky legte das Original des von der ungarischen Regierung mit Matkovics abgeschlossenen Vertrages einigen berühmten Londoner Advokaten vor und konferierte mit ihnen über die Frage, ob auf Grund dieser Verträge der „Kossuth" für die ungarische Regierung reklamiert werden könne. Das einhellige Gutachten lautete: ein selbständiges, souveränes Ungarn ist nicht anerkannt und kann auch nicht anerkannt werden, um so weniger, als die österreichische Regierung nicht nur rechtlich, sondern auch faktisch die Herrin des Landes ist, trotzdem für den Augenblick ein Teil des ungarischen Territoriums sich ihrer Autorität entzieht. Die ungarische Regierung vertrete den Aufstand, nicht das Land, und kein englisches Gericht sei in der Lage, die Beschlagnahme des Schiffes durch die österreichische Regierung, die rechtlich auch die Regierung Ungarns sei, anzufechten oder aufzuheben[1]. Die Fregatte „Kossuth" blieb also, da man schwere Geldopfer für den aussichtslosen Prozeß nicht opfern wollte, unter Sequester der österreichischen Botschaft, mit deren Bewilligung sie Matkovics später an eine Londoner Reedereifirma verkaufte. So nahm der „Kossuth" ein unrühmliches Ende als Baumwollschiff. Ein Ende, das ihm übrigens schon bei seiner Kiellegung hätte vorausgesagt werden können; unter der international nicht anerkannten ungarischen Flagge hätte er ja doch nicht segeln können, ohne von dem erstbesten Kriegsschiff beschlagnahmt zu werden.

Pulszky war nun bemüht, in London persönliche Verbindungen anzuknüpfen, die ihm den Weg zu Lord Palmerston ebnen und die Spalten der einflußreichen Londoner Presse öffnen sollten. Von der Empfehlung, die ihm Kossuth, die Erfahrungen Szalays mißachtend, an Lord Palmerston mit auf den Weg gegeben hatte[2], machte er klugerweise vorerst keinen Gebrauch. Viel wertvoller war ihm die Empfehlung seines Schwiegervaters, des angesehenen Wiener Kaufmanns Josef Walter, an den gewesenen Minister Lord Landsdowne, der sich des höchsten Ansehens in den politischen Kreisen Englands und besonders der Gunst der Königin erfreute. Durch ihn wurde Pulszky mit Lord Dudley Stuart, dem Freund und Protektor der polnischen Emigranten, mit Cobden, dem berühmten Apostel des Freihandels, mit Wolmsley, dem Führer der radikalen Fraktion der Regierungspartei, und zahlreichen anderen politischen Größen bekannt, in deren Kreisen er lebhaft für Ungarn agitierte. Binnen kurzem konnte Pulszky sich rühmen, den gesamten radikalen Flügel der Regierungsmajorität des Unterhauses für sich und seine Sache gewonnen zu haben, ein Erfolg, der allerdings nur ein moralischer war. Denn die Radikalen betonten zwar lebhaft ihre aufrichtige

[1] Pulszky a. a. O., Bd. II, S. 332 ff.
[2] Pulszky a. a. O., Bd. II, S. 282.

Sympathie für Ungarn, bedauerte sowohl Ungarn, als auch — keineswegs zu Pulszkys Vergnügen — Österreich, das einen falschen Weg eingeschlagen habe und dem Untergang zusteure, aber sie betonten rückhaltslos Englands Prinzip der Nichtintervention in kontinentalen Angelegenheiten und versprachen Pulszky niemals mehr, als guten Rat und Sympathie[1]). Das aber war für Ungarn zu wenig in einer Zeit, in der die Besorgnisse vor einer russischen Intervention in Ungarn immer größer wurden, viel zu wenig namentlich für die hochgespannten Erwartungen der ungarischen öffentlichen Meinung, die, irregeführt durch die Sensationsmeldungen englischer Blätter über eine englisch-französische Flottendemonstration in der Adria zugunsten Italiens, von England nicht weniger erwarteten als die Anerkennung der ungarischen Unabhängigkeit, einen offenen Protest gegen die drohende russische Intervention, ja sogar eine Landung englischer Truppen in Fiume und eine Kriegserklärung Englands an Österreich[2]). Die theoretischen Sympathien der englischen Radikalen, aus deren Äußerungen zudem allzudeutlich die Besorgnis vor einer gefährlichen Schwächung Österreichs herauszuhören war, konnten die ungarische Regierung um so weniger befriedigen, als es allgemein bekannt war, daß Palmerstons Sympathie für die Revolution auf Sizilien viel realerer Natur war, so zwar, daß er im Januar 1849 eine für das Ordonancedepartement bestimmte Gewehrlieferung den Agenten der Sizilianer ausliefern ließ[3]). Während Palmerston für die sizilianischen Insurgenten außer diplomatischer Unterstützung auch Waffen und Geld hatte, hatte er für die Ungarn nur — Sympathie. Dudley Stuart und Lord Landsdowne setzten es zwar durch, daß Pulszky, übrigens nur als Privatmann, nicht als Vertreter Ungarns, von Palmerston empfangen wurde und diesem über die ungarischen Angelegenheiten Vortrag halten durfte, aber so teilnehmend sich Palmerston auch über die ungarische Bewegung aussprach, und so scharf er die Politik Österreichs Ungarn gegenüber verurteilte, so energisch betonte er, daß Österreich nach englischer Auffassung ein Staatengebilde sei, das man schaffen müßte, falls es noch nicht bestünde, da es eine europäische Notwendigkeit und der natürliche Verbündete Englands im nahen Orient sei. Der einzige Rat, den Palmerston den Ungarn geben zu können erklärte, war der sehr unwillkommene, sich mit Österreich zu versöhnen, weil im europäischen Staatensystem an der Stelle, die Österreich einnehme, kleine Staaten unmöglich und nicht lebensfähig seien. Er versicherte Pulszky, Ungarn könne seiner Sympathie sicher sein, aber er müsse die ungarische Regierung ein für allemal darauf aufmerksam machen, daß Ungarn von England nichts zu erwarten habe als im günstigsten Fall eine freundliche Mediation, um das Vorgehen des siegreichen Österreichs zu mäßigen[4]). In diesen Erklärungen Lord Palmerstons, die Pulszky der ungarischen Regierung sofort zur Kenntnis brachte, war die Haltung deutlich vorgezeichnet,

[1]) Pulszky a. a. O., Bd. I, S. 325.

[2]) Schlesinger a. a. O., S. 296. Vgl. auch Briefwechsel und Tagebuchblätter der Königin Viktoria, Bd. I, S. 657 ff.

[3]) Briefwechsel, Bd. I, S. 674.

[4]) Pulszky a. a. O., Bd. II, S. 322.

die Europa der wenige Wochen später erfolgten Entkleidung des Hauses Habsburg von seinen ungarischen Thronrechten und der Konstituierung der ungarischen Republik gegenüber einnahm. Daß Kossuth diesen guten Ratschlägen sein Ohr verschloß und auf dem Wege zur ungarischen Republik weiterschritt, beladet ihn mit einer schweren Schuld Ungarn gegenüber.

Pulszky mußte nunmehr einsehen, daß Ungarn von der englischen Regierung nichts zu erwarten habe. Er mußte sich darum ganz auf die journalistische Propaganda verlegen, in der Hoffnung, durch den Druck der öffentlichen Meinung die kühle Zurückhaltung der englischen Regierung mit der Zeit doch überwinden zu können. Seine Aufgabe war in dieser Beziehung nicht undankbar, wenigstens in journalistischer Beziehung nicht, denn die ungarischen Verhältnisse waren dem englischen Publikum so vollkommen unbekannt, daß Verständnis für den Hergang der Ereignisse in Ungarn schlechterdings nirgends zu finden war. Dank seinen Verbindungen gelang es Pulszky, der selbst die englische Sprache vollkommen beherrschte und übrigens die Unterstützung einer Reihe englischer Schriftsteller gewann, ein ungarisches Propagandabureau zu organisieren, das bald vierzehn angesehene Zeitungen, darunter „Daily News", „Morning Advertiser", „Observer", „Globe" und „Examiner", regelmäßig mit ungarischen Nachrichten und Artikeln versorgte. Nur die „Times" verschlossen ihre Spalten hartnäckig den Erzeugnissen des ungarischen Pressebureaus[1]). Immerhin erreichte Pulszky durch seine unermüdliche Tätigkeit so viel, daß die ungarische Sache in England eine gewisse Popularität errang und auf warme Sympathien im Publikum stieß, das sehr schnell den ungarischen Kampf nicht als eine Revolte, sondern als einen Freiheitskampf ansehen lernte. Wesentlich unterstützt wurden die publizistischen Bestrebungen Pulszkys durch die Siege, die das ungarische Heer im Laufe des März errang und die das Ansehen des Vertreters Ungarns in England gewaltig hoben[2]). Aber es war eben immer und immer wieder nur Sympathie, die Ungarn in England zu erringen vermochte.

Wesentlich erfolgreicher als Pulszky in London war Baron Splenyi in Turin. Ihm gelang es, von der Regierung Sardiniens als Vertreter Ungarns offiziell anerkannt zu werden, ohne erst einen langen Kampf um seine Anerkennung führen zu müssen. Freilich lagen die Verhältnisse in Turin wesentlich anders und für die ungarischen Bestrebungen unvergleichlich günstiger als überall anderwärts. Custozza hatte die Kampflust nicht niederzuschlagen, die kühnen Hoffnungen nicht zu zerstreuen vermocht, und der Ausbruch des Rassenkrieges in Ungarn zwischen Magyaren und Slawen, die einen bedeutenden Prozentsatz des österreichischen Heeres in Italien bildeten, entflammte die Hoffnung auf einen neuen erfolgreichen Krieg. Gerüchte von Tätlichkeiten, die zwischen ungarischen Soldaten und kroatischen Grenzern in Mailand vorgekommen sein sollten, flatterten auf, in Turin und in Mailand nahm die öffentliche Meinung feurig für Ungarn Partei; die Inschriften „Es lebe

[1]) Pulszky a. a. O., Bd. II, S. 323 ff.
[2]) Pulszky a. a. O., Bd. II, S. 329.

Italien! Es lebe Ungarn!" zierten in Mailand und Verona ebenso alle Ecken wie in Turin und kehrten auch in den Leitartikeln der Turiner Blätter immer wieder. Man hoffte, Ungarn und Slawen in der kaiserlichen Uniform würden sich auf italienischem Boden offen bekämpfen oder aber in Massen in die Heimat desertieren, und die Regierung Sardiniens schickte sich an, daraus Nutzen für die italienische Sache zu ziehen[1]). Das Komitee zur Vorbereitung des abermaligen Krieges und zur neuerlichen Insurgierung der Lombardei, das sich in Turin unter dem unschuldigen Namen „Statistischer Ausschuß" konstituiert hatte und durch den Kriegsminister Della Rocca mit der Regierung in Verbindung stand, suchte Fühlung mit Baron Splenyi, der auch nach Custozza Turin nicht verlassen hatte, und der bereits erwähnte Aufruf der ungarischen Regierung an die im Auslande stehenden ungarischen Truppen, unverzüglich in die Heimat zu eilen, wurde durch die Agenten jenes „Ausschusses" unter den österreichischen Soldaten ungarischer Nationalität eifrig verbreitet[2]). Es war das die härteste Probe, der je die Autorität Radetzkys und die Disziplin seines Heeres ausgesetzt war, und es war ein glänzendes Zeugnis für beide, daß trotz dieser mit Hochdruck betriebenen Agitation die Zahl der Desertionen im österreichischen Heer eine sehr geringe war. Sie betrug von Oktober bis Ende Dezember 1848 bei den Kroaten 82 Mann, bei den ungarischen Truppen 1 Offizier und 247 Mann[3]). Bei den aus der Lombardei und Venetien ergänzten österreichischen Regimentern, namentlich beim Infanterieregiment Haugwitz, riß allerdings die Desertion so stark ein, daß zu den stärksten Mitteln gegriffen werden mußte[4]). Es lag für die sardinische Regierung nahe, ihre alten Beziehungen zu Splenyi wieder aufzunehmen, und auch die ungarische Regierung strebte die Wiederanknüpfung der abgebrochenen Verhandlungen an. Schon im November erhielt Splenyi von der ungarischen Regierung eine Instruktion, er möge seinerseits dahin wirken, daß die in Italien stehenden ungarischen Regimenter, eventuell mit Hilfe Sardiniens, in die Heimat zurückkehren, anderseits Sardinien für ein Bündnis mit Ungarn zu gewinnen trachten und auf die baldigste Wiederaufnahme des Krieges gegen Österreich dringen[5]). Bei dem sardinischen Kabinett fand Splenyi zwar freundliche Aufnahme, aber nicht jenes Entgegenkommen, auf das er rechnen zu dürfen glaubte. Namentlich bei dem inzwischen zum Oberkommandanten der sardinischen Armee ernannten polnischen Revolutionsgeneral Chrzanowski stieß der erste ungarisch-sardinische Operationsplan, den Splenyi im Einverständnis mit dem Grafen Teleki entworfen und dem Kriegsminister Della Rocca vorgelegt hatte, auf Widerstand. Splenyis Operationsplan war folgender:

---

[1]) Vgl. Reuchlin, Geschichte Italiens. Bd. II, Abt. II, S. 135.

[2]) Martinego-Cesaresco, Italienische Patrioten. S. 104.

[3]) Nach amtlichen Quellen.

[4]) Reuchlin a. a. O., Bd. II, Abt. II, S. 144.

[5]) Schlesinger a. a. O., S. 302. — Wertheimer, Graf Julius Andrassy, gibt das Datum der Akkreditierung Splenyis in Turin auf den 14. November an.

1. Sardinien eröffnet den Krieg gegen Österreich so bald als möglich, um die Gärung die (so nahm man an) unter den ungarischen Truppen im Heere Radetzkys herrscht, auszunützen und Radetzky keine Zeit zu lassen, die Zügel der Disziplin straffer anzuziehen.

2. Die sardinische Armee eröffnet den Angriff gegen das Heer Radetzkys in der Richtung auf Mailand, sendet aber gleichzeitig eine Division zu Schiffe an die ungarische Küste. Diese Division landet bei Fiume und fällt der Armee Jellacics, die vom ungarischen Heere in der Front angegriffen wird, in den Rücken. Diese Diversion wird die in Italien stehenden Grenzregimenter ohne Zweifel veranlassen, in die Heimat zu marschieren, und zu diesem Zwecke sind die Grenzer durch Überläufer entsprechend zu bearbeiten.

3. Die ungarischen Truppen, die unzweifelhaft sofort bei Eröffnung des Krieges zur sardinischen Armee übergehen werden, sollen unter dem Kommando des polnischen Revolutionsgenerals Dembinski unverzüglich der in Kroatien operierenden sardinischen Division nachgesandt werden.

Dembinski, der in dem Glauben lebte, die Freiheit Polens auf den ungarischen Schlachtfeldern erkämpfen zu können[1]), war durch Teleki für diesen Plan gewonnen worden.

So kühne Operationen waren jedoch keineswegs nach dem Herzen Chrzanowskis, dem mit dem Enthusiasmus der Jugend auch Wagemut und schwungkräftige Initiative abhanden gekommen waren. Während Della Rocca Feuer und Flamme für den Operationsplan Splenyis war, wollte sich Chrzanowski im äußersten Fall nur zu einer Diversion gegen Venedig herbeilassen und auch für diese nur die aus Freiwilligen neuformierten, militärisch nicht vollwertigen Truppenteile zur Verfügung stellen. Er bot Dembinski das Kommando über 10000 Freiwillige an, die nach Venedig geworfen werden sollten, und als Dembinski 10000 Mann alter Truppen forderte, erklärte er, diese Forderung nicht bewilligen zu können, da er sonst die Sicherheit der sardinischen Hauptstadt nicht garantieren könne. Damit war Splenyis schöner Plan, der angesichts der Hilflosigkeit der österreichischen Flotte immerhin etwas für sich hatte, gescheitert[2]).

Dieser offenbare Mißerfolg Splenyis wurde bald wettgemacht. Das Kabinett Perone, das sich ihm gegenüber große Zurückhaltung auferlegt hatte, wurde gestürzt, und das „ministerio democratico Gioberti", das am 16. Dezember 1848 ins Amt trat, kam Splenyi auf halbem Wege entgegen. Gioberti notifizierte Splenyi sofort nach seinem Amtsantritt, daß das Kabinett, seinen demokratischen Grundsätzen getreu, ihn als Gesandten Ungarns anerkenne und ihn einlade, sein Beglaubigungsschreiben zu überreichen. Alle Formalitäten wurden erfüllt, ja Splenyi wurde sogar vom König Carlo Alberto mit allem hergebrachten Zeremoniell in Antrittsaudienz empfangen[3]). Von diesem Augenblick an stand er mit der Regierung Gioberti in offiziellem

[1]) Vgl. Danzer, Dembinski in Ungarn. Bd. I, S. 21 ff.

[2]) Die hier gegebene Darstellung beruht auf einem, nach Erzählungen des „schwatzhaften — talkative — Chrzanowski" verfaßten Berichte Hudsons an Palmerston, dto. Turin, 14. April 1849. London, A. d. F. O. — Danzer a. a. O., Bd. I, S. 23 ff., nennt Dembinski als Autor des Aktionsplanes.

[3]) Massari, Vita di Vicenzo Gioberti, S. 432 ff. Bestätigt durch offizielle englische Berichte.

Verkehr, seine Noten und Denkschriften wurden in der Kammer verlesen und ebenso offiziell, wie sie entgegengenommen wurden, beantwortet. Splenyi war der einzige unter allen ungarischen Gesandten, der eine anerkannt amtliche Rolle spielte. Allerdings wagte es die sardinische Regierung, Proteste der Gesandten befürchtend, nicht, ihm bei dem herkömmlichen Neujahrsempfange im königlichen Schloß und bei anderen Hoffestlichkeiten einen Platz in den Reihen des diplomatischen Korps anzuweisen, sie empfing ihn bei solchen Gelegenheiten nur als „distinguished foreigner", wie so viele andere Fremde auch[1]). Die sardinische Regierung war auch das einzige Kabinett Europas, das einen Gesandten für Ungarn ernannte, den Obersten Monti, der Gesandter und Militärbevollmächtigter in einer Person war. Ende Januar in aller Form zum Gesandten in Ungarn ernannt, gelangte er auf dem zeitraubenden und beschwerlichen Wege über Konstantinopel, Sofia und Belgrad erst zu Anfang März nach Debreczin, wo er schließlich, nachdem die Schlacht bei Novara seiner diplomatischen Mission ein Ende bereitet hatte, als Kommandant der italienischen Legion — sie bestand aus Deserteuren des Regiments Ceccopieri — eine bescheidene Rolle spielte, die sich von der eines Werbeoffiziers nicht bedeutend unterschied[2]).

Splenyis Bemühungen schien jetzt endlich der Erfolg zu lächeln. Er beeilte sich, dem Kabinett Gioberti einen neuen Aktionsplan vorzulegen, der im wesentlichen bestimmte:

Piemont stellt die notwendigen Mittel zur Inszenierung einer intensiven Agitation unter den ungarischen Truppen im Heere Radetzkys zur Verfügung.

Die nach Piemont desertierten Soldaten werden zu nationalen Truppen organisiert und, sobald diese die Stärke von 6000 Mann erreicht haben, als Division formiert. Die notwendigen Bekleidungsstücke, Waffen, Geschütze und Pferde stellt Sardinien bei.

Bei Wiedereröffnung des Krieges gegen Österreich seitens Sardiniens soll die sardinische Flotte Fiume angreifen und die ungarische Division daselbst landen[3]).

Das Kabinett Gioberti billigte diesen Plan, gegen den auch Chrzanowski, weil keine sardinischen Truppen verlangt wurden, nichts einzuwenden hatte, und binnen kurzem war der bereits erwähnte „Statistische Ausschuß" vollauf mit der Verbreitung des Aufrufes an die ungarischen Truppen beschäftigt, den Teleki und Szarvady entworfen und Splenyi — allerdings etwas eigenmächtig — mit einem Nachsatz versehen hatte. Dieser Aufruf ist so charakteristisch für die Agitation, die im Jahre 1849 und in den späteren Jahren in der österreichischen Armee betrieben wurde, daß er hier in seinen wesentlichsten Teilen wiedergegeben werden soll. Er lautete[4]):

„Heldenmütige Magyaren!

„Unser Vaterland ist in Gefahr! Der König hat keinen eigenen Willen mehr. Unsere Feinde — Verräter am König und am Lande — halten ihn

[1]) Hudson an Palmerston, dto. Turin, 24. Januar 1849. London, A. d. F. O.
[2]) Schlesinger a. a. O., S. 304. — Springer a. a. O., Bd. II, S. 739.
[3]) Schlesinger a. a. O., S. 305.
[4]) Schlesinger a. a. O., S. 517 ff.

gefangen. Er ist von uns getrennt, die Worte des ungarischen Volkes reichen nicht bis zu seinem Thron, denn Verräter am Allerheiligsten haben sich verschworen gegen unser Vaterland. Sie wollen es zertrümmern und Ungarn vernichten . . .

„Nein, das kann niemals des Königs Wille sein! Wer das behauptet, ist des Königs schlimmster Feind! . . .

„Die ungarische Nation wünscht nichts anderes, als die von ihren Ahnen ererbte Freiheit und Unabhängigkeit zu bewahren, die Macht und Glorie unseres Königs zu schützen und zu vergrößern . . . Mit gleicher Begeisterung kämpft jeder unserer Söhne für die heilige Sache unseres Vaterlandes. Alle Klassen des Volkes, die Priester aller Orden und jeden Ranges, Arme und Reiche, Glückliche und Unglückliche, Stadt- und Landbewohner, alle nehmen gleichen Teil und wetteifern in allgemeiner Begeisterung. Vor allem unsere Soldaten. In Ungarn gibt es keine besseren Patrioten als unsere Soldaten. Diejenigen von ihnen, welche das Glück hatten, im Vaterlande zu sein, kämpfen alle mit größter Hingebung unter seinen Fahnen. Jene aber, die außer Landes waren, eilen in Massen zu dessen Schutz zurück. Aus Polen und Böhmen, aus Österreich und Schlesien kamen sie zurück, alle, die nur zurückkommen konnten, und auch aus Italien sind schon viele von euch glücklich angelangt. Mit offenen Armen empfängt das Land die zurückkehrenden Söhne, und diese würdig zu belohnen, wird es für seine erste Pflicht halten . . .

„Tapfere Brüder, eilet nach Hause!

„Das Land bedarf euer, das Vaterland sehnt sich nach euch, das Vaterland befiehlt euch, zu kommen.

„Ein Treuloser jeder, den die Bitte des Vaterlandes nicht erschüttert, ein Rebell jeder, der seinem Befehle nicht gehorcht, ein Majestätsbeleidiger jeder, der die Maßregeln zur Befestigung des Thrones mißachtet!

„Eilet nach Hause, tapfere Vaterlandssöhne! . . . Eilet nach Hause!

Im Namen der ungarischen Regierung und des Reichstages

Graf Ladislaus Teleki,
Gesandter Ungarns in Frankreich und Deputierter der Nationalversammlung.
Friedrich Szarvady,
Gesandtschaftssekretär.

„Die ungarische Regierung hat mich hierher gesandt, teuere Landsleute, um euch die Befehle des Landes mitzuteilen. Offiziere, Unteroffiziere und Soldaten der ungarischen Regimenter! Ich fordere euch auf zum Gehorsam gegen das Vaterland. Daß dies das Heiligste für euch sein muß, ist überflüssig, euch zu sagen. Tretet über nach Piemont und Toskana, wo ihr könnt. Ihr werdet freundschaftlich empfangen werden. Eilet ohne Verzug, damit wir um so eher Truppenkörper bilden können, welche, in unser Land zurückgeführt, unseren teueren Brüdern, die unser schönes Land beschützen, als Retter erscheinen sollen. Diese netzen in dessen mit ihrem Blute den Boden der Heimat. Ihr sollt ihnen zu Hilfe eilen gegen unsere wilden Feinde, die eingebrochen sind in unser Land, die Stütze der Freiheit und Bruderliebe seit Jahrtausenden!

Eilet, heldenmütige Brüder, Schiffe stehen bereit, euch in die Heimat zu führen. Wer ein Magyar ist, bleibt nicht zurück!

Im Namen des Landes

Turin, 25. Dezember 1848. Ludwig Baron Splenyi,
k. k. Hauptmann und Gesandter in Italien.

Der Erfolg dieses Aufrufes blieb weit hinter den Erwartungen, selbst den bescheidensten, zurück. So eifrig sich auch der „Statistische Ausschuß"

um die Verbreitung der Proklamationen bemühte, die stramme Disziplin der Armee Radetzkys leistete allen Verführungskünsten erfolgreich Widerstand. Nur ein österreichischer Offizier, der Unterleutnant des 52. Infanterieregiments Stefan Türr, meldete sich im Januar 1849 im italienischen Hauptquartier zu Vigevano zum Eintritt in die ungarische Legion[1]). Er wurde zur Belohnung sofort zum Hauptmann ernannt. Auch die Zahl der Überläufer aus dem Mannschaftsstand war so gering, daß die in Alexandria zur Aufstellung gelangte Legion Mitte März erst 187 Mann zählte[2]). Diejenigen Ungarn, die wirklich aus der Armee Radetzkys desertierten — österreichische amtliche Quellen geben bei einem Effektivstand von 18000 Mann Truppen ungarischer Nationalität ihre Gesamtzahl auf 1 Offizier und 600 Mann an, ungarische Quellen dagegen auf 2000 Mann —, dürften demnach wohl mehr von dem Wunsch getrieben worden sein, überhaupt nicht kämpfen zu müssen, als von der Sehnsucht, sich der nationalen Armee in Ungarn anzuschließen. Auch von den 187, welche in Alexandria in Honvéduniform paradierten, soll ein sehr bedeutender Teil erst durch die angedrohte Auslieferung an die österreichischen Militärbehörden zum Eintritt in die Legion bewogen worden sein[3]). Trotz des geringen Erfolges der Agitation nahm sie Radetzky begreiflicherweise so ernst, daß er einen Preis von 1000 Gulden auf den Kopf des „Deserteurs, Hochverräters und Verschwörers Splenyi" aussetzte.

Splenyi und mit ihm die sardinische Regierung hoffte aber, beim tatsächlichen Ausbruch des Krieges würden die ungarischen Soldaten haufenweise übertreten, und Splenyis Bemühungen, die sardinische Regierung zum formellen Abschluß eines Bündnisses mit Ungarn zu veranlassen, kam der moralische Eindruck der glücklichen Kämpfe Bems in Siebenbürgen, der glänzenden taktischen Erfolge Görgeys in Nordungarn zugute. Gioberti, an dem endlichen Siege der Ungarn nicht mehr zweifelnd, dachte nun allen Ernstes an ein Schutz- und Trutzbündnis mit Ungarn und beauftragte, da er zu den strategischen Fähigkeiten des blutjungen Splenyi geringes Vertrauen hatte, den Admiral Albini mit der Ausarbeitung eines gemeinsamen ungarisch-sardinischen Operationsplanes[4]). Der Feldzugsplan, den Albini entwarf, basierte zwar auf dem bereits erwähnten zweiten Entwurf Splenyis, gab demselben aber eine wesentlich veränderte und erweiterte Form und suchte vor allem auch die Republik Venedig zu der Kooperation der ungarischen und sardinischen Streitkräfte heranzuziehen. Mit der provisorischen Regierung der Einjahresrepublik stand das Kabinett Gioberti in lebhaftem offiziellen Verkehr, die wiederholten Bitten Manins um militärische Unterstützung waren jedoch mit dem Hinweise darauf abschlägig beantwortet worden, Sardinien sei vorläufig nicht in der Lage, Kriegshilfe zu gewähren, es hoffe aber, den

[1]) Wurzbach, Biographisches Lexikon, Bd. 48, S. 91, allerdings eine sehr tendenziöse Quelle, behauptet, Türr sei aus Furcht vor Strafe wegen inkorrekten Gebarens mit Regimentsgeldern desertiert.

[2]) Hudson an Palmerston, dto. Turin, 19. März 1849. London, A. d. F. O.

[3]) Konfidentenbericht aus Turin, März 1849.

[4]) Massari a. a. O., S. 458.

gewünschten und im nationalen Interesse als notwendig erkannten Beistand in absehbarer Zeit leisten zu können[1]). Der Operationsplan Albinis dachte Venedig eine nicht unwichtige Rolle in dem Kampfe gegen Österreich zu. Er basierte auf der Idee, Österreich im Osten derart zu beschäftigen, daß es den Kampf gegen Sardinien nicht mit voller Kraft führen könne, und verteilte die Rollen folgendermaßen:

1. Sardinien eröffnet den Krieg mit einer offiziellen, vom König, dem Ministerpräsidenten und dem ungarischen Gesandten unterfertigten Proklamation an die österreichischen Truppen ungarischer Nationalität, in welcher diese aufgefordert werden, sich zum Kampfe gegen die Unterdrücker ihres Vaterlandes der sardinischen Armee anzuschließen. Gleichzeitig sendet Sardinien seine Flotte in die Adria, um Fiume anzugreifen und Zara im Namen des dreieinigen Königreiches Ungarn, Kroatien und Dalmatien in Besitz zu nehmen.
2. Eine ungarische Armee stößt durch Kroatien gegen Fiume und Dalmatien vor, um den in Fiume und Zara zu landenden ungarischen Truppen die Hand zu reichen.
3. Venedig greift mit seiner Flotte Triest an und landet daselbst 5000 Mann italienischer Freischaren, die von Sardinien ausgerüstet und in die Adria befördert werden und die Aufgabe haben, die Verbindungen der österreichischen Südarmee mit dem Hinterlande zu unterbrechen und das Küstenland zu insurgieren.

Die Idee, die Albini bei der Konzeption dieses Operationsplanes leitete, war freilich sehr egoistisch und Ungarn gegenüber nicht sehr loyal und bundesfreundlich; er hoffte, Österreich werde, mit dem Verluste seines gesamten Küstenbesitzes bedroht, die Lombardei sofort aufgeben und sich mit ganzer Kraft gegen Ungarn wenden[2]). Das weitere Schicksal der „Bundesgenossen" hätte den sardinischen Staatsmännern wohl wenig Kopfzerbrechen gemacht; die Bundesgenossenschaft der ungarischen Revolution war ihnen in diesem Jahr genau so nur Mittel zum Zweck wie in den Jahren 1859 und 1866. Während auf Grund des Albinischen Operationsplanes die Bündnisverhandlungen eingeleitet wurden, ging Sardinien daran, den Boden für die in Aussicht genommenen Operationen systematisch vorzubereiten. Die venetianische Dampffregatte „Pio Nono", in ihrer Bewegungsfreiheit durch die ohnmächtige österreichische Flotte wenig beschränkt, kreuzte eifrig an der istrischen Küste, um Landungsgelegenheiten ausfindig zu machen und die Bevölkerung aufzuwiegeln, und die sardinische Regierung schickte den Polen Czaykowski mit einem Stab von Agenten in das Küstenland und nach Dalmatien, um dort die Insurrektion vorzubereiten. Czaykowski wurde jedoch, kaum daß er seine Tätigkeit begonnen hatte, in Fiume verhaftet und unschädlich gemacht[3]). Die ganze Agitation und mit ihr der kühne Operationsplan war übrigens von vornherein aussichtslos, und es zeugt von einer erstaunlichen Unkenntnis oder Verkennung der tatsächlichen Verhältnisse, daß ein Vorstoß der Ungarn durch

[1]) Planat de la Faye, Documentes et pièces authentiques, laissés par Daniel Manin. Bd. II, S. 86.

[2]) Hudson an Palmerston, dto. Turin, 21. Februar 1849 London, A. d. F. O. Die Offenherzigkeit der sardinischen Staatsmänner Hudson gegenüber ist erklärlich angesichts des Strebens Palmerstons, Österreich zur Abtretung der Lombardei zu veranlassen.

[3]) Nach amtlichen österreichischen Quellen.

das magyarenfeindliche Kroatien, mit österreichischen Heeren im Rücken und in der Flanke, geplant und Dalmatien, dessen serbo-kroatische Bevölkerung die Italiener ebensowenig liebte wie die Ungarn, als italienische Operationsbasis in Aussicht genommen wurde. Auch die Haltung der Bevölkerung Triests, die trotz vereinzelter nationalistischer Demonstrationen durchaus loyal war, ermutigte keineswegs zu einem Handstreich, und die slawische Bevölkerung Istriens und Dalmatiens war um so weniger für eine Insurrektion gegen die österreichische Herrschaft oder auch nur einen freundlichen Empfang der ungarisch-sardinischen „Befreier" zu haben, als hier eine kräftige slawisch-nationale Bewegung einen scharfen Antagonismus gegen Italiener und Ungarn hervorgerufen und die küstenländischen Serbokroaten gelehrt hatte, die Unionspläne der Anhänger des „dreieinigen Königreiches" ebenso zu perhorreszieren wie die Bestrebungen der Italianissimi, welche von einer Revindikation des „historischen, unbestreitbaren Erbes Venedigs", des österreichischen Küstenlandes, träumten[1]). Der Operationsplan Albinis, der dritte, über den verhandelt worden war, mußte fallen; die Fruchtlosigkeit der agitatorischen Bestrebungen hatte seine Haltlosigkeit sehr bald klar bewiesen.

Die neuen Verhandlungen, die Teleki und Splenyi sofort wieder anknüpften, erlitten eine empfindliche Störung, als am 21. Februar der sanguinische Gioberti mit der Mehrzahl seiner Ministerkollegen demissionieren mußte und der kühle, nüchterne Colli das Portefeuille des Auswärtigen übernahm. Colli war entschlossen, der Kriegshetze der Aktionspartei so lange als möglich Widerstand zu leisten[2]) und dürfte es deshalb für geraten gehalten haben, die stürmischen Bündniswerbungen der Ungarn, in welche die Kriegspartei so große Hoffnungen setzte, dilatorisch zu behandeln. Er beurteilte überdies die Verhältnisse viel zu richtig, als daß er einem Bündnisse Sardiniens mit den Ungarn, die im eigenen Lande außer gegen die österreichischen Truppen gegen die Kroaten, Serben, Rumänen und Slowaken zu kämpfen hatten und vom italienischen Kriegsschauplatz durch weite, Österreich treu ergebene Landstriche getrennt waren, irgendeinen realen Wert zugemessen hätte. Ihm galt es nur als ein moralischer Faktor, der im Falle des Kriegsausbruches — einen solchen wünschte übrigens Colli so weit als möglich hinauszuschieben — die stark erkaltete Kampflust der sardinischen Truppen zu beleben geeignet war, und nur mit Rücksicht darauf unterließ er es, Verhandlungen abzubrechen, von deren Fortsetzung er keinen effektiven Vorteil erwartete[3]). Eine um so fieberhaftere Tätigkeit entfaltete Teleki, der um diese Zeit der tatsächliche Leiter der auswärtigen Politik seines nahezu vollkommen von dem Verkehr mit dem Auslande abgeschnittenen Vaterlandes war. Der Zweifel an der Aktionsfreiheit und Bündnisfähigkeit Ungarns, den Colli unter Hinweis auf den Rassenkampf in Ungarn Splenyi gegenüber aussprach, bestärkte Teleki in der Annahme, die Zeit zur Verwirklichung seiner politischen Lieblingsidee, der Versöhnung aller auf ungarischem Boden lebender Nationalitäten, sei

[1]) Vgl. Helfert a. a. O., Bd. IV, Abt. III, S. 72 ff.
[2]) Reuchlin, Geschichte Italiens. Bd. II, Abt. II, S. 200.
[3]) Hudson an Palmerston, dto. Turin, 2. März 1849. London, A. d. F. O.

gekommen. Er ließ durch Splenyi einen neuen gemeinsamen Aktionsplan, den vierten, in Turin überreichen, der Telekis politische Pläne und Splenyis strategische Ideen vereinte. Der Entwurf bestimmte in acht Punkten im wesentlichen folgendes:

Die Regierung Sardiniens stellt der provisorischen Regierung Ungarns ihre guten Dienste behufs Herbeiführung einer Versöhnung zwischen Magyaren, Serben, Kroaten und Rumänen zur Verfügung.

Sardinien verbürgt die Integrität des Küstenlandes.

Nach Herstellung der Versöhnung in Ungarn und nach Friedensschluß zwischen den Ungarn und den Kroaten wird Fiume von einer ungarischen Division besetzt, um bei Ausbruch des italienischen Krieges Sardinien als Flottenbasis zur Verfügung gestellt zu werden.

Sobald Sardinien den Krieg an Österreich erklärt, wird unter dem Schutz der vereinigten sardinisch-venetianischen Flotte ein ungarisches Korps an der Isonzomündung gelandet, um die österreichische Armee im Rücken zu bedrohen und Venedig zu entsetzen.

Sardinien und Ungarn werden den Frieden nur gemeinsam und auf der Basis der Abtretung der Lombardei an Sardinien, der Freiheit Venedigs und der Unabhängigkeit Ungarns schließen [1]).

Der Zufall fügte es, daß dieser Vorschlag dem sardinischen Kabinett in einem Augenblick erstattet wurde, in dem es nicht mehr unmöglich erschien, eine Versöhnung der ungarischen Nationalitäten herbeizuführen. Ende Februar war der größte Teil der aus dem Fürstentum stammenden serbischen Freiwilligen in die Heimat zurückgekehrt. Ihr Führer Knicanin hatte mit dem Hinweise darauf, daß die Wojwodina vom Feinde gesäubert, seine und seiner Landsleute Aufgabe daher erfüllt sei, seine Entlassung aus den kaiserlichen Diensten erbeten und erhalten, und nur ungefähr 2000 Mann serbischer Freiwilliger hatten gegen einen Monatssold von 20 Gulden weitere Dienste genommen. Die wahre Ursache der Rückkehr der Serben in das Fürstentum mag wohl die gewesen sein, daß das Freiwilligenkontingent des Fürstentums dem „österreichisch-serbischen Armeekorps" einverleibt und so in eine Stellung gebracht worden war, die dem Fürsten von Serbien aus Gründen der inneren und äußeren Politik peinlich sein mußte. Die „Freiwilligen" waren damit faktisch in ein Hilfstruppenkontingent verwandelt worden, und der Fürst mußte abermals unangenehme Vorstellungen wegen seiner zweifelhaften Neutralität gewärtigen [2]). Der sanguinische Teleki erblickte in dem Abzug der Serben die Vorboten einer neuen Ära und begann, um Sardinien die ihm zugedachte Aufgabe zu erleichtern, auf eigene Faust eine Versöhnungspolitik ins Werk zu setzen, die Kossuth zuerst schärfstens verurteilte, um sie wenige Wochen später, in den Tagen der höchsten Gefahr, ebenso überzeugt selbst zu vertreten. Teleki hatte den bekannten Polenführer Fürsten Czartoryski als Vermittler gewonnen und richtete an diesen am 7. März 1849 ein Schreiben, in dem er erklärte, die ungarische Regierung sei bereit, die volle Unabhängigkeit Kroatiens zuzugestehen, den Serben die Gründung einer

[1]) Hudson an Palmerston nach Mitteilungen Chrzanowskis, dto. Turin, 14. April 1849. London, A. d. F. O.

[2]) Vgl. Helfert a. a. O., Bd. IV, Abt. II, S. 230 ff.

serbischen Wojwodina zu gewähren und sich mit den Slowaken und Rumänen auf der Basis der vollsten Gleichberechtigung und der nationalen Autonomie zu verständigen[1]). Der Brief war bestimmt, der slawischen Rechten des österreichischen Reichstages und durch diese den Vertretern der betreffenden Nationen bekannt gegeben zu werden, traf aber erst zwei Tage nach der Sprengung des Reichstages in Kremsier ein, so daß er seiner Bestimmung nicht mehr zugeführt werden konnte[2]). Als Kossuth von dem Schritt Telekis Kenntnis erhielt, desavouierte er seinen Pariser Gesandten in der nachdrücklichsten Weise, indem er erklärte, die Vorschläge Telekis seien mit dem ungarischen Staatsrecht unvereinbar und mit Landesverrat nahe verwandt[3]). Und doch war die Zeit für einen Versöhnungsversuch gerade jetzt günstiger denn je; bot doch die Mißstimmung, die unter den Slawen Österreichs, speziell unter den Südslawen, über die oktroyierte Verfassung vom 4. März 1849 herrschte[4]), die beste Handhabe, durch eine kluge Versöhnungspolitik, die den ungarischen Südslawen das gewährt hätte, was Österreich ihnen versagte, die Südslawen aus den Feinden zu den Freunden und Bundesgenossen Ungarns zu machen. Der staatsrechtliche Doktrinarismus Kossuths verhinderte die Benützung dieser Gelegenheit.

In diesem Augenblick hätte die Vermittlungstätigkeit Sardiniens, um die Teleki trotz des Désaveus von seiten Kossuths eifrig warb, und die in dem Fürsten Czartoryski ein williges und wirksames Werkzeug hätte finden können, einsetzen müssen, um eine ernste Erfolgschance für die Erneuerung des Krieges durch Sardinien zu gewinnen. Doch der Politik Sardiniens fehlte, nachdem Colli am 8. März aus dem Kabinett ausgetreten war, Besinnung und Vorsicht. Die Verhandlungen mit den Ungarn wurden vollkommen vernachlässigt; alles, was Splenyi erreichte, war die Aufforderung, im Gefolge des Königs Carlo Alberto an dem am 20. März wieder beginnenden Feldzug teilzunehmen. Splenyi sollte im Hauptquartier in seiner Honveduniform als lebendiger Beweis dafür dienen, daß die sardinische Regierung wahr gesprochen hatte, als sie ihren nicht sehr kampflustigen Truppen den Abfall der ungarischen Soldaten von den kaiserlichen Fahnen verbürgt hatte[5]). Daß Radetzky es wagen durfte, dieses durch sardinische Gefangene im österreichischen Hauptquartier bekannt gewordene Versprechen seinen Truppen durch einen Tagesbefehl bekannt zu machen und daraufhin fünf ungarische Grenadierbataillone baten, in der nächsten Schlacht zuerst und am gefährlichsten Punkt mit dem Bajonett stürmen zu dürfen, um ihre Fahnentreue beweisen zu können[6]), stellt dem Geist, der im Heere Radetzkys herrschte, das glänzendste Zeugnis aus. Bei Novara fanden mit dem Feldzug alle ungarisch-sardinischen Bündnisträume ein rasches, trauriges Ende.

---

[1]) Im Wortlaut bei Schlesinger a. a. O., S. 512 ff.
[2]) Schlesinger a. a. O., S. 290.
[3]) Geheimarchiv der ungarischen Revolution, Bd. II, S. 21.
[4]) Vgl. Helfert a. a. O., Bd. IV, Abt. I, S. 211 ff.
[5]) Reuchlin a. a. O., Bd. II. Abt. I, S. 211.
[6]) Reuchlin a. a. O., Bd. II, Abt. II, S. 213.

Die Kosten der Bündnisverhandlungen hatten jene Leute zu tragen, welche freiwillig oder unfreiwillig zu der ungarischen Legion in Alexandria sich hatten anwerben lassen. Eine dem Friedensvertrag von Mailand vorangegangene Spezialkonvention verpflichtete die sardinische Regierung zur Auslieferung der ungarischen Überläufer[1]). Die sardinische Regierung war rücksichtsvoll genug, die Leute, die in Nizza ihr Schicksal erwarteten, nicht ohne weiteres den Österreichern und damit der härtesten Strafe auszuliefern, aber ihre Rücksichtnahme ging nicht so weit, für sie zu sorgen. Sie forderte die Legionäre lediglich auf, falls sie der Auslieferung nach Österreich entgehen wollten, binnen 24 Stunden über die französische Grenze zu flüchten; das heißt, die „heldenmütigen Magyaren", die ein Vierteljahr lang das Schoßkind der sardinischen Regierung und die verhätschelten Lieblinge der Bevölkerung von Alexandria gewesen waren, wurden einfach als lästige Ausländer ausgewiesen. Ein kleiner Teil der Legionäre zog es vor, zu der verlassenen Fahne zurückzukehren und die verdiente Strafe auf sich zu nehmen, der größte Teil trat auf französisches Gebiet über. Die französische Regierung gestattete ihnen aber, trotzdem Teleki in der Kammer Himmel und Erde in Bewegung zu setzen bemüht war, den Aufenthalt in Frankreich nicht, sie ließ sie vielmehr unter Gendarmeriebedeckung nach Calais bringen und schickte sie von dort nach England, dem Refugium der politischen Flüchtlinge, wo sie in der Stärke von 90 Mann anfangs April anlangten, ein unwillkommenes Geschenk für Pulszky. Eine Subskription, die Pulszkys einflußreiche englische Freunde eröffneten, ermöglichte es, sie per Schiff nach Konstantinopel zu schaffen, von wo sie den Weg in die Heimat suchen sollten[2]). Anfangs August traf tatsächlich ein kleiner Trupp Husaren, ungefähr 20 Mann, in Ungarn ein und wurde dem Armeekorps Klapkas zugeteilt[3]). Von den anderen siebzig dürfte wohl der größte Teil auf dem Wege die verunglückten Bündnisverhandlungen mit dem Leben bezahlt haben. Türr, der Kommandant der Legion, blieb in London und nahm später, von Siegel zum Obersten ernannt, an dem Aufstand in Baden teil; in die Heimat zog es ihn nicht zurück.

Splenyi, dessen Regsamkeit und Initiative die ungarische Regierung schätzen gelernt hatte, und der nach Novara in Sardinien fehl am Orte war, wurde nun zu einer größeren Aufgabe berufen. Er wurde zum ungarischen Gesandten in Konstantinopel ernannt und reiste anfangs April an seinen Bestimmungsort ab. Splenyis Tätigkeit in Konstantinopel fällt in einen Zeitabschnitt, der über den Rahmen dieses Kapitels hinausgeht, weshalb hier nur die Vorgeschichte seiner Mission Platz finden soll.

Wie allen größeren Staaten Europas, so hatte Kossuth auch der Türkei eine Rolle in dem Kampfe Ungarns gegen die österreichische Regierung zugedacht. Er gedachte die Pforte zu einem wirksamen Faktor in dem Kampfe gegen die Feinde Ungarns zu machen[4]), und in den mannigfachen Ver-

[1]) Ghillany, Diplomatisches Handbuch. Bd. III, S. 6 ff.
[2]) Pulszky a. a. O., Bd. II, S. 342 ff.
[3]) Korn, Die Russen in Ungarn, S. 148.
[4]) Vgl. Wertheimer, Graf Julius Andrassy. Bd. I, S. 20.

bindungen ungarischer Revolutionsführer früherer Jahrhunderte mit der Pforte fand er jene „historischen Präzedenzfälle", auf die er seine ganze auswärtige Politik aufbaute, indem er aus ihnen moralische Verpflichtungen der betreffenden Regierung Ungarn gegenüber ableitete. In Konstantinopel stießen Kossuths diesbezügliche Bestrebungen auf nicht ungünstige Dispositionen. Der fortschrittlich gesinnte Minister Reschid Pascha gefiel sich nicht nur darin, mit dem Liberalismus zu kokettieren, sondern war tatsächlich ein feuriger Verehrer liberaler Ideen und zweifelte nicht daran, daß die alternde Monarchie Osmans sich siegreich auf dem Glatteis moderner Ideen, von denen viele ihren Existenzbedingungen widersprachen, behaupten könne. Speziell die italienische Bewegung begrüßte er mit Begeisterung und träumte von der sechsten Großmacht Italien, die als Kind des Liberalismus der Türkei geistesverwandt sein und für sie ein vollkommenes Gegengewicht gegen Österreich bilden werde[1]). Der sardinische Gesandte Baron Tecco wußte diese Gesinnung Reschid Paschas und seines alter ego Aali Pascha klug auszunützen, nicht nur für Sardiniens, sondern auch für Ungarns Zwecke, und bald widmeten die türkischen Minister der ungarischen Bewegung lebhaftes Interesse. Die zahlreichen polnischen Emigranten, die in Konstantinopel Zuflucht gefunden hatten und auf der Hohen Pforte aus und ein gingen, taten das ihrige, die Sympathien und Phantasien Reschids und Aalis zu beflügeln, denn auch sie hofften von der ungarischen Sache Vorteil für ihre eigene, und die leitenden Staatsmänner der Türkei lernten es sehr schnell, den ungarischen Freiheitskampf aus demselben Gesichtswinkel zu betrachten wie ihre polnischen Freunde. Sie hofften an der ausgedehnten Nordgrenze ihres Reiches einen neuen, auf die türkische Bundesgenossenschaft gegen Rußland und Österreich angewiesenen Staat erstehen zu sehen, und über dem sinkenden Stern Österreichs sahen sie bereits eine neue Epoche des Glanzes und der Macht für die Türkei aufgehen. In besonders sanguinischen Momenten sollen sie sogar von der Wiederherstellung der Reichsgrenze des 16. Jahrhunderts geträumt haben[2]). Kossuth seinerseits hoffte die liberalisierende Türkei leicht für ein Bündnis mit Ungarn gewinnen und so eine russische Intervention, die von der Walachei her zu drohen schien, hintanhalten zu können. Schon im Sommer 1848 hatte Kossuth den Grafen Fedor Karacsay mit einer Instruktion in die Türkei entsandt, durch die er bevollmächtigt wurde, dem Pascha von Belgrad, der Regierung von Serbien, dem Gouverneur von Bosnien und, nach Erfordernis der Umstände, auch der Pforte gegenüber als Gesandter Ungarns aufzutreten. Karacsay scheint zunächst den Versuch gemacht zu haben, sich mit der serbischen Regierung und dem Pascha von Serajewo in Verbindung zu setzen, denn er traf erst Ende September in Konstantinopel ein, um sich Reschid Pascha als Gesandten Ungarns vorzustellen[3]). Erfolge zu erzielen, war ihm aber nicht beschieden. England,

[1]) Vgl. Rosen, Geschichte der Türkei. Bd. II, S. 112 ff.

[2]) Rosen a. a. O., Bd. II, S: 123.

[3]) Stratford Canning an Palmerston, dto. Konstantinopel, 5. Oktober 1848. London, A. d. F. O.

dessen Gesandter Sir Stratford Canning überwiegenden Einfluß bei der Pforte hatte, war im Auftrage Palmerstons eifrig darauf bedacht, den Orient von jeder Berührung mit der Revolution fernzuhalten, und hatte seine Hauptaufgabe darin zu sehen, den allzu stark unter dem Einfluß der polnischen Emigranten stehenden Großvezier von unbesonnenen Schritten, die leicht die schwersten Komplikationen nach sich ziehen konnten, zurückzuhalten[1]). Unter diesen Umständen liegt die Vermutung nahe, daß Sir Stratford Canning hauptsächlich deshalb den Protektor der „wilden Diplomatie" in Konstantinopel spielte, speziell die Ungarn sich warm hielt, um über ihre Pläne genau informiert zu sein und eingreifen zu können, wenn Reschid Pascha ihren Einflüsterungen nachzugeben bereit schien. Graf Karacsay, dem Reschid Pascha sich anfangs sehr wohlgesinnt gezeigt hatte, sah sich bald auf die Rolle eines „Postmeisters der ungarischen Regierung" beschränkt, die offiziellen Beziehungen zu Reschid Pascha vermochte er trotz dessen unverminderter Ungarnfreundlichkeit nicht aufrecht zu erhalten[2]). Karacsay hatte weiterhin keine andere Aufgabe, als den Briefverkehr der ungarischen Regierung mit dem Auslande, der über Konstantinopel geleitet werden mußte, zu vermitteln, und auch dieser bescheidenen Wirksamkeit machte der erste Einmarsch der Russen in Siebenbürgen im Februar 1849 ein Ende. So weit ging, dank dem retardierenden Einfluß Sir Stratford Cannings, die Freundlichkeit der Pforte Ungarn gegenüber nicht, daß man Ungarns halber Schwierigkeiten von seiten Rußlands riskiert hätte, das sich durch das hilfreiche Eingreifen zugunsten des Korps Pucher offen an die Seite Österreichs stellte. Einen Tag, nachdem die Nachricht von dem Einrücken der Russen in Siebenbürgen nach Konstantinopel gelangt war, erhielt Karacsay von der Pforte den Rat, das Weite zu suchen[3]). Erst das Unglück, das die österreichischen Truppen in Ungarn verfolgte, gab der ungarischen Regierung neuerlich den Mut, es mit einer diplomatischen Vertretung in Konstantinopel zu versuchen.

Die Bilanz dieser letzten Monate des Jahres 1848 und der ersten Monate des Jahres 1849 war für die auswärtige Politik der ungarischen Revolutionsregierung eine durchaus passive. Es war ihr nicht gelungen, die offizielle Anerkennung ihrer Gesandten und damit die Anerkennung der selbständigen Staatlichkeit Ungarns durchzusetzen, und in dem einzigen Lande, wo ihr das gelungen war, in Sardinien, hatten die kriegerischen Ereignisse den schönen Hoffnungen ein schnelles und trauriges Ende bereitet. Hätte es die ungarische Revolutionsregierung verstanden, aus diesen Tatsachen die logischen Schlüsse zu ziehen, dann hätte sie sich bewogen fühlen müssen, dem Rate Lord Palmerstons zu folgen und eine Versöhnung mit Österreich zu suchen.

(Ein dritter Artikel folgt.)

[1]) Palmerston an Stratfort Canning, dto. London, 18. Oktober 1848. London, A. d. F. O.

[2]) Stratford Canning an Lord Palmerston, dto. Konstantinopel, 2. Dezember 1848. London, A. d. F. O.

[3]) Stratford Canning an Lord Palmerston, dto. Konstantinopel, 14. Februar 1849. London, A. d. F. O.

Durch Persien nach Russisch-Turkestan.

Reisebriefe.

I.

Schensabad, den 9. April 1911.

Seit heute bin ich also wieder unterwegs. Solch ein erster Aufbruch hat immer seine großen Schwierigkeiten. Noch gestern abend machte ich ein großes Diner beim Minister des Äußeren mit und war deshalb genötigt, meinen trefflichen Diener, Mirz-Abdullah, zu Hause in einem Wust von Unordnung zurückzulassen. Es war ganz gut so; denn als ich gegen 12 Uhr von dem Diner nach Hause kam, war das ganze Chaos in die verschiedenen Koffer verschwunden. So weiß ich zwar selbst nicht, wo die verschiedenen Gegenstände verstaut sind, aber nach meinen bisherigen Erfahrungen kann ich das ruhig Mirz-Abdullah überlassen. Der Mann ist nämlich geradezu ein Genie. Er hat einen großen Teil von Persien bereist und kennt die Wege, die Ortschaften, die Unterkunftsverhältnisse gerade der Gegend, die ich bereisen will, besonders gut. Er nimmt mir alle die ärgerlichen und langweiligen Begleitumstände der Reise, das Packen, das Herumzanken mit Karawanserieinhabern, Maultiertreibern usw. ab. Komme ich in meinem Nachtquartier an, so ist eins — zwei — drei mein Bett aufgeschlagen, aus Koffern ein Tisch konstruiert, alle notwendigen Gegenstände zum Umziehen und Waschen liegen bereit, und über einem Kohlenfeuer brodelt ein Topf mit irgendeinem angenehm duftenden Inhalt. Ihr seht, mit Mirz-Abdullah läßt sich schon auskommen, vor allem auf Reisen, wo seine Lichtseiten am hellsten strahlen. Wo viel Licht ist, ist aber auch viel Schatten. Mirz-Abdullah macht keine Ausnahme von diesem Naturgesetz. Seine abgeschnittenen Ohren (in Persien wird Diebstahl mit Abschneiden der Ohren, im Wiederholungsfalle mit Abhacken der Hand bestraft) und seine unruhigen Augen lassen über seine Schattenseite keinen Zweifel aufkommen. Ich sehe aber über sein „einnehmendes Wesen" gern hinweg, da das nach meinen Erfahrungen die einzige rationelle Methode ist. Verhindern läßt sich das Stehlen doch nicht. Durch fruchtlose Versuche, dem Diener auf die Finger zu sehen, bereitet man sich nur überflüssigen Ärger und kränkt das Ehrgefühl seiner „Perle", die sich in ihrem legalen Verdienst geschädigt glaubt. Es gibt nämlich zweierlei Arten von Diebstahl.

Sachen oder Geld wegnehmen wird ein guter Diener fast niemals, dagegen hält er es für sein gutes Recht, bei jedem Geldgeschäft seinen kleinen Profit zu machen. Je besser er ist, um so geschickter verbirgt er seinen Nebenverdienst, rücksichtsvoll darauf bedacht, seinem Herrn unnützen Ärger zu ersparen. Ist der „Ferängi" aber so wenig vertraut mit den Anfangsgründen von Höflichkeit und guter Sitte, ist er so kleinlich und unzart, daß er diesen Privatangelegenheiten nachspürt, nun, so mag er einen schlechten Diener haben, der entweder so dumm ist, daß er sich fassen läßt, oder — aber so dumme Menschen kann es eigentlich gar nicht geben — überhaupt nicht stiehlt. Ich habe allmählich so weit gelernt, was sich schickt, daß ich mir nie mehr einen Verstoß gegen das berechtigte Zartgefühl meines Dieners zuschulden kommen lasse. Wir kommen daher auch ausgezeichnet miteinander aus.

Doch zurück zum Thema! Das Verpacken der letzten Sachen, das erste Verpassen und Verstauen der Lasten nimmt ja immer sehr viel Zeit in Anspruch, so daß erst um 10 Uhr alles marschfertig war. Meine Karawane besteht aus fünf gemieteten Tieren — vier Maultieren und einem Pferd — und zwei eigenen Pferden. Die Maultiere sind zwar große starke Tiere, aber für eine lange Reise, wie die meinige, etwas leicht. Nachträglich höre ich, daß sie erst vor zwei Tagen aus Kermanschah angekommen sind. Hoffentlich klappen sie nicht unterwegs zusammen. Die erste Etappe haben wir recht schnell zurückgelegt und mit den Pferden gut Schritt gehalten. Das Mietspferd, ein guter, starknochiger Schimmel, führt — eine große Glocke um den Hals — die Packtiere an. Mirz-Abdullah auf einem 35 Tonnen-Pferd — boshafte Menschen haben es das dreibeinige getauft, weil es im Stehen immer auf einem Bein „ruht" — ist bald vorn, bald hinten und hält sehr umsichtig den Krempel zusammen. Ich selbst reite einen sehr niedlichen Araberschimmel, den ich halb mit Gewalt einem Pferdehändler entrissen habe, nachdem er mich erst mit einem rheumatismuskranken Turkmenen angeschmiert hatte.

In den acht Tagen, während deren ich den Araber besitze, hat er sich mächtig herausgefuttert, strotzt von Kraft und ist glänzender Laune. Dauernd hat er dumme Streiche im Kopf; entweder interessiert ihn ein Stein, oder ein auffliegender Schwarm Vögel, oder ein im Winde herumtanzender Busch, oder er versucht ganz tückisch, vorbeikommenden Eseln eins auszuwischen. Sehr viel beschäftigt ihn das Packpferd. Von den „Tschabadars" angetrieben, kommt es ab und zu unter lautem Glockengeläute von hinten angetrabt. Sofort schielt „Puddel" — so hat Gräfin Q. ihn noch in letzter Stunde getauft — rückwärts, legt ein Ohr an und wiehert leise oder singt geradezu in hohen Tönen. Kommt ihm aber gar ein Pferd von vorn entgegen, so ist er ganz aus dem Häuschen. Schon von weitem wiehert er laut los und springt herum wie ein Fohlen, und kommt das fremde Pferd erst in die Nähe, so möchte er am liebsten auf den Hinterbeinen spazieren laufen. Auf den engen Saumpfaden oben kann das noch hübsch werden. Aber ärgern kann man sich über Puddel nicht. Er legt nie häßlich beide Ohren an wie andere mißgelaunte Pferde, sondern, wie gesagt, nur ein Ohr, was sehr kokett

aussieht. Er macht nie ein so böses Gesicht, als ob er ernsthaft beißen wollte, sondern auch wenn er kampflustig ist, hat er einen so fidelen Ausdruck, als wollte er sagen: Ich meine es ja gar nicht ernst, ich will ja bloß spielen. Offenbar amüsiert er sich ausgezeichnet und gibt sich alle Mühe, auch seinen Herrn vor Langeweile zu bewahren. Denn aufpassen muß man auf ihn; ich habe so eine dunkle Ahnung, daß er mich doch noch einmal absetzt. Ich werde es ihm nicht übelnehmen. Denke ich an die müden abgehetzten Kraken zurück, die mich durch Kleinasien schleppten, so weiß ich es doppelt zu schätzen, daß ich dieses Mal ein frisches, vergnügtes Pferd unter mir habe. Ich habe vorläufig allen Grund, nicht nur mit Puddels Charakter, sondern auch mit seinen Leistungen zufrieden zu sein. Sein Schritt ist frei und federnd, so daß er immer der Karawane weit vorauseilt. Der Galopp ist echt arabisch. Wie auf Sprungfedern gleitet er über das unebene Gelände, über Geröll und Steine, ohne anzustoßen, ohne zu stolpern. Traben konnte er zuerst gar nicht, aber er lernt die ungewohnte Gangart von Tag zu Tag besser, wenn sie ihn auch sichtlich mehr anstrengt als der ruhige, wiegende Galopp. Verzeiht! Die Beschreibung von Puddel ist etwas lang geworden. Ihr könnt Euch aber nun vielleicht vorstellen, was für ein netter Kerl er ist. Hoffentlich bringe ich ihn ebenso frisch und vergnügt bis Aschkabad.

Über den Tieren hätte ich bald die Menschen vergessen. Mein Karawanbaschi heißt Kerim, ein hochgewachsener, breitschultriger Perser mit enorm stark gewölbter Brust und offenbar riesigen Kräften. Er scheint ein einfacher, aber treuer und arbeitswilliger Charakter zu sein.

Mein zweiter Begleiter, Abdullah, ist ein kleiner, gelbhäutiger Mongole. Mein Diener traut ihm vom ersten Tage ab nicht, und auch Kerim spricht sich abfällig über ihn aus. Mich berührt es unsympathisch, daß er sich auffällig bei mir einzuschmeicheln sucht. Als er sah, daß ich meine Pferde gut behandelte, sie streichelte und mit Zucker fütterte, ward er zuerst höchst verwundert. So etwas war ihm scheinbar noch nicht passiert. Dann aber fing er ebenfalls an, die Pferde zu streicheln und sogar abzuküssen, — immer möglichst auffällig, wenn ich es sehen mußte. Hinter meinem Rücken wird er sie wohl schlecht behandeln. Wenn ich ihn einmal dabei fasse . . .!

Nun könnt Ihr Euch ungefähr ein Bild von meiner Expedition machen. Der Aufbruch sah allerdings ganz anders aus. Familie Q. und der italienische Geschäftsführer ließen es sich nicht nehmen, mir zu Pferd und zu Wagen das Geleit zu geben und ein Abschiedspicknick in Sochr-Hissar (einem Jagdschlößchen des Schah) — 12 km östlich Teheran — zu arrangieren. Der Abschied von den mir so lieb gewordenen Menschen ist mir außerordentlich schwer geworden. Noch in den letzten Tagen hatte ich so viele Beweise von ihrer Güte und Freundschaft genossen, daß ich geradezu stolz darauf bin. Wenn man der Freundschaft ausgezeichneter Menschen für wert erachtet wird, so ist das gewiß nicht gering einzuschätzen. Ob es gut für mich war, daß ich gleich im Anfang einer neuen Karriere so verwöhnt wurde, ist eine andere Frage. Denn ich kann kaum hoffen, je wieder so glückliche Verhältnisse anzutreffen.

Um 3 Uhr nachmittags stieg ich in Sochr-Hissar zu Pferde. Oft habe ich noch zurückgesehen, bis ein Bergvorsprung mich von den Zurückbleibenden trennte. Wieder ein Abschnitt meines Lebens, der zu Ende ist, ein Abschnitt, so reich an interessanten und wechselnden Eindrücken und Erfahrungen, so reich an schönen, unvergeßlichen Erinnerungen. Was werden die vor mir liegenden Wochen bringen? Für mich hat dieses Wandern in die unbekannte Ferne einen geradezu unaussprechlichen Reiz. Jeder Bergvorsprung, dem mein Weg sich nähert, jeder Paß, den ich ersteige, birgt ein neues unbekanntes Bild, auf das ich mich freue. Manche Bilder, von deren Großartigkeit man sich eine Vorstellung machen kann, erwartet man mit Ungeduld. Den Blick auf den Demawänd, frei von den Bergen, die mir sonst seinen Fuß verhüllten, den Eintritt in die Urwälder Mazanderans, die Ruinen der Partherstädte im Gurgantal, das sind gewissermaßen die Hauptetappen. Dazu das Beobachten der fremdartigen Menschen und ihrer Lebensweise. Denn was ich hier zu sehen bekomme, ist echtes, unverfälschtes Asien, wie es Globetrottern und Stangenreisenden nicht präsentiert wird. Hier und da wünschte ich mir wohl einen guten Freund als Begleiter. Aber es ist schon besser so. Einsame Stunden sind überhaupt eine gute Medizin für den menschlichen Charakter. Auf Reisen aber gehen die Gedanken viel tiefer und quellen viel reichlicher als in zerstreuender Gesellschaft. —

Von Sochr-Hissar führt der Weg durch die mäßig hohen Vorberge, die der großen Hauptkette des Elburs nördlich vorgelagert sind. Der Djerdjerrud, der jetzt große Mengen lehmfarbigen Schmelzwassers zu Tal wälzt, wird auf einer schönen, alten Steinbrücke überschritten. Überhaupt muß diese Straße früher einmal sehr gut gewesen sein. An allen bedeutenderen Bächen befinden sich kunstvolle, jetzt meist eingestürzte Steinbrücken. An vielen Stellen kann man noch die Bordsteine des alten gepflasterten Straßendammes sehen. Von dem Pflaster selbst ist nur noch wenig übrig geblieben — glücklicherweise —, denn wo sich noch solche Reste finden, bilden sie einen wüsten, gänzlich unpassierbaren Haufen von Steinblöcken. Auch ein charakteristischer Zug für die Art, wie man das große Erbe der Väter verwaltet.

Wo ist nur die ganze Schaffenskraft geblieben, die früher doch unzweifelhaft in diesen Ländern heimisch war. Wenn man es nicht so sicher wüßte, man sollte es nicht für möglich halten, daß diese energielosen, untüchtigen Menschen Nachkommen eines Volkes sind, das schon vor Jahrtausenden so Großes leistete, daß wir noch jetzt daran zehren und staunend vor den Trümmern dieser versunkenen Welt stehen. Wie konnten diese großen Fähigkeiten so gänzlich verloren gehen? Das Wenige, was das moderne persische Volk geschaffen hat, die paar Moscheen und Privathäuser, das alles trägt — kaum entstanden — schon die Zeichen des Verfalls an sich, eines Verfalls, der stets reißende Fortschritte macht, da nie eine Hand gerührt wird, um den Schaden auszubessern oder ihm vorzugreifen. Alles, was sowohl Persien wie Indien und die Türkei an modernen Kulturwerken besitzen, ist einzig und allein das Werk der Europäer und wäre ohne diese einem sofortigen Untergang geweiht. Und dabei stehen diese Völker in ihrer geistigen

Veranlagung auf einer so hohen Stufe, daß sie darin wohl zweifellos den europäischen Völkern weit überlegen sind. Die erstaunlichen Resultate in der deutschen Schule in Teheran sind ein untrüglicher Beweis dafür. Aber laß einen Perser in Europa erziehen, laß ihm die beste deutsche Bildung zuteil werden, er wird sich dort ausgezeichnet machen, wird in seinen Leistungen alle seine Mitschüler übertreffen — kehrt er aber wieder in sein Milieu zurück, so ist er nach vier Wochen derselbe schlafmützige, energielose Kerl wie alle seine Landsleute. Woran liegt das? Ist es die Religion, das Klima, Überalterung der Rasse? Wird sich das jemals wieder ändern? Wir Europäer stehen da jedenfalls vor einem Rätsel.

Um 6 Uhr nachmittags bezog ich mein erstes Nachtquartier, die Karawanserei Schensabad. Sie liegt noch an der großen Straße nach Chorassan. Daher herrschte lebhafter Verkehr. Zahlreiche Esel- und Maultierkarawanen trafen nacheinander ein, aber alles erhielt in den weiten Stallungen Unterkunft. Für mich fand sich ein reinliches, luftiges Zimmer, das alleinstehend auf dem Dach errichtet worden war. Eine wundervolle, helle Mondnacht! Unter meinem Fenster brauste ein Wildwasser, eine ganz ungewohnte, schon mehr heimatliche Musik. Am Abend hatte ich noch eine Unterhaltung mit einem interessanten Reisenden, einem Karawanbaschi, den sein Weg bis Mekka und Kairo nach Westen, bis Delhi und Kalkutta nach Osten geführt hatte. Er kannte das Land meiner Sehnsucht, Afghanistan, und die geheimnisvolle Stadt Kabul. Ordentlich dramatisch wurde die Szene, als er der Schar von Zuhörern, die sich schnell um ihn versammelt hatte, die Pracht der Grosmogulpaläste in Agra und Delhi und den Wunderbau des Taj-Mahal beschrieb. Diese Orientalen, denen man sonst nie eine Gemütsbewegung anmerkt, — außer wenn es um Geld geht —, diese einfachen Leute, die sonst so stumpfsinnig und gleichgültig erscheinen, sie gerieten ordentlich in Begeisterung bei der glühenden Schilderung dieser Wunderdinge.

II.

Demawänd, den 10. April.

Um 7½ Uhr Aufbruch von Schensabad bei wundervollem Wetter. Die Gegend gleicht der gestern durchzogenen, öde, graubraune Schuttberge, ab und zu eine einsame Karawanserei, und an den wenigen Bächen kleine Dörfer. Nur die leuchtende Schneewand der Elburskette steigt höher und höher vor mir auf. Allmählich erscheinen einzelne Schneeflecke auf den benachbarten Hängen; der Weg steigt schneller an und führt einem verschneiten, von steilen roten Felsen eingefaßten Paß zu. Hier fangen schon die Schwierigkeiten an. Puddel scheint das Gehen in verschneiten Gebirgen auch nicht zu kennen und benimmt sich an schwierigen Stellen ziemlich aufgeregt. Mehrfach aufgehalten erreichen wir erst um 5 Uhr nachmittags die Paßhöhe (25—40 m). Unten liegt mein Nachtquartier, das große Dorf Demawänd in einem breiten Tal voll Baumgruppen, grüner Felder und blinkender Wasseradern; einzelne Schneezungen reichen noch bis an das Dorf heran. Zu beiden Seiten ist das Tal von Schneebergen eingefaßt und im Norden wird es abgeschlossen

durch die himmelhoch ragende Wand der Hauptkette des Gebirges. Dort muß ich morgen hinüber. Vergebens suche ich mit dem Glase nach einer Lücke in der drohenden Mauer, nach einem Pfade, der hinaufführt. Ich entdecke nur schroffe Felsabstürze und verschneite Kamine. Als der Demawänd vor langen Jahrtausenden seinen Kegel aufbaute, da schob er die anliegenden Erdschichten beiseite, so daß sie sich falteten und übereinander türmten, wie Eisschollen in einem Flußbett. Weiter südlich in Djerdjer-rud hatte ich die schwächeren niedrigeren Wellen dieser gewaltigen Erdbewegung feststellen können. Hier stand ich vor der ersten, höchsten Welle. Vom Fuße des Demawänd steigt der Rücken der ehemals wagerechten Scholle verhältnismäßig schräg auf, doch ist die alte Oberfläche von vielen Wasseradern kreuz und quer zersägt und zerfressen. Nach Süden aber ist die Scholle senkrecht abgebrochen. Die geringen Niederschläge auf dieser Seite des Gebirges haben der alten Bruchlinie wenig anhaben können. Wie zu der Zeit ihrer Entstehung, so steht sie noch heute da und läßt in farbigen Bändern deutlich die Lage und Aufeinanderfolge der Gesteinsschichten erkennen.

Ein kurzer Abstieg brachte mich ins Dorf Demawänd, wo mir ein großes, leerstehendes Haus zur Unterkunft angewiesen wurde. Die Bewohner des Hauses sollen von dem Räuber Reschid Sultan, der voriges Jahr mit seiner Bande hier hauste, getötet worden sein. Überhaupt klagen die Leute über Steuerdruck und unsichere Zeiten. Ja, wozu zahlen diese Leute eigentlich Steuern? Bei uns baut die Regierung Straßen, Eisenbahnen, Kanäle, schafft gemeinnützige Einrichtungen, kurz, wir sehen doch schließlich, wozu wir unser Geld hergeben. Hier kennt man die Regierung nur von der Seite, daß alljährlich der Steuerpächter die Steuer, dazu den ungerechten Nebenverdienst einstreicht und — verschwindet. Was geschieht mit dem Gelde? „Es wird uns gestohlen, damit die Leute in der Hauptstadt ihr faules und luxuriöses Leben führen können", so kalkulieren die Leute und treffen damit ziemlich das Richtige. Denn — von gemeinnützigen Einrichtungen gar nicht zu reden, — nicht einmal die einfachsten und ursprünglichsten Forderungen staatlichen Lebens werden ihnen gegenüber erfüllt. Ungestraft durchziehen Räuberbanden das Land, brandschatzen die Dörfer, martern und morden die Einwohner. Sind die Räuber endlich abgezogen, so kommen (beileibe nicht früher) die Regierungstruppen und brandschatzen und morden noch einmal, „weil das Dorf den Räubern Vorschub geleistet habe". Wie kann auf solchem Boden staatliches Zusammengehörigkeitsgefühl oder gar Vaterlandsliebe erwachsen? Für Demawänd wäre es jedenfalls besser, wenn die weißen Berge, die es umgeben, unübersteigliche Mauern wären. —

III.

Rehne, den 12. April.

Heute ist Ruhetag, denn der gestrige Tag, der 11., war schwer genug. Doch ich will von Anfang an erzählen. Die Nacht in Demawänd war etwas unruhig, da mehrfach Schüsse fielen und einmal stürmisch an die Haustür gepocht wurde. Ich machte schon die Schießeisen fertig, aber es passierte

nichts. Aufbruch war auf 2½ Uhr früh angesetzt, um den Schnee auf dem Paß noch gefroren vorzufinden. Es wurde aber 3 Uhr, ehe in der Dunkelheit alles richtig verpackt war. Dann ging's bei unsicherem Sternenlicht zunächst durch einen brausenden Bach und dann mehr tastend als sehend einen geröllbedeckten Weg entlang. Einen Führer hatte ich nicht auftreiben können. Überhaupt war mit den Leuten in Demawänd nicht zu verhandeln. Ich wollte gern ein paar Maultiere mieten, um den meinigen auf dem Paßweg die Last verringern zu können. Man verlangte darauf 2 Toman = 8 Mark pro Maultier. Aber nur bis an den Fuß des Passes, also einen Weg von zirka zwei Stunden. Natürlich verzichtete ich. Aber so sind alle Leute in Persien; in der fixen Idee, einen übermäßig hohen Verdienst herausschlagen zu können, lassen sie sich einen sicheren Verdienst entgehen. Charakteristisch ist folgendes Beispiel: In Teheran wurde einmal eine Spinnerei gebaut. Sofort stiegen die bis dahin niedrigen Baumwollpreise um das fünffache. Alle Bemühungen der Fabrik, billiges Rohmaterial zu bekommen, waren umsonst. So mußte sie, um nicht mit großem Verlust zu arbeiten, kaum eröffnet, wieder geschlossen werden. Da fielen die Baumwollpreise wieder auf die alte Stufe. Die Fabrik war bankerott, und den Baumwollbauern entging ein sicherer, guter Verdienst.

Allmählich wurde es heller. Im Morgengrauen überschritt ich auf einem vereisten Pfad den letzten niedrigen Vergrücken vor der Hauptkette, gerade rechtzeitig genug, um zu sehen, wie die am wolkenlosen Himmel aufgehende Sonne die weißen Gipfel vergoldete. Also wenigstens gutes Wetter für die bevorstehende schwere Arbeit. In dem Dorfe Muscha, das ganz im Schnee begraben am Fuße des Passes liegt, bekomme ich einen Führer, und 5–6 andere Leute schließen sich in der Hoffnung auf guten Verdienst an. Sie waren mir nachher recht nützlich. Nun es hell geworden ist, erkennt man den Paßweg, der sich als dünne Zickzacklinie an dem steilen Hang hinaufschlängelt. Durch das Glas sehe ich lange Linien von Maultieren und Eseln, die gleich mir heraufsteigen. Hier herrscht immer lebhafter Verkehr, denn auf eine lange Strecke ist der Paß „Iman Zadeh Haschim" der einzige Verbindungsweg zwischen Nord und Süd. Der Aufstieg geht leidlich gut vonstatten. Ich bin natürlich abgestiegen und habe Mühe, mit den lebhaft ausschreitenden Maultieren Schritt zu halten. Der Saumpfad ist ungefähr 35 cm breit und treppenförmig ausgezackt, wie ein Weg, den eine Kuhherde begangen hat. Die Maultiere treten immer in die Vertiefungen hinein und kommen daher, trotzdem der ganze Pfad vereist ist, rasch und sicher vorwärts. Puddel dagegen macht zu Anfang stets zu große Schritte und kommt mehrfach unangenehm ins Gleiten. Daß der Weg nicht gefahrlos ist, beweisen die vielen toten Maultiere und Esel, die, halb im Schnee begraben, am Fuß der Abhänge liegen. Einmal begegnen wir einer bergabsteigenden Karawane. Da aber gerade hier der Weg etwas breiter ist, schiebt man sich mit Ach und Krach und vielem Schimpfen aneinander vorbei. In zwei Stunden war die Paßhöhe erklommen. Es war viel leichter gegangen, als ich mir gedacht hatte, aber das dicke Ende kam erst später. Auf der Paßhöhe befindet sich

eine kleine Moschee, dem Heiligen geweiht, dessen Name der Paß trägt. Tout comme chez nous. Der erwartete Blick auf den Demawänd blieb aus, da der Kamm des Gebirgszuges noch etwas höher liegt als der Paß. Aber nach Süden sehe ich — vorläufig zum letzten Male — weit in das iranische Hochland hinein; so weit das Auge reicht, nur schneebedeckte Bergketten, die sich wirr durcheinander schieben, sich, je weiter entfernt, blauer und blauer färben, um schließlich in dem Dunst zu verschwimmen, der über der Däscht-i-Kewir, der großen Salzwüste lagert. Das einzige, was von menschlichem Leben zeugte, war das winzige Dörfchen Muscha, tief unter mir, sonst sah man nur schneebedeckte Gipfel und graue kahle Schutthalden. Wie viele dieser Gipfel sind namenlos, wie viele hat noch nie ein menschlicher Fuß betreten? Wird jemals die Zeit kommen, da diese wilde Einsamkeit dem modernen Verkehr erschlossen wird, da jeder dieser Berge vermessen und kartographisch aufgenommen sein wird? Ich glaube nicht. Einige Eisenbahnlinien als Hauptverkehrsadern werden ja allmählich entstehen, aber ein Eisenbahnnetz in unserm Sinne wird Persien kaum je besitzen. Denn alle Fortschritte der Technik werden nach menschlichem Ermessen nichts daran ändern, daß das weite Hochland zu drei Vierteln Wüste oder eine von umherschweifenden Nomaden dünn bevölkerte Steppe bleibt, also ein Land, das niemals die Anlage kostspieliger Gebirgsbahnen lohnen würde. Für den Personenverkehr dürfte die Flugmaschine in absehbarer Zeit das Instrument werden, das alle Schwierigkeiten spielend überwindet, aber für den Lastverkehr wird wohl noch auf lange Zeit die Kamel- und Maultierkarawane das einzige Beförderungsmittel bilden. So wird unserer modernen schnellebigen Zeit hoffentlich noch lange dieses Stückchen Poesie, dieses Bild aus grauer Vorzeit erhalten bleiben, die langen Reihen langsam und stolz einherschreitender Kamele, die unter dumpfem Glockenklange durch öde Wüsten und über steinige Pässe ziehen.

Ein persischer Minister setzte mir allerdings neulich einen wundervollen Plan auseinander, von dem er sich eine schnelle glänzende Entwickelung seines Vaterlandes versprach. Er meinte, Persien besitze ein so wunderbares Klima, daß es der bevorzugte Kuraufenthalt europäischer und amerikanischer Millionäre werden müßte. Die Herren sollten nur durch die nötige Reklame auf dieses Paradies aufmerksam gemacht werden. Ganz Persien ein großes Monte Carlo, von lauter Millionären bewohnt, welche Aussichten! Man spricht bei uns doch mit Recht von dem Reichtum der orientalischen Phantasie.

Auf der Paßhöhe wurden noch einmal die Eisen nachgesehen und das Gepäck zurechtgeschoben, dann ging's auf der Sohle eines Tales ziemlich flach abwärts. Auf der Nordseite des Gebirges lag tiefer Schnee, nur von einem ganz schmalen festgetretenen Pfad durchzogen. Bei der ersten Karawane, die uns entgegen kam, fing die Misere an. Aus begreiflichen Gründen wollte keiner von dem festgetretenen Pfad herunter, und so kam es, daß schließlich von beiden Karawanen drei Viertel der Tiere bis an den Bauch im Schnee oder zappelnd auf der Seite lag. Dann mußten alle Mann zugreifen, die Lasten losschnüren, die Tiere in die Höhe ziehen, sie halb ziehend, halb

tragend auf den Pfad zurückbringen, die Lasten aus dem Schnee holen und neu aufpacken, eine mühsame und zeitraubende Arbeit. Wir waren inzwischen in eine lange Kolonne von ca. 200 Maultieren geraten, wodurch der Wirrwarr und Zeitverlust noch größer wurde. Zwei-, dreimal sah ich mir die Sache mit an, in der Idee, daß die Leute doch schließlich am besten wissen müßten, wie man diese Schwierigkeiten überwindet. Als aber nie eine Einigung zwischen den Karawanenführern zustande kam, und meine Vermittlungsversuche einfach überschrien wurden, zog ich schließlich die Browningpistole, und dieses Argument machte sofort allen Meinungsverschiedenheiten ein Ende. Ich ging nun der ganzen Karawane weit voraus, und wenn eine andere entgegenkam, stoppte ich entweder diese oder die unserige an einem Punkt, der ein leidliches Ausweichen gestattete, und so kamen wir endlich etwas schneller vorwärts. Ein neues Hindernis tauchte in Gestalt eines hochangeschwollenen Baches auf, den der Pfad wohl ein halbes Dutzendmal hin und her überschritt; teils führten noch Schneebrücken hinüber (diese sind mir immer etwas unheimlich, denn einmal müssen sie doch brechen), teils mußte man durch das Wasser waten. Das gab dann immer einen langen Stop. Die störrischen Maultiere mußten eines nach dem anderen von der hohen Schneewand in das Wasser hinuntergestoßen und ebenso auf der anderen Seite heraufgezogen werden. Eins meiner Maultiere, natürlich gerade das, das die zerbrechlichen Sachen, photographische Platten und ein Gewehr trug, kam fast bei jedem Übergang zu Fall. Merkwürdigerweise war schließlich nichts zerbrochen. Mitten in dieser schweren Arbeit erschien plötzlich im nördlichen Talausschnitt der Demawänd, wie ein Bild in einem Rahmen. Was ich sah, war nicht der schlanke Zuckerhut, der gewohnte Anblick von Teheran aus, sondern so nahe von unten gesehen, erscheint die Spitze verjüngt, die Basis verbreitert; eine riesige Pyramide, die sich klar gegen den wolkenlosen, dunkelblauen Himmel abhob. Die weißen Schneefelder, die roten Felsen, das tiefe Dunkelblau darüber, das gibt ein Bild von einer Farbenpracht und Majestät, das sich nicht beschreiben läßt.

Nach 3½stündigem Abwärtsklettern erreichten wir das kleine Dorf Pelur auf 2200 m Höhe, wo den erschöpften Tieren eine Stunde Rast gegeben wurde. Schon dachte ich, daß alles überstanden wäre, denn unterhalb des Dorfes waren ganz schneefreie Stellen; aber ich hatte nicht mit persischen Wegeanlagen gerechnet. Zunächst ging's zwar auf leidlichen Wegen abwärts bis zum Lahrfluß, der auf einer lebensgefährlich zerbrochenen Brücke am Ausgang einer engen, wundervoll romantischen Schlucht überschritten wird, aber dann müssen wir wieder in die Berge und den Schnee hinein, denn der Fluß fließt zwischen hohen Felswänden zu Tal und läßt keinen Platz für einen Weg. Hier kam nun das schlimmste Stück der ganzen Paßwanderung. Der Pfad wand sich an einem steilen Abhang entlang; die festgetretene Schneedecke, die am Morgen so schön trug, war unter den starken Sonnenstrahlen (es war inzwischen 2 Uhr nachmittags geworden) weich geworden, so daß die armen Tiere alle Augenblicke bis an den Bauch einsanken. Daß sie sich nicht alle Knochen brachen bei dem Versuch, sich aus den Löchern heraus-

zuarbeiten, ist das reine Wunder. Schließlich wurden die Tiere so ängstlich, daß sie kaum mehr vorwärts zu bringen waren. Plötzlich verlor der Schimmel, das Leittier der Karawane, das Gleichgewicht und rollte, sich mehrfach überschlagend, den Abhang hinunter. Glücklicherweise blieb er nach 200 Schritt im tiefen Schnee stecken, aber das Herausbringen des Pferdes und des Gepäcks war keine Kleinigkeit. Kaum waren wir wieder ein Stück im Gange, da war vor uns wieder großer Stop. Der Weg ging hier plötzlich ganz steil abwärts. Vor meinen Augen rollten zwei fremde Maultiere den Abhang hinab und verschwanden über einen Steilabfall. In Reisebeschreibungen liest sich so etwas sehr hübsch. Wenn man es aber mit ansieht und dann die eigenen liebgewordenen Tiere an die Reihe kommen sollen, so kann einem schon schlimm zumute werden. Da kam ein Postgoulam, der sich mit seinem Pferd mir angeschlossen hatte, als Retter in der Not. Er hieß mich mein Pferd am Schwanz fassen, er selbst griff es ganz kurz am Zügel und so zerrten wir das einbrechende, stürzende und gleitende Tier über die gefährliche Stelle hinweg. Als alles vorüber war, stand der arme Puddel keuchend und schaumbedeckt auf drei Beinen da. Gott sei Dank fehlte ihm nichts Ernsthaftes, denn nach kurzer Zeit setzte er das Bein wieder an, und nach einer halben Stunde trabte er elastisch und frei wie immer. Wie der Rest meiner Kolonne über die Stelle hinwegkam, weiß ich eigentlich nicht, denn ich wagte kaum hinzusehen. Genug, daß alles schließlich heil bei mir anlangte. Damit waren wir endlich aus dem Ärgsten heraus. Der Weg wurde wundervoll romantisch und war auf lange Strecken in fast senkrechte Felswände gesprengt. Nur hier und da waren noch kleine Schneezungen zu überschreiten. Hier lernte ich eine neue Art von „Beruf" kennen; ein paar Leute begeben sich zu so einer Schneezunge, stecken dort recht ostentativ ein paar Spaten und Hacken in den Weg, setzen sich in der Nähe hin, zünden ein Feuerchen an, kochen sich Tee und rauchen ihren Tschibuk. Kommt nun ein arglos Reisender des Wegs, so fordern sie in unangenehm stürmischem Tone eine Belohnung für ihre „Arbeit". Bei mir benahmen sich die Brüder ja etwas zurückhaltend, aber ich kam gerade zur Zeit, um einen armen Eseltreiber aus ihren Fingern zu befreien. Wenn sie die Stärkeren sind, so wird das Handwerk wohl nicht sehr weit von Straßenräuberei entfernt sein. Erst bei tiefer Dunkelheit, um 7 Uhr abends, kam ich in meinem Nachtquartier, dem Dorf Rehne an. Um mein Pferd zu schonen war ich den ganzen Weg — fünfzehn Stunden lang — zu Fuß gelaufen. Trotzdem war ich nicht übermäßig ermüdet, aber Leute und Tiere bedurften dringend eines Ruhetages. So konnte ich guten Gewissens bis zum nächsten Vormittag 10 Uhr kostbar ausschlafen. Den Nachmittag des Ruhetages benutzte ich zu einem Besuche der heißen Schwefelquellen, die eine Stunde entfernt am Abhange des Demawänd entspringen. Die Quelle liegt 2000 m hoch in einem schönen von Schneebergen umgebenen Tal. Das klare, graugrün gefärbte Wasser kommt in einer Breite von 35 cm und einer Tiefe von 20 cm unter mäßigem Druck aus einem von Mauerwerk eingefaßten Loch heraus. Die Temperatur maß ich an dem Loch mit 78°. Das Wasser hat einen intensiven Schwefel-

geruch. Die Quelle teilt sich sofort in mehrere Arme, die in kleinen dampfenden Kaskaden einen Abhang hinunterlaufen. Wegen ihrer Heilkraft steht die Quelle in weitem Umkreis in hohem Ansehen. Die verwahrlosten, verfallenen Bäder passen aber leider schlecht zu diesem Ansehen. Immerhin wollte ich die Wirkung an meinen von den gestrigen Anstrengungen noch etwas steifen Gliedern erproben. Ich suchte mir das am reinlichsten oder besser am wenigsten schmutzig erscheinende Bassin unter einer halbeingestürzten Kuppel aus und ließ es vor meinen Augen frisch vollaufen. Trotz Mischung mit kaltem Wasser wurde das Bad recht heiß, aber es tat seine Wirkung. Ich kann also den nächstens zu erwartenden Millionären (siehe oben) die Schwefelquellen von Ab-i-gärm (heißes Wasser) mit gutem Gewissen empfehlen. Im Geiste sehe ich schon die Luftschiffstation am Luxusbad Ab-i-gärm.

Am Abend erzählte mein Quartierwirt, ein gemütlicher, alter Herr, noch die schönsten Schauergeschichten von dem „Großen Räuber" Reschid Sultan, wie er oben auf dem Paß Iman Zadeh Haschim mit nur fünfzig Mann gestanden habe. Siebenhundert Mann der Regierungstruppen unter dem Emir Azäm wären dort gefallen, und nur aus Patronenmangel habe die kleine Heldenschar schließlich den Paß räumen müssen. Leider mußte ich dem alten Mann die Illusionen über seinen bewunderten Fra Diavolo etwas zerstören. Wußte ich doch, daß die ganze gegen Reschid Sultan entsandte Regierungstruppe nur sechshundert Mann stark gewesen war, und daß ihre Verluste ungefähr 36 Mann betragen hatten. Die Hauptschlacht aber war eine Schießerei zwischen acht Bachtiaren und acht Leuten Reschid Sultans gewesen, die allerdings der Emir Azäm (auf deutsch: der allererhabenste Feldherr) selbst in seinem Bericht als ein historisches Ereignis bezeichnet hatte. Das Resultat der Schlacht war — wenn ich nicht irre — ein Toter, zwei Verwundete.

IV.

Beidjan, den 14. April 1911.

Beim Aufbruch um 7 Uhr konnte ich zu meiner Freude feststellen, daß alle Tiere sich gut erholt hatten. Von Müdigkeit oder Lahmheit keine Spur. Wieder ein Reisetag, der mir neue, ungeahnte Schönheiten erschloß. Der Weg führt von jetzt ab immer im Lahrtal entlang, bald dicht an dem schäumenden, brausenden Fluß, bald hoch über ihm. Bald erweitert sich das Tal, so daß kleine Dörfer und terrassenförmig abgestufte Felder Platz finden, bald drängen die schroffen Felswände sich so eng zusammen, daß lange Galerien in den Stein gesprengt werden mußten, um Platz für den Weg zu schaffen. Offenbar ist das Lahrtal eine uralte Verkehrsstraße; denn an einer besonders romantischen Klamm lassen sich drei verschiedene Straßenanlagen unterscheiden. Die älteste führte auf dem rechten Flußufer durch die Klamm. Nur noch einzelne zerfallene Bogen sind übrig geblieben, deren Mauerwerk geradezu an den senkrechten Fels angeklebt ist, darunter entlang ziehen sich die Überreste einer neueren, von Schah Abbas angelegten Straße. Die jetzt benutzte Straße auf dem linken Ufer ist von Nassr-edin Schah erbaut, der zum Andenken an seine Tat mitten in der Klamm ein Relief hat

aushauen lassen, das ihn zu Pferde, umgeben von seinen Würdenträgern, darstellt. Die Ausführung ist ziemlich steif und wenig künstlerisch, und schon jetzt zeigt das Bild starke Verwitterungsspuren. Es wird also wohl kaum die Lebenszeit seiner großen Vorbilder aus der Sassaniden- und Achämenidenzeit erreichen. Aber das Werk des Königs, um dessentwillen das Relief entstand, ist noch viel weniger ein „monumentum aere perennius". Überall sind große Steine und ganze Felsblöcke auf die Straße herabgefallen, wohl an zwanzig verschiedenen Stellen hat ein Gießbach oder ein Bergrutsch den ganzen Straßendamm weggerissen, so daß man — mühsam durch die Trümmer kletternd — sich seinen Weg suchen muß. Die Brücken stehen merkwürdigerweise noch (an einer hatte man ein kolossales Steinbockgehörn befestigt), aber wie lange noch, das weiß Allah allein. Die Menschen werden keine Hand rühren, um sie zu erhalten. Die Talwände bestehen meist aus weichem Sandstein und porösem Kalk. In den letzteren hat das Wasser vielfach Höhlen gewaschen. Dicht bei Beidjan kann man in leider unzugängliche, von zahlreichen Wildtauben bewohnte Tropfsteinhöhlen hineinschauen, durch die das Wasser des Flusses braust. Weiter oberhalb befindet sich in einer Wand ca. 100 m über dem Fluß eine ganze Kolonie von Höhlen, von denen einzelne offenbar an den Eingängen künstlich erweitert worden sind. Auch sie sind ohne Leitern und Stricke nicht zu erklettern. Die Leute behaupten, daß sie in alten Zeiten als Begräbnisstätten gedient haben. Auch an einem primitiven Kohlenbergwerk kam ich vorbei. Ein Bergrutsch hat dort 200 m über dem Fluß eine Kohlenschicht freigelegt. Dieses Flöz wird im primitivsten Tagebau ohne irgendwelche Schutzmaßregeln abgebaut und die gewonnene Kohle in winzigen Lasten von Eseln zu Tal befördert. Was würde wohl europäische Unternehmungslust daraus machen? Das ganze Lahrtal wimmelt von Kohlenflözen, und reiche Erzlager, Eisen und Kupfer befinden sich in unmittelbarer Nähe, große Schwefellager hoch oben am Demawänd. Vielleicht interessieren sich einmal die erwähnten Millionäre dafür, wenn ihnen in Ab-i-gärm die Zeit zu lang wird. — Heute kam ich schon um 2 Uhr nachmittags ins Quartier. Gerade zur rechten Zeit, denn der Sonnenschein des Morgens war wildem Sturm und Regen gewichen. Jetzt tobt draußen stoßweise ein Wind, daß die ganze alte Baracke knarrt und zittert. Hoffentlich steht sie noch bis morgen. Mit dem Sonnenschein wird es aber nun wohl auf eine Weile vorbei sein.

V.

Emmaret, den 15. April 1911.

Aufbruch beim Morgengrauen, bedecktem Himmel und schwülem Wetter, trotz 1300 m Höhe über dem Meeresspiegel. Wie auf der ganzen bisherigen Talstrecke wundervoll romantischer Weg. An den Talhängen Hunderte von Höhlen, bald einzeln, bald in Kolonien von 20—30 zusammen. Alle, in die ich hineinsah, waren ziemlich klein, höchstens 9—12 qm Bodenfläche und $1^1/_2$—3 m hoch. Sie werden als Viehställe, aber auch viel als menschliche Wohnungen benutzt. Offenbar sind die meisten Höhlen ursprünglich das

Werk des Flusses; man sieht mehrfach Höhlen, deren oberer Rand gerade über die Wasseroberfläche herausragt, viele sind wieder teilweise zugeschwemmt worden. Andere Höhlen mögen dann der menschlichen Arbeit oder Nachhilfe ihre Entstehung verdanken. Jedenfalls scheint es sich um sehr alte menschliche Siedelungen zu handeln, deren planmäßige Durchforschung (besonders der hochgelegenen, ohne Leitern unzugänglichen) wohl lohnen dürfte. Die Wolken hatten sich inzwischen verzogen, und es fing an, recht heiß zu werden. Von dem sehnlichst erwarteten Urwald war noch immer nichts zu sehen. Ich stieg gerade wieder in eine Schlucht hinab, als plötzlich, mitten in die heiße trockene Luft herein, ein wunderbar kühler Luftzug von unten herauf wehte; was aber das Wunderbarste war, dieser Luftzug war ganz gesättigt vom Duft des Waldes, vom Geruch harziger Tannen und blühender Blumen. Wie einem da zumute wird, das kann nur der beurteilen, dessen Herz innig verwachsen ist mit dem Zauber unserer Wälder, und der viele Monate nichts anderes sah als kahle Ebenen, steinige Hänge und kümmerliche Baumreihen, die durch künstliche Bewässerung mühsam ihr Leben fristen. Zwar der richtige Hochwald ließ noch auf sich warten. Aber zum ersten Male seit langer Zeit sah ich nun wieder üppige, blumenbedeckte Grasflächen und an den Berghängen Buschwerk und einzelne Baumgruppen. Weniger angenehm war der Anblick der tief herabhängenden Wolkenschleier, in die der Weg nun hineinführte. Nicht lange dauerte es, und wir saßen mitten im schönsten Platzregen. Die Gießbäche, die von den Bergen herabstürzten, wurden immer häufiger und immer tiefer, der Regen immer stärker, das Vorwärtskommen immer schwieriger, und mein Nachtquartier Emmaret wollte immer noch nicht erscheinen. Endlich um 1/25 Uhr nachmittags tauchte das „Schloß" (Emmaret heißt Schloß) im Nebel auf und entpuppte sich als eine ganz elende Karawanserei schlimmster Sorte. Das bewohnbarste „Zimmer" zeichnet sich dadurch aus, daß es nur ein großes Loch in der Decke hat, so daß wenigstens das Bett trocken steht. Die armen müden Tiere sind aber übel daran, so gut wie schutzlos Wind und Wetter preisgegeben. Wenn das so weiter geht, wird das Vergnügen am Reisen doch etwas beeinträchtigt.

VI.

Amol, den 16. April 1911.

Bei immer noch strömendem Regen aufgebrochen, um nach dreistündigem Marsch hier in der Ebene in Wärme und leuchtendem Sonnenschein hereinzukommen. Noch ein paar allgemeine Worte über den zurückgelegten Weg. Das Tal des Lahr- oder, wie es weiter unten heißt, des Harharflusses, ist von landschaftlichem Standpunkt aus mit das Schönste, was sich denken läßt. Die gewaltigen Schneeberge am Oberlauf, die grünen Wälder weiter unten und überall die wilden Felspartien, die engen Schluchten, durch die der brausende Fluß sich in Strudeln und Wasserfällen Bahnen bricht — ich bin gänzlich außerstande, das so zu schildern, wie ich es gesehen und genossen habe. Aber die Bewohner und ihr Tun, das paßt schlecht in all diese Schönheit. Wenn sich einmal das Tal weitet, wenn sich üppige Matten

und grüne Wiesen dehnen, dann sucht man unwillkürlich immer nach den schmucken Dörfern, ohne die man sich eine so reich gesegnete Natur kaum denken kann. Erst der Blick auf die jammervollen, zerfallenen, in Schmutz versinkenden Lehmlöcher ruft mich rauh in die Wirklichkeit zurück: Wir sind ja in Persien, wo alles, was menschliche Arbeit heißt, gleichbedeutend ist mit Schmutz, Elend und Vernachlässigung. — Nachdem ich aus den Bergen heraus war, bin ich bis zur Stadt Amol zwei Stunden lang durch eine Ebene geritten, deren Boden so üppig und reich ist wie der beste Rübenboden Sachsens. Was geschieht damit? Der größte Teil ist mit Dornen, Gestrüpp und Binsen bedeckt, hier und da verfallene Bewässerungsgräben, die stinkende Pfützen hinterlassen haben. Die paar Reisfelder, die die armseligen Dörfer umgeben, bedecken kaum den zwanzigsten Teil des anbaufähigen Landes. Zehntausende von Morgen könnten hier mit leichter Mühe in fruchtbares Ackerland verwandelt werden. Dann würde auch die furchtbare Geißel dieses Landstriches, das Fieber, verschwinden, dessen Zerstörungswerk jetzt deutlich auf all den gelben hohläugigen Gesichtern geschrieben steht.

Über die Straße sprach ich schon mehrfach. Aber nun, wo diese Strecke hinter mir liegt, frage ich mich doch immer wieder staunend, wie so etwas überhaupt möglich ist. Die letzten Tage bin ich aus Mitleid mit meinem Pferde fast nur zu Fuß gegangen, jeden Tag acht bis zwölf Stunden, nicht etwa auf einem Wege, sondern auf einem wüsten Haufen spitzer, scharfkantiger Bruchsteine oder zwischen den Steinen bis an die Knie im Sumpf und Lehm versinkend. Die besten Strecken waren immer noch die auf dem Geröll des Flusses entlangführenden, doch leider waren diese des Hochwassers wegen nur kurz. Und *das* ist nun eine große Karawanenstraße, eine der Hauptverkehrsadern, durch die der Hauptstadt Reis, Gerste, Holz, Kohle, kurz die notwendigsten Lebensbedürfnisse zugeführt werden. Tausende von Lasttieren ziehen alltäglich diese Marterstraße entlang, und die zahllosen faulenden, übelriechenden Gerippe am Wege zeigen, welches Los ihrer aller harrt. Mit einem Bruchteil des Kapitals, das auf diese Weise sinnlos vergeudet wird, könnte man die schönste Karawanenstraße bauen und unterhalten. Man brauchte nur die alte Straße des großen Schah Abbas wiederherzustellen, deren stolze Reste von so mancher steilen Wand heruntergrüßen, brauchte bloß den Schutt und die Gesteinstrümmer hinwegzuräumen; denn die alten in den Fels gesprengten Galerien, die mit zierlichen Türmchen versehenen Schutzmauern stehen zum größten Teil noch fest und werden noch viele Jahre überdauern.

Amol ist ein elendes, schmutziges Städtchen von ca. 4000 Einwohnern, aber in dreierlei Hinsicht bemerkenswert. Es hat eine schöne Moschee, eine Eisenbahn und eine großartige alte Steinbrücke. Die Moschee ist von Schah Abbas gebaut für einen großen Heiligen oder vornehmen Mullah — man scheint sich darüber nicht ganz klar zu sein — namens Gawan-eddin. Selbstverständlich ist es, daß die schöne farbige Kachelbekleidung meistenteils verschwunden, das Gewölbe voller Löcher und Risse und der ganze Bau dem Einsturz nahe ist. Die Eisenbahn verdankt ihre Entstehung einer unternehmenden persischen Aktiengesellschaft, deren Plan es war, eine Eisenbahn

vom Kaspischen Meer nach Teheran zu bauen. Daß man für Eisenbahnen nicht gerade die höchsten Pässe aussucht, vergaß man vorher zu überlegen und baute lustig vom Meere ab darauf los. Aber die Hauptschwierigkeit des ganzen Unternehmens, die Überwindung der Felsschluchten des Lahrtales und des fast 3000 m hohen Passes über den Elburs blieb der Gesellschaft, dank der Regierungsweisheit ihres Königs, erspart. Als nämlich die ersten 22 km bis Amol fertiggestellt waren, und man diese Teilstrecke eröffnen wollte, verlangte der Gouverneur der Provinz ein Trinkgeld von 100 000 Toman. Die Gesellschaft verweigerte das. Darauf eröffnete der Gouverneur ihr mit dürren Worten, er würde dafür sorgen, daß nie ein Zug auf der Strecke laufen würde. — Und er hielt Wort. Er verstand es, den Schah Nasr-eddin zu überzeugen, daß eine Eisenbahn nach Teheran nur ein bequemes Einfallstor für die Russen darstelle. Daraufhin wurde natürlich das ganze Bahnunternehmen verboten. Immerhin hat man sein Geld nützlich angelegt, denn man hat Amol um zwei Sehenswürdigkeiten bereichert — ein umfangreiches Bahnhofsgebäude mit eingestürztem Dach und ein paar im Gras rostende Schienen. Das ist immer noch mehr, als sonst bei persischen Unternehmungen herauszukommen pflegt. — Die letzte Sehenswürdigkeit, die Brücke, ist wirklich ein Wunder, d. h. das Wunder besteht nicht darin, daß die Brücke einmal gebaut worden ist, denn das ist schon vor sehr langer Zeit geschehen, angeblich schon vor Schah Abbas, sondern das Merkwürdige ist, daß die Brücke noch steht, daß sie benutzbar und sogar zweimal in neuerer Zeit repariert worden ist. Sie ist wirklich ein imposantes Bauwerk mit ihren elf Bogen, die sich ca. 20 m hoch über dem Spiegel des Flusses wölben. Eine Inschrift habe ich leider vergeblich an der Brücke gesucht. — Als gewissenhafter Chronist müßte ich noch eine kleine, dem Iman Zadek Ismael geweihte Moschee erwähnen, die, zwischen alten Ulmen liegend, mit ihrem spitzen Turm ganz wie eine deutsche Dorfkirche aussieht.

VII.

Berferusch, den 17. April 1911.

Früher Aufbruch aus einer elenden, schmutzigen Karawanserei bei bedecktem Himmel und leichtem Nebel. Die Gegend, die ich durchschritt, erinnerte mich lebhaft an Ostfriesland: dasselbe nebelige Wetter, derselbe fette Marschboden von kleinen, binsenbewachsenen Gräben durchzogen, die Dörfer ebenso in Gruppen von hochstämmigen Silberpappeln versteckt, auf den grünen Weideflächen überall Viehherden. Solange der Nebel anhielt, war die Illusion vollkommen. Allmählich wich aber der Nebel der Sonne, und bald sah man nur zu deutlich, daß das Vieh klein und unscheinbar war und die Dörfer Schilf- und Lehmhaufen glichen. Ich will keinem Ostfriesen zu nahe treten, vom Mazanderan bis Ostfriesland ist ein großer Schritt, aber eines fehlt unseren nordischen Marschen doch: hell und heller wurde der Himmel, im Süden teilten sich die Wolken wie ein Vorhang, und wunderbar klar, fast zum Greifen nahe, erschien am ganzen südlichen Horizont die Schneekette des Elburs, in der Mitte, hoch alle Nachbarn überragend, der schlanke

Kegel des Demawänd. Welch ein wunderbares Land! Von Norden her blinkt die See zwischen Reihen hochstämmiger Bäume hindurch, im Osten bewaldete Hügel, die nach Süden zu höher und höher ansteigen. Deutlich unterscheidet man tiefer unten den im Frühlingsschmuck hellen Laubwald, höher hinauf dunkle Tannenwälder, die nach oben zu lichter und lichter werden, bis der Schnee zwischen den schwarzen Stämmen hindurchschimmert; darüber die dunklen Klippen, die funkelnden Schneefelder und der einsame Vulkangipfel. Meer und Hochgebirge auf einem Bild zusammengedrängt und um mich her blühende Dornenhecken, üppige Wiesen und rauschende Bäche! Mich wundert es bloß, daß die Alten das verlorene Paradies, anstatt auf das öde Hochplateau nach Van und Urmia, nicht hierher verlegt haben. Meinen Begriffen vom Paradies entspräche dieses Land eher. — In diesen Wäldern gibt es unendlich mannigfaltiges Wild: Tiger (sogar besonders starke), Leoparden, Bären, kolossale Marale und Schweine, weiter oben Mufflons und Steinböcke und in der Ebene Fasanen, Schnepfen, Bekassinen, Enten usw. — In Ostfriesland bildet der berühmte Marschboden einen schmalen Streifen, der bald in die sandige Geest übergeht. Hier ist der Streifen besten Marschbodens bis zu 50 km breit, und auf ihm gedeihen Weizen, Seide, Baumwolle, Reis, Feigen, Wein, Orangen unter einer südlichen Sonne und tropischer Üppigkeit. Wenn das Fieber nicht wäre, so wäre dies wirklich ein Paradies; aber die Russen wissen schon, weshalb sie die beiden vor hundert Jahren besetzten Provinzen Gilan und Mazanderan wieder räumten.

Der Grund und Boden ist übrigens in den Händen ganz weniger großer Grundbesitzer vereinigt, denen der Bauer die Hälfte seines Ertrages abliefern muß. Und diese Grundbesitzer scheinen dauernd in Fehde miteinander zu liegen. Der Gouverneur von Barferusch Schaëh-el-Mulk (Glanz des Reiches) focht im vorigen Jahre mit Reschid Sultan gegen die Regierungstruppen unter Emir Azäm, und noch vor vierzehn Tagen lag er im Felde gegen seinen Nachbar in Sari, allerdings, ohne daß es zum Kampf kam. Den Gouverneurstitel hat er sich aus eigener Machtvollkommenheit zugelegt, denn er ist der große Grundbesitzer des umliegenden Gebietes, und so muß sich die schwache Zentralregierung wohl oder übel mit ihm abfinden. Schaëh-el-Mulk ist im übrigen ein gemütlicher, etwas schwerhöriger alter Herr, der ganz leidlich französisch spricht. Mir hatte er zirka fünfzig Reiter als Ehreneskorte entgegengeschickt, die mich aber verfehlten. Kaum war ich in der Stadt, so kam er, um mich zu begrüßen; er erzählte mir voll Stolz, wie er den Emir Azäm geschlagen habe, und erklärte mir die Stellungen der beiden „Armeen" und sein Umgehungsmanöver mit Teetassen, Aschenbechern und Kognakgläsern, die er entsprechend verschob.

Ein alter Bauer, den ich auf dem Wege zwischen Amol und Barferusch traf, fragte mich, als er hörte, daß ich von Teheran kam, ob der Emir Azäm wieder im Anmarsch wäre. Ich konnte ihn darüber beruhigen, er wäre augenblicklich Unterstaatssekretär im Kriegsministerium und dürstete gar nicht nach neuen anstrengenden Expeditionen. Das schien den Alten recht zu beruhigen.

„Wenn die großen Leute Krieg machen, so haben immer nur wir Dorfbewohner es auszubaden", so meinte er melancholisch. Persische Kriegführung besteht auch tatsächlich zum weitaus größten Teil im Ausplündern der Dörfer.

VIII.

Barferusch, den 18. April.

Mein heutiger Gegenbesuch bei Schaëh-el Mulk (ich mußte der erschöpften Tiere wegen einen Ruhetag einlegen) verlief ganz interessant. Der übliche Aufzug von schlottrigen Soldaten in zerfetzten Uniformen und einer Menge herumlungernden Gesindels. Dann folgte eine zirka zweistündige Unterredung, in der der Gouverneur mir seine Zerwürfnisse mit der Teheraner Regierung auseinandersetzte. Alles hier zu wiederholen, das dürfte zu weit führen. Der Kernpunkt der Sache war, daß der größte Teil der maßgebenden Leute Mazanderans während der Revolution treu zum alten Schah gestanden hätte. Dafür solle man jetzt büßen und unter allen möglichen Vorwänden ganz unerschwingliche Summen bezahlen. Dagegen wehre man sich. Ich riet zu einer direkten Auseinandersetzung mit Nasr-el-Mulk, dem neuen Regenten, der scheinbar den besten Willen habe, eine Politik des Friedens und der Ausgleichung zu verfolgen. Die üblichen Phantasien über eine deutsche Einmischung zugunsten Persiens blieben natürlich nicht aus. Schließlich mußte ich noch auf einer unglaublich schlechten Karte Persiens — aus einem Schulbuch, „made in Persia" stammend — den gegenwärtigen Stand und die projektierte Weiterführung der Bagdadbahn auseinandersetzen. Der alte Herr wollte mich absolut noch dabehalten und versprach, mir eine große Jagd auf Tiger, Leoparden, und was weiß ich noch alles, zu arrangieren. In diesem Punkt traue ich ihm aber nicht recht. Denn nach anderweitig eingezogenen Erkundigungen soll die Jagd gerade bei Barferusch nicht glänzend sein, und ich habe ein Haar darin gefunden, mit Persern zusammen auf Jagd zu gehen. Man ist dann immer in hellem Haufen beisammen, und die ganze Gesellschaft knallt stets sinnlos auf jedes Getier, das ihr in die Quere kommt.

Barferusch ist eine bedeutende Stadt von angeblich 40000 Einwohnern mit lebhaftem Handel in Reis und Früchten, Baumwolle und Kokons. Sogar eine Fabrik zum Reinigen und Pressen von Baumwolle existiert und ist — wenigstens zeitweise — im Gange. Zu der 20 km entfernten Hafenstadt Mesched-i-Ser führt aber nicht einmal ein fahrbarer Weg, sondern der ganze Gütertransport vollzieht sich teuer und schlecht per Esel und Maultier. Um in die Stadt hineinzukommen, muß man eine lebensgefährliche Kletterpartie über einen mehrfach durchgerissenen Teichdamm und durch tiefen Morast unternehmen, und das erste Gebäude, auf das man trifft, ist eine große, von Nasr-eddin Schah erbaute Kaserne, die natürlich schon gänzlich zur Ruine geworden ist. Der Basar ist groß und verkehrsreich, aber das Betreten desselben ist nicht ungefährlich, da die Bedachung voll großer Löcher ist oder nur noch in Fetzen herabhängt. Doch all das braucht man ja eigentlich bei persischen Städten nicht zu erwähnen; es ist selbstverständlich. Denkt es Euch also künftig dazu. Man hat mir hier ein ganzes Haus zur Verfügung

gestellt, das allerdings gänzlich leer steht. Im Parterre habe ich meine Karawane einquartiert. Die Pferde kletterten ganz geschickt in die Stuben hinein — und die Beletage ist mit meinem Bett, zwei Koffern und einem Teppich möbliert. In diesem prunkvollen Milieu empfange ich meine Besuche, die auf dem Teppich Platz nehmen, Tee trinken, Zigaretten rauchen, endlos lange bleiben und heimlich der Kognakpulle zusprechen.

IX.

Bender-Ges, den 21. April 1911.

Wegen weiterer fürchterlicher Regenfälle habe ich die Reise zu Land nach Astrabad aufgegeben. Schon der Weg Amol-Barferuisch gleicht ungefähr den Tünger Lehmbergen zurzeit der Schneeschmelze. So mußte ich mir sagen, daß weitere acht Tage Marsch in diesem Sumpf meine Tiere vollkommen erschöpfen und zur Weiterreise so gut wie unbrauchbar machen würden. Auch sagte man mir, daß manche der vom Gebirge herabkommenden angeschwollenen Bäche zurzeit völlig unpassierbar seien. Der glücklichste Ausweg schien also, Gepäck und Pferde in Mesched-i-Ser auf einem Dampfer zu verladen und nach Bender-Ges zu transportieren. In Mesched-i-Ser fand ich gastfreundliche Aufnahme bei dem liebenswürdigen belgischen Zolldirektor Mr. Gobron, der manches Interessante über das Land zu erzählen wußte. Seine Prognose für meine Einschiffung lautete wenig günstig, denn draußen pfiff ein heulender Sturm, und der Regen klatschte gegen die Scheiben. Von den Fenstern konnte man den kleinen Fluß hinab bis zum Meer sehen. Auf der Barre stand eine schwere See, und das Brausen der Brecher übertönte zeitweise noch den Sturm. In zwei Tagen kam der Postdampfer. Ob bis dahin die See genügend gefallen sein würde, um die Barre — zumal mit Pferden im Boot — zu passieren, erschien höchst zweifelhaft. So schwebte ich zwei Tage in Ungewißheit, was werden würde, und verbrachte die Zwischenzeit mit Besichtigung einer russischen Fischereistation und einem Besuch bei dem „Gouverneur". Jeder Vorsteher eines kleinen Dorfes legt sich hier den Titel „Hakim" (Gouverneur) bei, und das hiesige Exemplar war noch dazu ein unglaublich lang in die Höhe geschossener schlottriger Negerjüngling von höchstens zwanzig Jahren, der mit selbst für seine Größe viel zu langen Händen und Füßen begabt war, eine Jammergestalt, die überall aneckte, nichts zu sagen wußte und nur ein dauernd verlegenes Lächeln auf den Lippen hatte. In dem „Gefolge" dieses Jünglings befand sich ein verschmitzt aussehender Russe und ein noch weniger Vertrauen erweckender deutsch sprechender Armenier; dieses reizende Kleeblatt hat große Güter — den Söhnen des in Teheran ermordeten Atabeg gehörig — in Pacht genommen. Das Geschäft soll aber schlecht gehen und der arme Neger schon mit 20000 Toman (80000 Mark) in Schulden sitzen. Eigentlich kein Wunder, wenn man die Zusammensetzung der Kompanie berücksichtigt. Von der Fischereistation später. Der Tag der Abreise brach an; der Wind hatte zwar nachgelassen, aber die Brandung auf der Barre sah noch immer wenig einladend aus. Der Agent der Schiffahrtskompanie versprach liebens-

würdigerweise — bis jetzt habe ich die Russen überhaupt nur von dieser Seite kennen gelernt —, den Dampfer nötigenfalls bis zum Abend warten zu lassen. Bis dahin könne die Brandung vielleicht genügend gefallen sein. Um Mittag erschien der Postdampfer auf der Reede, aber vorläufig war jede Verbindung mit ihm unmöglich. Ich traf inzwischen meine Vorbereitungen: eine Bark wurde ganz mit Baumwollenballen ausgepolstert, damit die Pferde, wenn sie zu Fall kommen sollten, sich nicht beschädigen konnten.

Am Nachmittag fiel die Brandung etwas, so daß ich durch die Aussicht auf gute Bezahlung ein paar Leute zum Bemannen der Bark bekam. Die Pferde wurden zwischen den Baumwollballen ganz kurz angebunden, je zwei Leute zur Unterstützung daneben gestellt, und die Reise ging los vor den Augen von tout Meschd-i-Ser, das zum Genuß des Schauspiels zusammengeströmt war. Etwa eine Minute war alles um uns brausender Gischt, und das Boot wurde wild umhergeworfen; aber außerhalb der Barre war keine Gefahr mehr. Das Rudern gegen den steifen Wind war nicht leicht, und die Leute feuerten sich gegenseitig immer wieder durch „Ja, Ali, ja, Hussein"!! zu neuen Anstrengungen an. Schließlich lag das tanzende Boot neben dem stark schwankenden Dampfer, ein Kran wurde ausgelegt, und plötzlich schwebte Puddel zu seinem nicht geringen Schreck in der Luft, vermied es grade noch, beim Überholen des Schiffes gegen die Bordwand zu pendeln, und flog mit einem großen Krach auf Deck. Dem „Dreibeinigen" erging es ähnlich, und bald standen beide Pferde, munter fressend, in ihren aus Kisten gebauten „Ständen". Mir war es nicht so wohl; denn zu essen gab es wegen russischer Fasten nur Fische und Kaviar. An letzterem sättigte ich mich hauptsächlich und verbrachte die Nacht auf Deck zwischen Kisten und Taubündeln. Am Morgen fuhren wir in die große Bai von Astrabad ein. Der belgische Zolldirektor von Bender-Ges erwartete mich bereits und beförderte mich nach kurzem Frühstück nach Kara-Su, der großen russischen Fischereistation am östlichen Ende der Bucht. An der ganzen persischen Küste des Kaspischen Meeres reiht sich nämlich eine russische Fischereistation an die andere. Der Exschah Mehemed-Ali hat die Fischereigerechtigkeit, wie so vieles andere, seinerzeit an die Russen verschachert, um den Erlös in seine Tasche zu stecken. Die Russen beuten diese noch auf 13 Jahre laufende Konzession mit größter Rücksichtslosigkeit aus. Formell sind sie ja wohl im Recht, aber in der Praxis ist es für die persische Strandbevölkerung hart genug, daß sie weder auf der See noch auf dem Unterlauf der einmündenden Flüsse auch nur einen einzigen Fisch fangen dürfen. Die russischen Kreuzer passen gut auf und bringen persische Fischer unnachsichtlich zur Bestrafung. Das Schlimmste aber ist, daß die großen Fischereigesellschaften nur nach auswärts exportieren, so daß man an der persischen Küste auf keine Weise Fische oder Kaviar kaufen kann. Das geht so weit, daß, wenn ein Perser auf persischem Grund und Boden im Besitz von Fischen betroffen wird, die Russen diese Fische ohne weiteres konfiszieren. Nicht ganz mit Unrecht ist daher die Küstenbevölkerung gegen die russischen Fischer erbittert, und man spricht offen darüber, daß an dem Tage, an dem die drohenden russischen

Kreuzer nicht mehr draußen auf der Reede liegen, alle diese Stationen in Flammen aufgehen würden. Einen großen Zug kann man der ganzen Unternehmung nicht absprechen. Mag im eigenen Lande noch so große Verwahrlosung herrschen, hier im Ausland ist der Russe wirklich der Kulturbringer. (Bismarcks Wort, daß die Kulturaufgaben der Russen hier im Osten liegen, gilt scheinbar heute mehr denn je.) Der Bau der Station Kara-Su hat eine Million Rubel gekostet. Ausgedehnte geräumige Hallen sind auf einer großen Holzplattform 1 km weit in die Bucht hinausgebaut. Die von der Gesellschaft konzessionierten turkmenischen Fischer legen mit ihren Booten direkt an den Hallen an. Die ganz frischen Fische werden dann sofort von den Arbeitern ausgenommen und in großen Bottichen eingesalzen. Nach 14 Tagen werden sie aus der Salzlake genommen, in Fässer verpackt und nach Baku verladen. Der Kaviar wird in besonderen Räumlichkeiten gewaschen (was nicht sehr appetitlich aussieht) und in Büchsen verpackt. Schade, daß man diese Berge von Büchsen, auf deren jeder das beliebte Wort „Mallossol" steht, nicht etwas näher von Hause hat. Man erzählte mir, daß vor einigen Tagen ein Stör mit nicht weniger als 56 kg Kaviar gefangen worden wäre. Verkaufen darf die Station keinen Kaviar, doch schenkte man mir eine anständige Portion. Von dem Umfang des Unternehmens kann man sich einen Begriff machen, wenn man hört, daß jährlich 30 Millionen Fische auf dieser einen Station verarbeitet werden. In diesem Jahre war man des schlechten Wetters wegen bedeutend im Rückstand. Der Fang betrug erst zirka 20 Millionen. Am 1. Juni ist die Saison zu Ende. Bis auf einige Wachen, die zurückbleiben, geht dann alles nach Astrachan, um am 1. September zurückzukommen. Kara-Su beschäftigt 1500 Arbeiter und Arbeiterinnen, die in reinlichen und gefälligen Blockhäusern untergebracht sind. Ein Arzt ist für die Station engagiert, dem ein schönes, mit allem Erforderlichen versehenes Lazarett zur Verfügung steht. Außerdem gibt es eine Badeeinrichtung, eine Bäckerei, eine Schlächterei, ein großes Warenlager; kurz, für die Bedürfnisse der Arbeiter ist in großem Stil gesorgt. Die Männer und vor allem die Frauen sehen auch frisch und gesund aus und arbeiten, daß es eine Freude ist. Jedermann grüßt höflich und freundlich. Wenn man diese starken, arbeitsfreudigen Menschen mit ihren einfachen biederen Gesichtern sieht, möchte man nicht glauben, daß das dasselbe Volk ist, das die Anarchisten und Bombenwerfer für ganz Europa produziert.

Nachzutragen habe ich noch, daß die Bai von Astrabad ohne Zweifel der Zukunftshafen Persiens ist. In Enzeli haben die Russen trotz kostspieliger Baggerarbeiten und Molenbauten doch keine genügend tiefe Fahrrinne herstellen können, um den Hafen bei jedem Wetter zugänglich zu machen. Die Bucht von Astrabad hat eine 8 km breite, stellenweise 12 m tiefe Einfahrt und an dem 1 km vom Ufer verankerten Landungsponton sind noch 6 m Wassertiefe, was für die auf dem Kaspischen Meer verkehrenden Schiffe bei weitem genügt. Eine merkwürdige Erscheinung ist allerdings, daß die Wassertiefe an den Ufern von Jahr zu Jahr nicht unbedeutend abnimmt. Die Landungsbrücke von Kara-Su muß z. B. Jahr für Jahr verlängert werden.

Den Grund dieser Erscheinung hat man noch nicht genügend untersucht. Eine Versandung durch Sinkstoffe der einmündenden Flüsse kann nicht in Frage kommen. Man behauptet, daß der Wasserspiegel des ganzen Kaspischen Meeres dauernd im Sinken begriffen ist. Andere sagen, daß seit dem letzten Erdbeben in Turkestan das Wasser auf dem östlichen Ufer beständig zurückweiche. Das würde aber gleichbedeutend sein mit einer säkularen Hebung des Ufers, wie an der skandinavischen Westküste. Hier findet sich wohl kaum jemand, der Untersuchungen über einen genügend langen Zeitraum und mit der nötigen Sorgfalt ausführt.

Die Bai ist groß genug, um zehnmal alle auf dem Kaspischen Meer verkehrenden Schiffe aufzunehmen und hat selbst bei starkem Sturm stets genügend stilles Wasser. Man brauchte also nur eine große Landungsbrücke zu bauen, um einen erstklassigen Hafen zu haben. Welche Möglichkeiten sich dann mit dem reichen Hinterland in unmittelbarer Nähe eröffnen, brauche ich nach dem an früheren Stellen Gesagten nicht mehr zu wiederholen; wenn man sich daran erinnert, daß man in Persien ist, so genügt das, um zu wissen, daß keine dieser Möglichkeiten ausgenutzt worden ist oder in absehbarer Zeit ausgenutzt werden wird. Trotz der günstigen Hafenverhältnisse ist der Handel über Bender-Ges viel unbedeutender als über Mesched-i-Ser mit seiner unpraktischen Barre. Eine nicht unbedeutende Rolle in der Einfuhr spielt hier folgende merkwürdige Transaktion: Man expediert einen Posten Zucker aus Rußland nach Bender-Ges, erhält dafür die bedeutende Ausfuhrprämie, die Rußland für Zucker zahlt und erlegt den niedrigen persischen Einfuhrzoll von 5 Schahi = 10 Pfennige pro Pud. Dann wandert derselbe Zucker wieder über die schlecht bewachte turkmenische Grenze nach Rußland zurück, und das Spiel kann von neuem beginnen. So läßt sich mit ein paar Zentnern Zucker eine hübsche Rente verdienen. Eine Störung drohte diesem einträglichen Handel einmal durch folgenden Zwischenfall: Ein Teil des nach Rußland zurückgeschmuggelten Zuckers konnte der Kontrolle der von den Belgiern redigierten Handelsstatistik nicht entgehen, und so erschien Persien in der nächsten Ausgabe der Statistik als ein nach Rußland Zucker exportierendes Land. Das brachte den russischen Konsul in Mesched in Harnisch. Den „Export" selbst konnte seine Regierung nicht verhindern, das wußte er wohl. Aber in einer öffentlichen Statistik durfte so etwas nicht erscheinen. Und so verschwand die ominöse Rubrik aus der Handelsstatistik. Die Belgier, denen Persien nicht nur für das großartig geregelte Zollwesen, der einzigen sicheren Einnahmequelle des persischen Staates, sondern auch für viele andere wertvolle Dienste zu Dank verpflichtet ist, befinden sich solchen Wünschen den russischen Behörden gegenüber in einer recht schwierigen Lage.

Von Kara-Su reiste ich per Troika nach Astrabad. Wieder ein neues Beförderungsmittel, und zwar ein recht angenehmes: ein sehr leichter kleiner Wagen mit guten Federn. Vor diesen ist in der Mitte ein großer russischer Traber in eine Gabel gespannt, rechts und links davon zwei kleinere Pferde. Wenn das Gefährt im Gange ist, geht das Mittelpferd einen kolossal freien Trab, während die beiden anderen Pferde galoppieren. Das Fuhrwerk sieht

sehr elegant aus, und man kommt außerordentlich schnell vorwärts. Einen Fahrweg Kara-Su—Astrabad gibt es nicht, sondern mein Kutscher, ein biederer Kosak, fuhr wie das Donnerwetter querbeet, d. h. durch die weite Turkmenensteppe. Der Wagen rumpelte und sprang über Grasbüschel und Maulwurfshügel, sauste durch Moraste und Bäche, daß einem das Sumpfwasser um die Ohren spritzte. Ab und zu passierten wir ein Zeltdorf der Turkmenen, wo uns jedesmal eine Horde von Hunden, groß wie die Wölfe, attackierte. So ging's mit kurzen Schritteinlagen zwei Stunden lang. Dann wurde haltgemacht, die Pferde zum Grasen ausgespannt, und mein Kosak brachte ein Frühstück in Gestalt von gebratenen Fischen, Eiern und Butterbrot zum Vorschein. Ich teilte redlich mit ihm, was ihn sichtlich erfreute. Leider konnten wir uns mit keinem Wort verständigen. Nach einer halben Stunde ging's weiter, wieder in demselben sausenden Tempo, und nach weiteren zwei Stunden kamen die verfallenen Lehmmauern von Astrabad in Sicht. Das eingefallene Tor war durch einen Sumpf versperrt, bei dessen Passieren das Wasser bis in den Wagen stieg; drinnen in der Stadt das übliche entsetzliche Pflaster, die gewohnten Lehmruinen auf beiden Seiten; aber alles das wird mitleidig verhüllt durch einen Mantel von blühenden Schlinggewächsen und Rosensträuchern. Die ganzen Mauerkronen sind dicht bestanden mit blauen Lilien. Aus diesem von den Menschen verunstalteten und vernachlässigten Ort schafft so die Natur eine farbenprächtige Dornröschenburg. Ein großes Gebäude kommt in Sicht, dieses Mal keine Ruine. Natürlich! Denn stolz wehen die russischen Farben an dem hohen Flaggenmast. Durch ein großes Tor, vorbei an Kosakenposten, fahre ich in das russische Konsulat ein, wo schon ein großes Fremdenzimmer bereit steht. Der Konsul, Herr Ivanow, hat eine große Liebhaberei — seinen Garten. Dank dem warmen Klima hat er einen richtigen botanischen Garten geschaffen, wo von der nordischen Tanne und dem Wacholder bis zur Dattelpalme und dem indischen Bambus fast alles vertreten ist. Gastfreundlich, wie alle Europäer hierzulande, fordert er mich dringend auf, länger zu bleiben. Das Wegkommen ist immer die Schwierigkeit bei solchen Reisen. Man versteht es ja, daß Leute, die hier sehr einsam leben, sich freuen, wenn einmal ein Reisender durchkommt. Da ist es dann immer schwierig, ein Kompromiß zu finden zwischen dem Bestreben, nicht unhöflich zu sein, und der Notwendigkeit, schnell vorwärts zu kommen. Mir zu Ehren lud der Konsul eine deutsche Dame ein, die an einen hiesigen russischen Telegraphenbeamten verheiratet ist, eine Kolossalfigur mit wallender blonder Mähne (buchstäblich). Es fehlte bloß noch Rüstung und Helm und die Germania war fertig. Sie erzählte mit sonorer Stimme unter anderen Schauergeschichten von zwei Deutschen, die man im Gurgantal ausgeraubt und mißhandelt habe. Das sollte mir wahrscheinlich Lust zu meiner Reise machen, die eben dorthin geht. Ich denke aber, ich werde mit den Herren Turkmenen schon auskommen. Morgen früh geht's weiter! Die nächsten Nachrichten bekommt Ihr dann wohl erst nach vier Wochen aus Aschkabad.

(Fortsetzung im nächsten Heft.)

Die Zwerge von Plodomàssow.

Von

N. S. Ljeßkòw [1]).

Erstes Kapitel.

Nikolài Afanàßjewitsch ist gescheit und Màrja Afanàßjewna ein wenig dumm.

Beim Polizeimeister Porochònzew wurde der Namenstag seiner Frau gefeiert, und es waren Gäste geladen: zwei reiche Kaufleute, einige Beamte und Geistlichkeit. Von letzterer war da zuerst der silberlockige Propst Ssawèlij Tuberòsow, der kleine Vater Benefissow, der sanfteste aller Menschen, und der unvergleichliche Diakonus Achilla. Die Gäste wie die Wirte ließen sich zuerst Essen und Trinken gut schmecken. Dann, als man die Tafel aufgehoben hatte, wurde das Gespräch noch lebhafter und ging in ein lautes Summen über, während dicke Wolken Tabaksrauches im Saale hin und her wogten. Da blickte der Gastgeber zufällig durchs Fenster und rief, zu seiner Frau gewendet:

„Òlja, sieh, meine Liebe, Gott sendet dir neue Gäste!"

Sein Ausruf weckte die allgemeine Neugier; alle standen von ihren Plätzen auf und traten an die Fenster, um in die Ferne zu sehen. Vom steilen Abhang herab kroch dort vorsichtig auf dem Wege, wie eine dreiköpfige Schlange, eine mächtige Tròika, von drei großen, starken, kupferfarbenen Rossen gezogen. Das Deichselpferd drückte sich rückwärts und stieß mit den Beinen, wie ein alter General, der im Begriff ist, einem Untergebenen den Kopf zu waschen. Es biß bald rechts, bald links auf den Zaum, dann wieder schüttelte es den Kopf und stieß mit den Füßen. Die Nebenpferde wanden und drängten sich, als wären sie gekoppelt; das karmoisinrote Glöckchen läutete hell auf, um dann wieder zu verstummen, und die Schellen tönten dumpf und ohne jeden Klang.

Aber jetzt hat der dreiköpfige Drache die ebene Straße erreicht, die Rücken der Pferde werden sichtbar, die Schweife der Nebenpferde wehen

[1]) Aus dem Russischen von Sophie v. Adelung.

im Winde. Die Tròika streckt sich gleichmäßig aus und setzt im raschen Trabe über die Brücke, den Takt mit den Hufen auf die klingenden Balken schlagend. Das vergoldete Krummholz taucht auf mit seiner geätzten Malerei und hinter ihm der große, mit Bronze beschlagene Wagen in Gitarrenform.

Im Wagen, dicht nebeneinander, wie auf einem Sofa, saßen zwei kleine Wesen, ein männliches und ein weibliches. Der kleine Mann hatte einen dunkelgrünen Kamelotmantel an und eine große Schirmmütze aus haarigem Plüsch auf, das weibliche Wesen trug einen Mantel aus dunkelrotem Gros de Naples mit einem großen Kragen aus lila Samt und eine Haube mit braunen Bändern.

„Mein Gott, das sind ja die Zwerge von Plodomàssow!"

„Unmöglich!"

„So sehen Sie doch selber!"

„Doch, doch, sie sind es!"

„Aber natürlich; jetzt hat uns Nikolài Afanàßjewitsch erkannt und grüßt — und nun nickt uns auch Màrja Afanàßjewna zu."

Solche und ähnliche Ausrufe ertönten von allen Seiten beim Anblick der beiden Zwerge, und eine freudige Erregung lief durch die Reihen der Anwesenden. Der Hausherr und die Hausfrau richteten sorglich ein Frühstück für die neuen Gäste, und alle Besucher wandten ihre Augen gespannt der Tür zu, in der die kleinen Leute erscheinen mußten. Endlich waren sie da. Voraus kam ein altes Männchen von der Größe eines kaum achtjährigen Knaben, und hinter ihm eine nur um weniges größere Greisin. Das alte Männchen war ganz Zierlichkeit und Sauberkeit: es hatte weder die Runzeln noch die gelben Flecken, die das Gesicht der Zwerge so oft entstellen; es hatte ein Figürchen von großem Ebenmaß, ein Köpfchen, rund wie eine Kugel, mit silberweißem, kurzgeschorenem Haar bedeckt, und kleine, braune Äuglein. Der Zwergin hatte die Natur das einnehmende Äußere ihres Bruders versagt. Sie sah gedunsen aus, hatte einen sinnlichen Mund mit blödem Lächeln und ausdruckslose Augen.

Nikolài Afanàßjewitsch trug dem heißen Sommerwetter zum Trotz warme Stiefelchen aus Plüsch, schwarze Hosen aus Fries, eine gelbliche Flanellweste und einen braunen Frack mit blanken Metallknöpfen. Seine Wäsche war von makelloser Reinheit, und die weißen, blutleeren Bäckchen wurden durch eine feste, atlassne Halsbinde gestützt. Die Zwergin trug ein grünseidenes Kapotkleid mit einem großen Spitzenkragen. Ins Zimmer eingetreten, legte Nikolài Afanàßjewitsch seine beiden Händchen stramm auf die Hosennaht; darauf drückte er die rechte Hand mit der Mütze aufs Herz, stieß die Absätze zusammen und schritt auf die Polizeimeisterin zu. Dann sagte er mit seinem gleichmäßigen Greisenstimmchen:

„Unser Herr, Nikita Alexèjewitsch Plodomàssow, belieben in ihrem und ihrer Gattin Namen uns, ihren Dienern, zu befehlen, Ihnen, gnädige Frau Olga Arsèntjewna, deren Glückwunsch zu überbringen. Schwester, wiederholen Sie es!" sagte er zu der neben ihm stehenden Zwergin. Als diese

ihrerseits den Glückwunsch ausgerichtet hatte, begrüßte Nikolài Afanàßjewitsch den Polizeimeister gleichfalls militärisch und fuhr in seinem langen Satze fort: „Ihnen aber, Herr Wòïn Wassíljitsch, und der ganzen löblichen Gesellschaft, zu der teuren Gattin Namenstage zu gratulieren. Danach, geehrter Herr, habe ich die Ehre, zu melden, daß mein Herr um Verzeihung bitten, daß sie uns, meine Schwester und mich, ihre gehorsamen Diener, zur Überbringung ihrer Glückwünsche abgesandt haben, da sie selber augenblicklich nicht über ihre Zeit verfügen können, weshalb sie sich heute abend noch persönlich entschuldigen werden."

„Nikìta Alexèitsch wird selber kommen!" riefen einige Stimmen.

„Mein Herr, Nikìta Alexèitsch Plodomàssow, werden auf ihrem Wege nach Petersburg hier vorbeikommen. Sie bitten daher, zu entschuldigen, daß sie im Reiseanzug sein werden."

In der Gesellschaft entstand eine fröhliche Aufregung, die der Zwerg benutzte, um zu dem großen Propst Tuberòsow heranzutreten, um seinen Segen zu bitten und ihm leise zuzuflüstern:

„Nikìta Alexèitsch lassen Sie, Vater Propst, bitten, heute abend ebenfalls hier zu sein."

„Sage ihm, mein Täubchen, es sei recht," erwiderte Tuberòsow.

Der Zwerg empfing hierauf den Segen des kleinen, sanften Vaters Sachàrij und streckte dem Achilla seine Händchen mit einem Lächeln hin, indem er sagte:

„Haben Sie die Gnade, Herr Vater Diakonus, Ihre Kraft nicht an mir zu erproben."

„Ist er denn so überaus . . . gesund, Nikolài Afanàßjewitsch?" scherzte der Hausherr.

„Er beliebt immer, seine Kraft auszuproben," antwortete das alte Männchen, „lohnt sich denn das an einem Krüppelchen?"

„Wie geht es mit Ihrer Gesundheit, Nikolài Afanàßjewitsch?" fragten die anwesenden Damen, den Zwerg umringend und ihm die Händchen drückend.

„Was ist das für eine Gesundheit, meine verehrten Damen! Es ist fast zum Lachen: wie ein Ferkelchen bin ich geworden; wir schreiben den Petritag, und mich friert noch immer."

„Sie friert?"

„Jawohl. Sehen Sie nur, wie ein Kaninchen bin ich, ganz in Fell eingenäht. Es ist ja auch kein Wunder, meine allerschönsten Damen, ich habe das achte Jahrzehnt bereits zurückgelegt — bin somit ein überflüssiger Mensch."

Um die Wette bestürmten jetzt alle den kleinen Mann mit Fragen; man setzte ihn auf das bequemste Plätzchen und bot ihm allerlei Leckerbissen an. Auf die Fragen antwortete er klug und schlagfertig, wies aber eine jede Bewirtung ab, da er, wie er sagte, schon seit lange nur sehr wenig esse, und das nur einmal am Tage.

„Meine Schwester hier wird sicherlich gerne etwas annehmen," sagte er darauf, und fügte, zur Schwester gewendet, hinzu: „Setzen Sie sich, Schwesterchen, und essen Sie! Warum sich zieren, wenn die Wirte so

freundlich bitten? Vielleicht wollen Sie nicht ohne mich allein essen? Dann haben Sie die Güte, gnädigste Olga Arsèntjewna, mir ein wenig gelbe Rübenfarçe aus diesem Pastetchen auf mein Tellerchen zu legen . . . So ist es genügend, ganz genügend! Jetzt, Schwesterchen, essen Sie, ich habe genug. Ich esse mein Brot ohnehin schon ganz umsonst, meine Herrschaften, nicht einmal einen baumwollenen Strumpf vermag ich mehr zu stricken. Einstens habe ich stricken können, sogar weit besser als die Schwester; aber jetzt lasse ich immer Maschen fallen."

„Also du hast einstens gut gestrickt, Nikòla?" fragte Tuberòsow, der seit der Ankunft des Zwerges sichtbar aufgeheitert und aufgelebt war.

„Ach, Vater Sfawèlij, gnädiger Herr! Ja, die Zeit, die Zeit!" Das Zwerglein lächelte und fügte hinzu: „Mir fehlt eben die Strenge, Herr; ich habe mich nach dem Tode meiner Wohltäterin allzusehr verwöhnt. Ich bitte Sie: Brot und Salz[1]) immer vollauf und ein warmes Dach dazu!"

Propst Tuberòsow sah dem Zwerg mit einem fröhlichen Lächeln in die Augen. „Wenn ich dich ansehe, Nikòla, so steigt es wie ein altes, liebes Märchen vor mir auf, mit dem man sterben möchte."

„Das liebe, alte Märchen, Väterchen, ist aber vor uns gestorben."

„Denkst du noch an deine Herrin, Nikòluschka, deine Gutsherrin Màrfa Andrèwna?" fragte Achilla, der sich beharrlich in der Nähe des Zwerges aufhielt, den Nikolài Afanàßjewitsch aber, ohne ihm gerade eine ausgesprochene Abneigung zu zeigen, doch ein wenig zu fürchten schien.

„Um sie zu vergessen, dazu bin ich zu alt, Vater Diakonus, Herr; ich gedenke ihr, meiner Trösterin, in jener Welt wieder zu dienen," erwiderte der Zwerg leise und bedächtig mit einer halben Wendung gegen Achilla.

„Die Trösterin war doch, soviel ich gehört habe, ein altes Weib?" wandte sich Achilla an die übrigen Anwesenden.

„In welchem Sinne meinst denn du, daß sie eine ‚Trösterin' war?" fragte Tuberòsow den Diakonus[2]).

„Nun, ich denke mir, daß sie recht komisch war!"

Der Propst lächelte und machte eine Bewegung mit der Hand, die sagen wollte: ‚Mit dem ist nichts anzufangen!'; Nikolài Afanàßjewitsch aber wies Achilla zurecht, indem er bestimmt sagte:

„Eine Trösterin, mein Herr, dient zum Troste und nicht zur Erheiterung."

„Das hilft bei ihm nichts, Nikòla! Erzähle du lieber, wie sie dich zur Verzweiflung gebracht hat mit der Freiheitsurkunde," rief der Propst.

„Weshalb denn, Vater Propst? Das ist eine alte Geschichte!"

„Das kommt so aus der tiefsten Seele bei ihm heraus, wenn er davon erzählt," wandte sich Tuberòsow an die Anwesenden.

„Ja, Väterchen, das verstand sie, meine Herrin: den Menschen zur Verzweiflung zu bringen und ihn dann wieder zu trösten. Betrüben, ja, das

[1]) „Brot und Salz" nennt der Russe die Nahrung überhaupt.

[2]) Wir haben es hier mit einem russischen Wortspiel zu tun. Das Zeitwort „utjeschàtj" heißt trösten, erfreuen und belustigen zugleich.

konnte sie, und trösten, wie nur ein Engel Gottes einen trösten kann," nahm der Zwerg sogleich das Wort. „Bis auf den Grund der Seele drang sie dem Menschen und wußte ihn dann mit ihrer Güte zu überschütten."

„Erzähle doch, wie das war!"

„Ja, erzähle, Nikolàscha, erzähle!"

„Ich weiß nicht: machen Sie sich bloß lustig über mich, meine gnädigen Herrschaften, oder interessieren Sie sich wirklich für meine Geschichte? Wenn es aber die ganze verehrliche Gesellschaft wünscht, daß ich erzähle, dann wage ich nicht, Ihnen den Gehorsam zu verweigern."

„So fange doch, bitte, endlich an, Nikolài Afanàßjewitsch!"

„Gerne," sagte der Zwerg mit einem freundlichen Lächeln, „und ich tue es um so lieber, weil es eine gar liebliche Geschichte ist."

Und das kleine Männchen begann.

Zweites Kapitel.

Nikolài Afanàßjewitsch gerät in Verzweiflung.

„Es war gerade ein Jahr, nachdem meine Herrin mich von meiner früheren Herrschaft gekauft hatte. Dieses Jahr hatte ich in Heimweh verlebt, — wissen Sie, weil ich von den Meinigen getrennt worden war. Selbstverständlich verbarg ich dieses mein Heimweh so sorgfältig ich nur konnte, damit es die Gutsherrin nicht bemerke oder irgendwie durch andere davon erfahre. Doch war das alles vergeblich, denn die Verstorbene sah und hörte mit ihrem großen Verstande alles. So kam mein Namenstag heran, und die Herrin geruhen zu sagen:

‚Nun, Nikolài,' sagen sie, ‚was soll ich dir für ein Geschenk geben?'

‚Mütterchen', sage ich, ‚wozu mir, Dummen, auch noch ein Geschenk? Ich bin ja auch so über die Maßen mit allem zufrieden.'

‚Nein,' geruhen sie darauf zu sagen, ‚ich gedenke dich wenigstens mit einem Rubel zu beschenken.'

Ich wagte natürlich nicht, mich zu weigern, sondern küßte ihr Händchen, sagte: ‚Das ist viel zu viel Gnade', und setzte mich wieder an meinen Strumpf. Ich hatte damals noch gute Augen, und ich und Màrfa Andrèwna, wir strickten zusammen die gleichen baumwollenen Strümpfe für ihren Sohn und meinen Herrn, Alexèj Nikitisch, der bei der Garde stand. So sitze ich, meine Herren, stricke meinen Strumpf, und auf einmal muß ich zu weinen anfangen. Gott weiß, warum mir die Tränen kamen: die Meinigen fielen mir wohl ein, wissen Sie, weil es gerade vor dem Tag meines Engels[1]) war. Màrfa Andrèwna sahen es, denn ich saß immer ihnen gegenüber auf einem Bänkchen, wenn ich strickte, und sie fragen:

‚Was ist mit dir?' geruhen sie zu sagen, ‚warum weinst du, Nikolàscha?'

[1]) Namenstag.

‚Ich weiß nicht, Mütterchen,‘ antwortete ich, ‚mir kommen die Tränen von selber . . .‘ Denn ich wußte wirklich nicht recht, was ich ihr antworten sollte.

So stand ich auf, küßte ihr die Hand und setzte mich dann wieder auf mein Bänkchen.

‚Geruhen Sie Ihre Augen von meiner Schwachheit abzuwenden,‘ sage ich, ‚die Tränen sind mir nur so in meiner Dummheit gekommen.‘

Und dann sitzen wir wieder eine Weile und arbeiten; ich stricke an meinem Strumpf, und sie geruhen ebenfalls, an einem Strumpf zu stricken. Aber wie wir so eine Weile schweigend gestrickt haben, geruhen sie zu fragen:

‚Nun, Nikolài, was wirst du mit dem Rubel anfangen, den ich dir morgen schenken will?‘

‚Den schicke ich meinem Väterchen, Herrin,‘ sage ich, ‚sobald sich eine sichere Gelegenheit dazu findet.‘

‚Und wenn‘, so sagen sie, ‚ich dir zwei schenke?‘

‚Den anderen‘, sage ich, ‚schicke ich dem Mütterchen.‘

‚Wenn ich dir aber drei gebe?‘

‚Dann schicke ich den dritten dem Bruder, Iwàn Afanàßjewitsch.‘

Sie schütteln das Köpfchen und geruhen zu sagen:

‚Viel Geld brauchst du, mein Freundchen, wenn du einen jeden der Deinen bedenken willst! Das kannst du, so ein Kleiner, in deinem ganzen Leben ja nicht abverdienen.‘

‚Unserem Herrgott‘, so sage ich, ‚hat es gefallen, mich so klein zu erschaffen,‘ und mit diesen Worten fing ich wieder zu weinen an. Wieder zog sich mein Herz zusammen, wissen Sie. Ich weine und ärgere mich über meine Tränen und muß doch in einem fort weiter weinen.

Aber sie, die Verewigte, sahen mich nur stillschweigend an — lange, lange — und dann winkten sie mich — sehen Sie, so — mit einem Fingerchen zu sich heran. Ich fiel ihr zu Füßen, und sie legte meinen Kopf zu sich auf ihre Knie, und ich weine, und auch sie geruhen zu weinen. Dann steht sie von ihrem Lehnstuhl auf und geruht zu fragen:

‚Murrst du nicht gegen Gott, Nikolài?‘

‚Nein, niemals, Mütterchen,‘ sage ich, ‚wie sollte ich denn gegen meinen Schöpfer murren?‘

‚Nun, dann wird auch er dich dafür erfreuen,‘ geruhen sie zu sagen. Dann befahlen sie mir, den Schulzen Demèntij rufen zu lassen, in ihr Kabinett, zu ebener Erde, und begaben sich selber dorthin.

‚Weine nicht, Nikolàscha,‘ sagen sie im Gehen noch zu mir. ‚Der Herr wird dich trösten und erfreuen.‘ Und das hat er auch getan.“

Hier zwinkerte Nikolài Afanàßjewitsch hastig mit seinen feinen Lidern und sprang plötzlich von seinem Stuhle herab. Er lief in eine Ecke des Zimmers, machte mit beiden Händchen eine flatternde Bewegung über den Augen, wischte sich die Augen mit seinem weißen Tüchlein und kehrte dann mit einem verschämten Lächeln auf seinen früheren Platz zurück. Als er sich wieder gesetzt hatte, begann er mit einer anderen, gewissermaßen feierlichen Stimme:

„So jährte sich der Tag meines Engels, der neunte Mai. Ich stand früh auf, meine Herrschaften, und ging auf den Zehenspitzen hinaus, um mich leise zu waschen; denn ich schlief ihnen, Màrfa Andrèwna, zu Füßen, auf dem Teppich, hinter einem Wandschirm. Ich kleidete mich an und ging dann in die Kirche, zu Frühmesse uud Hochamt. Nachher, so dachte ich, wollte ich, wie es sich gehört, meinem Engel durch den Vater Alexèi ein Tedeum absingen lassen.

So komme ich denn, meine Herrschaften, in die Kirche, und gehe geradewegs zum Altar, um den Segen des Vaters Alexèi zu empfangen. Da sehe ich, daß der selige Vater Alexèi einen ganz besonders freudigen Gesichtsausdruck hat, und er flüstert mir leise zu, er wünsche mir zu der ‚großen Freude' Glück. Ich habe das natürlich auf den Festtag bezogen und auf meinen Namenstag. Aber, meine Herren, was sollte erst noch kommen! Wie ich mit der Prosforà [1]) auf den linken Chor heraustrete, wo ich mit dem verstorbenen Vorsänger Jefimytsch sang, da erblicke ich plötzlich unter den Andächtigen die Mutter, den Vater und den Bruder Iwàn Afanàßjewitsch. Noch hatte ich Vater und Mutter unter der Menge kaum erkannt; aber den Bruder — er war ein Riese —, den sah ich sofort. Ich denke zuerst: das ist wohl nur eine Sinnestäuschung; denn ich hatte gar so große Sehnsucht, sie an diesem Tage zu sehen. Aber nein, es ist keine Täuschung! Ich sehe, wie mein Mütterchen — sie war eine Bäuerin — dasteht und vor Rührung weint. Gewiß, so denke ich, haben sie bei ihrer Herrschaft um die Erlaubnis gebeten, den weiten Weg machen zu dürfen, um ihr Kind zu besuchen. Natürlich trat ich, um die kirchliche Andacht nicht zu stören, schnell hinter den Altar, und so ging der Gottesdienst, wie es sich gehört, seinen vorgeschriebenen Gang. Aber dann . . . Ach, wenn mich diese Tränen nur nicht immer am Erzählen hindern würden!" sagte Nikolài Afanàßjewitsch, sich hastig wieder die Augen trocknend. „Wie ich nach der Messe hinter dem Altar hervorkomme, um dem Heiligen des Tages das Tedeum zu singen, sehe ich, steht da, ein Heiligenbild in Händen, sie selber, Màrfa Andrèwna, die auch zur Messe zu kommen geruht haben, und hinter ihnen mein Schwesterchen, Màrja Afanàßjewna, die Eltern und der Bruder. Wir fingen zu singen an: ‚Dem heiligen Vater Nikolài', und da, auf einmal, im Gebet, erwähnt Vater Alexèi meine ganze Verwandtschaft. Tief bewegt hat mich das alles, meine Herren. Den Vater Alexèi zahlte ich nach besten Kräften; alles was ich bei mir hatte, gab ich ihm. Er wollte es anfangs nicht annehmen; aber es geht doch nicht, daß man ganz umsonst für einen betet. Dann gehe ich auf Màrfa Andrèwna zu, um sie zu beglückwünschen [2]). Aber sie schieben mich sachte mit ihrem Händchen von sich weg und sagen:

‚Geh zuerst, deine Eltern zu begrüßen.'

Das tat ich denn auch: ich begrüßte Vater, Mutter und Bruder, und das alles unter Tränen. Meine Schwester, Màrja Afanàßjewna" — hier

[1]) Geweihtes Brot.

[2]) Der Gefeierte beglückwünscht die anderen an seinem Ehrentage.

blickte das alte Männchen mit einem freundlichen Blick auf die Zwergin — „sie weinen nicht, weil sie einen besseren Charakter haben als ich; aber ich bin schwach und weine deshalb so leicht. — So, meine Herren, kamen wir denn in die Vorhalle hinaus, und meine Herrin, Màrfa Andrèwna, holen aus ihrem Täschchen ein Geldbeutelchen heraus, an dem ich sie selber hatte stricken sehen, ohne natürlich zu ahnen, für wen es bestimmt sei.

‚Nikolàscha,' so sagen sie zu mir, ‚beschenke deine Verwandten damit.'

Ich fange an, auszuteilen: dem Väterchen einen Silberrubel, dem Mütterchen einen, dem Bruder Iwàn Afanàßjewitsch einen, lauter blanke, neue Rubelstücke. Im Beutelchen aber bleiben noch ganze vier Rubel übrig.

‚Wem befehlen Sie, Mütterchen,' frage ich, ‚diese da zu geben?'

Da sehe ich den Schulzen Dementij mit meiner Schwägerin und allen ihren drei Kinderlein auf mich zukommen, alle in neue Kittel angetan. Sie alle beschenkte ich, dank der großen Gnade meiner Herrin. Alle bekamen ihr Teil, und wir gingen zusammen aus der Kirche nach Hause; die selige Herrin voraus mit Vater Alexèi, dann ich, die Schwester Màrja Afanàßjewna, die Eltern, der Bruder, seine Frau und alle die Kinder. Meine Schwester, Màrja Afanàßjewna, geht auch hier wieder verständig und ruhig daher; aber ich, Dummkopf, wie ein Bach zerfließe ich, ohne selber zu wissen warum. Immerhin, meine verehrten Herrschaften, ging ich, wie es sich gehört, gehorsam hinter meiner Herrin her. Aber am Herrschaftstore angelangt, wußte ich nicht mehr, was ich denken sollte, und was das bedeute: ganz starr vor Schrecken stand ich da und starrte nur immer wieder hin: da standen drei Gespanne: die herrschaftlichen Reisepferde Màrfa Andrèwnas sind es, an Frachtwagen angeschirrt, und die zwei Rößlein des Bruders sind hinten angebunden; auf den Wagen aber, sehe ich, ist der ganze Hausrat der Eltern, des Bruders und seiner Familie aufgeladen. Bis dahin geruhten Màrfa Andrèwna, die mit Vater Alexèi vorausgingen, immer nur von der Heuernte zu reden und schienen mich ganz vergessen zu haben. Jetzt aber traten sie auf die Schwelle des Herrenhauses, wandten sich um nach mir und sagen: ‚Hier, mein treuer Diener, ist der Freibrief: ich schenke deinen alten Eltern und dem Bruder damit die Freiheit', und . . . und . . . dies Papier . . . diese Urkunde . . . stecken sie mir hier in die Weste hinein . . . Nein, das war mehr, als ich ertragen konnte . . ." (Hier bedeckte Nikolài Afanàßjewitsch sein Gesicht mit beiden Händen.) „‚Du!' so sage ich ganz außer mir, ‚Du redest im Wahnsinn! Grausame,' sage ich, ‚Du Grausame! Warum,' so frage ich, ‚willst du mich erdrücken mit deiner Gnade?', und hier versagte mir der Atem: in den Schläfen klopft es wild, vor den Augen flimmert es, als wäre die ganze Welt voll brennender Kirchenlampen, und da, neben den Fuhren, bin ich mit der Freiheitsurkunde bewußtlos hingestürzt."

„Ach du köstliches Alterchen!" rief gerührt Diakonus Achilla und klopfte Nikolài Afanàßjewitsch auf die Schulter.

„Ja . . .," fuhr dieser fort und wischte sich über den Mund. „Erst nach neun Tagen bin ich dazumal wieder zu mir gekommen, denn ich lag im hitzigen

Fieber. Wie ich mich verwundert umschaue, sitzen da die Herrin an meinem Lager und sagen:

‚Ach, vergib mir doch um Christi willen, Nikolàscha; beinahe hätte ich verrückte Frau dich getötet!‘

Sehen Sie, meine verehrten Herrschaften, so eine war sie, die Gutsherrin von Plodomàssow!“

„Ach, du entzückendes Alterchen!“ rief Diakonus Achilla hier wieder und zog Nikolài Afanàßjewitsch zum Spaß an einem der Knöpfe seines Fräckchens, indem er sich den Anschein gab, als reiße er ihn ab.

Der Zwerg befühlte den Knopf stillschweigend, und als er sich überzeugt hatte, daß er noch ganz war und an seinem Platze saß, fuhr er fort:

„Ja, ein wertloser Mensch bin ich, aber sie waren trotzdem besorgt um mich und würdigten mich ihres Vertrauens. Sogar ihren Kummer haben sie mir hie und da mitgeteilt, wenn die Trennung von ihrem Sohne Alexèi Nikititsch ihnen schwer auf der Seele lag. Pflegten sie einen Brief zu bekommen, so lasen sie ihn erst sofort, ganz geschwind, leise vor sich hin. Dann lasen sie oftmals den ganzen Brief laut vor. So sitzen sie da und lesen, und ich stehe vor ihnen, stricke und höre zu. Und wenn dann der Brief zu Ende ist, beginnen wir gleich eine Unterhaltung.

‚Jetzt‘, so sagen sie, ‚wird man ihn wohl bald zum Offizier befördern‘.

Und ich sage: ‚Nach der Rangordnung, Mütterchen, wird er sicherlich bald befördert werden.‘

‚Aber dann‘, so meinen sie, ‚wird man ihm nicht auch mehr Geld schicken müssen?‘

‚Freilich, Mütterchen,‘ antworte ich: ‚das wird durchaus nötig sein, daß man ihm mehr schickt.‘

‚So denke auch ich,‘ sagen sie, ‚und warum auch nicht? Wir brauchen ja hier so wie so kein Geld.‘

‚Ganz richtig, Mütterchen, zu was brauchten wir es auch?‘“ Hier schnalzte Nikolài Afanàßjewitsch mit den Fingern, seufzte und sagte mit tief bekümmerter Miene:

„Wenn aber die Schwester, Màrja Afanàßjewna, während dieser Zeit über schwieg, dann pflegten sich die Selige darüber zu erzürnen und ihr vorzuwerfen, warum sie so hölzern sei?

‚Ein Klotz bist du!‘ sagen sie, ‚ein gefühlloser Klotz! Darum hat man dich mir auch ganz umsonst, als Zugabe, als ich den Bruder kaufte, mitgegeben.‘“

Hier hielt Nikolài Afanàßjewitsch plötzlich verlegen inne, errötete über und über und sagte, zu seiner blödsinnigen Schwester gewendet:

„Sie verzeihen mir doch, Schwesterchen, daß ich das erzähle?“

„Erzählen Sie nur, erzählen Sie,“ erwiderte Màrja Afanàßjewna schwerfällig.

„Dann weinte die Schwester bisweilen,“ fuhr Nikolài Afanàßjewitsch fort; „ich aber winke ihr und rufe sie ganz leise hinaus, Màrfa Andrèwna

aus den Augen, und in irgendein Eckchen oder auf die Treppe. ‚Schwesterchen!‘ sage ich, ‚beruhigen Sie sich, und seien Sie nicht so betrübt: das *scheint* Ihnen ja nur Ungnade zu sein;‘ denn ich wußte schon, daß bei der Herrin zuletzt alles zur Gnade wird. Und ich hatte recht.

Die Schwester nahm ihr Schemelchen, setzte sich der Herrin zu Füßen und fing wieder an zu stricken. Wenn ich sah, daß der Friede aufs neue hergestellt war, ging ich zu Màrfa Andrèwna, bat mir einen Handkuß aus und sagte: ‚Unseren untertänigen Dank, Mütterchen!‘ und gleich kommen mir dabei die Tränen.

‚Du bist so ein zartfühlender, Nikolài,‘ geruhen sie zu sagen. ‚Warum nur ist sie so hölzern? Das kann ich gar nicht begreifen!‘ sagen sie wieder von der Schwester. Aber ich — hier lächelte der Zwerg: ich flüstere nur schnell: ‚Schwesterchen! gehen Sie zu ihr und bitten Sie das Händchen zum Kuß!‘ Wenn Màrfa Andrèwna das hörten, dann sagten sie gleich: ‚Bleib nur sitzen, Mütterchen, bleib nur: ich brauche deine Küsse nicht.‘ Und wieder klappern unsere Nadeln zu dritt. Nichts hört man, als nur das leise: Tri—ti—ti—ti—tri—ti-ti—‘ und: ‚Sh—sh—sh—shu—‘ fliegt bisweilen ein Mückchen vorüber.

So, in dieser ununterbrochenen Stille, meine verehrten Herrschaften, lebte man auf dem Gute Plodomàssow — und so verbrachten wir zusammen volle fünfzig Jahre.“

Drittes Kapitel.

Nikolài Afanàßjewitsch wird verlegen.

„Nun, und Ihnen selber mit ihrer Schwester, hat Màrfa Andrèwna die Freiheit nicht geschenkt?“ fragte Richter Darjànow den Zwerg, als dieser seine Erzählung beendet hatte und soeben aufstehen wollte.

„Uns? die Freiheit? Nein, Herr Valerìan Nikolàitsch, mich gaben sie nicht frei. Die Schwester, Màrja Afanàßjewna, ja, die wurde zu der elterlichen Urkunde zugeschrieben, aber mich ließen sie nicht frei, und das war ja auch nur alles zu meinem besten. ‚Nach meinem Tode‘, so geruhten sie hie und da zu sagen: ‚da kannst du leben, wo du willst (denn sie hatten für mich ein Kapital angelegt), aber so lange ich lebe, lasse ich dich nicht fort.‘

‚Wozu wäre sie mir auch, Mütterchen, meine Freiheit? Mich würden dann ja doch nur die Spatzen tothacken.‘“

„Ach, du Kleiner du!“ rief gerührt Achilla.

„Ja, freilich, so wär es“, bekräftigte Nikolài Afanàßjewitsch. „Bei uns, auf dem Gute, der Hausverwalter Gejep Stepànowitsch, dem man die Freiheit geschenkt hatte, der eröffnete ein Gasthaus und wurde Weinhändler. Und jetzt? jetzt geht er auf dem Gostinoi Dwor[1]) umher und liest den Kaufleuten die Verschen von den Zettelchen auf den Bonbons vor; dabei kann ich nichts schönes finden.“

[1]) Basar.

„Aber du, Nikolài Afanàßjewitsch, warst doch ganz der Herrin rechte Hand; Leibeigener wohl, doch nicht ihr Sklave, sondern mehr ihr Freund und Vertrauter," bemerkte Tuberòsow, um die Bedeutung Nikolài Afanàßjewitschs hervorzuheben und das Gespräch damit wieder auf das gewünschte Thema zu lenken.

„Ich diente ihr, Väterchen, Vater Propst, und suchte ihr nach bestem Können den Willen zu tun und sie zu pflegen. Wenn die Selige nach Piter[1]) oder Moskau fuhren, nahmen sie mich gewöhnlich ganz allein mit. Auf der Reise konnten sie keine weibliche Bedienung leiden. ‚Alle diese Paràschki und Milàschki', so geruhten sie zu sagen, ‚tun unterwegs nur wichtig und laufen in den Gasthöfen im Korridor auf und ab. Mein Nikolàscha aber', so sagten sie, ‚der sitzt bei mir in der Ecke, so still wie ein Häschen.'

Ich galt ja bei ihnen auch gar nicht als Mannesperson, sondern immer nur für einen Hasen."

Hier lachte Nikolài Afanàßjewitsch und fügte hinzu: „Was bin ich auch in Wahrheit für ein Mann; wenn man — Sie werden entschuldigen — für mich nirgends fertige Stiefel noch irgendwelche sonstige Männerkleidung kaufen kann. Sie hatte ganz recht, mit ihrem Wort, die Selige: ich war in Wahrheit nicht viel anderes als ein Häschen."

„Aber sie hielt dich doch nicht immer nur für ein Häschen, wenn sie dich doch verheiraten wollte", bemerkte hier der Polizeimeister Porochònzew.

„Ja, das war so ein Herzenswunsch von ihr, Woïn Wassìljewitsch," sagte der Zwerg verlegen. „Ja, das war es, mein Herr", fügte er ganz leise hinzu, „sie dachte wirklich daran."

„Wirklich, Nikolài Afanàßjewitsch?" riefen mehrere Stimmen zugleich.

Nikolài Afanàßjewitsch senkte die Blicke verschämt auf seine Knie und flüsterte kaum hörbar:

„Ich kann nicht lügen: es war wirklich so."

Hierauf bestürmten alle Anwesenden das kleine Männchen mit inständigen Bitten:

„Nikolài Afanàßjewitsch, Täubchen, erzählen Sie es uns!"

„Ach, meine Herren, was ist da zu erzählen," weigerte sich errötend und mit den Händen abwehrend Nikolài Afanàßjewitsch.

Aber man ließ mit Bitten nicht nach; die Damen ergriffen seine Hände und küßten ihn auf die Stirn[2]); er fing die Damenhände auf, die ihn berührten, und zog sie an seine Lippen, fuhr aber fort, sich zu weigern, indem er erklärte, die Geschichte sei zu lang und nicht interessant genug.

Da fiel plötzlich etwas hart zu Boden. Die Hausfrau, die gerade dicht vor dem Lehnstuhl des Zwerges stand, wich erschreckt zur Seite, und da lag Diakonus Achilla auf den Knien, flehend die Hände zu Nikolài Afanàßjewitsch emporgehoben.

[1]) Abkürzung für Petersburg.

[2]) Es war früher in Rußland üblich, daß die Damen den Herren während des Handkusses die Stirn mit den Lippen berührten.

„Nikòla . . . Nikolàscha . . . Nikolàwra . . . wenn du uns nicht gleich erzählst . . . wie man dich hat verheiraten wollen . . . dann bist du einfach unser Freund nicht mehr!"

„Ich will ja, ich will alles erzählen, nur erheben Sie sich, Vater Diakonus!"

Achilla stand auf, streifte den Staub von seinem Priesterrock und rief: „Aber nun, meine Herrschaften, kehren Sie gefälligst alle auf ihre Plätze zurück: ich bitte um Ruhe. Sie aber, verehrte Hausfrau, lassen Sie Nikolàwra ein Glas Wasser mit Wein geben — von Ihrem besten!"

Alle setzten sich. Man reichte Nikolài Afanàßjewitsch ein Glas Wasser, in das er selber ein paar Tropfen roten Weines goß. Dann fing er an.

„Das, meine Herren, war bald nach dem Friedensschluß mit den Franzosen, als ich mit dem in Gott ruhenden Zar und Kaiser ein Gespräch hatte."

„Wie, Sie haben mit dem Kaiser gesprochen?" unterbrachen den Erzähler hier mehrere Stimmen.

„Das wundert Sie, nicht wahr?" erwiderte mit seinem sanften Lächeln der Zwerg. „Ihm selber, dem Kaiser Alexander dem Ersten, habe ich die Ehre gehabt, Rede zu stehen."

„Hahaha! Gott strafe mich — was für ein Schelm ist dieser Nikolàscha!" rief plötzlich vor Wonne jubelnd Diakonus Achilla. „Jetzt sehen Sie ihn mal an, den Kleinen — und der hat mit dem Zar gesprochen!"

„Bleib doch ruhig sitzen, Diakonus — ruhig," sagte ermahnend und beschwichtigend Tuberòsow.

Achilla machte eine Bewegung, die sagen sollte, er wolle nun schweigen und setzte sich.

Der Zwerg begann wieder.

Viertes Kapitel.

Nikolài Afanàßjewitsch zeigt sich in seinem ganzen Glanze.

„Die ganze Geschichte nahm ihren Anfang sozusagen von jenem Gespräch mit dem Kaiser, und das geschah so: meine Herrin, Màrfa Andrèwna, wünschten in Moskau zu sein, als man den Kaiser nach seinem Siege über Napoleon dort erwartete. Natürlich wurde ich nach ihrem Willen auch mitgenommen. Sie, die Selige, waren damals schon recht bejahrt und infolge häufigen Unwohlseins einigermaßen heftig und leicht beleidigt. Das junge Volk langweilte sich bei uns im Hause, und darum fehlte es an Gästen, was die Selige mit stets neuem Verdrusse empfanden. Die Schuld suchten sie aber nicht bei sich selber, sondern zürnten am meisten auf Alexèi Nikititsch.

‚Gewiß,' so sagten sie, ‚sei in seinem Haushalt in Moskau nicht alles in der gehörigen Ordnung, so daß man sich bei ihm belustigen könnte wie

anderswo, und deshalb, so meinten sie, würde sie von allen vergessen. Darum verschaffte Alexèi Nikititsch seinem Mütterchen eine Einladung zu einem Ball, zu dem man den Kaiser erwartete. Dafür reichten Màrfa Andrèwna dem Sohne die Hände zum Kusse, und vor mir verhehlten die Selige nicht, daß ihr diese Einladung große Freude mache. Für mich wurde bei dem französischen Schneider ein blauer Frack bestellt, aus englischem Tuch mit goldenen Knöpfen daran. Die Hosen — verzeihen Sie, meine verehrten Damen! — wie die Weste und die Halsbinde waren weiß, und dazu ein Jabot mit Spitzen und auf den Schuhen silberne Schnallen. Ganze zweiundvierzig Rubel hat das alles gekostet. Alexèi Nikititsch war es, der sich ausgebeten hatte, daß man auch mich dorthin, auf den Ball, mitnehmen dürfe, weil er seiner Mutter diese Freude machen wollte. Es war dem Maître d'hôtel befohlen worden, mich in die Orangerie zu führen und gegenüber von dem Saal, in dem man den Kaiser erwartete, mir eine Ecke anzuweisen.

Es geschah auch alles genau so, meine gnädigen Herrschaften. Und doch kam noch etwas ganz anderes dabei heraus. Der Maître d'hôtel wies mir ein Plätzchen in der Ecke neben einem großen Baum — man nennt ihn chinesische Palme — und sagte, ich solle acht geben, was ich von dort erblicken würde. Was aber war von dort aus zu sehen? Nichts. So machte ich es denn, wie Zachäus, der Zöllner, und kletterte an einem niederen Felsen hinauf, der aus Tuffstein gemacht war und einen richtigen Felsen vorstellen sollte. Auf den kletterte ich bis zur Spitze, da stand ich gerade unter der Palme und konnte mich an ihrem Stamme festhalten. Im Saal gegenüber ist Lärm und Lichterglanz und Musik; die Menge wogt dort auf und nieder — ich aber sehe noch immer nichts als bloß Köpfe und wieder Köpfe. Ich dachte schon, so würde für mich der ganze Abend vergehen, aber es sollte sich so machen, daß ich mehr zu sehen bekam, als sie alle zusammen. Plötzlich kam eine große Bewegung in alle diese Köpfe: sie schoben sich auseinander, und der Kaiser mit dem Fürsten Galizyn[1]) kommt geradenwegs aus der Hitze des Tanzsaales herausgeschritten und in die Orangerie herein. Und stellen Sie sich vor — kommt nicht nur in die Orangerie, sondern auch noch gerade in den fernen, kühlen Winkel, wo man mich versteckt hatte. Ich bin nur so erstorben, meine Damen — auf dem Felsen dort erstorben, und kann nicht hinunter."

„Bist du sehr erschrocken?" fragte Tuberòsow.

„Wie soll ich es Ihnen beschreiben, Vater Propst? Ich kann nicht sagen, daß ich gerade erschrocken war, aber auch nicht, daß mir nicht bange gewesen wäre."

„Ich wäre weggelaufen," konnte sich Diakonus Achilla nicht enthalten zu sagen.

„Ich bin aber nicht davongelaufen," entgegnete der Zwerg. „Bange war mir, aber ich blieb ruhig stehen. Und währenddessen schreiten ihre Majestät näher und immer näher, und ich höre schon, wie ihre Stiefelchen Rip—rip—

[1]) Zweifellos Fürst Dimitry Wladimirowitsch Galizyn (1771—1844), Generalgouverneur von Moskau.

rip — so ein ganz klein wenig krachen. Ich sehe ihr Antlitz, so ein mildes Antlitz, und den gütigen Blick. Da packt mich eine Art Verzweiflung: was fällt dir ein, denke ich, daß jetzt gerade du ihm vor die Augen kommen sollst? Und die Gedanken drohen mir zu vergehen, und es ist, als erstarrten die Glieder . . . Da plötzlich wenden der Kaiser sein Köpfchen — so — und ich fühle, wie sie geruhen, ihre Blicke gerade auf mich zu werfen und sie auf mir festzuhalten. Da denke ich: bin ich denn eine Bildsäule, oder bin ich ein Mensch? Nein, ich bin ein Mensch. So habe ich mir denn Mut gefaßt und begrüße meinen Kaiser. Sie sehen mich an und geruhen zum Fürsten Galizyn auf französisch zu sagen: ‚Ach, welch ein Miniaturexemplar! Wem,‘ so fragen sie, ‚mag es wohl gehören?‘

„Ich sehe, daß Fürst Galizyn um die Antwort verlegen ist, und da ich Französisch verstehe, so antworte ich selber:

‚Der gnädigen Frau von Plodomàssow,‘ sage ich, ‚Eure Kaiserliche Majestät!‘

„Der Kaiser wenden sich mir zu und geruhen zu fragen:

‚Welcher Nation gehören Sie an?‘

‚Ein treuer Untertan bin ich,‘ sage ich, ‚Eurer Kaiserlichen Majestät.‘

‚Wo stammen Sie her?‘ geruhen sie weiter zu fragen.

‚Aus dem Bauernstande,‘ erwidere ich, ‚als treuer Untertan Eurer Kaiserlichen Majestät!‘

Da lachten der Kaiser.

‚Bravo!‘ — geruhen sie zu scherzen, ‚bravo, mon petit sujet fidèle!‘ und nehmen mich so, mit der Hand, am Kopf.“

Hier senkte Nikolài Afanàßjewitsch die Stimme und setzte mit einem sanften Lächeln hinzu:

„Mit ihrem Händchen haben sie mich so genommen und umarmt, aber hier . . . von ihnen unbemerkt, mit dem Knopf ihres Ärmelaufschlags, haben sie mir dabei ganz schrecklich schmerzhaft die Nase angedrückt.“

„Und du? Du hast wohl geschwiegen? Hast nicht aufgeschrien?“ fragte der Diakonus.

„Bewahre! Wie wäre denn so etwas möglich? Sobald sie mich wieder losgelassen hatten,“ schloß Nikolài Afanàßjewitsch, „küßte ich ihr Händchen und sagte, ich sei hochbeglückt, der Ehre gewürdigt worden zu sein! — Das war mein ganzes Gespräch mit Seiner Majestät. Dafür aber, als man mich herunterhob von meinem Felsen unter der Palme, und auch dann noch, im Wagen, als wir nach Hause fuhren, da habe ich natürlich den ganzen Weg über geweint.“

„Warum hast du denn im Wagen geweint?“ fragte Diakonus Achilla.

„Warum? Ja wieso denn ‚Warum‘?“ antwortete erstaunt und nur mit Mühe seine Tränen wegzwinkernd, der Zwerg. „Natürlich aus Rührung; weshalb weint man denn sonst?“

„Ach so, ja, aus Rührung! versteht sich!“ meinte Achilla. „Nun, und das vom Heiraten?“

„Erlauben Sie! Das kommt auch sofort.“

Fünftes Kapitel.

Nikolài Afanàßjewitsch als Bräutigam.

„Sobald sich die Nachricht verbreitete, daß ich zufällig die Aufmerksamkeit des Zaren auf mich gezogen habe, und dies in den vornehmen Häusern Moskaus bekannt wurde, fingen die selige Màrfa Andrèwna an, mich überallhin mitzunehmen und allen zu zeigen. Ich war aber auch wirklich, und ohne mich einer Lüge schuldig zu machen, damals der allerkleinste Zwerg in ganz Moskau. Aber nicht lange währte das — im ganzen nur einen einzigen, kurzen Winter lang . . ."

Hier erscholl plötzlich ein seltsamer Laut, wie ein heftiges, halbersticktes Grunzen. Der Diakonus hatte sich mit dem Kopf über die Rücklehne seines Stuhles geworfen und lachte krampfhaft.

Als er bemerkte, daß sein Lachen die Erzählung unterbrochen hatte, richtete sich Achilla wieder auf und sagte:

„Es ist nichts, — nichts! . . . Tu mir den Gefallen und erzähle weiter, Nikolàscha! Ich lache nur über meine eigenen Angelegenheiten. Es fiel mir gerade ein, wie der Graf Klenỳchin einst mit mir sprach."

Der Zwerg schwieg.

„So erzähle doch weiter, es ist ja wirklich nichts dabei!" bat Achilla. „Es fiel mir nur ein, wie damals Graf Klenỳchin kam, um unser neues Seminar zu besichtigen, und ich ihn begrüßte, so ungefähr, wie du den Kaiser. Da sagte er zu mir: ‚Scher dich zum Teufel, du Dummkopf!' Das war unser ganzes Gespräch, und das war es, worüber ich lachen mußte."

Der Zwerg lächelte und fuhr fort:

„Den darauffolgenden Winter," erzählte er, „brachte die Generalin Wichiòrow aus Petersburg eine kleine Deutsche mit, namens Metta Iwànowna, eine Zwergin, noch um einen ganzen Finger kleiner als ich. Meine selige Herrin, Màrfa Andrèwna, wollten gar nichts davon wissen. Anfangs geruhten sie immer zu sagen, diese Zwergin könne gar keine wirkliche, richtige Zwergin sein: man habe ihr gewiß Blei zu trinken gegeben. Aber wie sie dann hingefahren sind und sie selber gesehen haben, da erzürnten sie sich sehr darüber, daß Metta Iwànowna so niedlich weiß und rot aussah und so wohlgebildet war. Von da an träumten sie bei Tag und Nacht nur noch davon, wie sie Metta Iwànowna für uns kaufen könnten. Die Wichiòrowna aber wollte nichts davon hören. Vergeblich machten ihr Màrfa Andrèwna Vorstellungen: ‚Mein Nikolài,' so sagen sie, ‚ist gescheit und hat sogar dem Kaiser zu antworten verstanden; dein Mädel aber,' so sagen sie, ‚was ist an ihm? Es sieht nur auswendig hübsch aus; etwas Besonderes kann ich nicht an ihm finden.' Hierauf sagen die Generalin, daß sie auch an mir nichts Besonderes sehen können — und so streiten sich unsere Herrinnen eine Weile lang um uns beide herum. Màrfa Andrèwna sagen zur Generalin: ‚Verkaufe mir Metta,' und jene sagen, Màrfa Andrèwna möge ihnen mich abreten. Da gerieten Màrfa Andrèwna ganz außer sich. ‚Ich will sie dir ja nicht als Spielzeug abhandeln,' geruhen sie zu sagen, ‚sondern als Braut will

ich sie kaufen, um meinen Nikòlai mit ihr zu verheiraten!' – Die Generalin Wichiòrow aber sagen darauf: ‚Nun gut, so kann er sie ja auch bei mir heiraten.' Màrfa Andrèwna erwidern: ‚Ich gebe dir von ihren Kindern, wenn sie welche bekommen.' Jene aber sagt dasselbe: daß auch sie Màrfa Andrèwna von den Kindern geben wolle, falls welche auf die Welt kämen. Darauf befahlen mir Màrfa Andrèwna im Zorn, von Metta Iwànowna Abschied zu nehmen. Aber kaum sind zwei, drei Tage vergangen, so halten es die selige Herrin nicht aus, und wir fahren wieder zur Generalin, und sobald wir eingetreten sind, platzen sie heraus: ‚Höre du, Mütterchen, um keine leeren Worte zu machen — ich will dir tausend Rubel für deine kleine Mißgeburt da geben!' Daraufhin hat die Generalin mich zwar keine Mißgeburt genannt, aber meiner Herrin zweitausend Rubel für mich geboten. Nun fingen sie an, einander zu überbieten, immer höher und höher, bis Màrfa Andrèwna zuletzt im Zorn schrien: ‚Ich handle nicht mit meinen Leuten, Mütterchen!' und die Generalin darauf, daß sie es mit den ihrigen ebenfalls nicht tuen — und dann befahlen sie mir und Metta Iwànowna wieder, Abschied voneinander zu nehmen.

Bis zu zehntausend Rubel hinauf, meine verehrten Herrschaften, handelten sie so um uns beide, und ohne daß die Sache irgendwie vorwärts gekommen wäre. Denn wenn meine Herrin zehntausend für die Zwergin boten, so überbot sie jene sofort mit elftausend für mich.

Den ganzen Winter lang, bis zum Frühjahr, meine Herrschaften, zog sich dieser Streit hin, und Màrfa Andrèwnas Charakter, das muß ich sagen, litt darunter ganz furchtbar. Tieftraurig wurden sie und beinahe schwermütig. Dazwischen wieder machen sie mir die zornigsten Vorwürfe: ‚An allem,' so sagen sie, ‚bist nur du selber ganz allein schuld, du Tölpel du, daß du gar keinen Eindruck auf das Mädel zu machen verstehst, damit es dich von selber will!'

‚Mütterchen, Màrfa Andrèwna,' sage ich, ‚ja womit denn, Wohltäterin, sollte ich einen Eindruck auf Metta Iwànowna machen? Gewähren Sie mir ihre Hand zum Kusse,' sage ich."

„O, du Kleiner!" flüsterte hier der Diakonus gerührt.

„Nun ja, so ging das weiter. Schon war der Frühling da, schon war es Zeit für uns, aus Moskau nach Plodomàssow überzusiedeln. Aber wie die Rede darauf kam, konnten sich die selige Herrin zu nichts entschließen und befahlen mir statt dessen, das hispanische Gewand anzuziehen. Wieder fuhren wir zu der Wichiòrin, und wieder wurde der Handel nicht abgeschlossen. Màrfa Andrèwna sagen zu ihr: ‚Nun, so erlaube wenigstens deinem Wechselbalg, mit meinem Nikolàscha vor dem Hause auf und ab zu gehen.' Damit waren die Generalin einverstanden, und Metta Iwànowna und ich gingen in der Mäßnizkaja, die Straße, in der Generalin wohnten, gegenüber von ihrem Hause, zusammen auf und ab. Auch das schon bereitete der seligen Màrfa Andrèwna großen Spaß. Sie hatten uns dazu die verschiedensten Kostüme anfertigen lassen. So konnten sie zum Beispiel sagen: ‚Nikolàscha und Metta, zieht einmal heute die Bauerntracht an.' So klappern wir dann beide nebeneinander in Holzschuhen einher, ich in Kamisol und Hut, Metta Iwànowna

in einer hohen weißen Haube. Feierlich gehen wir drunten, auf der Straße, auf und ab; um uns her aber versammelt sich viel Volk und steht da und schaut uns an. Ein andermal befehlen die selige Herrin, uns als Türken zu verkleiden, oder als Matrose und Matrosin, und wir gehen so geschmückt auf die Straße hinab. Auch Bärenkleidchen hatten wir, aus braunem Flanell, die wie Futterale genäht waren. Dahinein wurden wir bisweilen gesteckt, und dann sah man von uns beiden nichts mehr als nur die Augen; an den Schläfen aber hingen kleine zusammengebundene Büschelchen statt der Ohren und wackelten. Doch in dieser Verkleidung schickte man uns nicht auf die Straße, der Hunde wegen ... die hätten uns zerreißen können. Das allerschönste Kostüm aber, das die Selige hat machen lassen, hebe ich heute noch wohlverwahrt auf. Ich war als französischer Grenadier verkleidet, Metta Iwànowna als Marquise. Ich hatte eine hohe Bärenmütze, ein Gewehr mit Bajonett und eine Patrontasche; Metta Iwànowna aber ein geblümtes Kleid mit Paniers und einen großen Fächer. Ich stellte mich in der Tür auf, und Metta Iwànowna ging mit ihrem Fächer an mir vorüber, wobei ich jedesmal das Gewehr präsentierte.

Darauf fingen dann gewöhnlich Màrfa Andrèwna und die Generalin wieder an, um uns zu handeln, weil eine jede uns besitzen wollte, um uns zu verheiraten.

Hierbei muß ich aber noch bemerken, daß meine Herrin diesen ganzen Staat und alle diese verschiedenen bunten Kostüme auf ihre eigenen Kosten machen ließen, weil sie immer noch ganz bestimmt glaubten, daß wir Metta Iwànowna zuletzt doch noch kaufen würden. Je mehr Kostüme meine Herrin für mich und Metta Iwànowna anfertigen ließen, um so sicherer rechneten sie darauf, daß wir beide ihnen gehören würden. Aber es sollte ganz anders kommen."

Sechstes Kapitel.

Nikolài Afanàßjewitsch als Heuchler.

„Wie der Sommer nahte, sagten Màrfa Andrèwna zur Generalin: ‚Was soll denn daraus werden, Mütterchen, mit dem ewigen Hin- und Herreden? Wir müssen doch endlich zu einem Ende kommen!' — und zu einem Ende wäre es auch beinahe gekommen — nämlich, daß man sie, meine Herrin, auf den Friedhof von Wagànjkow hinausgetragen hätte. Die Selige wurden ernstlich krank, bekamen die Gelbsucht, wurden in hohem Grade gereizt und zornig gegen jedermann und verlangten um jeden Preis, daß man ihnen gleich, aber sofort, Metta Iwànowna herbeischaffe, damit sie uns beide verheiraten könnten.

In alle Häuser zog das helle Osterfest ein mit seiner Freude; bei uns aber herrschte nichts als Aufregung, denn wir alle warteten auf eine letzte Entscheidung, und als sie endlich eintraf, wußte niemand, wie man sie der Herrin mitteilen sollte.

Da ist ihr Sohn, Alexèi Nikititsch — Gott schenke ihm Gesundheit! — dem die Angelegenheit auch schon verleidet genug sein mochte, und der einsah, daß dem Leben seiner Mutter ernstliche Gefahr drohe, auf einen plötzlichen Einfall gekommen. Er kam eines Tages mit der überraschenden Nachricht, daß die Zwergin der Generalin verschwunden sei — niemand wisse, wohin.

Màrfa Andrèwna lebten sichtlich wieder auf. es war ihnen eine Erleichterung, zu erfahren, daß die gefürchtete Rivalin die Zwergin nun wenigstens auch nicht mehr besaß. ‚Wie ist sie verschwunden, wie?' fragten sie begierig.

Alexèi Nikìtitsch erwidern, ein Jude habe sie gestohlen.

‚Ein Jude? Was für ein Jude? und wie sah er aus?'

Was haben wir da nicht alles erfunden, um sie zu beruhigen! So ein rothaariger, sagen wir, sei es gewesen, einer mit langem, kastanienbraunem Bart: man habe gesehen, wie er sie gepackt habe und dann mit ihr auf und davon sei.

‚Warum hat man ihn denn nicht festzuhalten versucht?' geruhen sie weiter zu fragen.

‚Das hat man auch gewollt; aber er trug sie ganz schnell aus einer Straße in die andere und aus einem Gäßchen in das andere. So sind sie beide verschwunden.'

‚Wie dumm von dieser Metta, nicht zu schreien, wenn sie gestohlen wird,' meinen die Herrin; ‚mein Nikolài da hätte sich um keinen Preis so ohne weiteres rauben und hinwegtragen lassen.'

‚Nein, wie hätte ich denn auch so etwas tun können, Herrin, Mütterchen! Mich von einem Juden wegschleppen lassen — nimmermehr!'

So sage ich und schäme mich dabei bis in die tiefste Seele hinein, daß ich sie so betrüge. Sie aber, gleich einem Kinde, waren bereit, alles zu glauben.

Nun aber machten Alexèi Nikitisch einen kleinen Fehler. Als guter Sohn hatten sie natürlich nur die Absicht gehabt, Màrfa Andrèwna sobald wie möglich mit mir auf das Gut zu schicken, damit sie dort alles leichter vergessen möchten. So sagten sie denn jetzt zu ihrem Mütterchen:

‚Beunruhigen Sie sich ja nicht, Mütterchen,' so sagen sie, ‚man wird sie schon wieder finden, denn es wird fleißig nach ihr gesucht, und sobald sie gefunden ist, schreibe ich Ihnen sofort darüber aufs Gut.'

Aber die Selige, wie sie das hören, klammern sich sofort an dieses Wort fest

‚Nein,' sagen sie, ‚wenn nach ihr gesucht wird, so bleibe ich lieber hier. Gar zu gerne möchte ich diesen Juden sehen, der sie gestohlen hat.'

Ja, meine Herren, da blieb uns schon nichts anderes mehr übrig, als den Polizisten von unserem Quartier in unser Geheimnis einzuweihen. Jeden Tag kam der von da ab zu uns und log ihr vor, man suche überall nach der Geraubten, könne aber ihre Spur bisher noch nicht entdecken. Dafür drückten ihm Màrfa Andrèwna jedesmal ein blaues Papierchen in die Hand; mich aber sandten sie jeden Morgen zur Frühmesse in die Kirche des heiligen Johannes des Kriegerischen, einen Bittgottesdienst für die entflohene Magd absingen zu lassen."

„Johannes des Kriegerischen, sagst du? Ihm ließest du Bittgottesdienste absingen?" — unterbrach Achilla den Zwerg.

„Jawohl, Johannes des Kriegerischen."

„Da hättest du besser getan, zu Fèdor Tiron zu beten."

„Setze dich doch, Diakonus, setze dich! Man sagt dir ja, du sollst still sitzen!" bestimmte Vater Sfawèlij. „Du aber, Nikolài, fahre fort."

„Ich habe nichts mehr zu sagen, Väterchen; meine Geschichte ist schon

so gut wie beendet. Wie wir eines Tages mit Màrfa Andrèwna aus der Kirche der heiligen Gottesmutter von Twerſk heimfahren, kommt uns auf der Petròwka in ihrem offenen Wagen geradewegs die Generalin entgegengefahren, und Metta Iwànowa mit ihnen. Da wurde meiner Herrin auf einmal alles klar, und ſie fingen da im Wagen an bitter-bitterlich zu weinen."

Der Zwerg verſtummte.

„Nun, Nikòla!" ermunterte ihn Vater Sſawèlij.

„Ja — was weiter? Zu Hauſe angekommen, ſagen ſie zu Alexèi Nikìtitſch: ‚Du, mein Sohn,' ſo ſagen ſie, ‚biſt ein Dummkopf, daß du es gewagt haſt, deine Mutter zu belügen, und dazu auch noch den Lügner, den Poliziſten vom Quartier, herzubringen,' und hiermit befahlen ſie, einzupacken, und wir fuhren davon."

„Nun, und Sie ſelber?" wurde Nikolài Afanàßjewitſch von allen Seiten mit Fragen beſtürmt, „haben Sie es denn gar nicht entgelten müſſen?"

„Freilich," erwiderte das alte Männchen, „freilich. Geradeaus haben ſie mir zwar nichts geſagt, aber immerfort Anſpielungen darauf gemacht. Jedesmal, wenn wir uns auf der Heimreiſe in irgendeinem uns bekannten Gaſthofe aufhielten und ſie ſich mit dem Hausmeiſter über wirtſchaftliche Angelegenheiten zu unterhalten geruhten, fügten ſie gleich hinzu: ‚Jetzt,' ſo ſagen ſie, ‚ſage ich dir lebewohl; mich ſieht man in der Hauptſtadt nicht wieder, keine Macht der Welt bringt mich dorthin zurück.' — ‚Was hat Sie denn dort ſo erzürnt, gnädige Frau?' fragte der Hausmeiſter, und ſie darauf: ‚Erzürnt bin ich nicht, und meinen Zorn braucht dort gottlob niemand zu fürchten. Aber ich mag keine Heuchler' — und hiermit ſchauen ſie mich jedesmal ſo von der Seite an."

„Nun — und?"

„Nun, ich habe natürlich verſtehen müſſen, daß das auf mich und Alexèi Nikìtitſch gemünzt iſt. So trete ich denn auf ſie zu, küſſe ihr Händchen und flüſtere: ‚Ich habe Ihre Ungnade verdient, Herrin . . . ja, ich habe ſie verdient!'"

„Axios," bemerkte der Diakonus.

„Ja, Axios. Mit dieſem Bekenntnis meiner Schuld, das ich zu jeder Minute aufs neue abzulegen bereit war, iſt es mir auch endlich gelungen, ſie wieder zu beruhigen."

„Ergreifend!" rief Tuberòſow.

Nikolài Afanàßjewitſch wandte ſich den geſamten Zuhörern zu und ſchloß:

„Sehen Sie, meine Herrſchaften, ich ſagte Ihnen ja ſchon zu Anfang, daß meine Geſchichte die allereinfachſte iſt und unintereſſant dazu. Und hiermit Schweſter," fügte er aufſtehend hinzu, „wollen wir heimfahren."

Marjà Afanàßjewna machte ſich zur Fahrt bereit, und alle ſtanden von ihren Sitzen auf, um die kleinen Gäſte zu begleiten.

Nikolài Afanàßjewitſch nahm ſeine mit Daunen gefütterte Mütze und reichte einem jeden das Händchen zum Abſchied. Bei Achilla tat er es mit einiger Vorſicht, bei Vater Tuberòſow mit beſonderer Herzlichkeit.

„Nikolàſcha," ſagte dieſer, „ſchade, daß du ſchon gehſt! Mit dir geht das liebe Märchen von der guten, alten Zeit . . ."

Über Anselm Feuerbach.

Aus dem Nachlaß Heinrich J. Holtzmanns mitgeteilt

von

Robert Holtzmann.

Durch die folgende Veröffentlichung einer Aufzeichnung meines Vaters, die ich in seinem Nachlasse gefunden habe, hoffe ich, das Bild Anselm Feuerbachs in der Erinnerung des deutschen Volkes, das seinem großen Sohne einst Mißachtung und Verkennung, jetzt aber Verehrung und Liebe zugewandt hat, in einigen Zügen lebendiger zu gestalten. Der Beitrag, den ich liefere, ist an Umfang nicht groß. Jedoch sein Wert wird dadurch erhöht, daß der, der ihn vor jetzt fast fünfundzwanzig Jahren niedergeschrieben hat, zu den wenigen gehörte, die sich der Freundschaft des Künstlers rühmen durften, daß er zudem die Menschen warmen Herzens, aber kritischen Geistes zu betrachten pflegte, und seine Beobachtung, zwar nur selten, dann jedoch mit absoluter Treue aufzeichnete. Es steht mir nicht zu, viel von ihm zu sprechen. Aber einige Worte dürften zur Würdigung des Folgenden doch willkommen sein.

Mein Vater, der Theologe Heinrich Julius Holtzmann[1]), war nicht ganz drei Jahre jünger als Feuerbach und hat im Herbst 1868 dem damals neunundvierzigjährigen Maler in Rom näher treten dürfen. Seitdem sind sie sich diesseits und jenseits der Alpen noch öfters begegnet und gern in ernsten und heiteren Gesprächen beieinander gewesen. Die nahen Beziehungen von Henriette Feuerbach, der trefflichen Stiefmutter des Malers, zu dem Haus meines Großvaters Georg Weber in Heidelberg hatten die Bekanntschaft meines Vaters mit Anselm veranlaßt und brachten es auch in der Folge mit sich, daß die beiden sich nie aus dem Auge verloren. Erst mit dem frühen Tode Feuerbachs (4. Januar 1880) endete die Freundschaft, soweit Verehrung und Liebe auf dieser Erde ein Ende nehmen können; denn die Erinnerung an die gemeinsame Zeit hat mein Vater dauernd als einen köstlichen Schatz im Herzen bewahrt.

Was die beiden verknüpfte, war nichts Äußerliches. Nach Arbeit und Beruf standen sie sich fern, aber in ihrer Art hatten sie manche Ähnlichkeit miteinander, und gerade das Fehlen beruflicher Beziehungen und kollegialer Alltäglichkeiten zog sie zueinander hin. Wenn so jedes eigentlich fachwissenschaftliche Gespräch mit Absicht unterblieb, so war doch ein gegenseitiges Verständnis allgemeinerer Art in reichem Maße vorhanden; das Verhältnis der beiden, neuen Bekanntschaften zunächst eher mit Zurückhaltung als mit vorschneller Offenheit gegenübertretenden Männer wäre sonst nicht so dauernd und tief gewesen. Feuerbach, einer Gelehrtenfamilie entstammend, der Sohn des Archäologen und Neffe des Philosophen

[1]) Geboren 17. Mai 1832 in Karlsruhe, 1861 außerordentlicher, 1865 ordentlicher Professor an der Universität in Heidelberg, 1874 in Straßburg, Herbst 1904 emeritiert, seit April 1906 in Baden-Baden, gestorben daselbst 4. August 1910.

Feuerbach, empfand nicht nur deutlich die verschiedenen Grundlagen von Kunst und Wissenschaft, sondern war sich ebenso klar über die positive Seite: Wesen, Interessen, Berechtigung beider Teile; hochmütige Einseitigkeit des Urteils, die nie das Zeichen eines reichen Geistes ist, war ihm gänzlich fremd. Mein Vater andererseits, dem Feuerbach gern zeigte, was er gerade unter den Händen hatte, oder was an leuchtenden Schätzen unverkauft und unbegehrt in seinem Atelier stand, fühlte sich vom ersten Tage an durch diese Schöpfungen im Inneren ergriffen und hat ihnen dauernd seine unverminderte Bewunderung und Liebe bewahrt, bis er vor kurzem, dreißig Jahre nach dem früh vollendeten Freund, seine hellen Augen geschlossen hat. Mein Vater liebte die Kunst und stand in einem eigenartigen Verhältnis zu ihr, das Feuerbach von vornherein ganz richtig erkannte. Als mein Vater im Herbst 1868 mit zwei Reisebegleitern (den Mathematikern Heinrich Weber und Fritz Eisenlohr) in Rom bei ihm angelangt war, ließ sich Feuerbach in einem Brief an seine Mutter Henriette folgendermaßen über die neuen Bekannten aus[1]: „Ich war gestern mit den Herren in Tivoli; wir waren vergnügt. Professor Holtzmann und der junge Weber sind vollkommen angenehm, und wir sehen uns abends täglich, da ich mich bis jetzt zur Kampagne[2]) noch nicht entschließen konnte . . . Professor Holtzmann scheint mir richtig zu denken und zu fassen, ohne vielleicht das zu sein, was man einen Kenner zu nennen pflegt." Damit traf Feuerbach die volle Wahrheit. Mein Vater war weder Künstler noch Kunstgelehrter, aber er hatte sich ein reines und naives, dem wahrhaft Großen, auch wenn es neu war, empfängliches Gemüt bewahrt. Die Grundlagen, auf denen er stand, waren die großen Künstler der Vergangenheit, deren Namen ihm heilig und über alle Anfechtung erhaben waren. Kein Zweifel, daß gerade die Wertschätzung der italienischen Renaissance ihn aufs engste mit Feuerbach verbunden hat. Nie aber hat ihm solche Verehrung der großen Meister den Sinn verschlossen für das Schöne, das die Gegenwart um ihn her schuf. Noch in seinen letzten Jahren konnte man die intuitive Sicherheit bewundern, mit der er das künstlerisch Wertvolle erkannte und liebevoll erfaßte, das Schlechte verwarf. Das war die Gabe, die ihm auch die Kunst Feuerbachs erschlossen hat zu einer Zeit, da sie für die anderen noch ein Buch mit sieben Siegeln gewesen ist.

Die Veranlassung zu der folgenden Aufzeichnung meines Vaters war eine Bitte des Heidelberger Kirchenhistorikers Adolf Hausrath, mit dem mein Vater befreundet war, und der im Juli 1887 einen Aufsatz über „Scheffel und Feuerbach" erscheinen ließ (Deutsche Rundschau, Bd. 52, S. 97 ff., jetzt wieder abgedruckt bei Hausrath, Alte Bekannte, Bd. 3: „Erinnerungen an Gelehrte und Künstler der badischen Heimat", 1902, S. 146 ff.). Dazu hatte sich Hausrath auch an meinen Vater gewandt. Dieser aber fand erst spät, am 4. März 1887, Zeit zur Antwort, da er damals völlig in Anspruch genommen war durch eine schwere Erkrankung seiner Frau (darauf spielen die ersten Worte der Aufzeichnung an). Hausrath hatte seinen Aufsatz inzwischen vollendet, und er hat die Bemerkungen meines Vaters auch nachträglich nicht mehr benutzt. Nach seinem Tode (gest. 2. August 1909) kamen sie in den Besitz meines Vaters zurück. Ich gebe sie im folgenden ohne jede Auslassung oder Veränderung wieder; nur die Überschrift und die Anmerkungen rühren noch von mir her.

[1]) Julius Allgeyer, Anselm Feuerbach. Zweite Auflage, herausgegeben von Carl Neumann. 1904. Bd. II, S. 99. Weber und Eisenlohr waren damals beide Privatdozenten der Mathematik an der Universität Heidelberg. Eisenlohr, geb. 16. Juli 1831 in Mannheim, gest. 22. Juli 1904 in Heidelberg als außerordentlicher Professor. Weber, ein Schwager meines Vaters (Bruder meiner Mutter, Sohn des Historikers Georg Weber), geb. 5. März 1842 in Heidelberg, jetzt Professor ord. in Straßburg i. E. (Allgeyer verwechselt ihn mit seinem jüngeren Bruder Friedrich, gest. 19. Januar 1895 in Berlin).

[2]) Das heißt zur Aufnahme der Winterarbeit.

Heinrich J. Holtzmann über Anselm Feuerbach.

(4. März 1887.)

Es ist möglich, daß ich lange nicht mehr schreiben werde, und so will ich die ruhigen Stunden dieses Morgens dazu benutzen, meine Erinnerungen an Feuerbach insoweit zu sammeln, als sie überhaupt mitteilbar oder vielmehr formulierbar sind. Denn der Verkehr, in welchem ich etwa zehn Jahre über mit ihm stand, war intermittierend und von der Art, daß er immer nur den Moment, darin er stattfand, füllte, diesen aber auch in äußerst genußreicher und anregender Weise. Wie aber ich nie daran gedacht habe, es mit einem Mann zu tun zu haben, über dessen Art und Gepflogenheiten ich jemals Bericht zu erstatten hätte, so hat auch er in mir alles andere, nur keinen Interviewer gesehen, und wenn ich jetzt nicht ohne einige Überwindung daran gehe, Aufzeichnungen zu machen, von denen die eine oder die andere in die Öffentlichkeit gelangen könnte, so ist es mir, als zupfe er mich von hinten am Kragen oder sehe mich aus einer Handzeichnung, welche über meinem Pulte hängt [1]), spöttisch an und mache mir mit irgendeiner seiner ironischen Wendungen bemerklich, daß er sich eines Besseren von mir versehen hätte. Allerdings habe ich schon zu seinen Lebzeiten einmal gleichsam hinter seinem Rücken etwas Ähnliches verübt; ich schrieb über etwa ein Dutzend seiner großen Bilder, die ich nicht bloß nach Kopien oder Photographien kannte, unter Verwertung dessen, was ich zufällig einmal von ihm gehört hatte, aber meist nur nach eigenen Einfällen eine Art Kommentar. Diesen habe ich gleich nach seinem Tode seiner Mutter geschickt mit der Bemerkung, daß das Geschriebene für sie ausschließlich bestimmt sein soll, da sie allein die für Beurteilung desselben erforderliche Nachsicht besitzen wird [2]). Übrigens ist es auch viel leichter, über seine Bilder zu schreiben als über ihn selbst. Kein Moment seines Lebens war als solcher sozusagen für die Presse druckfähig. Er stand nie so da, daß man ihm den Wunsch absehen konnte, etwa in solcher Pose auf die Nachwelt überzugehen. Er hielt überhaupt den Nachruhm, weil man persönlich nicht einmal etwas davon hat, für die absurdeste Form der von den griechischen Philosophen, die auf dem Symposion [3]) zusammensitzen, erfundenen seltsamen Schwärmerei, sich statt klarer Ansichten begrenzter und mit Farbenwechsel erfüllter Räume, wie der Maler sie allein brauchen kann, unendliche Perspektiven in ein ewiges Blau zu gestatten. Höchstens gewährte ihm da oder dort einmal der Gedanke, es werde nach seinem Tode mancher die Entdeckung machen, dem Anselm Feuerbach hätte man während seines Lebens etwas mehr Beachtung schenken dürfen, eine schadenfrohe Genugtuung [4]). Manchmal habe ich daran denken müssen, wenn mir gleich beim Eintritt in die Berliner Nationalgalerie von dem Treppenhause des Tempels herab die altbekannten Gestalten [5]) entgegenleuchteten, wie ich sie einst in Rom habe entstehen sehen. Vorher hatte ich nur seine flüchtige Bekanntschaft auf einem musikalischen Abend bei seiner Mutter gemacht. Ich glaube es zunächst dieser letzteren verdanken zu müssen, wenn Anselm

[1]) Madonna mit dem Kinde; Allgeyer a. a. O., Bd. II, S. 521, Nr. 209. Jetzt im Besitz meiner Schwester, Frau Geheimrat Adelheid Steinmann in Bonn.

[2]) Über den Verbleib dieses Kommentars konnte ich leider nichts feststellen.

[3]) Das heißt auf dem bekannten Bild Feuerbachs „Das Gastmahl des Platon", das sich in einer ersten Gestalt in der Karlsruher Galerie, in zweiter Darstellung in der Nationalgalerie zu Berlin befindet. Allgeyer, Bd. II, S. 538, Nr. 488; S. 542, Nr. 557.

[4]) Vgl. Feuerbachs Äußerungen an die Mutter in seinem Vermächtnis („Ein Vermächtnis von Anselm Feuerbach", 4. Aufl., 1897) S. 150: „Glaube mir, nach fünfzig Jahren werden meine Bilder Zungen bekommen und sagen, was ich war und was ich wollte." Und in dem oben zitierten Aufsatz von Hausrath, S. 210 (Deutsche Rundschau, S. 122): „Oft sehe ich hundert Jahre voraus und wandle durch alle Galerien und sehe meine eigenen Bilder in stillem Ernst an den Wänden hängen."

[5]) Des Symposion.

dann im August und September 1868 mir und meinen Reisegefährten [1]) in Rom ein Entgegenkommen bewies, wie es gerade das Gegenteil von der Art der Behandlung darstellte, welcher sich deutsche Künstler oder Gelehrte in der Regel erfreuten, wenn sie sich ihm zu nähern versuchten [2]). Zumal den Italien durchstöbernden deutschen Professor mit der Brille konnte er durchaus nicht vertragen. Aber auch den Künstlern ging er meist aus dem Wege, und vielleicht hat er es an mir zu schätzen gewußt, daß ich auf Reisen meine eigenen Fachgenossen ebenfalls zu vermeiden wußte und er in meiner Gesellschaft nie in Gefahr geriet, in theologische oder kirchenpolitische Kontroversen verwickelt zu werden. Auch unter uns haben wir nie von dem geredet, was in des einen oder des anderen Zunft hineingehörte. Er speziell schien wenig Freude an der seinigen zu haben. Wenn er oben am Sibyllentempel [3]) nach den Wasserfällen des Anio herabsah und die dort emsig beschäftigten Künstler entdeckte, wurde er schon nervös; erst nachdem wir die unangenehme Stelle passiert hatten, fing seine Laune wieder an zu spielen. Diejenige Seite seines Wesens, zu welcher die letzte Spezialerinnerung eine Illustration bildet, ist als zunächst auffälligste Äußerung seines Naturells und Temperaments am häufigsten besprochen worden, und gar manche, die ihm in den Weg getreten, schienen oft als Errungenschaft aus solcher Begegnung nur die Lebensregel davongetragen zu haben: künstlerischen Naturen weiche man besser nach rechts aus, um nicht in Gefahr zu geraten, von ihnen umgangen und links stehen gelassen zu werden! Und doch hat man sich ein ganz falsches Bild von ihm gemacht, wenn man das scheue Zurückfliehen einer vornehmen Natur in sich selbst für inhuman abstoßendes Wesen nahm, und nur Böswillige haben ihn als grämlichen, verbitterten Menschenfeind verzollt [4]). Ganz im Gegenteil wollten dann wieder wirkliche Menschenverächter in ihm etwas auffällig Kindliches bemerken, und sie kamen jedenfalls der Wahrheit näher. Seine Mutter aber schrieb mir einmal: „Er war ganz heiter, für glanzvollen Sonnenschein angelegt, aber die Kraft, Stürme und Unglück zu ertragen, war ihm versagt." Es ist ganz wahr, daß er überall nur der Sonne, oft sogar nur ein wenig Sonne bedurfte, um ganz glücklich zu sein [5]). Dann ließ er sich gehen, und selbst der Tonfall seiner Rede bestach die Hörenden durch die geschmeidige Weichheit, welche auch unter deutschen Landsleuten den an die italienische Konversation Gewöhnten kennzeichnete. Italiener war er überhaupt wie in Aussehen und Auftreten so auch vielfach innerlich geworden. Dabei aber durch und durch deutsch, sobald die patriotische Ader in Anspruch genommen wurde. Im Sommer 1870 stand ich mit ihm auf der Mannheimer Rheinbrücke, welche eben von deutschem Kriegsvolk passiert wurde. Die Art, wie er auf diese Eindrücke reagierte, und dann sein ganzes Auftreten während des Krieges in Heidelberg wie in Rom ließen keinerlei Zweifel daran aufkommen, daß internationale Blasiertheit oder ästhetische Indolenz das Vaterlandsgefühl nicht zu verdrängen vermocht hatten [6]). Von dem, was er aber sonst innerhalb des deutschen Vaterlandes vorfand, imponierte ihm allerdings das Meiste gar nicht, so nach wie vor 1870. Wie viele von uns, welche in Ländern einheimisch geworden sind, über welche die

[1]) Fritz Eisenlohr und Heinrich Weber; vgl. oben S. 135 mit Anm. 1.

[2]) Vgl. zum folgenden den Abschnitt „Die Deutschen in Rom" im Anhang von Feuerbachs Vermächtnis, S. 170 f.

[3]) In Tivoli.

[4]) Ihr unrichtiges Urteil wirkt noch heute nach; vgl. z. B. Adolf v. Oechelhäuser, Aus Anselm Feuerbachs Jugendjahren (1905), S. 8: „Feuerbach war ein Menschenverächter."

[5]) Vgl. den Brief Feuerbachs an seine Mutter vom Januar 1854: „Wie viel Schlimmes braucht es doch, um einen guten, gesunden Menschen zu ruinieren, und wie wenig, wie wenig könnte ihn manchmal retten" (Vermächtnis S. 49).

[6]) Feuerbach an seine Mutter, Dezember 1870: „Sei so gut, mir die Einnahme von Paris umgehend telegraphisch zu melden, damit ich der erste bin, der die Fahne heraussteckt." Vermächtnis S. 120.

französische Revolution mit ihren sozialen Folgen hinweggegangen ist, war er gegen Standes- und Rangesverhältnisse in einem Maße gleichgültig geworden, das ihm das Leben im deutschen Kleinstaat oder Großstaat gleich penibel erscheinen ließ. Er behandelte den Kellner Emilio im Café Carlo auf dem Corso [1]) viel weltmännischer und höflicher als diesen oder jenen Würdenträger von Staat oder Kirche in Deutschland. Vollends unerträglich, ja geradezu unverständlich scheint ihm die österreichische Bureaukratie und Courtoisie gewesen zu sein. Alle seine Freunde priesen es als einen hohen Glücksfall, als ihnen die Kunde von der Berufung nach Wien zu Ohren kam [2]). Hatte doch das über alle Schwankungen bereits hinausgehobene und so vollberechtigte Souveränitätsgefühl des genialen Künstlers einen oft peinlich wirkenden Kontrast mit der Dürftigkeit seiner Mittel und den prekären Bedingungen seines Daseins gebildet. Endlich einmal fester Boden unter den Füßen! Aber auf festem Boden schien derjenige nicht mehr heimisch werden zu können, den ein widriges Geschick gezwungen hatte, die längste Zeit über in schwankem Boote auf der hohen See zu treiben, und der dabei auch seine Segel gewöhnlich gegen den Wind gestellt hatte oder wenigstens niemals darauf sich einrichten mochte, mit dem Winde zu fahren, möge er nun blasen, woher er wolle. Kaum hatte er seinen Wiener Posten ein Jahr lang eingenommen [3]), so war all sein Dichten und Trachten darauf gerichtet, aus Verhältnissen, die ihm gänzlich unleidlich und unwürdig erschienen, wieder Abschied zu nehmen. Als endlich seine Mutter, auf sein Drängen eingehend, die passende Form für das Abschiedsgesuch gefunden und er seinen Namen unter ein Schriftstück gesetzt hatte, welches den bald fünfzigjährigen Künstler aufs neue einem ungewissen Lose preisgab [4]), da beseelte uns andere ein banges, ihn selbst aber ein triumphierendes Gefühl, wie wenn ein großes Werk gelungen wäre — gleichsam die Krönung des Gebäudes. „Jetzt bin ich wieder ich selbst, bin Künstler wie zuvor" — sagte er und zog über die Alpen, wo er demnächst seine Ruhe finden sollte.

So kehren auch meine Erinnerungen über die Alpen zurück, nach Rom, und wenden sich dann noch einmal der Heidelberger Heimat zu. In Rom lernte ich ihn in der strahlendsten Periode des noch ungebrochenen Künstlermutes kennen. Und welch ein Gesellschafter war er, zumal für den, welcher auch in der besten und angenehmsten Begleitung zuweilen das Bedürfnis empfindet, mit sich selbst allein zu sein! Er war einer der bequemsten Menschen in dem Sinne, als man niemals die Empfindung hatte, von ihm belastet zu sein. Er brauchte die Grenzen, innerhalb welcher ein zeitweilig fast täglicher Verkehr genußreich sein kann, nicht erst aus anderen heraus- und anderen nachzuempfinden; das eigene Bedürfnis lehrte ihn sicher das Ziel finden oder vielmehr immer noch etwas vor diesem Ziele, da es heißt jam satis est, abzubrechen. Da fand man sich in einem römischen Café zusammen, trennte sich wieder, begegnete sich, indem jeder seines Weges ging, und fand sich doch fast ohne Verabredung wieder zusammen, um Beobachtungen und Eindrücke auszutauschen. War er in Heidelberg, so empfand er nie die Versuchung, Menschen, die er beschäftigt wußte, zu stören. Kam man aber zu ihm, in das geschmackvoll eingerichtete Arbeitszimmer in der Wohnung seiner Mutter [5]), so war er stets bei der Hand. Mit einer italienischen Begrüßung sprang er vom Sofa auf, und wenige Augenblicke entschieden über die nächste

[1]) Bei S. Carlo al Corso.
[2]) August 1872.
[3]) Er hat ihn im Mai 1873 angetreten.
[4]) Juni 1876. Allgeyer Bd. II, S. 281—283 druckt eine an den Kultusminister gerichtete Begründung des Abschiedsgesuchs. Von der Mitwirkung der Mutter finde ich hier nichts; doch ist bei den nahen Beziehungen, in denen Frau Feuerbach zum Haus Weber und meinem Vater in Heidelberg gestanden hat, an der Richtigkeit obiger Angabe nicht zu zweifeln.
[5]) Frau Hofrat Feuerbach wohnte in Heidelberg laut Adreßbuch 1868 Westliche Hauptstraße 82, 1870 Bienenstraße 3, 1872 Theaterstraße 11, 1876 Östliche Hauptstraße 102.

Stunde und ihr Wie und Wo. Nur zu längeren Gängen in Wald und Feld entschloß er sich ungern, und meist nur seiner Mutter und den ihr befreundeten Familien zu Gefallen. Schmächtig und zart gebaut, wie er war, war er ein Feind körperlicher Anstrengungen, und selbst in Italien hielt er sich später fast nur noch auf den gebahnten Wegen, so daß quantitativ leicht jeder Tourist mehr gesehen haben konnte. Aber die ihm einmal lieb gewordenen Pfade wandelte er mit großer Treue; alles, was Oberflächlichkeit und Flatterhaftigkeit bedeutet, lag dem Menschen so fern wie dem Künstler.

Über manches, was Du vielleicht zu wissen begehrst, könnte ich Dir keinen Aufschluß geben, selbst wenn ich mich innerlich dazu berechtigt wüßte. In die Beziehungen zu seinem römischen Ideal, das fast auf allen bedeutenderen Bildern eine Rolle spielt[1]), war ich nicht eingeweiht. Eine tragikomische deutsche Jugendliebesgeschichte hat er mir einmal sehr amüsant im Café Wachter[2]) erzählt. Aber vom anderen abgesehen, leben einige Hauptpersonen noch.

Joseph Victor Widmann.

(1842—1911.)

Es ist vorteilhaft, den Genius
bewirten: gibst du ihm ein Gastgeschenk,
so läßt er dir ein schöneres zurück.

Die Schweiz kann das Wort der Leonore Sanvitale also deuten: Im Jahre 1845 nahm sie Victor Widmann, weiland regens chori im Kloster Heiligenkreuz bei Wien, gastlich auf und erwählte ihn zum protestantischen Pfarrer von Liestal im Kanton Basel. Das schönere, zwiefache Gastgeschenk, das er zurückließ, war — ein Dichter, der unserer neueren Schweizerdichtung eine philosophische Provinz eroberte, und ein Kritiker, der nie den eigenen Strahl zerlegend die Werke aller anderen im kritischen Spektrum zu verführerisch schönen Farbenspielen lockte: Joseph Victor Widmann.

Welch zarter Schmelz lag über seiner Jugend im Pfarrhaus zu Liestal, daß später seine schweifende Erinnerung sie nie anders zurückrief, als in der zärtlichsten Kunstform, der Idylle! Hier wandeln Menschen, die an ihrer Tafel nur die klassische Edelfrucht dulden, Mozart in- und auswendig kennen, als wären sie mit ihm auf dem Dutzfuße, und mit drei Schritten neben einem altehrwürdigen Flügel stehen, den Beethovens Hände geadelt. Diese Menschen wären Fabelwesen, wenn sie nicht außerhalb der Idylle den gut bürgerlichen Namen Widmann trügen. „Bin, der Schwärmer" (1895) ist die anmutige Silhouette des jungen Widmann zu Anfang der sechziger Jahre, da er seine literarischen Fühler hervorreckte, ohne daß er schon, „was ihm der blasse Mond vertraut, hieß indiskret mit schwarzen Lettern drucken". Der Kandidat Wernicke im Vorspiel zum „Heiligen und die Tiere" (1905) trägt die Maske des in Heidelberg und Jena theologiebeflissenen Widmann, während der alte Lux einen Pfarrer darstellt, wie Widmann einer geworden wäre, wenn er nicht sein Leben auf die Feder gestellt hätte. Weder Gotthelf noch das Pfarrerle im „Alten Turmhahn" Mörikes, geschweige denn der brave Pfarrherr, dessen „Woche" Anette von Droste-Hülshoff erzählt, hätten ungemischte Freude an diesem Kollegen. Widmann seufzte nie, er

[1]) Nanna; vgl. Allgeyer, Bd. I, S. 469—474 und das Bild bei v. Oechelhäuser, S. 112.
[2]) In Heidelberg, bei der Heiliggeistkirche (Ecke Hauptstraße und Marktplatz).

habe leider auch Theologie studiert; denn sie ist eine der Erlebnisquellen, an die der Blutkreislauf seiner gestalteten Ideen zurückführt; sie drückt ihm den Stoff in die Hand zur Weltanschauungsdichtung, deren Schauplatz weniger das Herz als der geprüfte Intellekt der Menschheit ist; sie fordert durch den Reiz des Widerspruches sein brillantestes Talent heraus, das er während vierzig Jahren zu Nutz und Frommen der deutschen Literatur übte: die Kritik.

Eine liebenswürdige Schicksalsfügung! Die Schweiz erhält in dem Redakteur am Berner „Bund" ihren Ludwig Speidel, oder lieber sei gesagt, ihren weniger funkelnden Ferdinand Kürnberger just in dem Augenblicke, als sie das Wort vom literarischen Holzboden der Schweiz widerlegte, und wir das Schauspiel erlebten, wie sich Gottfried Keller und Conrad Ferdinand Meyer in die epische Glorie teilten. Was sind diese zwanzig Jahre von 1870—1890 für einen Kritiker, was das einzige prachtvolle achte Jahrzehnt! Ein feierlicher Zug von Gestalten mit unvergeßlichen Profilen wallt an J. V. Widmann, dem Kritiker, vorüber: Ulrich von Hutten, Jürg Jenatsch, der Heilige; sie alle in den Brokatgewändern, die nur die Sprache C. F. Meyers zu vergeben hat. Zwischen ihnen die aus den fünfziger Jahren stammenden Seldwyler, denen sich neue Sonderbündler zugesellten; die Figuren der „sieben Legenden", die Keller selber „Auf Goldgrund" erschienen; Hadlaub, der Narr von Manegg und jenes krause Original, in dessen tüchtiger Wunderlichkeit schon Goethe einen Vorgeschmack der Kellerschen genoß: der Landvogt von Greifensee. Und seit 1879 durfte Widmann auch von lyrischen Überraschungen sprechen: Leuthold setzte ein, 1882 und 1883 folgten Keller und Meyer, 1886 Adolf Frey.

In mannigfachen Ausdrucksformen schlug Widmann die Brücken zwischen Dichter und Publikum. Für Heinrich Leuthold warb er mit melodisch beschwingten Versen. Als der schweizerische Bundesrat Gottfried Keller 1889 zum siebzigsten Geburtstag den Gruß und Dank des ganzen Schweizervolkes entbieten wollte, zweifelte dieser keinen Augenblick, daß es durch die Feder Widmanns am festlichsten und schlichtesten zugleich geschehen könne. Diese Feder war zu gütig, um nach deren Tode den Jüngeren es doppelt zu sagen: Les rois s'en vont. Sie lebten ja auch fort; wenige verspürten wie Joseph Victor Widmann, daß die Schweizer Erzähler entweder von Seldwyla herkamen oder aus den Bauernhöfen Gotthelfs. Neue Menschen haben die Jüngeren selten entdeckt, aber die Seele der firneglühenden Alpen hat ihnen neue Schönheit geschenkt. Solches fühlte Widmann besonders, wenn die jüngeren Talente sich in ihren Romanen in den Salon der Großstadt verirrten. — Widmanns Feuilletons im Berner „Bund" sind eine Literaturgeschichte. Und mancher deutsche und österreichische Dichter wird sich erinnern, in den Spalten des „Bundes" ersten Ruhm gekostet zu haben. Nur einen Lehrsatz verfocht Widmann in seiner undogmatischen Kritik, einen seltsamen Anachronismus.

Trotz Flauberts „Madame Bovary", Balzacs „comédie humaine", Tolstois „Anna Karenina" glaubte er an die Wiedergeburt des Versepos. Und fragte man ihn nach dem künstlerischen Paradigma, so legte er seine Hand auf die Werke: „Prometheus und Epimetheus" und „Der olympische Frühling" von Carl Spitteler. Er redet für sie mit einem Glauben, der Berge von Einwänden versetzt. Sein Talent, glühend, schwärmerisch bewundern, die eigenen Leistungen vergessen zu können, hat Conrad Ferdinand Meyer erfahren: „Ich habe in der Besprechung meiner Gedichte . . . Ihre mir längst bekannte Güte wiedererkannt, welche Sie ebenso glücklich machen muß, als den, der sie zu kosten bekommt" (7. Juli 1891). — Wie aber behauptete sich neben diesen kritischen Altruismus der naturnotwendige Egoismus des Dichters Joseph Victor Widmann? Wie kann dieselbe Hand kritische Kommentare schreiben, und in der nächsten Stunde den Musen dienen? Es schwingt in der Tat in den Dichtungen Widmanns die Weltliteratur mit. Sein schmiegsames Temperament zwängt nicht der Welt die Stoffe auf,

sondern sie ihm. Schopenhauer führt ihn zu seinem Epos „Buddha", Goethes „Iphigenie" entlockt ihm eine Weiterdichtung, wie sie ein dreister Dreiundzwanzigjähriger wagt; „Hermann und Dorothea" bieten die Möglichkeiten zu dem Idyll: „An den Menschen ein Wohlgefallen". Die Farce „Der Kopf des Crassus" spricht nur zu denen, die von der Schulbank her sich noch an die Bakchen des Euripides erinnern. „Der Heilige und die Tiere" ist zwischen der Bibel und Faust erwachsen. Aus dem flammenden Widerspruche zu Nietzsches „Jenseits von Gut und Böse" wird das Schauspiel geboren, in dem ein Nietzscheaner im Traume die Malatestarolle spielt. Nachdem Conrad Ferdinand Meyer das Cinquecento der deutschen Dichtung eroberte und Gregorovius' Händen Lucrezia Borgia entriß, gelüstet es Widmann, den Spötter „Aretin" zu retten, gegen den Jakob Burckhardt die Abneigung nicht verhehlte. Widmanns kleinere „Spectacles dans le fauteuil" mit den zart temperierten Gefühlen, anmutige griechische Scherze: „Lysanders Mädchen", das ebensogut in der Rokokozeit spielen könnte. „Der greise Paris", „Oenone" hat er fürs Publikum geschrieben, „Die Muse des Aretin" aber für sich. Nicht in dem Aretin, in „dessen Tintenfasse Weinberge und Landgüter schwimmen können", erkannte er sich, wohl aber in dem impressionistischen Kritiker. Er hat dem skrupellosen Spötter die geniale Bosheit seines Schmähbriefes an Michelangelo nicht verschwiegen, aber dafür in dem einen Augenblick, in dem Aretin von Reue zerknirscht steht, uns mit ihm versöhnt. — Freilich eines soll man nicht: Widmanns „Aretin" lesen, wenn wir etwa die letzte Seite „des Plautus im Nonnenkloster" soeben erst zugeschlagen, uns die prachtvolle Satzarchitektur noch umschwebt, mit der Poggio die Kirche der Lernäischen Schlange vergleichend als Humanist seine Fazetie einleitet, die er mit der geschmeidigsten Höflingsgrazie gegen Cosmus Medici endet.

Widmann, den die Manie des Vollendens nicht plagte, gelang die historische Koloristik des Stiles schlecht, und den großen Stil warfen ihm jene Gestalten in seinen Werken um, ohne die er es nicht tat: die Satiriker und Kritiker. Daß er sich nicht dem modernen Konversationsstücke verschrieb? Als Schweizer schweifte seine Sehnsucht wohl um das Theater herum, aber er wußte, daß sie dort nicht zu Hause sei. Die Maler und bildenden Künstler hat die Erzählungskunst der Schweizer eingeführt, aber die eigentlichen Helden der Rampe nie. C. F. Meyer und Gottfried Keller haben zeitlebens eine unerwiderte Liebe zum Drama gehegt; Widmann wurde sie teilweise erfüllt. In Meiningen erlebte er zwei Premieren durch die Gunst des Herzogs Georg; Brahms, der mit Widmann in jenen Tagen am Hofe weilte, prüfte ihn jeden Tag, „ob das dickflüssige, schwarzgallichte Blut des rauhen Republikaners Verrina sich schon einigermaßen in das dünne, tänzelnde des Hofmarschalls von Kalb verwandelt habe". — Keine Frage: wenn statt Gottfried Keller Joseph Victor Widmann nach Berlin gezogen wäre, um einem dramatischen Brennpunkt nahe zu sein, wir wären vielleicht um ein paar bühnensichere Werke reicher, aber vielleicht um jene zwei Dichtungen ärmer, die nicht für das sichtbare Theater geschrieben sind: „Die Maikäferkomödie" (1895) und „Der Heilige und die Tiere" (1903). Die Maikäfer, die skurrilen Mimen, spielen uns das Leben vor und erheben die Frage nach dem Warum des Daseins. Die Menschen, wie sie der Optik der Tiere sich zeigen, werden in neue Perspektiven gerückt. Wiewohl der Maikäfer seinen Habitus beibehält, erwirbt er die Eigenschaften der verschiedenen Menschenkategorien. Nur „Dummerchen" kennt sich bei uns nicht aus, während die übrigen Leidgefährten über eine intime Kenntnis unserer Art verfügen, die Rostand mit Absicht im „Chantecler" nicht aufkommen läßt. Die Haupthandlung unterbricht Widmann durch die Kontraste des feinen, gepflegten Humors. In der gewollten barocken Mischung von Tragik und Komik ist das Problem der leidenden Kreatur doch erst mit dem Handgelenk des souveränen Künstlers gestreift, während es im „Heiligen und die Tiere" blutig ernst zu Ende gedacht wird. In die eine Stelle des Markus-Evangeliums: „Und war allda in der Wüste vierzig Tage und war versucht von dem Satan und war bei den Tieren"

dichtete Widmann die ergreifendsten Möglichkeiten. Das Vorspiel erscheint nurmehr als ein geistreiches Aperçu neben den erschütternden Episoden, in denen der Heilige durch den Ring Salomonis die Sprache der Vögel vernimmt. Fast grausam ist die Plastik der Tierszenen: der Raben, die den Hasen verfolgen und zerhacken. Biblische und mythologische Reminiszenzen erhalten neuen Sinn. Die Schlange glitzert und funkelt mit so starker Dialektik, daß der Heilige nicht durch Worte, nur durch die Tat sie widerlegen kann. Dem sterbenden Löwen, der jeden Augenblick verschmachtet, reicht er in der Schildkrötenschale den letzten Trank. — Indem Widmann den „Heiligen" auf den Berg der Versuchung geleitet, erklimmt er selber den Gipfel seiner Kunst. Die Leidenschaft des Dämons Asasel steigert sich in einer dramatischen Kurve. Man zittert für den Heiligen, der fast unterliegen könnte, aber die Masken des Dämons durchschaut. Keine Überhebung war es, wenn nach solchem Kampfe der Dichter den Heiligen zu denselben Engeln führt und mit der Musik ähnlich beseeltester Verse tröstet, die den Faust aufnehmen.

Mit der Idylle setzte Widmann ein, und in ihrem zarten Flor entrückt der Meister uns den einzigen großen Helden, an den er glaubte, diesen Vertreter der leidenden Menschheit. Das Wort der Schlange, „die Welt müßte erbleichen, wenn jemand sie nach ihrer Güte früge", widerlegt der Heilige, indem er den Menschen sein Mitleid zuwendet. Die geprüfte Hauptgestalt in „Jenseits von Gut und Böse" kann ihm beistehen mit dem Wort: „Es gibt nur ein großes Heldentum. Das ist im Grunde eines guten Herzens." Es war die Erkenntnis Joseph Victor Widmanns, der durch sie auch stets das befreiende, alle Hemmungen überwindende Lächeln gab, jenes ganz eigentümliche, das man nicht hört, aber in den Werken leise spielen sieht: „die Künste eines Muskels, der gerade so und nicht anders gebildet ist; durchschneidet ihn mit einem kleinen Schnitt, und alles ist vorbei!" Ach, wie recht hat Gottfried Keller! Seit dem 5. Oktober 1911 wissen wir es, da der Tod ihn und, kaum drei Wochen später, seine Gattin dahinraffte. Dem großen Dichter, dem Förderer und Anreger, dem Menschen hat die Blaudrossel den Psalm vorausgesungen, den er glauben und auf sich beziehen durfte, als er uns entschwand:

Ich weiß nicht, war mein Leben leicht?
Es war am Ende voll Beschwer?
Jetzt aber, da es mir entweicht,
Strömt voller Glanz aus ihm mir her.

Eduard Korrodi.

Die politische Weltlage.

Berlin, 15. Dezember 1911.

Ein stürmisch bewegtes Jahr neigt sich zu Ende und der Horizont des heraufdämmernden neuen ist gleichfalls von Wetterwolken verhängt. Bei der Fülle der Erörterungen und Enthüllungen, die uns jetzt über die drei kritischen Monate Juli, August, September geboten werden, wundert man sich mit Recht, daß der europäische Friede trotzalledem bewahrt geblieben ist. Wir sehen mit leisem Gruseln, wie oft er an einem dünnen Faden hing, und daß wir widerwillig den Diplomaten danken müssen, die diesen Faden nicht zerreißen ließen. Widerwillig, denn im letzten Grunde hatten die Diplomaten allein Schuld an der allgemeinen Verstörung. Die deutsche Regierung hatte den Vormarsch der Franzosen nach Fez, zum Schutz ihrer Offiziere, die sich dort als Instruktoren der Armee des Sultans Muley Hafid befanden, nicht gehindert, aber gleichsam zur Ablösung ihrer Rechte in Marokko einen Teil des französischen Kongogebietes gefordert, um die östliche Grenze von Kamerun abzurunden und nach dem Kongoufer zu gelangen. Diese Verhandlungen waren im Gange, als sich die englische Regierung einmischte und durch eine herausfordernde Rede des Handelsministers Lloyd Georges das Recht beanspruchte, daran teilzunehmen. Eine Weile schien es, als ob England gewillt sei, alle Ansprüche Frankreichs zu unterstützen, die sich natürlich durch die Aussicht auf Englands Beistand steigerten. Nur allmählich gelang es, diese englischen Einflüsse auszuschalten und den Vergleich zwischen den beiden allein beteiligten Mächten abzuschließen. Dieser Vergleich bewegt sich auf einer mittleren Linie und wurde darum in Frankreich wie in Deutschland von den eifrigsten Kolonialschwärmern angegriffen, schließlich aber doch als einzige Lösung von den Regierungen und den Parlamenten angenommen. Der Engländer und Deutschen, der Franzosen und der Italiener hat sich derselbe Kolonialhunger bemächtigt. Das Protektorat der Engländer in Ägypten hat das Protektorat der Franzosen in Marokko, den Krieg der Italiener in Tripolis, die Ausdehnung der Deutschen nach dem Kongogebiet herbeigeführt: es sind die Folgen einer Ursache, eines Dranges. Dabei ist für die ruhige Beobachtung zunächst alles noch Zukunftsmusik. Niemand weiß, ob diese Gebiete die Opfer lohnen werden, die sie an Geld und Menschen Jahrzehnte lang fordern dürften. Jede Verwicklung in Europa wird für England in Ägypten, für Frankreich in Marokko zu einer ernsten Gefahr. Das tripolitanische Abenteuer ist für Italien unabsehbar und kann verhängnisvoll werden, wenn sich das Band des Dreibundes lockern und der österreichisch-italienische Gegensatz sich zuspitzen sollte.

Drei Monate lang, seit dem Ausgang des Septembers, währen schon die Kämpfe in Tripolis, und noch sind die Italiener, obgleich sie von Woche zu Woche immer neue Truppen hinübersenden, über das Weichbild der Stadt nicht in das Innere vorgedrungen. Die Türken, von den Arabern auf das kräftigste unterstützt, leisten am Rand der Wüste einen hartnäckigen ausdauernden Widerstand, und schon heißt es in den italienischen Zeitungen, daß der Vormarsch bis zum Frühjahr verschoben bleiben würde. Die italienische Kriegsleitung hatte die Rechnung auf Grund einer irrtümlichen Voraussetzung gemacht: Der Gegensatz zwischen den Türken, der herrschenden Rasse, und den Arabern, den Eingeborenen, würde jeden Widerstand lähmen, die Besetzung Tripolitaniens ein militärischer Spazier-

gang sein. Um so grausamer ist die Enttäuschung. Der Islam erwies sich als ein stärkeres Element, das die politischen und rechtlichen Unterschiede und Anstöße rasch überwand und Türken und Araber in geschlossener Einheit den Italienern gegenüberstellte. Jedenfalls verfrüht, um das mindeste zu sagen, war die Erklärung der italienischen Regierung, sie habe für immer und ewig von Tripolitanien Besitz ergriffen. Selbst wenn die Türkei gezwungen würde, Tripolis abzutreten, würde es ein Menschenalter dauern, ehe Italien tatsächlich in den Besitz des Landes kommen könnte; man braucht nur an Algerien zu erinnern und sich die Kämpfe und Kosten auszumalen, die Italien bevorstehen, einem Lande, das so unvergleichlich wichtigere und notwendigere Kulturaufgaben in seinem Innern auszuführen hat.

Der Krieg, der darüber zwischen der Türkei und Italien ausgebrochen ist, schädigt die wirtschaftlichen Interessen des Landes durch den Boykott der italienischen Waren in der Türkei und die Bedrängnis der Italiener in den levantinischen Handelsstädten. Hunderttausend Italiener gehen dort, meist im Handel, ihrem Erwerbe nach: die Mehrzahl von ihnen sieht sich jetzt vor dem Hasse der Eingeborenen zur Heimkehr für immer gezwungen. Denn dieser Haß wird den Krieg überdauern. Wie in Tripolis hat auch im Ägäischen Meer und an den türkischen Küsten der Krieg etwas Aussichtsloses. Dort hindert die Wüste, hier die Rücksicht auf die Großmächte den vernichtenden Schlag, den die Italiener planen. Sie würden, ihren Zeitungen nach, am liebsten die Durchfahrt durch die Dardanellen erzwingen und durch das Erscheinen ihrer Schiffe vor Konstantinopel der Türkei den Frieden vorschreiben. Die türkische Flotte ist zu schwach, um den Kampf mit der Überzahl der italienischen Schiffe aufzunehmen, und Italien andererseits hat nicht die Mittel und Möglichkeiten, ein Heer in der Türkei ans Land zu setzen. Die beiden Gegner können nicht ernsthaft aneinander kommen, für den Krieg wie für den Frieden sind sie an den Einfluß und die Vermittelung der Großmächte gewiesen. Die wirtschaftlichen Einbußen, die der gesamte europäische Verkehr auf dem Schwarzen Meere erleidet — eine Lage, die sich besonders für Südrußland, Odessa und die Krim, empfindlich geltend macht —, die Spannung, die trotz der Genossenschaft im Dreibund zwischen Österreich und Italien wächst, sind auf die Dauer eine Gefahr für den Frieden und verlangen dringend eine Wiederherstellung der Ruhe im Mittelmeer. Von Tanger bis nach Alexandrien ist die Küste Nordafrikas in Gärung, England und Frankreich in Mitleidenschaft gezogen und Rußland durch die Aufwerfung der Dardanellenfrage aus seiner bisherigen politischen Zurückhaltung, die der Sammlung seiner Kräfte nach der japanischen Niederlage gilt, gerissen worden.

Offenbar gegen seine Neigung, da seine Aufmerksamkeit und seine Tätigkeit vollauf nach zwei anderen Seiten hin, nach Persien und China, gezogen wird. In beiden Ländern herrschen Parteiung, Bürgerkrieg und Anarchie. Den Persern ist die Verfassung, die der Schah Muzaffer-ed-Din halb freiwillig gab, halb sich von der Hauptstadt abtrotzen ließ, zum Danaergeschenk geworden. Der Versuch, sie wieder aufzuheben, kostete seinem Sohn und Nachfolger Mohammed Ali den Thron. Aus dem Lande vertrieben, lebte er in Odessa unter russischem Schutz. Aber eine starke Partei blieb ihm treu, die sich jetzt bei seiner Rückkehr an das Südufer des Kaspischen Meeres in Aufstand erhoben hat, und an den Russen, die in den Städten Täbris und Resecht vorgeschobene Posten hatten, einen Rückhalt findet. Den Russen ist jede Erstarkung Persiens, ihrer Eroberungspläne wegen, ein Grund des Ärgernisses, und der Amerikaner Morgan Shuster, der mit einigen Engländern in seinem Gefolge seit einem Jahre nicht ohne Erfolg die verrottete Finanzverwaltung in Ordnung zu bringen versucht, ein Dorn im Auge. Sie haben mit den Engländern aus der Zeit des Ministeriums Bannermann einen Vertrag, der eine Art Teilung des Landes vorsieht, die Nordhälfte mit Teheran den Russen, die Südhälfte mit Ispahan und Schiras den Engländern, und sind jetzt bereit, ihn zur Wirklichkeit zu machen, schneller und entschlossener als die Engländer, denen eine Besetzung Südpersiens eine Schwächung

ihres indischen Heeres auferlegen würde. Für Rußland ist der Besitz Teherans nur das Sprungbrett, um an die Küste des Persischen Meeres zu kommen, wo sie einen Ersatz für den verlorenen Hafen von Port Arthur zu finden hoffen. In dieser Absicht haben sie im Spätsommer des vergangenen Jahres in Potsdam mit Deutschland eine Einigung über den Anschluß der Bagdadbahn an die zu erbauenden Eisenbahnen im nordwestlichen Persien geschlossen und sich so, da Deutschland in Persien nur wirtschaftliche Interessen verfolgt, den Rücken gedeckt. Durch die Vermittelung Frankreichs, aus Gegensatz gegen Deutschland, in dem es den einzigen Feind und Konkurrenten in der Welt sieht, hat England seine frühere Abneigung gegen Rußland aufgegeben und den russischen Plänen über Persien, Afghanistan und Tibet unbesonnen die Hand geboten. Hinsichtlich Persiens dämmert den Engländern allmählich auf, daß sie ein schlechtes Spiel gespielt haben. Sie vermögen den Vormarsch der Russen nicht aufzuhalten und während ihre Einflußsphäre im Süden ein Trugbild bleibt, bedecken die Russen Nordpersien mit ihren Soldaten, Händlern und Kolonisten.

Ähnlich verlaufen die Dinge in China. Wie der König der Könige ist auch der Sohn des Himmels Pu-yi ein unmündiges Kind unter der Regentschaft seines Vaters, des Prinzen Tsun. Wie in Persien zwischen den Volksstämmen und den politischen Parteien, tobt in China zwischen den Mandschus und den Chinesen der Bürgerkrieg, der Norden steht gegen den Süden, die Zentralgewalt in Peking gegen die Selbständigkeit der Provinzen. Ausgebrochen ist der Streit wegen der Verwaltung der von Peking nach den Han-Städten — Hankau und Wutschang, wo der Hanfluß in den Jangtsekiang mündet — führenden Eisenbahn, welche die Zentralregierung wie die Machthaber der südlichen Provinzen für sich in Anspruch nahmen. Im Vergleich zu Persien besitzt das Reich der Mitte in seiner Ausdehnung und Bevölkerungszahl einen sicheren Schutz vor der Überschwemmung durch die Fremden, aber sie gewähren dafür auch einem religiösen oder nationalen Aufstand eine ungleich zähere Lebenskraft. Die gegenwärtige Empörung erscheint wie ein Wiederaufleben der Taiping-Revolution. Fort mit den Mandschus! ist die Losung, wie 1850. Nicht nur mit der Dynastie, sondern auch mit den bürgerlichen und militärischen Privilegien der Mandschus. Das Eindringen der europäischen Ideen trägt zur Zersetzung der alten Gewohnheiten und Einrichtungen bei und verbittert, da den Chinesen die leichte Anpassungsfähigkeit der Japaner fehlt, den Kampf. Sie hassen die Fremden aus tiefster Seele und können sich doch dem Einfluß und der Übermacht ihrer Technik und Kriegsmacht nicht entziehen. Vor den Persern haben sie den Vorzug eines bedeutenden Mannes an ihrer Spitze, Yuan-shi-kais, einer Diktatornatur, den, wie oft ihn auch die Mißgunst des Hofes und die Eifersucht seiner Nebenbuhler von der Leitung des Staates entfernen mochten, das Schicksal und die Not immer wieder zur ersten Stelle erhoben haben. Auch jetzt erwartet die Dynastie ihre Aufrechterhaltung, das Volk die Wiederherstellung des Friedens von ihm. Die fremden Mächte verhalten sich zuwartend, aber keineswegs teilnahmlos. Die Amerikaner ziehen bei Manila ihre Kriegsschiffe zusammen, die Russen verhandeln mit den Notabeln der Mongolei, und die Japaner befestigen durch wirtschaftliche Maßregeln und militärische Nachschübe ihre Stellung in der südlichen Mandschurei. Von Port Arthur bis Mukden gilt dort schon ihr Gesetz, während die Russen sich rüsten, sei es friedlich oder durch gelinden Druck, einen Residenten in Urga, dem Hauptorte der Mongolei, einzusetzen. Sie haben den Dalai-Lama, ihren guten Freund, und seine Priesterschaft dafür gewonnen, und so ist, wenn Yuan-shi-kais energische Hand die Teile Chinas, die auseinanderzufallen drohen, nicht wieder zusammenfaßt und dem Reiche ein Heer und eine Flotte schafft, der Sturz der Mandschus nicht mehr abzuwenden. Nach dem Siege der Japaner über die Russen schien es, als würden sie ihren Schild über China halten, aber sie stehen noch immer unter dem Druck der amerikanischen Gefahr, und die starke Seerüstung, die sie für das kommende

Jahr vorbereiten, richtet ihre Spitze gegen die Amerikaner. Es war ein Mangel an politischer Voraussicht, daß sich Japan die Vereinigten Staaten durch die Erwerbung der Philippinen so nahe kommen ließ. Damals, 1898, starrten die Japaner hypnotisch nach Port Arthur; sie konnten nicht vergessen, daß ihnen durch Rußland, Deutschland und Frankreich der Preis ihres Sieges über China entrissen worden war.

Noch sind die Europäer überall obenauf und brauchen weder die Gelben noch die Schwarzen zu fürchten. In Delhi am Ganges hat sich die Proklamation des Königs Georg V. und der Königin Marie zum Kaiser und zur Kaiserin Indiens in prunkvollen Festen bei einer Versammlung aller indischen Fürsten vollzogen. Unter allgemeinem Jubel hat der neue Kaiser die Regierung von Kalkutta nach Delhi übertragen, offenbar um der Volksstimmung, unter den Hindus wie unter den Mohammedanern, entgegenzukommen. Denn daß es in den Tiefen der einheimischen Bevölkerung grollt und gärt, dafür sprechen die verschiedensten Anzeichen, nicht zuletzt vielleicht die verheerenden Brände, die im Festlager wüteten. Aber im großen und ganzen waltet im Britischen Weltreich doch ein majestätischer Friede, der sich wohl, auch in der Verbreitung einer gewissen allgemeinen Kultur, mit dem römischen Frieden unter Hadrian und Antoninus Pius vergleichen läßt. An keiner seiner Grenzen bedrohen Barbaren die Sicherheit des Reichs und die Entwickelung seines Wohlstandes, es hat in der Welt keinen Feind, es sei denn, daß es ihn selbst herausforderte. Demnach fühlt England ein tiefes Mißtrauen gegen seine eigene Unüberwindlichkeit und Unverwundbarkeit und pocht beständig auf seine Herrschaft über das Meer, während es im viktorianischen Zeitalter niemals davon redete, sondern seinen Anspruch, eben weil er durch die Tatsachen bestätigt wurde, als Naturgesetz betrachtete. Seitdem ist der Stille Ozean zu einer neuen Weltstraße geworden, die nach der Eröffnung des Panamakanals im Jahre 1915 in wenigen Jahrzehnten dem Atlantischen Ozean die Alleinherrschaft im Handel und Verkehr der Nationen streitig machen wird. Bisher stand die Alte Welt mit der Neuen nur durch den Atlantischen Ozean in Verbindung, englische, deutsche, französische und italienische Häfen und Schiffe bildeten die einzige Vermittlung. Fortan wird man auch von den chinesischen und japanischen Häfen, den indischen und australischen in nicht allzulanger Frist nach Neuyork und Baltimore gelangen. Hier erhebt sich eine ungleich größere Gefahr für die Meeresherrschaft Englands, als sie ihm jemals die deutsche Flotte bereiten kann. Aber für diese dunklen Punkte am Horizonte haben die Engländer keine Augen, wie sie keine Ohren für das dumpfe Geräusch in Ägypten und Indien haben. Sie bedenken nicht einmal, daß jede ernsthafte Verwicklung zwischen England und Deutschland, nun gar erst der wirkliche Ausbruch eines Krieges die schwerste Erschütterung der englischen Herrschaft in diesen Ländern heraufbeschwören würde. Dann möchten die hundertfünfzigtausend Soldaten, die sie jetzt angeblich zur Unterstützung Frankreichs in jeder Stunde bereit halten, nicht eilig genug nach Alexandrien und Bombay geworfen werden können. Die Eifersucht und der Neid auf Deutschland machen die englischen Regierungen, die konservativen wie die liberalen, blind gegen alle anderen Vorgänge und die sich vorbereitenden Ereignisse in der Welt. Man erkennt es an der Hilflosigkeit Sir Edward Greys gegen das Vorgehen der Russen in Persien: er tröstet sich und das Parlament damit, daß alle russischen Unternehmungen in Persien „provisorische" seien. Er wird sich bald genug überzeugen müssen, daß sie „definitive" sind und die Russen Nordpersien nicht räumen werden, wenn nicht eine Macht aufsteht, die sie dazu zwingt.

Wie nach dem persischen Meerbusen geht Rußlands Streben unentwegt nach dem Mittelmeer. Es will nicht in dem Schwarzen Meer eingeschlossen bleiben, seine Flotte wie sein Ehrgeiz drängen nach dem Mittelmeer. Die Durchfahrt durch den Bosporus und die Dardanellen ist für seine Entwickelung darum eine Lebensfrage. Wie sollte es die jetzige kritische Lage der Türkei nicht zu einer günstigen

Lösung derselben benutzen? Für Deutschlands Interessen wäre das Erscheinen der russischen Schiffe im Mittelmeere nur günstig, die Vorherrschaft der beiden Großmächte in diesem Meere wäre damit gebrochen. Jetzt, da Frankreich und England in russischer Freundschaft erglühen, werden sie ihm hoffentlich nicht entgegentreten und die Türken es nicht wagen, dem russischen Verlangen mit kategorischer Ablehnung zu begegnen. Aber auf der anderen Seite ist es klar, daß mit der Öffnung des Bosporus und der Dardanellen Konstantinopel seine bisherige Unnahbarkeit verliert. Seit dem Vorgehen Frankreichs in Marokko, Italiens in Tripolitanien ist nichts unmöglich in der Bedrängung des Islams. Immer mehr erbleicht der Halbmond Mohammeds am Horizont. Wenn jetzt die Unabhängigkeit Persiens von den Griffen des russischen Adlers zerrissen wird, bleibt die Türkei der letzte selbständige Staat des Islams, und seine Stunden werden gezählt sein. Unter den Mauren in Spanien gab es eine alte Sage, daß ihr Reich in Spanien bestehen würde, solange der rotflammende Stern Kanopus am Nachthimmel über Granada erglänze. Granada fiel in die Gewalt der Christen, aber inzwischen war der Halbmond noch einmal so glänzend und furchtbar im Südosten Europas aufgegangen und hielt die Christenheit zwei Jahrhunderte lang in Angst und Grauen. Jetzt, schrieb Alexander v. Humboldt 1847 in seinem „Kosmos", steht der Kanopus nur noch einen Grad und zwanzig Minuten über dem Horizont von Kadix, im beständigen Sinken nach Süden begriffen. Wenn er von Europas Himmel verschwunden sein wird, dürfte auch der letzte Rest mohammedanischer Herrschaft in Europa untergegangen sein.

Karl Frenzel.

In eigener Sache.

In Heft III der „Preußischen Jahrbücher", Seite 532, veröffentlicht Herr Professor Dr. Hans Delbrück eine Kritik meiner in der „Deutschen Rundschau" erschienenen Artikel über die Benedek-Frage, in der er erklärt, „daß es sich um nichts als völlig sinnlosen Klatsch handelt und jede einzelne Behauptung aus völlig einwandfreien Zeugnissen direkt zu widerlegen ist". Dieser einzige Satz erschöpft die Kritik des Herrn Professor Delbrück vollkommen.

Die Art dieser Kritik, welche sachliches Gebiet überhaupt nicht berührt, macht es mir selbstverständlich unmöglich, darauf in derselben Weise zu antworten, in der ich auf die streng sachlichen Ausführungen des Herrn Generaloberſten Graf Schlieffen im Maiheft der „Vierteljahrshefte für Truppenführung und Heereskunde" antwortete.

Ich beschränke mich also darauf, den Ton, den Herr Professor Delbrück in seiner, von einer sachlichen Kritik weit entfernten Polemik gegen meine Artikel anschlägt, zurückzuweisen. Im übrigen wird mein in ungefähr einem halben Jahre erscheinendes Buch „Feldzeugmeister Benedek und der Feldzug der Nordarmee 1866" den Beweis erbringen, daß meine Behauptungen strenger Kritik standhalten und mit „einwandfreien Zeugnissen", die im Rahmen kurzer Essays natürlich nicht im Detail angeführt werden konnten, belegt sind.

Wilhelm Alter, Wien.

Literarische Rundschau.

Wilhelm und Caroline v. Humboldt.

Wilhelm und Caroline v. Humboldt in ihren Briefen. Herausgegeben von Anna v. Sydow. Band V: Diplomatische Friedensarbeit 1815—1817. Mit einer Abbildung. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1912.

Im Mittelpunkt dieses neuen Bandes steht in jedem Sinn die Sorge um die neue Generation. An den eigenen Kindern studieren Wilhelm und Caroline nicht ohne einiges melancholisch-ironisches Erstaunen die veränderte Lebensanschauung. Vor allem befremden sie die neuen Auffassungen der Ehe, die an der Tochter Adelheid und ihrem Bräutigam und Gatten August v. Hedemann sichtbar werden. Wilhelm insbesondere ist, soweit seine runde Natur das überhaupt zuläßt, abgestoßen durch die „religiösen, vaterländischen, sogar ritterlichen Ideen", die den jungen Leuten die innere Freiheit nehmen und sie doch gerade deshalb auch wieder rücksichtsloser machen. „Ich bin mir bewußt, daß du und ich unendlich, unbeschreiblich mehr Rücksicht gegen meinen Vater und deine Mutter genommen haben, als ich jetzt sehe, daß die Neuvermählten es tun." „Allerdings ist unter den Neuvermählten und uns ein großer Unterschied, den man aber sehr kurz ausdrücken kann: wir muteten uns mehr zu, sie mehr anderen." Humboldt betont selbst einmal, daß sie in einer Übergangszeit leben — Menschen, die sich nicht mehr verändern, betonen das übrigens immer; solange man sich noch selbst wandelt, merkt man nicht, wie alles sich wandelt. Er ist keineswegs nur ein Lobredner der alten Zeit. „Es ist doch im Grunde jetzt ein besserer Geist und Sinn in den jungen Leuten in mancher Hinsicht, als wie ich in dem Alter war. Sie haben in der Regel mehr Geist und hängen so mehr an den zugleich menschlich natürlichsten und höchsten Dingen, an Religion, Vaterland, Eltern. In meiner Zeit war das alles sehr locker und lose." Selbst die Übertreibungen der „sogenannten alten deutschen Zeit" sind ihm immer noch lieber als die althergebrachte „undeutsche Art der höchsten Klassen", in der er den eigentlichen Verderb sieht: „in dem furchtbaren und elenden Wesen, das man Gesellschaft nennt, in der schlaffen, nicht einmal sich wahrhaft auf Genuß verstehenden Üppigkeit der Lebensart, in der gräßlichen Leere des Kopfes und des Herzens" — in welchen Dingen es übrigens in Preußen immer noch am besten stehe. Gegen jene Verfallserscheinungen sind ihm die seelischen Wandlungen der neuen Generation ein entschiedener Fortschritt; ein Rückschritt aber gegenüber den Empfindungen jener Kreise, aus denen er selbst stammt. Es ist der Gegensatz der „schönen Seele" gegenüber der äußeren Gebundenheit — „selbst Gabriele schrieb neulich: dann nach erfüllter Pflicht werden wir einen Spaziergang machen — so etwas hätten wir nie geschrieben;" der Widerspruch von Naturen, die sich aus einer gewissen ästhetisch-moralischen „Gnade" heraus erlöst fühlen gegen den Pharisäismus der Gesetzesgläubigen.

Aber eine neue Generation ist auch in den Staatsämtern heraufgekommen. Wie nur irgendeiner der „sogenannten Jakobiner" ist Wilhelm v. Humboldt von der tiefen Enttäuschung erfüllt, die nach der Befreiung alle Besten erfüllte. „Man hätte sich nach ausgemachtem Kampf, nach errungener völliger Unabhängigkeit froh aufstrebenden Mut gedacht. Allerdings gerade der fehlt. Ich kann es mir wohl erklären. Einmal läßt jede große begangene Tat, die doch nie ohne viel Unglück, große Verluste übergehen kann, in der Seele eine Unruhe und etwas den leichten Lebensmut Hinderndes nach sich. Dann hat man, wie man die Dinge nun wieder in ein ruhiges Gleis gebracht hat, zwischen dem Alten und Neuen geschwankt und notwendig schwanken müssen. Jetzt will nichts recht zusammen passen, und man faßt auch nichts mit rechtem Vertrauen an. Endlich aber ist es doch immer mehr in dieser Zeit eine physische Umänderung als eine Umkehrung des Innern der Menschen selbst gewesen, und man wird es bald sehen, daß sie im Grunde dieselben sind, die sie unmittelbar vor der Übermacht des Feindes waren, und daß die große Begebenheit nur dazwischen getreten ist wie ein Gespenst, das viele schreckt, und in der viele mit geisterartiger Wildheit fortspuken, als müßte es in der Welt nun nichts geben als wieder solche Kriege, als müßte man nichts tun, als sich auf solche Kämpfe rüsten." Selten ist der dumpfe Zustand eines nationalen Gefühls der Leere nach der höchsten Hoffnung tiefer erfaßt und schöner dargestellt worden als hier von Humboldt. — Aber neben den typischen Gründen zur Mißstimmung gibt es noch höchst individuelle: schlechte Auswahl der hohen Beamten; schleppender Geschäftsgang; vor allem, worüber er mit wirklicher Bewegung seufzt, ein tiefes Sinken des preußischen Ansehens in der Welt. — Er klagt wie Grillparzer: „Doch alles bleibt beim Alten, die Schlechten läßt man walten, ja wahrlich, das ist schlecht." Die kleinen Geister der engsten Reaktion kommen in die Höhe und intrigieren gegen den Staatskanzler Hardenberg, an dem Humboldt — unaufhörlich der Intrigen gegen ihn verdächtigt — mit wahrhafter Herzlichkeit hängt. Hardenberg ist ihm die Verkörperung des alten, freieren, humaneren Geistes in der Staatsverwaltung. Er gibt zu, daß „der preußische Staat am schwersten zu regieren ist"; aber sympathisiert doch selbst mit dem Erbgroßherzog von Mecklenburg, der zum Verdruß Friedrich Wilhelms III. von Deutschland und Deutschheit spricht. Freilich — Humboldt selbst muß sich noch freuen, jenes neue monstrum sibi soli simile, den „Deutschen Bund", mit zustande gebracht zu haben. Er sieht es wohl, daß man ihn unrichtig und an kleinem Platz verwendet; er fühlt die gefährliche stille politische Tätigkeit des den „Federfuchsern" feindlichen Militärs — die wohl auch einmal wie in einem Brief Blüchers laut wird —; in einem unfähigen Finanzminister lernt er die neue Schule der Amtsverstandesinhaber aufs genaueste kennen. Dabei bleibt er persönlich im Gleichgewicht, erwägt ruhig den bevorstehenden Moment seines Abschieds und erledigt seine Amtsgeschäfte mit unveränderlicher Sicherheit. Wilhelm v. Humboldt ist wahrscheinlich derjenige Deutsche, der sich am wenigsten geärgert hat; aber wenn man ihm immer wieder nachsagt, er betreibe die Geschäfte nur als ein Spiel, wird er doch mißmutig. Dennoch enthält das Wort wohl einen wahren Kern in dem ästhetischen Behagen, mit dem Humboldt die Sache fördert. Erkennt doch sogar Caroline seine „Einerleiheit": eine gewisse Indifferenz gegenüber den Personen und Dingen. Natürlich ist sie nicht mit seinem oft sogar strengen Urteil zu verwechseln. Er täuscht sich nicht über Wellingtons Beschränktheit, läßt sich von der Kaiserkrone der Maria Ludovica nicht — wie sogar Goethe — über deren Bedeutungslosigkeit beirren und bleibt gegenüber dem Enthusiasmus der Gattin für Schenkendorf kühl. Ebensowenig teilt er ihre Abneigung gegen die angeblich — im Preußen Friedrich Wilhelms III.! — einflußreichen Juden; oder die radikalen Anschauungen seines Bruders. Er bleibt der Altliberale aus guter Gesellschaft; wobei es doch ein wenig befremdet, mit welcher Selbstverständlichkeit der Enkel eines noch bürgerlich geborenen Humboldt die soziale Unsicherheit der „Neugeadelten" konstatiert.

Unverändert bleibt aber vor allem die tiefe Innigkeit seines ehelichen Glückes. In ganz enthusiastischer Weise versichert er der Gattin immer wieder, wie sie sein einziges wahres Glück sei. „Davon haben die Leute keinen Begriff und brauchen keinen zu haben, von dem inneren Schatz im Herzen, von dem Glück, das einem unverdient und unerworben durch die reine Güte und Liebe eines gleichgesinnten Herzens zukommt. Damit kann man alles sein und damit kann man alles entbehren." Humboldt kannte sehr wohl seinen Wert, und hatte den höchst berechtigten Wunsch, an die rechte Stelle gestellt zu werden: das war ihm schon ein ästhetisches Bedürfnis; aber Ehrgeiz im eigentlichen Sinn besaß er wirklich kaum, oder doch nur den, der glücklichste und (im Herderschen Sinne) „humanste" Mensch seiner Zeit sein zu wollen.

Caroline tritt in ihren Briefen diesmal merklich zurück. Auch ihre Reiseberichte aus Rom und Italien erheben sich eigentlich nur da über den besseren Durchschnitt, wo das gerührte Andenken an die verlorenen Kinder sie ergreift. Von Thorwaldsen spricht sie mit einer Begeisterung, die die Zeit ihr noch mit der für die Agineten zu teilen gestattete; wogegen sie Canovas Grenzen wohl erkennt. Aber sie versteht jede Falte in ihres Mannes Herzen — wenn dies wunderbar geglättete Herz Falten hatte — und weiß dem „klügsten Menschen in Europa" selbst über seine Absicht, eine Geschichte seines inneren Lebens zu schreiben, Kluges zu sagen. Er durfte in ihr wohl ein Ideal sehen: zärtliche Mutter seiner Kinder und zugleich Aspasia!

Richard M. Meyer.

Neuere Lyrik.

Gedichte. Von Margarete Windthorst. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt. 1911.

Die beiden Fähigkeiten des Lyrikers, unmittelbar zu empfinden und scharf zu gestalten, sind einer jungen Dichterin, Margarete Windthorst, die mit einem Bande Gedichte zum ersten Male vor die Öffentlichkeit tritt, in hohem Maße eigen. Ernst Zahn hat dem Bande ein kurzes, herzliches Geleitwort mit auf den Weg gegeben, das hohe Erwartungen erweckt. Aber durchweg werden sie erfüllt. Nicht als ob alles, was die Dichterin bietet, schon das Gepräge reifer Meisterschaft trüge. Indessen ein großes und im tiefsten Grunde gesundes Talent leuchtet überall durch, Bilder aus dem Schweigen des Waldes und des einsamen Dorfes, menschliche Gestalten voll Leben und Kraft treten vor uns hin, und man scheidet von dem Bande mit dem Gefühl eines nachhaltigen inneren Erlebnisses.

Margarete Windthorst besitzt, wie dies besonders ihre breiter ausgeführten Gedichte, z. B. „Abseits", „Das Sommertheater", „Luftschlösser", „Sommermärchen" zeigen, in außerordentlichem Grade die Gabe der Einfühlung in das geheimnisvolle Walten und Weben der Natur. Man wird zuweilen fast an die Droste erinnert: nur daß diese mystischer, visionärer ist, während Margarete Windthorst das Licht des hellen Tages, die Idylle, die Klarheit scharfumrissener Bilder bevorzugt und nur selten in die Dämmerung des Abends hinabtaucht. Die „Andacht zum Unbedeutenden", die liebevolle Vertiefung in das Detail ist ihr ebenso wie der Droste eigentümlich, und nicht selten weiß sie in ein kleines Bild den ganzen Gehalt und Sinn des Lebens festzubannen. Wie tief empfunden ist „Der Schützenfesttag" — die einfache, kleine Erzählung von der jungen Frau, die allein daheim bleibt, in Erwartung eines nahen Mutterglücks, während alle anderen hinausziehen; wie rein und lieblich ist der Nachruf an die tote Schwester: „Schwesterlein, komm!" — von welch einer Kraft der Anschauung ist „Abseits" — diese Idylle, in der alles lebt: das Heckenröschen, der Holzschuh, der alte Tonnenreifen, ein zerrissenes Buch, die Königskerze, das Kaninchen, das pechschwarze

Kätzchen und all die alltäglichen Dinge, an denen die anderen mit geschlossenen Augen vorübergehen. Von den kleinen Naturbildern nur eine Probe, die „Dämmerstunde“:

Wie das Abendfeuer westlich
Um die schwarzen Tannen loht!
Nochmal schmückt es bunt und festlich,
Und dann bleicht es in den Tod.
Und die Dämmrung schleicht sich reglos
Ein mit unhörbarem Tritt.
Grau und weglos
Gleiten meine Träume mit.

Das alte, ewig unausgesungene Lied des lyrischen Dichters, die Liebe, erfüllt auch unserer Dichterin das Herz, und gerade hier zeigt sich ihre eigenartige und starke Art des Empfindens besonders deutlich. Nirgends schwächliche Sentimentalität und die müßige Spielerei mit gereimten, unwahren Gefühlen, sondern überall Leben, Kraft und Leidenschaft. Welch eine Unmittelbarkeit des Gefühls spricht aus den „Roten Rosen“:

Legt mir nicht weiße Rosen aufs Grab,
Die Blumen der Toten.
Ich will nur einen einzigen Kranz
Aus dunkelroten.

Sie sollen so rot sein wie mein Blut,
Das heiße und tolle;
Sie sollen so stark sein wie mein Herz,
Das liebensvolle.

Aber auch die schalkhafte Anmut und die liebenswürdige Beschaulichkeit ist der Dichterin nicht fremd. Hier mag nur die „Wanderlust“ zur Kennzeichnung dieser Seite ihres Wesens Platz finden — ein Gedicht, in dem etwas vom Geiste Mörikes und Storms lebt:

So viel Linnen in den Truhen
Und zwei Bettchen an der Wand —
Doch der Staub auf meinen Schuhen
Und so weit, so weit das Land.

So voll Gold und Jugendfeuer,
Ohne Fessel, ohne Joch,
Vor der Türe, blonder Freier,
Warte nur ein Weilchen noch.

Manchen drückt das Ehekettchen
Viel zu früh und viel zu sehr;
Steht am Bette erst das Bettchen,
Lacht es sich so leicht nicht mehr.

Eh mit Wanderlust und Minnen
Mir der Jugend Born versiegt,
Weiß ich, wo daheim das Linnen
Wartend in den Truhen liegt.

Die ganze Geschichte einer Liebe tritt uns entgegen in dem „Liebchen“:

Sie sprach: „Ich bin der Sonnenschein,
Mit Funken und goldenen Lanzen,
Ich will dein sonniges Liebchen sein
Und um dich tanzen, tanzen!

„Ich mache die Tränen zu leuchtendem Tau,
Die Nacht dir zum glücklichen Morgen;
Ich mache den Sand zur blumigen Au
Und spiele mit deinen Sorgen.“

Er sah von seiner Arbeit auf. —
Sie sprach: „Schau meine Füße!
Das ist der Sonne goldener Lauf,
Wenn ich dich grüße, grüße.“

Sie pflücken Blumen im staubigen Land,
Sie tollen mit kindischem Sprunge,
Er wird an Liebchens herziger Hand
Ein lachender, wilder Junge.

Er spielt wie ein Knabe im blühenden Hag
Und denkt nicht, von Glanz überglutet,
Daß doch die Sonne nach jedem Tag
An ihrem Lichte verblutet.

Und wie ein friedlicher Schlußakkord all des Lebens und all der Liebe klingt das „Heilige Grab“:

Engel sind um das Himmelstor
Meiner Liebe getreten.
Wälzen einen Stein davor.
Engel singen den Totenchor,
Knien im Kreise und beten.

Meine Wünsche schlafen nun ein,
Bettler ohne Habe.
Aber wachend bei Tor und Stein
Soll mein Herz ein Hüter sein
Vor dem heiligen Grabe.

Von großer Kraft des Empfindens und der Anschauung sind die Stimmungsgedichte, d. h. die Gedichte, in denen die Stimmung des Dichters dem Leben als Ganzem gegenüber zum Ausdruck kommt. Es braucht bei einer Künstlerin, wie Margarete Windthorst es ist, nicht gesagt zu werden, daß es sich hier nicht um verflüssigte Niederschläge einer philosophischen Erkenntnis, sondern um Gebilde handelt, die aus der Tiefe des Lebens herausgeboren sind, um unmittelbare Anschauungen, um Bilder, die den Sinn und Gehalt des Daseins mit einem Schlage verdeutlichen. Dieser Gattung gehört vielleicht das tiefste und vollendetste Gedicht des Bandes an „Am Tage nach dem Fest“:

Noch hing in den Girlanden der letzte Blütenrest,
Noch schlagen alle Fahnen am Tage nach dem Fest.
Wir gingen stumm vorüber am öden Einerlei —
Die Straßenfeger fegten den Staub an uns vorbei.

Im Kasten vor den Türen lag Schmutz und Asche noch,
Wir trugen schwer und schweigend des grauen Alltags Joch.
Ich hing an deinem Arme, wir sprachen nicht ein Wort.
Ein ungenannter Ekel trieb uns die Straßen fort.

Zwei kleine Kinder lärmten im bunten Spiele hin,
Das Haar in hellen Locken, das Herz in heitrem Sinn;
Sie hockten in der Asche und kramten in dem Kot,
Sie banden sich ein Kränzlein aus Weiß und Rosenrot.

Wir gingen stumm vorüber, die Füße schwer vom Tanz;
Die kleinen Kinder lachten und spielten mit dem Kranz.
Auf ihre Hände legte sich grau der graue Staub,
Auf ihren Haaren tanzte ein Kranz von Rosenlaub.

Ich wollt, ich wär das Kind noch, das in der Gosse hockt,
Du wärest noch der Knabe, dem hell das Haar sich lockt,
Wir brauchten nicht so müde im Kampf der Straßen stehn
Und könnten in dem Staube uns Rosen pflücken gehn.

Möge das schöne und reiche Talent der jungen Dichterin sich weiter so rein und kraftvoll entwickeln wie bisher. Wir rufen ihr ein herzliches „Glückauf“ für ihren Weg zu! Dr. Herbert Stegemann.

γδ. **Deutsches Wörterbuch.** Von Fr. L. K. Weigand. Fünfte Auflage. Nach des Verfassers Tode vollständig neu bearbeitet von K. v. Bahder, H. Hirt und K. Kant. Herausgegeben von H. Hirt. Gießen, A. Töpelmann. 1909—1911.

Wohl darf man sich im Hinblick auf die vielen billigen, „populären" Bändchen, die mehr oder minder geschickt Gelehrtenarbeit einem bequemen Leser zu rascher Orientierung darbieten und zur Verflachung unserer Bildung wesentlich beitragen, freuen, wenn einem ein alter Freund in verjüngter Gestalt begegnet, eines jener Werke, die klar, unaufdringlich und knapp Auskunft geben und eben durch ihre bescheidene Sachlichkeit auch dem, der ihrem Stoff ferner steht und nicht fachmännisch vorgebildet ist, ohne viel Mühe verständlich sind. Weigand, dem Jakob Grimm selbst zur ersten Auflage dieses Wörterbuches seine Anerkennung aussprach, hat drei Auflagen erlebt, während des Druckes der vierten ist er gestorben. Für die vorliegende fünfte, die das Werk in zwei Bände zerlegt, hat der Verleger eine völlige Umarbeitung vornehmen lassen. Professor v. Bahder, der durch die Sorgfalt seiner Untersuchungen ausgezeichnete Germanist, und Dr. Kant haben den größten Teil des Manuskripts vorbereitet, das Professor Hirt, der endgültige Herausgeber, vollendet und besonders hinsichtlich des etymologischen Teils aufs neue durchgearbeitet hat. Zum Unterschiede von seiner bisherigen Form und zu den anderen gleichartigen Werken sind nunmehr die gebräuchlichsten Fremdwörter aufgenommen worden, eine Neuerung, die nicht nur wegen der erhöhten Brauchbarkeit des Buches unbedingt Lob verdient. Dieses fremde Gut, das im Reiche der Sprache eine ähnliche Rolle spielt wie im Staatsleben unsere Kolonien, das viel geschmäht und doch unentbehrlich, mit der Übernahme von Gewohnheiten, Moden, Erfindungen oder durch grenznachbarliche Berührung eindringt, oft wieder abgestoßen, zu einem Teil enger mit dem heimischen Sprachschatz verschmilzt, sich seine Umprägung und Umdeutung gefallen lassen muß, um sich endlich als Lehnwort Bürgerrecht zu erwerben — dieses Gut gehört trotz aller berechtigter oder unberechtigter Einschränkung so untrennbar zu unserem Sprachschatz, daß die Forschung sich ihm nicht ungestraft verschließen kann. Daneben sind in das Wörterbuch die mundartlichen Wörter reichlich aufgenommen, während die Vernachlässigung der Namen sich kaum rechtfertigen läßt. Für jedes Wort erfahren wir den etymologischen Ursprung, ohne lange mit unsicheren Annahmen aufgehalten zu werden; die kurzen Literaturnachweise gestatten dem Forscher weitere Orientierung. Die germanischen Dialekte sind dabei vor allem berücksichtigt. Die Bedeutung jeden Wortes wird bestimmt und ihre Entwicklung angedeutet. Auch ist das erste Auftreten regelmäßig vermerkt; ebenso wie die Biegung und bei Adjektiven die Steigerung.

πβ. **Weimar und die Kaiserin Augusta.** Von P. v. Bojanowski. Weimar, Hermann Böhlaus Nachfolger. 1911.

Gelegentlich des hundertsten Geburtstages der Kaiserin Augusta — 30. September 1911 — entstand diese kleine Schrift des verdienten und wohlunterrichteten Weimarischen Bibliothekdirektors, in der die Kultureinflüsse, unter denen Prinzessin Augusta in Weimar aufwuchs, knapp und treffend geschildert werden, dann etwas eingehender die tiefen Nachwirkungen dieser Einflüsse in dem späteren Leben und Wirken der Prinzessin, Königin und Kaiserin. Besonders ausführlich, mit fein abwägendem Urteil wird die Stellung der Kaiserin zu Bismarck erörtert, mit Nachdruck und Wärme ihre reich gesegnete Tätigkeit auf dem Gebiete der öffentlichen Wohlfahrtspflege hervorgehoben. — Ein Anhang enthält den von Dr. Ortlepp und Dr. Heuschkel bearbeiteten Katalog der Kaiserin-Augusta-Ausstellung, die von der Großherzoglichen Bibliothek in Weimar vom 30. September bis 8. Oktober 1911 veranstaltet wurde.

πβ. **La Mission Cottes au Sud-Cameroun** (1905—1908). Par le capit. A. Cottes. Préface par A. Tardieu. Paris, E. Leroux. 1911.

Das französische Werk hat für uns Deutsche eine besondere Bedeutung. Kapitän Cottes, der früher in Tonkin und im Sudan gekämpft hatte, wurde im Jahre 1905 von der französischen Regierung zum Chef einer Kommission ernannt, die gemeinsam mit einer deutschen Kommission die deutsch-französische Grenze in Südkamerun feststellen sollte. Das Ergebnis ihrer Arbeiten ist der Berliner Grenzvertrag von 1908. Der Bericht über diese Mission, der schlicht und sachlich gehalten ist, wird nun in dem Augenblick veröffentlicht, da der Marokko-Kongo-Vertrag jene Grenze wieder aufhebt und das ganze von Cottes durchforschte Gebiet Deutschland zuweist. Wenn demnach auch der Bericht über die Grenzziehung selbst praktische Bedeutung nicht mehr besitzt, so bleiben doch von dauerndem Werte die eingehenden geographischen und anthropologischen Schilderungen, die Beschreibungen der Fauna und der Flora des nun deutsch gewordenen Landstrichs. Diese Abschnitte sind von Fachgenossen bearbeitet und werden sicher bei deutschen Forschern, Kolonisatoren und Kaufleuten aufmerksame Beachtung finden. — Interessant ist das recht ausführliche Vorwort aus der Feder des bekannten Publizisten Tardieu, der die französischen Minister des Auswärtigen und der Kolonien des Undankes und der Ungerechtigkeit gegen Cottes zeiht und zugleich eine gereizte Sprache führt gegen diejenigen Engländer, deren Intrigen das verschuldet haben sollen. — Ausstattung und Illustration des Werkes sind reich und glänzend.

βλ. **Les grands Traités politiques.** Par Pierre Albin. Paris, Félix Alcan. 1911.

Es scheint, daß es auch nach Werken, wie Debidours diplomatischer Geschichte von Europa, die mit dem Jahr 1878 abschließt und der monumentalen Sammlung der Verträge Rußlands, die F. von Martens bis zum XI. Band und zum Jahr 1906 geführt hat, noch als Bedürfnis empfunden wurde, den Franzosen ein Sammelwerk der wichtigsten Verträge des 19.—20. Jahrhunderts zu bieten, auf denen das internationale Staatsrecht, le droit conventionnel du monde, wie der Verfasser sich ausdrückt, beruht. Die Sammlung ist unvollständig. Es wurden vor allem die Fragen berücksichtigt, deren zukünftige Lösung noch offen steht, und für deren Verständnis das Interesse des französischen Publikums gewonnen werden soll. „Einen Faden der Ariadne im diplomatischen Labyrinth", so bezeichnet des Verfassers Freund, Herbette, in seiner Vorrede das Buch Albins. Beide verhehlen nicht, daß sie die Zeit herbeisehnen, in der die Völker, und nicht mehr die Kabinette, das internationale Recht zu ihrem Vorteil regeln werden, „im Gegensatz zur brutalen Macht". Bis das geschieht, bleibt nichts übrig, als sich an Verträge zu halten und Verhältnisse kennen zu lernen, die nicht nur in das politische, sondern tief in das wirtschaftliche Leben eingreifen. Historische Einführungsnotizen, chronologische und analytische Inhaltsverzeichnisse stehen der jungen Generation zu Gebote, die künftig in Presse und Parlament die auswärtigen Angelegenheiten regeln und es verhindern sollen, daß solche Genies wie Bismarck oder Cavour in Zukunft erstehen und in den Lauf der Weltereignisse eingreifen.

βλ. **Victoria I., Edouard VII., Georges V.** Par Jacques Bardoux. Paris, Hachette. 1911.

Die erste und umfangreichste dieser Königsbiographien verdient uneingeschränktes Lob. Man wird der englischen Monarchin nie gerecht werden können, ohne sich zu erinnern, daß sie in ihrer Denkart, in ihren Neigungen, selbst in ihren häuslichen Gepflogenheiten die Vertreterin der Bourgeoisie nach dem Vorbild von 1830 gewesen ist. Ihre Vorzüge und ihre Schwächen führen darauf zurück. Ihre Pflichttreue, ihr Eheglück, ihre Kenntnis der Höfe, ihre Vorliebe für das Haus Orléans, ihre Schriften, ihr Geschmack, ihre ganze Lebensführung haben den Stempel dieser Jugendeindrücke bewahrt. Damit vertrug sich durchaus das hohe Selbstgefühl der Herrscherin, das Gladstone fortwährend verletzte und Disraeli verstand. Auch das ist richtig angedeutet, daß ihr Einfluß auf die Staatsangelegenheiten auf der immensen Erfahrung beruhte, die diese keineswegs geistig hervorragende, aber mit gesundem Menschenverstand und der lebhaftesten Gefühlswelt ausgestattete Frau ihren Staatsmännern zur Verfügung stellte. Erst am Ende ihrer langen Regierung ist Königin Viktoria populär geworden; geachtet wurde sie immer: in ihr schlug der Puls der Nation und das Verständnis für ihre Aufgaben und ihr. Größe. Ihr Sohn und Erbe, Eduard, Prinz von Wales, war vom edlen, idealistischen Vater für seinen künftigen Beruf in einer Weise geschult worden, die Reaktionen hervorrief und dennoch gelang. König Eduard VII. ist der Lehre des Prinzen Albert eingedenk geblieben, die Krone mit allen Interessen der Zeit zu identifizieren. Besser als dieser König hat kein Mann die Menschen gekannt und zu behandeln gewußt. Seine Lehrmeisterin war das Leben, das Leben in jeder Form. Es riß ihn mehr als einmal bis an den Rand des Abgrundes; es war der Höhepunkt seines Könnens, daß er, der Boulevardier des zweiten Kaiserreichs, seine persönliche Würde immer wieder aufzunehmen wußte. Sein Begriff der Aristokratien war im höchsten Grade modern; er kannte weder Vorurteile noch fürchtete er die Demokratien, aber der Reichtum war eine soziale und wirtschaftliche Macht, mit der er gern, vielleicht zu gern paktierte. Ein Seemann, den der Tod des Bruders zum Thron berief, ist Eduards Nachfolger. Er hat weder des Vaters kosmopolitische Art noch seine Freude an Luxus und Glanz; er ist ein Engländer tout court und hat sechsmal die Welt umschifft, deren fünfter Teil sein Erbe ist. Am 21. Juni 1911 wurde er gekrönt; zwei Monate später erfuhr die Welt, daß seine erste große Regierungshandlung vom November 1910 datierte. Sie bestand darin, der jetzigen Regierung den Pairsschub zu bewilligen, der das britische Oberhaus zum Gespött gemacht hätte. Der Pairsschub wurde in letzter Stunde verhindert, aber die ungeschriebene Verfassung durchbrochen, die auf Vereinigung der drei Gewalten beruhte. Eine dieser Gewalten, das Oberhaus, ist geopfert, der Souverän und die Demokratie stehen sich allein gegenüber. Das ist des Schiffes neuer Kurs.

βλ. **Vie de Tolstoi.** Par Romain Rolland. Paris, Hachette. 1911.

Der Verfasser dieser Biographie Tolstois ist sein enthusiastischer Bewunderer, ohne daß man den Vorwurf gegen ihn erheben könnte, durch die Liebe für ihn der Kritik entsagt zu haben. Durch einen günstigen Zufall erschien in der Julinummer der „Edinburgh Review" dieses Jahres eine andere vortreffliche Studie über Tolstoi, von einem Anonymen, der ihn selbst kannte und auch die russische Sprache beherrscht. Er ergänzt manches, was Rolland nicht gewußt hat. Und so greifen die beiden Darstellungen ineinander und hinterlassen denselben Eindruck. Aus Motiven, die auszuführen uns vielleicht an anderer Stelle vorbehalten ist, muß das religiöse Reformwerk, das zum Lebensziel des großen Russen geworden war, als ein gescheitertes betrachtet werden.

Er wußte es selbst und hat schwer darunter gelitten. Ein Mann wie er, der völlig aufrichtig, mit allen Institutionen nicht nur, sondern auch mit allen Parteien gebrochen hatte, stand notwendigerweise völlig isoliert. Was er verlangte, war die Bekehrung des einzelnen, ob Sozialist oder Konservativer, Priester oder Weltmann, Gelehrter oder schlichter Bauer, denn ihnen allen sprach er das Urteil: „Euer Leben ist ein Betrug, wie es das meinige gewesen ist." Mit bitterer Selbsterkenntnis gestand er eines Tages, auch von ihm würde es heißen, er habe im Alter eine Entsagung gelehrt und gefordert, die er in seiner eigenen Vergangenheit nicht geleistet habe. Er konnte nur mit Recht darauf verweisen, daß die Reue, die ihm die Verirrungen seiner Jugend und seines ersten Mannesalter vergiftete, der erste Schritt zu seiner späteren Umwandlung ward, und er infolgedessen nie irreligiös genannt werden durfte. Aber dieses religiöse Empfinden war in seinen Äußerungen so durchaus wechselnd und subjektiv, daß es nur einzelnen verständlich, den wenigsten zugänglich ist. Wie traurig mutet es an, wenn wir lesen, daß die Seinen bei Tisch sich ostentativ miteinander unterhielten, wenn dieser Vater das Wort nahm, und was muß die edle Frau, die er liebte und die ihn wieder liebte, empfunden haben, als sie die gegen ihre und gegen jede Ehe geschleuderten Insulten der „Kreuzersonate" las? Es ist wahrlich kein Zufall, daß dieser unbarmherzige Richter über seine Kirche am Ende seiner Tage keine andere Zuflucht mehr wußte, als in das Kloster zu fliehen, wo seine Schwester Nonne war! Er hatte eine andere Zuflucht, und das war sein Genie. Der Glaube war wankend, die Lehre unausführbar, die Kunst war echt. Mit riesenstarken Armen hielt sie ihn über den Abgrund, den seine Theorien gegraben hatten, und warb ihm Jünger, deren tatenlose Bewunderung er wie eine Strafe empfunden hat.

γ. **Hippolyte Taine.** Sein Leben in seinen Briefen. Herausgegeben und erläutert von Gustav Mendelssohn-Bartholdy. Zwei Bände. Berlin, Dr. Wilhelm Rothschild. 1911.

Wir besitzen ein vierbändiges Werk über Taine, „H. Taine, sa vie et sa correspondance" (1828–1893). Aus diesem hat Mendelssohn-Bartholdy „das für uns Deutsche Interessanteste" herausgezogen, ohne jedoch den biographischen Faden zu zerstören. Die Briefe gehen vom 13 August 1847 bis 14. September 1892; am 5. März 1893 ist Taine sanft und ohne Todeskampf verschieden. Ein an Arbeit, an Erfolgen und an Enttäuschungen reiches Gelehrtenleben breitet sich hier vor uns aus; es bietet insofern für uns besonderes Interesse, als Taine, obschon er mehr für englisches Wesen Verständnis hatte, doch auch für die deutsche Kultur hohe Verehrung fühlte. Das hat ihn freilich nicht abgehalten, als 1866 das Volk der Dichter und Denker das Volk der Tat ward, es schwer zu beklagen, daß die Deutschen den kosmopolitischen Geist verlören, der sie zu Goethes Zeiten beseelt (so 28. Dezember 1869, nach einer Unterhaltung mit Karl Hillebrand). Die Übersetzung ist im ganzen löblich, aber nicht immer tadellos; an der genannten Stelle z. B. (S. 390) muß es statt „Breite des kosmopolitischen Geistes", natürlich „Weite" oder „Weitherzigkeit" heißen. Beigegeben sind dem Buche eine biographische Einleitung und ein Personenregister.

γ. **Briefe eines Unbekannten.** Zwei Bände. Leipzig, Insel-Verlag. 1910.

Es handelt sich um die Briefe des Alexander de Villers, eines Emigrantensprößlings und sächsischen Diplomaten, der schließlich, da er 1853 der sächsischen Gesandtschaft in Wien beigegeben wurde, Österreich als seine „Wahlheimat" lieben lernte, 1870 nach einer heftigen Szene mit seinem Chef v. Könneritz den Abschied nahm und im Jahre 1880 an einem Herzleiden plötzlich starb, 68 Jahre alt. Schon 1881 gab Villers' Freund, Graf Rudolf Hoyos, unterstützt von Alexander v. Warsberg, eine mit sehr feinem Takt gemachte Auswahl der Briefe heraus, welche einen überaus großen buchhändlerischen Erfolg hatten. Nunmehr haben Graf Lanskoronski und Wilhelm Wiegand eine neue Ausgabe veranstaltet, in der die Briefe, von den Kürzungen abgesehen, erstmals in ihrer ursprünglichen Gestalt und in richtiger Reihenfolge und Datierung erscheinen. Man darf sich dieser wesentlich besseren Ausgabe doppelt freuen, weil es in der Tat in der epistolographischen Literatur nicht viel gibt, was diesen Briefen an die Seite gestellt werden kann; so fein, so verständig, so unterhaltend und vielseitig sind sie. Wir setzen nur eine Stelle aus Band I, S. 25, als Probe her, wo es von einem kleinlichen Maler heißt: „Der Mann ist eine Lupe; er sieht nicht den Walfisch, aber die Laus, die auf ihm sitzt; er könnte vielleicht die Schuhsohle eines römischen Soldaten malen, der den Passionszug auf Golgatha eskortiert, und das wieder, weil er sie für wirklicher hält als das andere, oder noch wahrscheinlicher, weil tausend andere die Passion malten, die römische Schuhsohle niemand."

γ. **Joseph Victor von Scheffels Briefe an Schwanitz.** Leipzig, Georg Merseburger. 1911.

Karl Schwanitz, Sohn eines sächsisch-weimarischen Rentamtmanns, studierte 1844 in Heidelberg als Mitglied der Burschenschaft Alemannia und ward hier mit dem neunzehnjährigen Joseph Scheffel so innig befreundet, daß sie bis zu Scheffels Tode in einem bald regen, bald etwas lässigeren Briefwechsel geblieben sind. Schwanitz, der als Bürgermeister von Eisenach, später als Oberamtsrichter in Ilmenau und Landtagsabgeordneter eine angesehene Lebensstellung

errang, ist erst 1903 gestorben, und aus seinem Nachlaß stammen die von ungenannter Hand hier herausgegebenen Briefe, deren erster Abdruck mit Noten von Dr. Ettlinger übrigens in den Schalschen Zeitschriften erfolgte. Die Briefe enthalten ihrem intimen Wesen gemäß wichtige Beiträge zur Charakteristik der beiden Freunde. Ganz besonders interessieren die politischen Ansichten Scheffels von 1848—1850; er war weder „Anhänger der Reaktion noch Freischärler" (S. 133); „er hatte eine Revolution mitgemacht, welche eine andere Organisation des deutschen Reichsverfassungskampfes anstrebte", wollte aber nichts zu tun haben „mit dem Neckarbundesgesindel, welches bei uns im Namen der deutschen Freiheit sein Schindluder trieb" (S. 129). Die Preußen konnte er nicht leiden, weil sie die Reaktion brachten, redigierte aber auf Wunsch des ihm befreundeten berühmten Heidelberger Historikers Häusser die „Vaterländischen Blätter", die erbkaiserlich waren (S. 131), und traf den Nagel auf den Kopf, indem er am 16. Januar 1850 schrieb (S. 137): „Der deutsche Napoleon ist noch nicht dagewesen; und man wird vielleicht einstmals darüber lachen, daß wir jahrelang uns abgequält haben, den gordischen Knoten durch Reden und Schreiben aufzulösen, und trotz unserer profunden Geschichtsstudien vergessen, daß er nur durchs Schwert gelöst werden kann." Merkwürdigerweise haben 1866 und 1870 kaum eine Spur in diesem Briefwechsel gelassen; auch von Scheffels Dichtungen hören wir nicht sehr viel. Der Ekkehard (S. 183) brachte dem Dichter so viel Arbeit, daß er „ganz auf den Hund kam", reizbar ward und manchmal zitterte wie „Espenlaub" (Bd. V, S. 285). Zum Schönsten gehören einige dem Briefwechsel einverleibte Briefe von Scheffels trefflicher Mutter.

μ. **Köln.** Sonderheft des Rheinischen Vereins für Denkmalpflege und Heimatschutz. Mit sechs Tafeln sowie zahlreichen Text- und ganzseitigen Abbildungen. Düsseldorf, L. Schwann. 1911.

Das alte Köln ist ein wahres Vineta an verborgenen Schätzen, die zwar nicht vom Meere, aber um so mehr von dem hohen Flutengang unserer modernen Zeit überspült und darum so gut wie vergessen sind. Jede „Ausgrabung" muß darum willkommen sein. Das Sonderheft Köln, das der „Rh. V. f. D. u. H." kürzlich herausgab, bringt eine Reihe von interessanten Aufsätzen, in denen sowohl dem Gelehrten ein brauchbares Material als auch dem Altertumsfreund allerlei Lesenswertes geboten wird. Dem Liebhaber alter Kultur dürfte wohl „das Kölner Wohnhaus im Mittelalter" von Prof. Keussen die meiste Freude machen. Die schönen romanischen und gotischen Patrizierhäuser mit ihrem reichen Schmuck von Wandgemälden und Deckenbalken, von denen noch manche Reste erhalten sind, nehmen in der altdeutschen Städtekultur einen besonderen Rang ein. Auch aus der späteren Zeit von der Renaissance bis zum Klassizismus sind bedeutende Profanbauten vorhanden, worüber Creutz ausführlich berichtet. Andere Aufsätze behandeln die Erweiterungen, Befestigungen und Freiheiten der Stadt (Prof. Hansen), das Dreikönigenpförtchen (Heimann), Gürzenich und Fischkaufhaus (Kuske und Heimann), die Häuser der alten Kölner Zünfte und Gaffeln (Tuckermann); Rahtgens bringt einen vergessenen Bildhauer des 18. Jahrhunderts, Joh. Franz van Helmont, wieder in Erinnerung. Prof Klinkenberg endlich behandelt in neuer Auffassung die bekannte Legende von dem Löwenkampf des Bürgermeisters Grin, deren Darstellungen mit einer aus dem römischen Köln stammenden Herkulesskulptur vergleichend und damit zu dem Endergebnis kommend, daß die mittelalterliche Sage wie so manche ihrer Schwestern auf antike Erinnerungen zurückzuführen ist.

γ. **Histoire de la Contre-révolution.** I. L'agonie de la Royauté. Par le baron de Batz. Paris, Blond et Cie., nouvelle bibliothèque historique. 1910.

Das Prinzip der Revolution war individualistisch; sie wollte die Fesseln sprengen, welche Staat, Kirche, Wirtschaft dem einzelnen angelegt hatten. Ihr gegenüber erhob sich das Prinzip der Universalität, das allein der Katholizismus vertrat. So stießen zwei ganz entgegengesetzte Ideen aufeinander; der Revolution trieb die Gegenrevolution entgegen. Dort war allem ein antiklerikaler Stempel aufgeprägt, den die Revolution nie mehr los werden wird und kann; hier focht man für den Altar. Dort Freimaurer, hier Vendeer. Wir wissen nicht, ob mit diesem Schema man allen Seiten der Gegenrevolution gerecht werden kann; aber es ist immerhin interessant, die Sache einmal unter diesem Gesichtswinkel zu sehen, dem ja gewiß ein Element der Wahrheit inne wohnt, und an Konsequenz fehlt es dem Baron de Batz nicht. Praktisch genommen ging der Kampf um Monarchie und Republik; der erste Band führt bis zum Sturz der Monarchie am 10. August 1792. Den Standpunkt des Verfassers kennzeichnet die Behauptung, daß der Herzog von Braunschweig als Freimaurer lieber den König zugrunde gehen ließ, als mit ihm das Papsttum in Frankreich retten wollte, daß er deshalb bei Valmy ein bloßes Scheingefecht aufführte und dann zurückging! Beweis: Die Äußerung Barras', daß, wenn der Herzog in Paris einrücke, er die Jakobiner besuchen und die rote Mütze aufsetzen werde, und daß er 1782 beim Freimaurerkongreß in Wilhelmsbad mit den französischen Freimaurern zusammen gesessen hatte.

Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 15. Dezember zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Aldenhoven. — Gesammelte Aufsätze. Von Carl Aldenhoven. Herausgegeben von Dr. A. Lindner. Leipzig, Klinkhardt und Biermann. O. J.

Alt. — Goethe und seine Zeit. Von Professor Dr. Karl Alt. Mit einem Porträt. Nr. 99 von „Wissenschaft und Bildung". Leipzig, Quelle & Meyer. 1911.

Antologia di poesie italiane. Con note esplicative. Compitata dal Dott. Alfredo Tortore. Lipsiae, B. G. Teubner. 1911.

Arnim. — Achim von Arnims Werke. Ausgewählt und herausgegeben von Reinhold Steig. Drei Bände. Leipzig, Insel-Verlag. O. J.

Auburtin. Die Onyxschale. Von Viktor Auburtin. München, Albert Lan en. O. J.

Aus Natur und Geisteswelt. 354. Bändchen: Wie wir sprechen Sechs volkstümliche Vorträge. Von Privatdozent Dr. Elise Richter. Mit 20 Figuren im Text. — 118. Bändchen: Geschichte des Welthandels. Von Professor Dr. Max Georg Schmidt. Zweite Auflage Leipzig, B. G. Teubner. 1912.

Bahr. — Bayreuth. Von Anna Bahr-Mildenburg und Hermann Bahr Leipzig, Ernst Rowohlt. 1912.

Beifus. — Die bunte Garbe. Deutsche Volkslieder der Gegenwart Herausgegeben von Josef Beifus. Mit Bildern von Ludwig Richter. München, Martin Mörike. 1912.

Bennigsen. — Rudolf v. Bennigsens Reden. Herausgegeben von Professor Dr. Walther Schultze und Dr. Friedrich Thimme. Erster Band: 1857—1878. Mit dem Bildnis Rudolf von Bennigsens. Halle a. S., Buchhandlung des Waisenhauses 1911.

Berger. Theodor Körner. Von Karl Berger. Mit 8 Einschaltbildern, 2 Autogrammen und 64 Abbildungen im Text. Bielefeld, Velhagen & Klasing. 1912.

Bernstorf. — Lose Blätter. Gedichte von Werner Gr-f von Bernstorf. Rostock, G. B. Leopold. O. J.

Binding. — Die Geige. Vier Novellen von Rudolf G. Binding Leipzig, Insel-Verlag. 1911.

Bode. — Der fröhliche Goethe. Von Wilhelm Bode. Mit vier Bildnissen. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1912

Bölsche. — Der Hirsch und seine Geschichte. Von Wilhelm Bölsche. Berlin, Georg Bondi. 1911.

Bonde. — Schimannsgarn. Erlebnisse, Schnurren und Geschichten aus dem Seemannsleben. Von Sophus Bonde Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1912.

Bourget. — L'envers du décor. Par Paul Bourget. Paris, Librairie Plon. 1911.

Boy-Ed. — Charlotte von Kalb. Eine psychologische Studie. Von Ida Boy-Ed. Mit 8 Abbildungen. Jena, Eugen Diederichs. 1912

Brachvogel. — Komödianten. Novellen von Carry Brachvogel. Engelhorns Romanbibliothek. Stuttgart, J. Engelhorn. 1911.

Bretscher. — Die Deszendenztheorie und die sozialen Probleme. Von Dr. K Bretscher. Brackwede i. W., Dr. W Breitenbach. 1911.

Bruns. — Die Gespensterfalle. Seltsame Geschichten von Rachilde. Von Max Bruns. Minden, J. C. C. Bruns. 1911.

Buchner. — Das Neueste von gestern. Kulturgeschichtlich interessante Dokumente aus alten deutschen Zeitungen. Von Eduard Buchner. Erster Band: Das 16. und 17. Jahrhundert. München, Albert Langen O J.

Büchner. — Goethes Faust. Eine Analyse der Dich ung Von Wilhelm Büchner. Leipzig, B. G. Teubner. 1911.

Bührer-Saager. — Die Organisierung der geistigen Arbeit durch die „Brücke". Von K. W. Bührer und Ad. Saager. Ansbach, Fr. Seybold. 1911.

Carlyle. — Die große Revolution. Von Thomas Carlyle. Auf Grund der englischen Originalausgabe bearbeitet von Adalbert Luntowski. Berlin, Wilhelm Borngräber O. J

Carlyle. — Der König Friedrich der Große. Von Thomas Carlyle Mit einem Vorwort von Joseph Lauff Auf Grund der englischen Originalausgabe bearbeitet von Adalbert Luntowski. Berlin, Wilhelm Borngräber. O. J.

Carus. — Philosophie als Wissenschaft. Von Paul Carus. Chicago, The open court publishing Co. 1911.

Dauthendey. — Der Drache Grauli. Drama in drei Akten von Max Dauthendey. München, Albert Langen. O. J.

Derrière la façade allemande. Par P. D. du journal „La dépêche". Paris, R. Chapelot et Cie. 1912.

Die Gott suchen. Eine Sammlung von religiösen deutschen Dichtungen von den Anfängen bis zur Gegenwart. Von Karl Ernst Knodt. München, C. H. Beck. 1912

Dugas. — L'éducation du caractère. Par L. Dugas. Bibliothèque contemporaine. Paris, Félix Alcan. 1912.

Ehrler. — Briefe vom Land. Ein Roman von Hans Heinrich Ehrler. München, Albert Langen. O. J.

Eisler. — Narciß an der Quelle. Sonette und andere Gedichte. Von Michael Josef Eisler. Berlin, Otto von Holten. 1911.

Elisabeth und ihr deutscher Garten. Leipzig, Julius Zeitler. 1911.

Emerson. — Essais choisis. Par Emerson. Traduits de l'anglais par H. Mirabaud-Thorens. Préface de Henri Lichtenberger. Paris, Félix Alcan. 1912.

Eucken. — Können wir noch Christen sein? Von Rudolf Eucken. Leipzig, Veit & Co. 1911.

Ewers. — Alraune. Die Geschichte eines lebenden Wesens. Roman von Hanns Heinz Ewers. München, Georg Müller. O. J.

Die Fahrt ins Wunderbare. Die schönsten Märchen deutscher Dichter. Ausgewählt von Otto Falckenberg Mit vielen Bildern von Robert Goeppinger. München, Martin Mörike. 1911.

Faltberger. — Minenschüsse und Fackelbrand. Erzählungen eines norwegischen Grubenarbeiters. Von Joban Faltberger. Leipzig, Georg Merseburger. 1911.

Faust-Thalau. — Weggefährten. Von J. Faust und M. Thalau. Darmstadt, Johs. Waitz O. J.

Festenberg. — Ein Dichterleben. Erzählendes Gedicht von Hermann v. Festenberg. Ein Gedenkblatt zum hundertjährigen Todestage des vaterländischen Dichters Heinrich v. Kleist. Leipzig, Bruno Volger. 1911.

Feydeau. — Fanny. Roman von Ernest Feydeau. Aus dem Französischen von Gutti Alsen. München, Albert Langen. O. J.

Filek. — Ein Narr des Herzens. Roman. Von Egid v. Filek. Berlin, Vita. O. J.

Freycinet. — Souvenirs 1848—1878. Par C. de Freycinet. Paris, Librairie Delagrave. 1912.

Friedrich. — Paul de Lagarde und die deutsche Renaissance. Von Paul Friedrich. Leipzig, Xenien-Verlag. 1912.

Fuchs. — Das bürgerliche Zeitalter. Illustrierte Sittengeschichte vom Mittelalter bis zur Gegenwart. Von Eduard Fuchs. Dritter Band, Lieferung 1. München, Albert Langen. O. J.

Funke. — Wanderbeute. Gedichte von L. C. Funke. Kassel, C Pietor. 1911.

Ganghofer. — Ludwig Ganghofers gesammelte Schriften. Volksausgabe. Dritte Serie. Zehnter Band. Stuttgart, Adolf Bonz & Co. O. J.

Gjellernp. — Die Hirtin und der Hinkende. Ein arkadisches Idyll. Von Karl Gjellerup. Jena, Eugen Diederichs. 1911.

Goethe. — Goethes Faust. Erster und zweiter Teil. Kröners Taschenausgabe. Leipzig, Alfred Kröner. O J.

Goltz. — Jung-Deutschland. Ein Beitrag zur Frage der Jugendpflege. Von Freiherrn von der Goltz, Generalfeldmarschall. Berlin, Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel). 1911.

Greinz. — Deutscher Literaturspiegel. Von Rudolf Greinz. 1.—40. Tausend. Leipzig, L. Staackmann. 1911.

Grimmelshausen. — Simplizius Simplizissimus. Die Landstörtzerin Kourasche. Der seltsame Springinsfeld. Von Grimmelshausen. München, Martin Mörike. O. J.

Große Denker. Unter Mitwirkung von E. von Aster, O. Baensch, M. Baumgartner, O. Braun, F. Brentano, H. Falkenheim, A. Fischer, M. Frischeisen-Köhler, R. Königswald, W. Kinkel, R. Lehmann, F. Medikus, P. Menzer, P. Natorp, A. Pfänder, R. Richter, A. Schmeckel, W. Windelband. Herausgegeben von E. von Aster. Zwei Bände. Leipzig, Quelle & Meyer. O. J.

Hauser. — Faustulus. Erzählung von Otto Hauser. Stuttgart, Adolf Bonz & Co. 1911.

Hauptmann. — Wer bin ich? Roman aus zwei Leben. Von Hans Hauptmann. Mit Bildschmuck von Vogeler-Worpswede. Berlin, Hesperus-Verlag. O. J.

Hearn. — Das Japanbuch. Eine Auswahl aus Lafcadio Hearns Werken. Frankfurt, Rütten & Loening. 1911.

Heidenstam. — La fin d'une dynastie. D'après les mémoires et la correspondance d'une reine de Suède. Hedvig-Élisabeth-Charlotte. (1774 1818). Par P.-G. de Heidenstam. Avec une gravure. Paris, Librairie Plon. 1911.

Heine-Kalender für das Jahr 1912 herausgegeben von Eugen Korn. Leipzig, Xenien-Verlag. 1911.

Heitmüller. — Taufe und Abendmahl im Urchristentum. Von Prof. Dr. W. Heitmüller. Religionsgeschichtliche Volksbücher 1, 22. 23. Tübingen, J. C. B. Mohr. 1911.

Herzog. — Heinrich von Kleist. Sein Leben und sein Werk. Von Wilhelm Herzog. Mit Titelbild nach einem Porträt von Max Slevogt und einer Gravüre des Miniaturbildes aus dem Jahre 1801. München, C. H. Beck. 1911.

Hofmannsthal. — Alkestis. Ein Trauerspiel nach Euripides. Von Hugo von Hofmannsthal. Leipzig, Insel-Verlag. 1911.

Hörlyk. — Die alte Plantage. Roman aus Westindien. Von Lucie Hörlyk. Einzig berechtigte Übersetzung aus dem Dänischen von Pauline Klaiber. München, Albert Langen. O. J.

Huggenberger. — Das Ebenböch. Geschichten von Bauern und ihrem Anhang. Von Alfred Huggenberger. Umschlagzeichnung von Otto Albrecht. Frauenfeld, Huber & Co. 1912.

Jacoby. — Herder als Faust. Eine Untersuchung von Günther Jacoby. Leipzig, Felix Meiner. 1911.

Johannesson. — Was sollen unsere Jungen lesen? Ein Ratgeber für Eltern, Lehrer und Buchhändler. Von Prof. Dr. Fritz Johannesson. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. 1911.

Kant. — Kants populäre Schriften. Unter Mitwirkung der Kantgesellschaft herausgeg. von Prof. Dr. Paul Menzer. Berlin, Georg Reimer. 1911.

Kirchhoff. — Die deutsche Eisenbahngemeinschaft. Eine eisenbahnpolitische Studie vom Wirkl. Geheimen Rat Hermann Kirchhoff. Stuttgart, J. G. Cotta. 1911.

Kißling. — Geschichte des Kulturkampfes im Deutschen Reiche. Im Auftrage des Zentralkomitees für die Generalversammlungen der Katholiken Deutschlands. Von Dr. Johannes B. Kißling. Drei Bände. Erster Band: Die Vorgeschichte. Freiburg i. Br., Herder. 1911.

Koser. — Friedrich der Große. Von Reinhold Koser. Volksausgabe. Mit einem Bildnis des Königs nach dem Gemälde von J. G. Chr. Franke. Stuttgart, J. G. Cotta. 1911.

Lambrecht. — Bruder Mensch. Erzählungen aus dem Narrenschiff. Von Nanny Lambrecht. Berlin, Konrad W. Mecklenburg. 1912.

Lavisse. — Histoire de France depuis les origines jusqu'à la révolution. Par Ernest Lavisse. Tome neuvième. II. Tables alphabétiques. Paris, Librairie Hachette. S. A.

Lebey. — Louis-Napoléon Bonaparte et le ministre Odilon Barros. 1849. Par André Lebey. Paris, Édouard Cornély. 1912.

Lehmann. — Der Buddhismus als indische Sekte, als Weltreligion. Von Edvard Lehmann. Tübingen, J. C. B. Mohr. 1911.

Liesegang. — Stateira. Von Raphael Ed. Liesegang. Frankfurt a. M., Raphael Liesegang. 1911.

Liliencron. — Neue Kunde von Liliencron. Des Dichters Briefe an seinen ersten Verleger. Herausgegeben von Heinrich Spiero. Leipzig, Xenien-Verlag. 1912

London. — Wolfsblut (White fang). Von Jack London. Mit Illustrationen. Band 9 der „Welt der Fahrten und Abenteuer". Freiburg i. Br., F. E. Fehsenfeld. 1912.

Ludwig. — Schiller. Sein Leben und Schaffen. Dem deutschen Volke erzählt. Von Albert Ludwig. Berlin, Ullstein & Co. 1912.

Madelin. — La révolution. Par Louis Madelin. L'histoire de France racontée à tous, publiée sous la direction de Fr. Funck-Brentano. Paris, Librairie Hachette. 1911.

Magne. — Voiture et les origines de l'hôtel de Rambouillet. 1597—1635. Par Émile Magne. Portraits et documents inédits. Paris, Mercure de France. 1911.

Mann. — Schauspielerin. Drama in drei Akten. Von Heinrich Mann. Berlin, Paul Cassirer. 1911.

Marcks. — Männer und Zeiten. Aufsätze und Reden zur neueren Geschichte von Erich Marcks. 1. Band. Leipzig, Quelle & Meyer. 1911.

Meisel-Heß. — Die Intellektuellen. Roman von Grete Meisel-Heß. Berlin, Oesterheld & Co. 1911

Meyer. — Literarhistorische und biographische Aufsätze. 2 Bände. Von Richard Meyer. Nr. 116. 117 der „Deutschen Bücherei". Berlin, Verlag Deutsche Bücherei, Otto Koobs O. J.

Michaelis. — Wozu hat Deutschland eigentlich Kolonien? Wie es einem Deutschen in einer deutschen Kolonie erging. Von Carl Eduard Michaelis. Berlin, G. Meinecke. 1911.

Nansen. — Nebelheim. Entdeckung und Erforschung der nördlichen Länder und Meere. Von Fritjof Nansen. Mit 185 Abbildungen und Karten. Zwei Bände. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1911.

Niebergall. — Person und Persönlichkeit. Von F. Niebergall. Leipzig, Quelle & Meyer. 1911.

Norbert. — Friedrich des Großen Rheinsberger Jahre. Von Willy Norbert. Charlottenburg, Vita. O. J.

Nylander. — Der Schoner Lizzie Gray und andere Erzählungen aus meinem Seemannsleben. Seevolk, neue Folge. Von John William Nylander. Leipzig, Georg Merseburger. 1911.

Perrot-Chipiez. — Histoire de l'art dans l'antiquité. Egypte, Assyrie, Phénicie, Indée, Asie mineure, Perse, Grèce. Par Georges Perrot et Charles Chipiez. Tome IX. La Grèce archaïque. Par Georges Perrot. Contenant 22 planches hors texte et 367 gravures. Paris, Librairie Hachette. 1911.

Peter. — Neu-Romantik. Eine Wanderung von Curt von Peter. Erstes Tausend. Berlin, Leonhard Simion Nachf. 1912.

Piépape. — Histoire des princes de Condé au XVIII. siecle. Les trois premiers descendants du grand Condé. Par le général de Piépape. Avec trois gravures hors texte. Paris, Librairie Plon. 1911.

Ploß-Renz. — Das Kind in Brauch und Sitte der Völker. Völkerkundliche Studien von Dr. Heinrich Ploß. Dritte, gänzlich umgearbeitete und stark vermehrte Auflage. Nach dem Tode des Verfassers herausgegeben von Dr. B. Renz. Erster Band. Mit 230 Abbildungen im Text. Leipzig, Th. Grieben. 1911.

Presber. — Und all' die Kränze . . . Gedichte von Rudolf Presber. Stuttgart, J. G. Cotta. 1911.

Ratzel. — Über Naturschilderung. Von Friedrich Ratzel. Mit 7 Bildern. 3. Auflage. Volksausgabe. München, R. Oldenbourg 1911.

Raunkiaer. — Mann und Frau. Von J. Raunkiaer. Einzige autorisierte Übersetzung aus dem Dänischen von Pauline Klaiber. Stuttgart, W. Kohlhammer. O. J.

Reichelt. — Richard Wagner und die englische Literatur. Von Dr. Kurt Reichelt. Leipzig, Xenien-Verlag. 1911.

Reinsch. — Intellectual and political currents in the Far East. By Paul S. Reinsch. Boston, Houghton Mifflin Company. 1911.

Rosen. — Der deutsche Lausbub in Amerika. Erinnerungen und Eindrücke von Erwin Rosen. Erster Teil Leipzig, Robert Lutz. O. J.

Rückert. — Die schönsten Sprüche aus Rückerts Weisheit des Brahmanen. Herausgegeben von Arthur Altschul. Dresden, Kommission bei Alexander Köhler. 1911.

Rückert. — Haus und Welt. Eine Rückert-Auswahl. Herausgegeben von Stephan Lisk. Mit Bildbeigaben. Erstes bis fünftes Tausend. München, R. Piper & Co. O. J.

Saito. — Geschichte Japans. Von Hisho Saito. Berlin, Ferd. Dümmler. 1912.

Salten. — Das Schicksal der Agathe. Novellen von Felix Salten Leipzig, Insel-Verlag. 1911.

Sammlung Kupferschmid. Nr. II. Jugend und Wehrkraft. Von Robert Graf von Bothmer. Mit 8 Abbildungen. — Nr. III. Gedenke, daß du ein Deutscher bist. Von Dr. Heinrich Pudor. 1. Deutsche Erziehung. München, Melchior Kupferschmid. O. J.

Schneidemühl. — Handschrift und Charakter. Ein Lehrbuch der Handschriftenbeurteilung. Auf Grund wissenschaftlicher und praktischer Studien bearbeitet von Professor Dr. Georg Schneidemühl. Mit 164 Handschriftproben im Text. Leipzig, Th. Grieben. 1911.

Schumacher. — Weltwirtschaftliche Studien. Vorträge und Aufsätze von Hermann Schumacher. Leipzig, Veit & Co. 1911.

Seger. — Peter Leszek. Eine polnische Rapsodie in Prosa von Fritz Seger. Berlin, Erich Reiß. 1911.

Servières. — Emmanuel Chabrier. 1841—1894. Par Georges Servières. Paris, Félix Alcan. 1912.

Spiero. — Das poetische Berlin Alt-Berlin. Von Heinrich Spiero. (Pandora, geleitet von Oskar Walzel). München, Eugen Rentsch. 1911.

Stern. — Wildfeuer. Neue Verse. Von Maurice Reinhold von Stern. Leipzig, Verlag des Literarischen Bulletin (A. von Stern). 1911

Stöhr. — Psychologie der Aussage. Von Prof. Dr. Adolf Stöhr. „Das Recht" Band IX/X. Berlin, Puttkammer & Mühlbrecht. 1911.

Stucken. — Romanzen und Elegien. Von Eduard Stucken. Berlin, Erich Reiß. O. J.

Suttner. — Der Menschheit Hochgedanken. Roman aus der nächsten Zukunft. Von Bertha von Suttner. Berlin, Verlag der „Friedens-Warte." O. J.

Sven Hedin. — Von Pol zu Pol. Von Sven Hedin. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1911.

Taurines. — Les légions de Varus latins et germains au siècle d'Auguste. Par Ch. Gailly de Taurines. Avec huit planches hors texte et une carte. Paris, Librairie Hachette et Cie. 1911.

Thoma. — Lottchens Geburtstag. Lustspiel in einem Akt. Von Ludwig Thoma. München, Albert Langen. O. J.

Thoma. — Der Wittiber. Von Ludwig Thoma. München, Albert Langen. O. J.

Tierschutz-Kalender 1912.

Troeltsch. — Die Bedeutung des Protestantismus für die Entstehung der modernen Welt. Von Ernst Troeltsch. 24. Band der „Historischen Bibliothek", München, R. Oldenbourg. 1911.

Trowitzsch. — Das Haus Trowitzsch & Sohn in Berlin. Sein Ursprung und seine Geschichte von 1711 bis 1911. Berlin, Trowitzsch & Sohn. 1911.

Ulbrich. — Milada. Schauspiel in einem Aufzug. Von F. L. Ulbrich. Oldenburg, Schulzesche Hofbuchhandlung. O. J.

Ulfeldt. — Leidensgedächtnis, das sind Denkwürdigkeiten der Gräfin zu Schleswig-Holstein Leonora Christina vermählten Gräfin Ulfeldt aus ihrer Gefangenschaft im Blauen Turm des Königsschlosses zu Kopenhagen. 1663—1685. Bearbeitet und neu herausgegeben von Clara Prieß. Leipzig, Insel-Verlag. 1911.

Ullsteins Jugendbücher. 1. Siegfried, der Held. Der Jugend erzählt von Rudolf Herzog. Mit Bildern von Franz Stassen. — 2. Gulliver in Liliput. Nach J. Swift neu und frei erzählt. Von Otto Ernst. Mit Bildern von Fritz Koch-Gotha. — 3. Die neidischen Schwestern (aus 1001 Nacht). Von Gustav Falke. Mit Bildern von Edmund Fürst. — 4. Des Freiherrn von Münchhausen wunderbare Reisen und Abenteuer. Nach der deutschen Ausgabe von G. A. Bürger für die junge Welt von heute neubearbeitet von Ernst Freiherr von Wolzogen. Mit Bildern von Fritz Koch-Gotha. — 5. Der Kampf um Troja. Wiedererzählt von Fedor von Zobeltitz. Mit Bildern von Franz Stassen. Berlin, Ullstein & Co. 1912.

Unterseeboote an die Front! Von Submare. Minden, W. Köhler. 1911.

Urkull. — Die Wege des Freiherrn von Wolfsburg. Roman von Gräfin L. Urkull. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 1911.

Vecchio. — Il fenomeno della guerra e l' idea della pace. Di Giorgio del Vecchio. Seconda edizione riveduta et accresciuta. Torino, Fratelli Bocca. 1911.

Vitzthum. — Christliche Kunst im Bilde. Von Dr. Georg Graf Vitzthum. Leipzig, Quelle & Meyer. 1911.

Vockerodt. — Wandern im Dunkeln. Roman von Emma Vockerodt. Stuttgart, J. G. Cotta 1911.

Vogel. — Die staatsbürgerliche Erziehung an höheren Lehranstalten. Ein Beitrag zur Klärung der pädagogischen Zeitfrage. Von Dr. Georg Vogel. München, C. H. Beck 1911.

Vom freudigen Schaffen. Eine Anthologie aus unseren Tagen. Herausgegeben von Julius A. Wentzel. Erstes bis zehntes Tausend. Leipzig, L. Staackmann. O. J.

Vowinckel. — Leben und Erkenntnis. Betrachtungen zwischen den Zeilen. Von Ernst Vowinckel. Berlin, Leonhard Simion Nachf. 1912.

Waddington. — Histoire de Prusse. Par Albert Waddington. Tome premier: Des origines à la mort du Grand Electeur (1688). Avec un portrait, deux cartes et un plan de Berlin. Paris, Librairie Plon. 1911.

Wehnert. — Jesu Diesseitsreligion. Von Dr. Bruno Wehnert. Groß-Salza, Eugen Strien. 1911.

Wendt. — Meckelbörger Minschen. Ne Geschicht ut nige Tid. Von Hans Wendt. Wismar, Hinstorff. 1911.

Weule. — Kulturelemente der Menschheit. Ausflüge und Urformen der materiellen Kultur. Von Dr. Karl Weule. Mit 4 Tafeln und zahlreichen Abbildungen. Stuttgart, Kosmos (Franckhsche Verlagshandlung). O. J.

Widmann. — Gereimte Geschichten. Von Berthilde Widmann. Dresden, Carl Reißner. 1911.

Wilbrandt. — Die Tochter. Roman. Von Adolf Wilbrandt. Stuttgart, J. G. Cotta. 1911.

Wildenbruch. — Ernst von Wildenbruch. Gesammelte Werke. Herausgegeben von Berthold Litzmann. Erste Reihe: Romane und Novellen. Erster und zweiter Band. Berlin, G. Grote. 1911.

Wislicenus. — Shakespeares Totenmaske. Von Paul Wislicenus. Zweite Ausgabe. Jena, Eugen Diederichs. 1911.

Windelband. — Präludien. Aufsätze und Reden zur Einleitung in die Philosophie Von Wilhelm Windelband. Vierte, erweiterte Auflage. Zwei Bände. Tübingen, J. C. B. Mohr. 1911.

Wissenschaft und Bildung. Nr. 53. Zur Kulturgeschichte Roms. Gesammelte Skizzen von Prof. Dr. Theodor Birt. Zweite, verbesserte Auflage. — Nr. 74. Die deutsche Revolution von 1848. Von Prof. Dr. Erich Brandenburg. — Nr. 97. Die Hygiene des männlichen Geschlechtslebens. Sechs Vorlesungen von Prof. Dr. C. Posner. Leipzig, Quelle & Meyer. 1911.

Wohlrab. — Die neutestamentliche Glaubenslehre auf psychologischer Grundlage dargestellt von Martin Wohlrab. Dresden, L. Ehlermann. 1911.

Woinovich-Veltzé. — 1813—1815. Österreich in den Befreiungskriegen. Von General d. J. von Woinovich und Major Veltzé. 1. Band: Die Politik Metternichs. — 2. Band: Die Tage von Dresden 1813. — 3. Band: Kulm, Leipzig, Hanau 1813. Wien, A. Erlinger. 1911.

Wolf. — Heimatsucher und Anderes. Von Hermann Wolf. Leipzig W. Härtel & Co. 1911.

Wolff. — Berliner geschriebene Zeitungen aus dem Jahre 1740. Der Regierungsanfang Friedrichs des Großen. Herausgegeben und erläutert von Dr. Richard Wolff. Mit zwei Faksimiledrucken. Heft 44 der Schriften des Vereins für die Geschichte Berlins. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1912.

Wundt. — Hypnotismus und Suggestion. Von Wilhelm Wundt. Zweite, durchgesehene Auflage. Leipzig. Wilhelm Engelmann. 1911.

Xenien-Almanach für das Jahr 1912. Leipzig, Xenien-Verlag. 1911.

Zahn. — Die Frauen von Tannö. Roman von Ernst Zahn. Erstes bis zehntes Tausend. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 1911.

Zichy. — Aus meinem Leben. Erinnerungen und Fragmente. Von Géza Graf Zichy. Erster Band. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt 1911.

Ziehen. — Volkserzieher. Biographische Studien zur Geschichte und zum System der Volkserziehung. Von Dr. Julius Ziehen. Leipzig, Quelle & Meyer. 1911.

Ziersch. — Du gehst einen schweren Gang. Münchener Roman von Walther Ziersch. Berlin, Concordia. O. J.

Zingeler. — Karl Anton Fürst von Hohenzollern. Ein Lebensbild nach seinen hinterlassenen Papieren. Von K. Th. Zingeler. Mit 3 Bildnissen. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1911.

Zweig. — Erstes Erlebnis Vier Geschichten aus Kinderland Von Stefan Zweig. Leipzig, Insel-Verlag. 1911.

Verlag: Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel), Berlin. Druck: Piererſche Hofbuchdruckerei, Altenburg.
Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Bruno Hake in Berlin.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

Zum Gedächtnis Friedrichs des Großen.

Von
Herman v. Petersdorff.

Seit Wochen geht ein Brausen durch das deutsche Geistesleben. Das alte Lied vom Preußenkönig erklingt, wie Adlersrauschen umgibt es uns. Gilt es doch, den Tag zu feiern, an dem der Monarch, der wie nie ein Fürst Eigentum seines Volkes geworden ist, uns vor zwei Jahrhunderten geschenkt wurde. Zu seinen Lebzeiten hat ihn Goethe den Polarstern genannt, um den sich Deutschland, Europa, ja die ganze Welt zu drehen schien. Sein Geist ist auch nachher, vor allem seinen Preußen, der Polarstern gewesen, der ihnen in dunkler Nacht leuchtete: in den Befreiungskämpfen und bei der Auseinandersetzung mit Österreich. Er ist dem Deutschtum ein Wegweiser geworden, indem das Knochengerüst der militärischen Organisation und die preußische Disziplin auf das ganze Reich übertragen wurde, und indem Preußen der Hort des Deutschtums ward. Und auch Europa hat den Einfluß seines Wesens genugsam zu spüren bekommen. So Gott will, wird das Deutschtum dafür sorgen, daß die gesamte historische Welt des friderizianischen Wesens auch fernerhin gewahr wird. Bisher hat sich durchaus erfüllt, was der begeisterte Barde Friedrichs, der Schwabe Schubart, dem Monarchen prophetisch ins Grab nachrief: „Einen Wurf hast du ins Zeitenmeer getan, dessen Kreise sich tausendfältig bilden und noch an die Ufer der Ewigkeit schlagen werden."

Es ist eine der beständigsten Erscheinungen in der Geschichte, daß wahrhafte Größe sich nur selten in Vätern und Söhnen zugleich findet. Die Barkiden, die Oranier, die Pitts sind Ausnahmeerscheinungen. Ebenso ist eine Ausnahmeerscheinung die Aufeinanderfolge zwei solcher umsichtsvollen und tatkräftigen Herrscher, wie sie die Regierungen Friedrich Wilhelms I. und Friedrichs II. darstellen. Diese Aufeinanderfolge war für das preußische Volk um so segensreicher, als sich die beiden Monarchen so glücklich ergänzten. Auf den Mann der Organisation und Verwaltung folgte ein Regent, der auf den Gebieten, in denen sein Vater schöpferisch wirkte, auch Großes leistete, im übrigen aber vornehmlich Mann der auswärtigen Politik, Feldherr und Jurist war. Bei dem gottesfürchtigen Friedrich Wilhelm I. bemerken wir

vornehmlich die niederdeutsche nüchterne Verständigkeit, die auch sonst die Hohenzollern, so z. B. Wilhelm I., so auszeichnet. Friedrich besitzt sie ebenfalls in hohem Maße, was bei einem Schöngeist besonders auffällt, dazu tritt bei diesem freigeistigen Monarchen aber noch jenes hochfliegende Wesen, in dem doch wohl das schwäbische Blut des Geschlechts hervorbricht. Schon einmal, wenn auch nicht so gewaltig wie bei Friedrich, hatten sich diese beiden Eigenschaften in einem Gliede seines Hauses offenbart, im Großen Kurfürsten. Die Verschmelzung dieser beiden Eigenschaften zeitigt, wie richtig gesagt worden ist, das Höchste, ja fast das Unmögliche. Das drängte sich auch dem Engländer Pitt auf, als er staunend über Friedrichs Taten seinen „Horaz" zitierte: Nil Claudiae non efficient manus.

Welch wunderbare Entwicklung zeigt Friedrichs Leben! Einst schien ihm der Reiz des Daseins im Flötenspiel und Verseschmieden zu bestehen, und die blaue Uniform verwünschte er mit einem bösen Wort als seinen „Sterbekittel". Am Ende seiner Laufbahn aber ist er gleichsam unpersönlich geworden, so ausschließlich lebte er den Staatsgeschäften. „Es ist nicht nötig, daß ich lebe, wohl aber, daß ich meine Pflicht tue," schreibt er. Die Flöte und noch länger die Verse bildeten für den einsamen König wenigstens Tröstungsmittel. Seine Verse nennt der von Gefahren umringte Mann bezeichnend genug „Wiegenlieder, mit denen ich mein Kind am Schreien verhindere und einschläfere". Ähnlich bieten ihm die philosophischen Studien in seinen Kümmernissen Zerstreuung. Der blaue Rock wurde ganz untrennbar von ihm. In völlig anderem Sinne, als er einst wähnte, ward er sein Sterbegewand. Bis heute ist die Uniform das schönste Ehrenkleid nicht nur aller Mitglieder des preußischen Königshauses geblieben. Heute ist sie das mehr noch als zur Zeit Friedrich Wilhelms II. und Friedrich Wilhelms IV. Das silberne Wehrgehenk des preußischen Offiziers ist ein stolzes Symbol geworden. Nichts beweist das besser als das friderizianisch empfundene Wort Bismarcks: „Ich faßte den König bei seinem preußischen Portepee."

Wie zerschellten an der Macht der Dinge auch Friedrichs Theorien! Am Musenhofe zu Rheinsberg schuf er seinen Antimachiavell. Zur Tat berufen, wurde er, wie Treitschke mit Fug und Recht geurteilt hat, einer der größten Machiavellisten. Er durfte aber das Bewußtsein in sich tragen, daß er das Rechte getan. Ergreifend spiegelt sich das in seinem von ihm selbst erzählten Traum, in dem ihm sein Vater, der ihn einst so hart und rauh behandelte, den er sich dann aber zum Vorbilde nahm, während des Siebenjährigen Krieges erscheint und er ihn fragt: „Habe ich mich gut gehalten?"

Freilich fehlte dem großen Könige die innere Harmonie. Der Riß, der in sein Gemütsleben in seinen jungen Jahren kam, verheilte nicht; durch die unermeßlichen Schicksalsschläge der späteren Zeit kamen vielmehr noch andere Disharmonien in sein Wesen. Nur selten finden wir bei ihm tiefere Gemütsklänge. Meist erheben sich die wärmeren Töne nicht über Äußerungen der Sentimentalität. Vorwiegend atmete sein Wesen doch, namentlich im Alter, Kälte. Verwandte und Untergebene fürchteten nur zu sehr seine Zornesausbrüche, „die zwei bedenklichen Linien auf der Stirn zwischen den

Augen". Man sprach zuzeiten davon, daß er seinen Schreckensblick habe. In schneidenden Sarkasmen entlud sich dann wohl seine Bitterkeit. Glücklicherweise linderten sich solche Stimmungen auch wieder zuweilen durch befreienden Humor.

Ruhmbegier trug ihn hinaus ins Feld der Taten. Staatsmännischer Geist und tiefe Verschlagenheit, phänomenale Schnelligkeit des Entschlusses, rasch reifende Feldherrnkunst, unerschöpflich vielseitige Tätigkeit in Verwaltung, Ausbildung des Heeres, Justizreform, Kolonisation, unerhörter Wagemut und beispiellose Zähigkeit, verbunden mit gleich großem erfinderischen Sinn, der auch das letzte Tröpflein Öl auf seiner Lampe auf das glücklichste zu verwenden weiß, nicht minder unvergleichliche Heldenhaftigkeit und verwundbarster Stolz ließen ihn das Feld behaupten. In den beiden ersten Kriegen gewann er Vertrauen zu dem Instrument seiner Macht, wie sein Ausspruch nach Hohenfriedberg lehrt: „Die Welt ruht nicht sicherer auf den Schultern des Atlas, als Preußen auf solcher Armee." Als er dem Angriff der gewaltigen gegnerischen Koalition zuvorkam, da schrieb er kurzweg: „Wenn unsere Feinde uns nötigen, Krieg zu führen, so muß man fragen: wo sind sie? und nicht, wieviel sind ihrer?" Die Gefahr war ihm stets eine sieglockende Sonne. Das Verständnis für die Schnelligkeit seines Entschlusses, die ihn fast immer den rechten Augenblick zum Handeln wahrnehmen ließ, ging auch seinem Voltaire auf. Der nannte sie bewundernd „das erste aller Talente für das Spiel, das der König spiele". Wie oft hat Friedrich, als er seinen Daseinskampf mit halb Europa ausfocht, sich mit den Verdammten im Fegefeuer verglichen. Das begann damals, als er seinem getreuen Winterfeldt schrieb: „Jetzunder fängt es an wüster auszusehen als noch niemalen." Er hat aber standgehalten. Eine der erhabensten Offenbarungen seines geharnischten Geistes stellt jene Kabinettsorder dar, in der er für den Fall seiner Gefangennahme befahl, den Krieg fortzusetzen, als wenn er nie auf der Welt gewesen wäre. Wie sehr er seine Person einsetzte, haben nicht nur die Schlachten, wie die bei Kolin, Zorndorf, Hochkirch, Kunersdorf und Torgau gezeigt. Noch mehr hat es sich den Gemütern eingeprägt, wie er die Strapazen des Lagerlebens mit seinen Truppen teilte.

Ein Berg, von Schanzen rings umfaßt,
Ward unser prunkender Palast,
Wo unter hohem Himmelszelt
Ein Bündel Stroh von nahem Feld,
Auf nacktem Boden ausgestreut,
Gar sanftes Bett dem Leibe beut.

Welch ein Stolz in ihm lebte, zeigt schon jenes Wort zu Grumbkow, in dem er den König von Preußen mit dem edlen Palmbaum vergleicht, der um so höher emporschnellt, je tiefer man ihn zu beugen sucht. „Ich habe Ehre für zehn," erklärt er später in einem Augenblick, wo man auf ihn einen Druck auszuüben sucht, mit schneidender Entschlossenheit. „Die Reputation ist eine Sache ohne Preis und gilt mehr als die Macht," hat er in diesem Zusammenhange gesagt. Wie man weiß, hat ihn dieser Stolz nur zu oft

mit dem düsteren Gedanken spielen lassen, sich selbst den Tod zu geben, um einer Demütigung aus dem Wege zu gehen. Eins seiner häufigsten Zitate lautet:

Victrix causa diis placuit,
Sed victa Catoni.

Eine nicht genug zu preisende gnädige Fügung hat uns vor diesem Ausgang bewahrt, Friedrich immer aufs neue Lebensmut gewinnen lassen und ihm die Kraft verliehen, sich zu behaupten. Dadurch wurde die politische Gestaltung Europas in ihren Grundzügen für mehr als ein Jahrhundert bestimmt, bis Otto v. Bismarck das Werk Friedrichs weiterführte.

Der unermüdlich sorgende Landesvater, als der der so früh gealterte König nach Beendigung des großen Krieges in seiner Tätigkeit für die Heilung der Wunden und Hebung der Volkswirtschaft vornehmlich erscheint, zeigt sich allen Gebieten des Staates, insbesondere aber den beiden großen neuerworbenen Provinzen gegenüber: Schlesien und Westpreußen. Die für sie verwendete unablässige Fürsorge hat etwas tief Rührendes. Nichts Eiligeres hat der König nach Friedensschluß zu tun, als Schlesien, um das er alle die Kämpfe zu bestehen hatte, zu bereisen und überall mit vollen Händen zu helfen. Als dann, recht eigentlich als die Frucht des Siebenjährigen Krieges, das polnische Preußen ihm in den Schoß fällt, da reist er jahraus, jahrein zur Besichtigung des neuerworbenen Besitzes dorthin und schlägt für eine Weile in Mokrau sein Quartier auf. Es ist doch überaus segensreich für das Deutschtum gewesen, daß Friedrich schnell entschlossen die polnische Teilung herbeiführte. Ohne ihn wären die alten deutschen Ordenslande dem Deutschtum verloren gegangen. Auch Ostfriesland hat er für das Deutschtum gerettet. „Daß die Küsten der Nord- und Ostsee von Emden bis Memel heute deutsch sind, verdanken wir Friedrich dem Großen," bemerkt Dietrich Schäfer. Ein anderes hohes Verdienst Friedrichs um das Deutschtum ist sein großartiges Werk der inneren Kolonisation, durch das er Hunderttausende aus dem Westen und Süden Deutschlands in seine Staaten lenkte. Nicht zuletzt wurde dies fruchtbar in Westpreußen, wo er mit den Polen „keine Komplimente" machte.

Neben seinem Heldentum verschaffte ihm die Wahrnehmung der Interessen des kleinen Mannes eine beispiellose Popularität. Die Bittschriftenlinde beim Potsdamer Stadtschloß ist die ehrwürdigste Erinnerung daran. „Am allerwenigsten ist es unsere Intention, unseren gedrückten Untertanen den Zutritt zu unserem Thron abzuschneiden," lautete sein Befehl. Auch im Müller-Arnoldprozeß tritt der tatkräftige Anwalt des kleinen Mannes zutage, wenn Friedrich dabei auch einen Fehlgriff beging. Ihn unterstützte in seiner Rolle als „König der armen Leute" außerordentlich die schöne Gabe, im Gespräch den Ton des kleinen Mannes zu treffen.

Der Lüge des deutschen Reichswesens stand er stets mit ironischen Gefühlen gegenüber. Für ihn verstand es sich von selbst, daß er nur das preußische Interesse wahrzunehmen habe. Lediglich dieses verfocht er denn auch, wenn er nach dem großen Kriege wiederholt zum Schutze der Reichsverfassung den

Schild erhob. Aber dies Auftreten verschaffte ihm, nachdem er auch sonst bereits durch seine Taten, insbesondere seit der Schlacht en douceur, dem Tage von Roßbach, das schlummernde deutsche Nationalgefühl stark angeregt hatte, auch bei manchem Partikularisten im Reich Sympathien. Sang doch der Bayer F. X. Huber Worte des Lobes auf ihn,

Der keiner war von Wittelsbach
Und doch so gut den Bayern.

Immerhin lebte auch in Friedrichs Innerstem das Bewußtsein von dem deutschen Berufe Preußens. Bei Beginn des großen Krieges gelobte er: „Man soll nicht sagen, solange ein Preuße am Leben ist, daß Deutschland der Verteidiger entbehrt."

Gerade für die Gegenwart hat dieser Ausspruch seinen besonderen tiefen Sinn. Wir preisen es voller Dankbarkeit, daß durch Friedrichs unermüdliches Wirken die Wiedergeburt Deutschlands ermöglicht wurde, und leben der Zuversicht, daß Deutschland auch fürderhin in Preußen seinen starken Rückhalt findet; daß in der Stunde der Entscheidung die Schwingen des schwarzen Adlers mächtig rauschen werden, wie einst:

Als der königliche Weise
Einer Welt in Waffen stand.

Catrejns Irrfahrt.

Novelle aus Altflandern

von

Walter Harlan.

(Fortsetzung.)

Die Tochter des Heringhändlers.

Der Hauptprediger der Antwerpener Calviniſten heftete ſeine Halskrauſe über dem ſchwarzen Talar zuſammen; reichlich Zeit hatte er noch bis zum Anfange ſeiner Predigt über die „enge Jacke“. Er ſetzte ſich nochmals an den Schreibtiſch und wollte ſich ſammeln.

Er dachte an eine Inſchrift, die er einmal an Meiſter Pieters Backofen geleſen hatte. Dieſe wohlgeſchliffene Inſchrift war ja ein Kleinod für die Einleitung über die Helden und Arbeiter! Und von Spiegel ſtammte dieſe Inſchrift, der ſich damals im Herbſt ſo über alles Erwarten freute, als er einige Verſe aus ſeinem Herzen und Kopf von der Kanzel wieder vernahm.

Doch der genaue Wortlaut der vier Zeilen am Backofen war dem Hauptprediger entfallen; er beſchloß, dann auf dem Wege zur Kathedrale bei Meiſter Pieter auf einen Augenblick einzutreten, jene Inſchrift auswendig zu lernen. Es zog ihn ohnehin zu dem jüngſten Sohn ſeines Geiſtes.

Und nun, in des Hauptpredigers Seele, läuteten ſchon die Sonntagsglocken.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Da trat Roſalia, des Dionyſius Ehefrau, hinter ihm in das Studierzimmer, doch er wandte ſich nicht, denn immer vormittags trug Roſalia ihren ſpärlichen Haarwuchs in Lockenwickeln, bei welchem Anblick dem Hauptprediger jedesmal wieder das Herz ſtockte.

Roſalia teilte mit: „Ich komme nicht in die Predigt.“

Dionyſius wandte ſich immer noch nicht, das Glockenläuten in ſeinem Geiſt ſetzte vorläufig aus. Wozu nur ſagt ſie dieſes; faſt jeden Sonntag wieder! — Doch ſo freundlich es nun gelingen wollte, entgegnete er: „Die Leute gehn in die Predigt, um an des Predigers Hand auf den Olymp zu ſteigen; des Predigers Frau aber hat ja den Prediger die ganze Woche.“

Indessen hatte Sappho, die noch nicht laufen konnte und auf Rosalias Arm saß, ein unverständliches, aber lustiges Wort gesprochen. Und hatte der Gatte sich nicht gewandt, der Vater wandte sich.

Rosalia freilich trug ihre Lockenwickel! Sonntags wie alltags. Und antwortete: „Du weißt, daß mir der Kirchgang schmerzlich fehlt, auch daß ich deine Predigten gern höre, aber ich kann es nicht aushalten, wie dich die Weiber ansehen. Das ist nicht Frömmigkeit! Auch ist es unwahr, daß du gar nichts dafür könntest, es ist nicht wahr! Und ich komme zu keiner Andacht!"

Ihr altes, dummes Lied!

Doch heute fügte Rosalia etwas Neues hinzu. Vorhin beim Kleiderklopfen war es ihr eingefallen. Und sie sagte es triumphierend, wie eben eine Frau, die einen durchschlagenden Beweis für ihre Anklage entfaltet: „Wozu kaufte st du dir dies rote Wams?"

Dionysius antwortete, und seine Stimme war noch leidlich heiter: „Ich habe mich selbst gewundert. Es wird wohl so sein: Jeder kleidet sich, wie er ist. Als ob er sich für die Maler kleidete."

Da huschte ein verächtliches Lächeln um Rosalias Lippen. Ob er nicht immer eine Predigtphrase bei der Hand hat! Dies rote Wams ist angeschafft nicht wegen der Maler, sondern wegen der Weiber! Und sie sagte: „Außerdem schadet dir dieses Wams in deinem Amt. Eine calvinische Gemeinde will keinen Prediger, der nur Sonntags schwarz ist. Mein Vater sagt: Die Ältesten sind ohnehin schlecht auf dich zu sprechen. Dies rote Wams wird uns dein Amt kosten. Wir werden hier sitzen und Schulden haben und werden nicht wissen, wie wir Sappho satt machen."

Hier war es, wo dem Denker und Prediger die Geduld riß. „Wenn ich ein Wams trüge so grau, nüchtern und ehrsam wie das Wams deines Vaters, ich würde doch das Amt verlieren, über kurz oder lang. Denn unter dem Wams habe ich einen anderen Geist als die Holländer und Heringhändler."

Dies freilich waren zwei unnötige Pfeile in Rosalias Herz, denn aus Holland war sie gebürtig, der Handel mit Heringen aber war ihres Vaters Beruf. Und mit rollenden Augen rief sie: „Sind auch die Unternehmungen meines Vaters unglücklich abgelaufen, der Heringhandel an sich ist jedenfalls ein höchst hochachtungswertes Geschäft, das ganz gewiß keinerlei Spott verdient. Am allerwenigsten von einem Mann, der selbst über kurz oder lang bankrott sein dürfte. Der Theologie studiert hat, der ein leidliches Auskommen gefunden hat, nun aber plötzlich, in seinem sechsunddreißigsten Lebensjahr, eine Buchdruckerei einrichtet. Mit unsinnigen Kosten!"

Da wollte der Gatte seine erregten, törichten Pfeilschüsse wieder gut machen. Gar mild und offenherzig sagte er nun: „Eines Vorausläufers Frau hat eine schwerere Aufgabe, als er selber: Wenn er hungert, hungert sie mit, den Ruhm aber nach seinem Tode hat er allein."

Auch diese Worte hielt Rosalia für eine Predigtphrase. Sie hätte geschworen, daß Dionysius selbst sich nichts dabei dachte. Und es zischte von ihren Lippen:

„An einen Schönredner bin ich geschmiedet, an einen Wahnsinnigen und Schönredner!" Hiermit eilte sie samt dem Kinde aus dem Studierzimmer.

Der im Talar tat einen tiefen Seufzer. Er drehte den Stuhl ein wenig und blickte dahin, wo sie mit Sappho gestanden hatte.

Madonna mit den Lockenwickeln . . .

Da aber klagte, schrie es wieder im Herzen des Dionysius, wie es in diesen dritthalb Ehejahren immer und immer wieder geschrien hatte: „O ich Esel und Schurke! Wie kam es doch, daß ich des Heringhändlers Tochter nahm? Sie war nicht übel, denn erst nach Sapphos Geburt sind ihr die Haare so scheußlich ausgegangen, sie war nicht übel! Aber ich würde sie nicht genommen haben, hätte der Wahn mich nicht geritten, daß alle Heringhändler den Gatten ihrer Tochter frei machten von der Sorge ums Auskommen, von allen engen Jacken . . . Dummheit und schwere Sünde ist es, ein anderes Weib zu nehmen, als die Klügste, die man erlangen kann, als die Edelste und Klügste . . ."

Das Rezept gegen den Kummer.

Im Bäckerladen, der vom sonntäglichen Morgenreichtum strotzte, berichtete der im Talar, daß Meister Pieter in das Gemeindebuch seit gestern eingetragen sei. Dann gingen die beiden nach der hinten gelegenen Backstube.

Als Dionysius die vier Verse des Hendrik Spiegel sich wörtlich eingeprägt hatte, kam aus des Bäckers Brust ein ungewollter, tieftiefer Seufzer.

Obwohl ja die Zeit nun drängte, fragte der Prediger und Seelsorger, was es zu seufzen gäbe, und wußte alsbald, daß die Bäckin die vergangene Nacht anderswo zugebracht hätte, wahrscheinlich bei ihren Schwestern. Auch den Brief auf der Schuldnertafel las Dionysius mit gerunzelter Stirn, den Catrejn Abels, „des Stadtschreibers Egidius Tochter", geschrieben hatte.

Beide Männer und Freunde schwiegen.

An diesen seit Jahren verstorbenen „Stadtschreiber Egidius" dachte der Prediger. Er hatte einmal ein Buch von diesem freiwilligen Spanier zu lesen angefangen, ein lateinisches Buch, das als ein weltgeschichtliches Kuriosum galt, doch wenig kurios und reichlich öde war: „Über die göttlichen und menschlichen Gründe, warum ein Ketzer unfähig ist, eine Erbschaft anzutreten."

Ein Mann des Siegellacks und der Protokolle hatte aus diesem Buch geredet . . . Die Catrejn Abels hat schwer mitkommen auf dem Marsche der Menschheit. Wer solch einen Vater hatte . . .

Da seufzte Pieter noch einmal, nun unverhohlen und noch viel tiefer. Alsbald sagte er: „Sie hat keinen Respekt vor mir." —

Und an seine Rosalia dachte der Hauptprediger. Er tröstete: „Es gibt keinen Respekt, als den Respekt vor der Tat. Wie aber soll eine Frau vor ihres Mannes Beruf und Lebenswerk Respekt haben! Denn eh sie ihn liebte, dachte sie nicht an diesen Beruf. Die besten unter den Frauen sind es, die

den Respekt sich wenigstens einreden. Die meisten aber nehmen sich solche Mühe nicht." Und seine Arme ausbreitend in die weißstäubige Backstube, beschloß der Tröster seinen Trost: „In unserem Allerheiligsten sind wir allein. Und also wollten es die Götter."

Die nahen Glocken huben an zu rufen. „Ihr müßt gehen," sagte der Bäcker. „Ihr seht mich in der Kathedrale wieder. Werdet Ihr predigen, was die Weltseele ist?"

Heiter antwortete der Hauptprediger: „Es gibt keine andere Predigt, als die von der Weltseele. Aber Ihr trefft es gut. Denn ich predige heute, was mancher brauchen kann: Das Rezept gegen den Kummer."

Ein zartes Vorspiel durchzog den Säulenwald der siebenschiffigen Basilika. Ein Lerchenlied vor Sonnenaufgang mochte dem Küster vorschweben.

Um die Kanzel warteten die sechshundert oder achthundert Getreuen des Dionysius von Flandern, saßen und standen. Und für jeden, der neu herankam, schoben die ragenden Bündelsäulen sich durcheinander nach dem Geheimnis ihrer Anordnung. Von diesem seligen, steingewordenen Traum des Baumeisters hatte der Bildersturm gar nichts zerstören können, nur schlichter war der Dom geworden, nur noch größer.

Und mit Händen und Füßen ließ nun der Küster die Sonne aufgehen.

— —

Doch an der Säule, die just der Kanzel gegenübersteht, hinter der ganzen übrigen Schar der Wartenden, lehnte einer, dem Bitternis in den Augen flackerte; er trug eine braune, talarartige Gelehrtenschaube, die er mit den verschränkten Armen zusammenhielt. Jean Farel war es, der Diakon. Einen Gedanken dachte er, den er nun seit vier Monaten alle Tage und immer wieder dachte: „An *seinen* Sonntagen kommen die Damen, an den Sonntagen dieses leibgewordenen Teufels aber kommen die Ratsherren und Ärzte, die Rederejker und Lateinlehrer . . ."

Und Jean Farel verfluchte in seiner Seele seine eigenen braunen Locken, seine beinahe schwarzen Blinkaugen, seine Honigstimme, seine ganze Schönheit für Weiber, womit ihn Gott geschlagen hatte.

Der Lärm der Orgel traf an sein Ohr, aber er merkte nichts von dem Aufgehen der Sonne, von dem Strahlen und Lachen des jungen Tages.

Nun dachte der Unglückliche an des Dionysius letzte Predigt, an diesen Hohn auf den Heiland! Ah, der Sokrates, da er den Giftbecher nahm, war „ein Erlöser"! So macht man Atheisten! Es ist eine Sünde am Reiche Gottes!

Auf der Kanzel erschien des Dionysius holzgeschnittenes, adlernasiges, weltliches Antlitz. Er blickte nach der brausenden Orgel, und alle sahen, wie er sich freute.

Als aber des Küsters junger Tag ganz hell und reif war, verstummte die Orgel.

Nun suchte Dionysius unter den Anwesenden den Meister Abels und fand ihn. Spiegel, der Rederejker und Gastwirt, stand neben dem Bäcker.

Da hub der Prediger an und sprach: „Wenn einer ein gutes Brot bäckt in der Gilde der Bäcker, oder wenn einer treffliche Inschriften dichtet in der Gilde der Rederejker, er ist ein seliger Mann. Gleichviel ob eine Frau in seinem Haus ist oder nicht. Gleichviel, ob seine Frau gut oder bös ist. Und eines Bäckers Allerheiligstes ist nicht seine Frau, sondern das Brot.

„Hat aber ein Bäcker Glück und Gelegenheit, so kann er mehr verrichten, noch mehr, als daß er seinen Beruf ausfüllt. Als Sultan Soliman die Stadt Wien belagerte, stand ein Bäcker zwei Stunden vor Sonnenaufgang in seiner Backstube und buk die kleinen Brote für den Morgen; da hörte er unter dem Boden ein Graben und Hacken, riet richtig, daß die Türken wohl eine Miene grüben, rettete Stadt und Christenheit.

„Seitdem haben die Wiener Bäcker das Recht, einen Degen zu tragen.

„Und wenn heut nachmittag zu uns die Spanier wiederkämen, unsere Türken, so weiß ich beispielsweise einen Antwerpener Bäcker, der würde sich nicht in seinen Keller verkriechen und verstecken.

„Nur eben solche Gelegenheit, Stadt und Christenheit zu retten, gibt es nicht alle Tage. Darum sage ich: des Bäckers Allerheiligstes ist das Brot. Denn büken die Bäcker nicht, so hätten wir nicht, was wir vor allem brauchen, so könnte die Welt nicht weiter laufen: tagtäglich hilft ein jeglicher Bäcker an der ewigen Schöpfung.

„Er ist ein Finger Gottes.

„Und kämen die Spanier nie wieder und käme die gelegene Stunde nie, da Bäcker, Heringhändler, Prediger und alle übrigen Arbeiter sich wandelten in Helden — ein braver Mann ist ein seliger Mann. Nur dann ist er es augenblicklich nicht mehr, wenn die Gelegenheit kommt, ein Heldenstück zu leisten, und wenn er die Gelegenheit ausläßt.

„Der Text, von dem ich predige, stehet in Platos Gastmahl im siebenundzwanzigsten Kapitel und lautet: ‚Geehrt ist bei euch auch Solon, weil er Gesetze gezeugt, als Kinder seiner Seele. Geehrt sind viele andere anderwärts unter Hellenen und Barbaren, die Vieles und Schönes getan oder geschaffen, oder auch in den Herzen der Freunde Tugenden erzeugt haben. Heiligtümer sind ihnen zum Lohn für solche Kinder errichtet worden, für leibliche Kinder aber noch keinem‘.“

Eine Heiterkeit erwärmte die Versammelten, des Philosophen ungestorbene Seele war mitten unter ihnen und lachte aus ihren Augen.

Nur der Amtsbruder an der Säule hatte es wie einen tückischen Wespenstich empfunden, daß Dionysius, anstatt aus inspirierten Gottesworten seine Predigt aufblühen zu lassen, aus einem profanen Literaten seinen Text nahm — es ist ein Hohn auf den Heiland!

Dionysius aber predigte weiter: „Alles, was ich und Plato auf unsere umständliche Gelehrtenart bis jetzt gesagt haben, hat unser Hendrik Spiegel in vier Zeilen auf einen Backofen geschrieben:

„Willst du spazieren durch Pläsier und Not,
Durch Welt und Himmel seligen Mutes,
Tu nichts, als was der Gott in dir gebot,
Vor allem back dein Brot — und gutes!“

Da freute sich der Rederejker und Gastwirt.

Und Meister Pieter, obwohl er auf die Steinplatte vor seinen Füßen blickte, wußte doch, daß ihn der Prediger ansah.

Langsam verkündete Dionysius: „Aller häusliche Kummer muß ersticken, wenn wir mit Sorgen der Menschheit unser Herz ganz ausfüllen. Die großen Sorgen drücken die kleinen an die Wände des Herzens, daß ihnen der Atem vergehet. Da geben sie ihren ärmlichen Geist auf, dem Herrn sei Lob und Preis!

„Dieses ist das Rezept gegen den Kummer: Füllet euch an mit großen Sorgen."

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Das Mittelschiff der Basilika war damals noch nicht eingewölbt, eine Balkendecke verband vorläufig die Kapitäle der hohen Hauptsäulen; an diese weißgetünchte Balkendecke wies nun der Prediger hinauf und rief: „Seit länger als zweihundert Jahren bauen wir an diesem Dom, aber das Dach ist noch nicht fertig, die Fensterbilder am Umgange des Chors sind noch nie fertig gewesen, und schon hat Pöbelwahn in all dies liebe, bunte Leuchten seine Steine geworfen, — also daß unsere gegenwärtige Armut und Kriegsnot das bunte Leuchten mit nüchternen Allerweltsscheiben flicken mußte, — ein Dom ist niemals fertig! Darum ist er der Menschheit Gleichnis.

„Denn was immer schöner wird, muß eines Tages innen und außen und vollkommen schön werden, jenseits der Zeit.

„Und wer Gott liebt, fülle sich an mit großen Sorgen! Denn dies ist Gottes Wille: Der Dom der Menschheit soll eines Tages fertig werden, jenseits der Zeit, ragen und läuten. Wer aber den Tag jenseits der Zeit für eine rechte Narretei hält, ich meine: wem die Augen fehlen, den Tag jenseits der Zeit zu erschauen, der bekümmere sein Herz nicht! Wenn er nur weiß, Sonntags und Alltags, daß er mitbaut am Dom der Welt.

„Da mich nun heute ein Freund fragte, was die ‚Weltseele' wäre, so antworte ich ihm: Dies Wollen ist es, oder wie Plato sagt, dies ‚Mutartige', das in uns Menschen treibet und auch in einer Biene: Der Dom der Welt soll eines Tages fertig werden, ragen und läuten.

„Also vorerst: Kein Spanier soll in den Niederlanden etwas zu suchen haben! Unsere Steuern für unsere Zwecke! Auch nicht für englische Zwecke oder französische! Unsere Steuern für unseren Handel, für unsere Schulen! Dies aber bleibt uns Ziel und Richtung ewiglich: Der Dom der Welt.

„Solche Richtung und Kraft, solches ‚Mutartige', solcher Wille in unserer Seele, der dasselbe und einerlei Ding ist mit dem Willen Gottes, solcher Gottesfinger in uns, dies ist der ‚Eros', wie Plato es nannte, dies ist die ‚Liebe zu Gott', wie die Bibel es nennt: Der Dom der Welt soll ragen und läuten. Von Ewigkeit ist uns der Eros eingeboren, er ist der Gott in uns, gleichviel wie wir ihn nennen. Wir sind Götter!

„Fülle dich an mit großen Sorgen! Wer dieses Rezept hat, hat alles, was er für Zeit und Ewigkeit braucht.

„Höret ihr Theologen zanken, ob Fleisch auferstehe, oder auch ob die Weltseele dreieinig sei oder eineinig, so stopfet Watte in eure Ohren. Denn all solches Gezänk hat gar keine andere Wirkung, als daß es den lebendigen, bunten, tausendeinigen, herrlichen Gott, der sich in diese Welt verwandelt hat, schändet in einen Gott aus vertrockneten Hirngespinsten . . ."

Hier freilich wiegten auch manche in der Gemeinde ihre Köpfe und waren beklommen.

Um des Predigers Augen aber zuckte ein Lachen, denn er hatte auf dieses Köpfewiegen gewartet.

„Vielleicht," fuhr Dionysius fort, „denkt ein Geschichtskundiger unter euch an den Michael Servet, der die Lehre von der Dreieinigkeit mit seinem eigenen Grübelgeist erfüllen wollte, und welchen darum unser Calvin auf dem Scheiterhaufen verbrannte. Mit Martin Luthers und Philipp Melanchthons Beifall. Einen Gelehrten verbrannten sie! Der die Regelung des Herzschlages durch die Lunge so köstlich und einleuchtend uns offenbart hat! Und ihn verbrannten sie! Verbrannten auch all seine noch ungedachten Gedanken und ungemachten weiteren Offenbarungen!

„Es ist nichts anderes zu sagen als dieses: ‚Welcher Wahn!'

„Wo aber Calvin geirrt hat, sag ich, daß er geirrt hat, und wo ich irre, da sollen meines Geistes Söhne sagen, daß ich geirrt habe.

„Dies ist es, was Luther und Calvin meinten, an ihren besten Tagen. Wenn die Sonne des Heiligen Geistes ganz hell in ihrer Seele schien.

„Dies ist ein Protestant: Wer fromm sein will mit klarem Kopf.

„Denn wir glauben, daß wir unseren Intellektum von Gott haben, ja von all seinen Gaben ist unser Intellektus die allerherrlichste, dient uns zum Brotbacken, dient uns auch, ihn selber zu erschauen, sagt uns, daß Gott im Himmel und über dem Himmel ist, denn so nun Welt und Himmel *von ihm* sind, so muß er auch *für sich* sein! In unserer Seele ist er, im Himmel und auch über dem Himmel.

„Wer aber ist ein Katholik? Ich zeige nicht auf die Prälaten und Pfründner. Wollen wir einem fremden Glauben ins Herz blicken, so müssen wir zu den Edelsten gehen, die ihn verkünden. Am letzten Sonntag hörte ich in der Michaelskirche den Bruder Chrysostomus reden und brausen, den Genter Franziskaner, den Trefflichen und Weitberühmten. Dies aber war des herzentquollenen Brausens Kern und Gipfel: Wir wollen unseren Intellektum niederbeten! Denn Gott erschuf uns fromm und blöde, der Teufel aber schlich sich an unsere Wiege und schenkte uns den Intellektum!

„Drittens zeige ich euch die katholischen Protestanten. Die unserem Geist nur eine neue Zwangsjacke schneidern wollen, aus Luthers und Calvins Meinungen. Doch einen *freien* Geist gab uns Allvater, einen freien und einen *wirklich* freien! Auch Luthers und Calvins Meinungen sind keine Zwangsjacke, und auch die Heilige Schrift ist keine Zwangsjacke!"

Da knirschte und hallte ein harter, unverhohlener Schritt über die Steinplatten. Der Damenpastor verließ die Kathedrale.

Der Prediger aber wartete, bis Jean Farel hinaus war. Alsdann rief er: „Wie sich Gott in die Welt verwandelte, so haben auch wir in unserem Leib uns nur verwandelt. Vorübergehend. Uns nur verkleidet. In unserem Kern aber sind wir nicht unser Leib, sondern wir sind der Wille zum Dom. Dieser Wille samt seinem Intellektus ist unsere Seele. Dieses — sind wir! Sind wir nicht Götter? Und wer die selige Kunst erst mal erlernt hat, sonntags und werktags zu wissen, daß er den ganzen Dom will bei all seinem Brotbacken oder sonstigem Werk, ist nicht ein Finger Gottes, sondern er ist Gott selbst. Denn weil dieser Bäcker den ganzen Dom will, ist Gottes Wille auch sein Wille, ist die Weltseele auch seine Seele, ist Gottes Rückgrat auch sein Rückgrat: er ist Gott selbst."

Hierüber predigte Dionysius noch lange, es war schwer klar zu machen.

Als Spiegel und Pieter Abels aus der Kathedrale traten, zog eine große, beinahe schwarze Schneewolke just vor der Sonne; wunderlich dunkel war es.

Pieter grübelte, ob er dem Freunde Catrejns Flucht mitteilen sollte, aber dies hatte ja Zeit. War es nicht möglich, daß sie schon wieder zu Hause säße? An ihrem Fenster?

Der Rederejker erzählte von einem stadtbekannten Hohlkopf, der doch Ratsherr von Antwerpen geworden wäre, gestern oder vorgestern. Und mit gedämpfter Stimme fügte Spiegel an: „Denn dem Lotterherzog von Anjou war er genehm. Oh, er ist schädlich, der Lotterherzog und Popanzgraf! Er muß die Macht wollen, die er nicht haben darf. Es ist eine Staatskrankheit. Und ist anders nicht heilbar, als daß wir ihn, den Franz Hercules von Valois, aus unserem Fleisch ausschneiden. Es lebe der Schweiger!"

Und Pieter dachte an den Bäcker in Wien, der Stadt und Christenheit gerettet hatte . . .

Die Sonne aber kam wieder frei, auf dem festgetretenen Schnee des Platzes brachen sich die Strahlen, an den Häusern und auf den weißen Dächern; nun war es eine fröhliche Helle.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Und am Anfang des Nachmittags erschien die spitznäsige Juliana, Catrejns älteste Schwester, in Meister Pieters Laden. Nämlich er hatte alsbald nach seiner Hochzeit die Einrichtung getroffen, daß seine Schwägerinnen das Recht haben sollten, allsonntäglich einen unentgeltlichen Sirupkuchen zu holen.

Und es kam an den Tag, daß der entflogene Vogel auch in dem Hause der vier Jungfern sich nicht aufhielt.

Juliana weinte länger als eine Stunde. Pieter aber beteiligte sich nicht an diesem Weinen. Er sagte nur immer wieder, dreimal oder auch viermal: „Wenn einer eine Nacht geschlafen hat, dann weiß er wieder, was er will."

Juliana hielt diese Worte für eine geistlose und herzlose Redensart. Sie legte den Sirupkuchen in ihren Korb, und ihre alte Meinung wurde in

dieser Stunde zur unumstößlichen Gewißheit, daß dieser Bäcker ein ungebildeter, roher Mensch sei.

Doch nochmals setzte sie ihren Korb auf einen Stuhl und weinte.

Der Meister dachte des Oraniers und Schweigers, der König werden sollte, dachte auch an den Wiener Bäcker, der Stadt und die Christenheit gerettet hatte. Und Meister Pieter sagte: „Sie wird schon wiederkommen. Und ich habe größere Sorgen. Die großen Sorgen aber drücken die kleinen an die Wände des Herzens, daß ihnen der Atem vergeht. Da geben sie ihren ärmlichen Geist auf, dem Herrn sei Lob und Preis!"

Der Aberketzer unter den Ketzern.

An einem der letzten Tage des Jahres stand Dionysius von Flandern vor seinen Glaubensrichtern. In jenem ziegelroten Wams mit silbernen Knöpfen und silbernem Schuppengürtel war er gekommen, darin er aussah, wie er war.

Der Diakon und Ankläger war schon in voller Fahrt und rief: „Urteilet selbst, ehrwürdige Älteste unserer Gemeinde, ob diese Predigt des Herrn Dionysius von Flandern, ob sie das heilige Vermächtnis noch ist, das uns Calvin hinterlassen hat als unser Kleinod, als unseren Gnadenschatz. Ah, ein trefflicher calvinischer Prediger, der auf der Kanzel die These aufstellt, daß der heidnische Gott ‚Eros' in uns lebe, als aller guten Taten Urheber! Ein trefflicher Seelenhirte, der unter all jenem anderen sinnlosen und verwirrten Gerede die These aufstellt, daß eben dieser Heidengott Eros in der Menschheitsseele die gleiche substantia sei, wie der auferstandene Christus! Und welche teuflische conclusio ist es aus diesen arglistigen Prämissen, daß das Gebot der Gottesliebe, das Gebot über allen Geboten, nicht erst von unserem Herrn und Heiland offenbart wäre, sondern bereits von Plato. Ah, fein ersonnen! Fein ersonnen! Denn wäre diese Lästerung wahr, daß Kern und Seele des Christentums schon offenbart wären von irgendwelchen vorchristlichen Bücherschreibern, so schickte uns Gott — nicht wahr? — durch seinen Sohn ein Evangelium, das wir schon hatten! Ah, fein ersonnen! Und was ist nun die Heilige Schrift? Auf diese Frage antwortet unser Herr Hauptprediger von unserer Kanzel in unserer Kathedrale: Die Heilige Schrift ist — ‚eine Zwangsjacke'!"

Der Diakon rang seine Hände.

Und ein ehrlicher, heiliger Zorn bebte in seiner Stimme, als durch den Saal sein wohlbedachter Trumpf nun schallte und hallte: „Das Wort sie sollen lassen stahn und keinen Dank dazu haben!"

Der Angeklagte hatte all dies gelassen angehört und nicht ohne Würdigung der Rednerkunst. Er wollte sein Antwerpener Hirtenamt gerne behalten und solange es eben anginge; auf alle Fälle aber hatte er für den 1. Februar seine Setzer gedungen. Auch einen Korrektor aus Mainz am Rhein.

Er entgegnete: „Es wäre leicht für mich, euch einen Dunst vorzumachen, daß ich in euren Augen der frömmste Mann wäre. Die aber den Heiligen Geist hören wollen, wie er mit meinen Lippen redet, die müssen in meine Predigt kommen. Hier antworte ich euch ein einziges: ich predige, um brave Niederländer zu machen, Arbeiter für die Tage des Friedens, Helden für die Tage des Kampfes. Und nun urteilet, so gut ihr könnt."

Nachher, im Beratungszimmer der Ältesten, gab es ein langes, heftiges Für und Wider. Zuletzt erzählte der Rektor der Antwerpener Lateinschule, der zu den Zwölfen gehörte, wie er den Dionysius von Flandern kennen gelernt hätte. „In der spanischen Zeit war es, in einem weiten, niedrigen Zimmer zu Brüssel. Wider den spanischen König, wider den Papst in Rom predigte Dionysius. Das rote Flackern aber, das uns den Raum erhellte, kam vom Markte herauf von einem Scheiterhaufen, auf dem einer der Unsrigen verbrannte." Und hierzu meinte der Rektor: „Wer in schwerer Zeit solchen Mut gezeigt hat, für Niederland und für das Evangelium, wer auf den Feldern vor den Städten uns jahrelang gepredigt hat, in der beständigen Gefahr des Lebens und der Folter, und wer ein so gediegener Kenner der Alten ist, wie Dionysius von Flandern, den richte, wer mag!"

Als die Zwölfe wieder im Saal saßen, verlas der Obmann den Urteilsspruch, der es bei einer Verwarnung bewenden ließ und nur hinzufügte, daß dies die zweite Verwarnung sei, also die letzte. Doch seltsam gütig klang die Stimme dieses weißhäuptigen, bald hundertjährigen Mannes, als käme sie schon aus jenem Reich, wo aller menschliche Glaubenshader eine Sache zum Lächeln ist.

Den Glaubensernst vermißte der Diakon in diesem Urteil. Ein Urteil ist es von Großkrämern, von Schulmeistern und Freigeistern! Wie sagte der große deutsche Theolog Martin Butzer von Michael Servet, dem Verwässerer der Trinitätslehre? ‚Die Eingeweide müßte man ihm aus seinem Leib reißen!' Und Jean Calvin ließ ihn verbrennen.

Da flüsterte in diesem Ankläger der Geist Calvins: „Der dort im roten Wams ist in der Armee des Teufels ein Feldmarschall, sein höllisch Ehrenkleid ist dieses rote Wams, du sollst ihn töten! Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes: Du sollst ihn töten!"

Die Schere aus Toledo.

Am Dreikönigstage des neuen Jahres schien im Gemach mit den roten Brokattapeten die helle Sonne, aber Catrejn schlief noch, träumte noch ihren Morgentraum. Ihre Seele stand mit dem Marktkorb am Arm auf dem Grünplatze zu Antwerpen, vor dem Trog eines Fischweibes. Ein leuchtender Sommermorgen war es; die Sperlinge auf Pflaster und Budendächern wußten sich nicht zu lassen vor Vergnügen und Keilerei. Nasse Asche klebte an den Händen des Fischweibes, denn Catrejn hatte zwei Aale schlachten lassen. Alsbald kaufte sie an einem Gemüsestand noch eine Zwiebel, auch Petersilie,

auch eine Selleriknolle. Und schlenderte heim, der krummen, lieben Gasse zu, wobei sie noch sechs Eier und eine Handvoll Gewürznelken besorgte. Holländische Aalsuppe wollte sie kochen. Zwar sie persönlich machte sich nichts aus diesem allzubunten Volksgericht, aber, aber: Wie werden Pieters Augen lachen! Dreimal wird er seine Schüssel füllen, wahrscheinlich viermal...

Da drang die Morgensonne zu Gent so hellrosig durch Catrejns Lider, daß diese Lider sich öffneten: in ihr prunkvolles, trauliches Gemach blickte die Liebliche, und ihre Stirne legte sich in Falten. Denn sie ärgerte sich an ihrem Morgentraum. Wer ganz bereit ist, Jesu Braut zu werden, der will von keinem irdischen Manne träumen. Von seinen Leibgerichten! Und wieder hörte Catrejn die selige Mutter reden und zärtlich lehren: Daß das erste Ehejahr niemals ganz glücklich wäre. Erst müsse der Kampf ums Steuer endgültig ausgekämpft sein. Dann gehe das Glück an.

Catrejn lächelte bitter.

Und alsbald kniete sie auf dem maurischen Teppich, der vor dem Bett lag, und gar inbrünstig schauten ihre Augen nach oben, nach dem Bilde, das ihr Herz in die Luft malte: der süße Jesus steckte seinen Verlobungsring an den schmalen Goldfinger der heiligen Caterina.

Nämlich der Bruder Chrysostomus war in diesen ersten zwei Wochen, die Catrejn in dem Genter Palast wohnte, beinahe täglich und mehrmals stundenlang dagewesen, er hatte Catrejn auch solches Herunterbeten der Heiligen gelehrt, so daß die himmlischen, auf kleinen Wolken stehenden Gestalten der gelehrigen Schülerin jetzt ebenso gehorsam erschienen, als ihm selber. Auch redeten sie mit ihr das Nötige in flämischer Sprache.

Wie täglich und stündlich in diesen Wochen, so flehte Catrejn auch jetzt vor Caterina von Siena, daß sie, Catrejn von Antwerpen, den rechten Weg fände, und flehte um Kraft, daß sie den rechten Weg auch ginge, selbst wenn es Gottes Wille wäre, den Weg ins spanische Kloster. Und sich nicht umsähe! Lange, lange betete sie. Immer wieder um Kraft, daß sie den rechten Weg ginge, den notwendigen Weg, den gottgewollten! Und sich nicht umsähe! Amen, Amen, Amen!

Als sie sich angekleidet hatte, stand sie am Fenster, blickte hinaus auf die beschneiten Türme und war nun völlig wach.

War, wie sie sein wollte.

Ganz weiß sah sie aus. Sie trug ein schlichtes Gewand aus feinster Wolle, das ihr die fromme Witwe geschenkt hatte, und auf der Brust ihren Agnus mit den diamantenen Augen. Am weißen Strick aber, der ihren Gürtel bildete, hing noch der alte Rosenkranz aus Gold und Korallen.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Es klopfte.

Der Lakai meldete, daß Bruder Chrysostomus, der Franziskaner, unten im Zimmer des Springbrunnens auf die Duenna warte, um sich von beiden Damen für eine Reise zu verabschieden.

Als Catrejn unten war, sagte Chrysostomus, er sei gekommen, mitzuteilen, daß er die beabsichtigte neue Predigtreise nach Holland und Zeeland antrete,

um die wenigen unverirrten Lämmer, die dort im Norden noch in die Messe gingen, mit einem eisernen Ring des Glaubens zusammenzuschmieden. Er werde morgen in Mecheln predigen, dann einmal in Antwerpen, wohin er auch auf dem Rückweg wieder käme. Den Befehl der Heiligen Clara, daß er den Bäcker Abels aufzusuchen habe, um Gottes und seiner Kirche willen, werde er nicht vergessen. Und etwa in der zweiten Woche des Februar werde er wieder hier stehen.

Catrejn fragte nicht, ob der Mönch auf der Hinreise den Bäcker Abels aufsuchen wolle, oder erst auf dem Rückwege, denn geduldig ist eine Heilige in solchen irdischen Angelegenheiten. Catrejn beugte ein Knie und küßte ihres verehrten Meisters Hand.

Als aber Chrysostomus gegangen war, sagte Polyxena zärtlich: „Halsstarrig sind die Ketzer, darum, oh Catrejn, seid getrost: In der zweiten Woche des Februar werdet Ihr Euer Haupthaar abschneiden, werdet Jesu Braut sein und eine ganze Heilige."

Lauter, als je zuvor, rief es jetzt in Polyxenas Busen: ‚Ein lebendiger Segen durchwandelt meinen Palast!' Da ging die fromme Witwe an den Schrank aus Bronze und Schildpatt, darin sie ihre Kleinodien aufbewahrte, zeigte Catrejn eine lange Schere mit eingelegten, kunstvoll gezeichneten goldenen Kreuzen, dann legte sie hoch in die Luft eine Flaumfeder, schnitt sie, während sie niedersank, mitten durch und sagte dabei, und ihre Augen funkelten: „So schneidet eine Schere aus Toledo."

Dann hielt Polyxena die schöne, scharfe Schere ihrer Hausheiligen hin, wobei sie einen Dom im Geiste sah, erbaut über der Schere, mit welcher die heilige Catrejn ihr Haar vom irdischen Leib geschnitten hatte. Und gleichwie eine Wiese im Sommer blühet, so bunt und reich blühte des Domes Marmorboden von den Fahnen der Wallfahrer.

Da glitt über das Antlitz der Weißgekleideten mit dem goldenen Agnus ein wehes Lächeln. Denn einen künftigen Tag erschaute sie aus der Ferne, ihren Gatten sah sie am einbeinigen Tisch sitzen, sich selber sah sie, wie sie die Aalsuppe vor ihn hinstellte, und wie sie hierbei einen ganz kahlen Kopf auf ihrem zierlichen Leib trug, gleich einer rötlichblonden Ratte. Ärgerlich, mit gar irdischer Stimme antwortete sie zuerst: „Ich bitte Gott, daß Meister Abels, mein Mann, aus seinem Wahn aufwache. Legt diese Schere zurück an ihren Ort!"

Gleich aber war Catrejn wieder, wie sie sein wollte: sie richtete sich empor und wuchs, gütig lächelten ihre Augen. Sie fügte hinzu: „Sollte die Stunde der Schere kommen, so will ich Euch um diese mit den Kreuzen bitten."

Dabei segneten ihre Hände, und sie wußte es nicht.

Des Papstes Schäferhund.

Am dreizehnten Januar, nachdem Chrysostomus seine Vormittagspredigt in der Antwerpener St.-Michaels-Kirche gehalten hatte, sappte er durch die Gassen und Gäßchen und wollte Catrejns Gatten aufsuchen.

Nun blieb er stehen und hatte Augen, wie einer, der sich an etwas Schönes erinnert. Er bückte sich und hob den linken Zipfel seiner Kutte. Richtig: es fehlte ein Stück, größer als eine Menschenhand! Als die Begeisterten vorhin am Fuße der Kanzeltreppe ihn umdrängten, um den Saum der Kutte zu küssen, hatte heilige Besessenheit diesen braunwollenen Zipfel abgeschnitten, zu einem späteren, dauernden Genuß der Seele. Und aus des Wanderpredigers hohlwangigem Antlitz lachte die Freude der katholischen, alleinseligmachenden Kirche.

— —

Chrysostomus ging weiter. Und nun sammelte er die Kraft seiner Seele für die Ketzerbekehrung, die ihm, damals auf jenem Heuboden, die Heilige Clara übertragen hatte.

Der kluge Mönch hielt es für durchaus notwendig, daß er dies Werk zum guten Ende führe. Denn sollte es mißlingen, so mußte die Bäckersfrau nun wirklich in ein spanisches Kloster gebracht werden, was auch wieder mancherlei Gänge und andere Mühe kosten würde, die man für noch notwendigere Arbeiten in Gottes Weinberg verwenden konnte: für die Predigt, für irgendwelche weithin sichtbare, das Reich ausbreitende Taten, für all das gottgewollte Wirken auf die Hunderte und auf die Tausende.

Außerdem war Chrysostomus in diesen Wochen, seit Catrejn zu Gent lebte, noch immer nicht völlig gewiß geworden, ob ihre gegenwärtige, ganz offenbare Frömmigkeit und Heiligkeit auch ausreichen und vorhalten würde für ein ganzes, langes Menschenleben, ob sie sich immer und immer verstärken würde, wie es notwendig ist. Also kurzum: Der Wundertäter war zu dem festen Willen gelangt, um dieses Ketzers Seele heute zu ringen. Ihm Gottes Willen einzuzaubern: den katholischen Willen! Und Chrysostomus hatte das echte Berufsgeheimnis der Wundertäter, das echte Zauberkraut: Er wußte, er muß den Bäcker und Ketzer *lieben*, wenn das Wunder vielleicht gelingen soll.

Und alles kann ein Frommer lieben, was Gott geschaffen hat, er kann, er kann! Hat nicht Franziskus sogar die Tiere geliebt, die seelenlosen? Auch Zanzaren und giftige Kröten?

Als aber der Mönch in die krumme Gasse nun einbog, wo Meister Pieters Haus und Laden sich befinden sollten, da ging — oh, er fühlte es deutlich — die Heilige Clara unsichtbar und lastlos an seiner Seite. Nun sagte sie: „Du bist des Papstes Schäferhund, tummle dich! Predige diesmal nicht! Ein Bäcker ist ein Krämer. Wohl sollst du ihn lieben mit aller deiner wundertätigen Kraft und Glut, die Gott in deines Leibes elendes Gefäß legte. Aber es stehet auch geschrieben: ‚Seid klug wie die Schlangen.‘ Einem Krämer predige nicht, sondern wir handeln mit ihm und müssen feilschen. Und sei getrost in Ewigkeit: Des Papstes Schäferhund ist Gottes Schäferhund.“

Sie wies ihn in den Laden und lächelte gar holdselig.

Aber der Bäcker war nicht im Laden, sondern hinten in seiner Backstube.

Als Chrysostomus den Bäcker erblickte, mußte er an einen gleichnackten Hephästos denken, den er in Dordrecht mit einigem Ärgernis gesehen hatte, in der Empfangshalle eines Kaufherrn und Malerfreundes: ganz ebenso hatte jener Hephästos in roter Glut geleuchtet, der Waffenschmied der Heidengötter. Der Mönch fragte, ob es nicht möglich wäre, den Gesellen auf einen Augenblick hinauszuschicken, er bringe dem Meister eine Botschaft, diese Botschaft sei nur für ihn.

Stirnrunzelnd betrachtete Meister Pieter den Kuttenträger. So oft er in diesen Wochen einen Mönch sah, oder auch einen Spanier oder auch einen von den Genossen und Offizieren des neuen katholischen Lotterherzogs, dachte er an den katholischen Büttel zu Kortryk, der jenen Schneider über das Eis verfolgt, der seinen Lebensretter auf den Scheiterhaufen gebracht hatte.

Als der Geselle Hosen und Wams angetan und hinter sich die Tür der Backstube geschlossen hatte, sagte der Mönch: „Catrejn, Euer Weib, grüßt Euch durch meinen Mund."

Ein dürrer Knöchel klopfte ans Fenster, ein ärmliches Kind aus Pieters anderem Hause war es, das mit des Meisters Wohn- und Backhaus einen gemeinsamen Hof hatte. Aber der Meister hörte das Klopfen nicht, sah auch das Kind nicht, so ganz war seine Seele ausgefüllt von der einen, großen Freude: „Nun habe ich ihre Fährte, nun habe ich Catrejn wieder!" Und wunderlich: Einen großen Viermaster sah Meister Pieter auf dem Meer schwimmen, in einem fernen, ganz blauen Ozean, der rotbärtige Kapitän aber auf der Kommandobrücke, dies war sein Sohn, den ihm Catrejn gebären sollte, der Länderentdecker.

Abermals klopfte der Knöchel am Fenster, lauter.

Da öffnete Meister Pieter, er wußte der kleinen Jungfer Begehr, denn sie kam alle Tage zu dieser Mittagsstunde, um eines von den eben fertigen, warmen Broten zu kaufen. Der Meister gab ihr das Brot, nahm aber das Geld nicht, sondern er sagte, daß heute die Brote nichts kosteten.

Seit nun der Mönch diese Worte gehört hatte, machte ihm seine Nächstenliebe zu dem Bäcker und Ketzer gar keine Mühe mehr, sondern durchaus von selber brannte sie, ihre Flammen wollten den Bäcker umarmen. Gleich einem Vater redete der Mönch, der seinem irregehenden Sohn das Land der Narrheit aufzeigt und enthüllt mit allen seinen Gefahren und Schrecken. Freundlich und achselzuckend erzählte Chrysostomus, daß Catrejn in einer anderen Stadt wäre, auf dem Wege nach Spanien. Denn sie wolle die blaue, pelzverbrämte Samtjacke und allen übrigen Schmutz Babylons von sich werfen, auch ihr langes, hoffärtiges Haupthaar.

Ein Schreck flackerte in Pieters Augen, sein Mund öffnete sich. Was? Haupthaar von sich werfen? Und auf eines Atemzuges Dauer erinnerte sich Meister Pieter, wie er den lieben, rotumflammten Kopf zum erstenmal gesehen hatte, vor sechs Monaten: An jenem schäbigen Häuschen war er vorbeigekommen, das an der Kathedrale klebte. Auf der Bank vor dem Hause hatte die fremde Rothaarige hellgrüne Schotenkugeln aus den Hülsen

gestrichen, in die überreichen, lockeren Zöpfe hatte die Sonne des Junivormittags geschienen, als stünde dieser holdselige Kopf in Flammen ...

Der in der Kutte berichtete weiter, Catrejn wolle nun in ein spanisches Kloster, denn durch den Schmerz über des Gatten Abfall sei eine Heilige aus ihr geworden. Er aber, der armselige Bettelmönch, sei durch die Gnade der Heiligen Clara Catrejns Brautführer zum Herrn.

Noch immer hatte der Bäcker die eiserne Brotschaufel in seiner Hand, fester faßten die Finger des Mannes den langen Stiel, als wollten sie den Kuttenträger erschlagen.

Als Chrysostomus diese Lebensgefahr bemerkte, ward seine Stimme gar fröhlich, er neckte den Bäcker: „Wo aber Euer Weib weilt, wo — sage ich nicht. Und würdet Ihr mich auf einem langsamen Feuer rösten oder nackend in eine Bienenkammer bringen, Ihr oder die Büttel Eurer Stadt, Ihr würdet es nie erfahren, wo Catrejn Abels weilt, Eure Liebste; in welcher Stadt oder in welchem Dorfe zwischen Antwerpen und Gibraltar, würdet es nie erfahren, — es wäre denn, daß ich wollte, ganz ungefoltert und aus mir selber."

Immer weiter machte Chrysostomus auf seine herzlich zärtliche Weise sich über den Bäcker lustig: „Wohlan, hebt Eure Schaufel! Schon eine Krone kühlt meine Stirn, die weiße Krone der Unschuld, wohlan, hebt Eure Schaufel oder lasset mich foltern, weil ich für Papst und Gott um eine Seele ringe, — so wird auch des Martyriums rote Krone mein armseliges Haupt umleuchten. Hebt Eure Schaufel!" Und hiermit setzte sich der Mönch auf den Schemel am Backtrog, legte auch seine Arme auf seinen Rücken.

Meister Pieter antwortete nicht; ingrimmig dachte er eines Windmüllers und Ränkeschmieds, der ebenfalls die geschäftliche Gewohnheit hatte, nicht eher zu sagen, was er eigentlich wollte, als bis er den anderen und Kunden im wohlvergitterten Kerker seiner Notlage ringsum geführt hatte.

Da tanzten des Mönches List und Liebe den letzten Reigen. „Was ich verlange," sagte er, „verlange ich nicht für mich, sondern für Euch, für Euer ewiges Heil und auch für Euer zeitliches. Ihr habt Euch von des Papstes Herde verlaufen; ruft Euren Gesellen wieder, vor diesem Zeugen, vor mir und Gottes Angesicht kehrt nun zurück aus dem Lande des Irrtums, schreibt einen Brief an Eure Frau, und seid Ihr unkundig des Schreibens, so bedient Euch meiner. Meldet Eurer Frau, Ihr wäret heimgekehrt in die römische Kirche, darin Ihr bleiben wolltet bis an die Stunde der letzten Ölung, und ich bin Euer Briefbote. Auch weiß ich aus Eurer Liebsten Mund, daß sie alsdann heimkehren und Euch in tieferer Liebe dienen wird als je zuvor. Was ich verlange, verlange ich nicht für mich, sondern für Euch. Und für die Kirche Christi, unseres Herrn. Der nie gewollt hat, daß sein Volk sich spalte in katholische Christen und reformierte Christen, denn die Liebe zu Gott ist eine."

Da flüsterte Dionysius von Flandern in der Seele des Bäckers: „Wenn ein Römischer fromm ist, opfert er seinen Intellektum, wir aber wollen mit klaren Köpfen fromm sein." Doch wußte Meister Pieter noch nicht, was er

dem Kuttenträger antworten sollte, denn oft genug in diesen Wochen seiner Verlassenheit war er durch seinen Laden gegangen, durch Schlafstube und Herdstube, und als hätte er sich in einer Wüste verlaufen, so hatte ihn nach seiner Frau Hiersein und Walten gedürstet. Und — wenn sie nun eine Schere nähme und schnitte ihr Haar vom Kopf! Den Schmutz Babylons! Oh, ganz gewiß: sie würde es nicht können! Aber wenn sie es nun etwa doch könnte? ... Der Bäcker wußte nicht, was er antworten sollte. Er öffnete die Tür des Backlochs, nahm zwölf braune Brote heraus und legte sie auf den Tisch, dann schob er die zwölf neuen Brote, die der Geselle zuletzt geformt hatte, an ihren heißen Ort; und was des Meisters nüchterner Geist wohl tausendmal in diesen Wochen der Verlassenheit als Letztes und Unumstößliches gedacht hatte, dachte er wieder: „Ich ließ ihr Freiheit, weiterhin in die Messe zu gehen, bis an ihr Lebensende, sie aber will mir nicht Freiheit lassen, sie will steuern." Da schloß der Andere Schweiger die Tür des Backlochs und sagte das einzige, was er in seinem Leben zu Chrysostomus, dem Franziskaner, geredet hat; aber es war, als bebte das Haus von seinen Worten:

„Lieber keine als eine, die steuern will."

Der Mönch hatte ein feines Ohr für solches Mauernbeben; nun wußte er gleich, daß alle Liebeslist und alle Liebe bei diesem neuen Abtrünnigen und Ketzer umsonst war. Er sagte und seine Stimme blutete: „Gott sende Licht in Eure Finsternis."

Dann sappte er eilig aus Meister Pieters Haus.

Und Meister Pieter setzte sich auf die Wandbank, lange und lange saß er, an seinen Sohn dachte er alsbald wieder, der nun in Ewigkeit niemals würde geboren werden, lange und immer wieder dachte der Bäcker an diesen Seefahrer und Länderentdecker.

Und ein sehr kleines Unglück ereignete sich, doch eines, das dem Bäcker niemals in den bisherigen elf Jahren seines Berufes widerfahren war: die Zwölfe, die Meister Pieter zuletzt ins Backloch geschoben hatte, wurden so schwarz wie Kohle.

Der Kriegslärm aus der Ferne.

Chrysostomus hatte das Grübeln über solch ein gelegentliches Anderswollen des Unerforschlichen sich durchaus aberzogen. Wie sagte der Heilige Franz?

„Laß dich nie darauf ein, mit dem Teufel zu disputieren. Dies eben ist es, was er will."

Die Meldung aber des erlittenen Mißerfolges an das Weib dieses Bäckers war ja uneilig, also setzte der Mönch seine Reise vorläufig fort.

Er predigte in Rotterdam; am 17. Januar, gegen Abend, fuhr sein Schlitten in Utrecht ein.

— —

Zu Gent, in Polyxenas dunkelgetäfeltem Speisesaal, sprach um die gleiche Stunde der junge, schwarzäugige Kaplan das Tischgebet.

Rechts und links von der Fruchtschale funkelten in den silbernen Armleuchtern zweimal sieben Wachskerzen.

Doch nur auf dreien von den vier hochlehnigen Stühlen nahmen die regelmäßigen Inhaber Platz, der Almosenier fehlte.

„Wahrscheinlich," sagte der Kaplan in seiner jugendlichen Keckheit, „hat er ein Bein gebrochen. Als heute die Sonne dieses Nebellandes am höchsten stand, hat es ein wenig getaut, nun ist Glatteis. Er ist erst fünfzig, aber er sieht aus wie hundert. Er hat zuviel gegessen in seinem Leben und viel zuviel Gewürz. Morsch ist er. Sollte er auf dem Glatteis einen Knochen gebrochen haben, so prophezeie ich, daß es nicht heilen wird. Ich wette um dreißig Gulden."

Catrejn vermißte in keiner Weise den Almosenier, ihren täglichen Tischherrn; sie verzehrte ihre Pastete, und ihre Seele flüsterte: „Wohl denen, die in das Paradies eingehen."

Als die Lakaien den Kapaun und einige Gemüse auftrugen, füllte der Kaplan sein Glas wieder, und seine tägliche Frage tat er, ob denn der Pfefferfack aus Augsburg noch immer nicht durch ein endgültiges, bindendes Schreiben diesen Palast gekauft hätte. Der Kaplan erwartete nämlich ebenso sehnsuchtsvoll den Tag seiner endlichen Rückkehr nach der spanischen Heimat wie Donna Polyxena selbst; er fühlte alle Talente in sich, Bischof und Erzbischof zu werden, auch wenn es das Glück etwa wollte, den Kardinalshut zu erwerben. Hier aber, in diesem Glatteislande, das für Spanien doch wohl endgültig verloren war, hatte er triste Aussichten.

Donna Polyxena wußte von dem Verlauf ihres Handels mit Jakob Fugger nichts Neues. Auf jene Frage ihres jungen, ungeduldigen Hauspriesters zuckte sie nur mit den Achseln, schmerzlich. Noch vor Weihnachten hatte sie ein Schreiben von dem Genter Advokaten Hoofd erhalten, der als ein gründlicher Kenner des dortigen Immobilienmarktes berühmt war. Er hatte geschrieben, daß er, der mandatarius, dies heiße der Beauftragte, des Herrn Fugger, noch einen scrupulum juridicum, dies heiße ein rechtliches Bedenken, trage, die acta des in Aussicht genommenen Kaufes zu vollziehen, doch werde er sine mora, dies heiße unverzüglich, der juristischen Fakultät zu Löwen sein Bedenken vorlegen.

Seit diesem Briefe, länger als einen Monat, hatte Polyxena nichts weiter von Herrn Fugger oder von seinem mandatarius gehört. Und ach, Polyxena glaubte nicht, daß der scrupulus dieses Fuchses wirklich ein juristischer wäre. Vielmehr war ihr in Schmerzen zuckendes Gewissen fest überzeugt, daß dieser Herr Fugger nur Zeit gewinnen wollte, ganz offenbar, um unter der Hand Erkundigungen einzuziehen, ob etwa irgendwelche, ihm von der Eigentümerin verheimlichte Schäden an dem Palast wären. Und so kam es, daß alle diese fünf Wochen lang und auch jetzt eben wieder, während Polyxena einen halben, kühlen Kompottpfirsisch auf ihrer Zunge zerdrückte, das Bocksgesicht ihr ins Ohr flüsterte: „O Polyxena, denke des Siegellacks,

der dazumal auf deinen Daumen tropfte! Wir aber werden deinen Durst stillen, das Lechzen deiner betrügerischen Gewinnsucht, mit weißglühendem Gold."

Als der Verspätete endlich eintrat, erzählte er schon beim Eintreten und stand im Saal und wollte nicht essen. Also wieder ein Krieg wäre im Lande, ein ganz neuer! Also kaum wären die Heere seiner erhabenen Majestät des Königs Philipp leider, leider beiseite gedrängt worden, so fingen diese Geusen einen neuen Krakehl an, diesmal wider ihren selbstgewählten Herzog, wider den Herzog von Anjou.

Betrachtsam sprach Polyxena: „Wohl ist er seiner erhabenen Majestät, des Königs Philipp, Feind, aber er ist ein Katholik, er ist in diesen Pöbel- und Geusenstädten der Katholiken Hort und letzte Hoffnung. Und ist ein Mann von königlichem Blut, vom heiligen Blute der Valois, ihn schütze Gott!"

Und unter den zweimal sieben Lichtern klangen die Gläser.

Catrejn aber mußte ganz wider Willen an ihren Mann denken: ob sie es nicht geahnt hat! Seit dem Herbste wollte er in die neue Schützengilde eintreten! Es ist eine Gilde von Krakehlern und Staatsverbrechern!

Der Alte aber erzählte weiter:

Aus Dünkirchen und Brügge wären Eilboten eingetroffen, auch aus Ostende und aus Dixmuyde, aus Denremonde, Aalst und Vilvoorde. Natürlich lauter geusische Eilboten, die Eilboten des Janhagels! Die stellten die Sache so dar, als habe der Herzog, um seine dynastischen Machtbefugnisse zu erweitern, durch seine französischen Truppen all diese Städte, auch Antwerpen selbstverständlich, überrumpeln wollen, was aber der Pöbel und Janhagel an einigen Orten durch seinen „Heldenmut" verhindert hätte. Hier schallte aus dem zahnlosen Mund ein gar vornehmes Gelächter. Und von einem Leichenhaufen erzählte der Almosenier, der in Antwerpen ums Kipdorper Tor liegen sollte und in dem Tore. Auch auf der Zugbrücke. Französische Offiziere, Antwerpener Janhagel, alles durcheinander, übereinander. Und es hätte geschneit, nun wär es alles ein weißer Berg.

Auch Pieter, dachte Catrejn, könnte in diesem Berg liegen; ihr war, als hätte dieser hochnäsige, ekelerregende Spanier eine Nähnadel durch ihres Herzens mittelste Mitte geschossen. Gleich aber erinnerte die selige Mutter wieder und lehrte: daß das erste Ehejahr niemals ganz glücklich wäre. Erst müsse der Kampf ums Steuer endgültig ausgekämpft sein. Dann gehe das Glück an.

Und Caterina von Siena stand in der Luft über den strahlenden Tafelkerzen, in einem lebendigen, gar herrlichen Rahmen: der ganze dunkelgetäfelte Saal war voll von Licht und Engeln. Da sprach Caterina, die süße Himmlische: „Siehe, die Verlobte des Herrn hat Vater und Mutter verlassen, und nie in ihrem ganzen Leben wollte sie einen Mann, einen aus Staub und irdischem Blut. Catrejn, ich rufe dich, ich, die seraphische Jungfrau! Der Bäcker liegt in einem der verschneiten Leichenhaufen, singt nie wieder das Geusen- und Gassenlied, das dich verwundete und alle Heiligen im

Himmel! Nun hat er seinen Lohn dahin, der Bäcker und Ketzer, Ehre sei Gott in der Höhe!"

Der scrupulus juridicus.

Jener Advokat und Spezialist in Genter Grundstücken ließ nichts von sich hören. Und so ganz hatte Donna Polyxena in der zweiten Märzwoche die Hoffnung auf diesen Herrn Fugger schon fahren lassen, daß sie nun ihren langgehegten Plan ausführte, hinter den Vorhängen ihres Bettes einen Geld- und Kleinodienschrank in die Wand einmauern zu lassen. Man konnte ja wahrlich gar nicht vorsorglich genug sein in diesem Lande des ewigen Krakehls.

Mit bewunderungswürdiger Erfindungsgabe hatte der spanische Kunstschlosser den eingemauerten Schrank versteckt und verdeckt, und eben schritt die edle Matrone mit ihm in das weitschichtige Schlafgemach — da meldete der Lakai den Advokaten Hoofd.

Donna Polyxena ordnete an, daß er in das Empfangszimmer für die Personen des zweiten Ranges geführt werde.

Alsdann, hartklopfenden Herzens, entließ sie vorläufig den Kunstschlosser, trat an das mittlere der drei wohlvergitterten Fenster, faltete ihre Hände und flehte zu Santiago, daß er ihr wegen des verschwiegenen Schwammes auch weitere Vergebung an Gottes Thron erwirken und nun doch dieses ganze schmerzenreiche Geschäft einem raschen, erfreulichen Abschluß zuführen möge.

Dann aber, während sie langsam und auf ihre königliche Weise die Treppe hinabstieg, nahm sie sich vor, an diesen niedriggeborenen Mann und wahrscheinlichen Ketzer über den etwaigen Zustand ihres Palastes kein Wort zu vergeuden. Herr Jakob Fugger hatte ja alles besichtigt. Nur vollkommene Klarheit wollte sie schaffen, wo und in welcher Weise die Zahlung der Kaufsumme erfolgen würde, und sich auf keinerlei etwaige Gestundung von Teilbeträgen einlassen. Polyxena lächelte. Der ganze Palast mußte sich in ein Päckchen guter Anweisungen auf spanische Banken verwandeln, denn ausschließlich unter dieser Voraussetzung würde sie ruhigen Herzens in die geliebte Heimat endlich zurückfahren, etwa im Monat Mai, wenn der hohe Reisewagen in den Morästen Frankreichs nicht mehr stecken bliebe, und wenn die Lerchen droben sängen unter den Füßen Gottes. Ihren gesamten menschlichen Hausstand hoffte sie mitzunehmen, insbesondere Catrejn Abels, den Talisman ihres Alters, die künftige Heilige, die ihr der Heiland selbst ins Haus geschickt hatte in seiner unendlichen Gnade.

Sie trat in jenes mit schlichten Holzstühlen ausgestattete Empfangszimmer, geräuschlos schloß sich hinter ihr die Tür, sie stand, ihr Haupt lag hinten in der Krause.

Hoofd aber, ein Feind solcher Grandezza, ein Geuse von ganzem Herzen und mit einem umfänglichen Schmerbauch, hob sich nur einen Augenblick von dem Stuhl an der anderen Seite des Tisches und sagte in einem gemächlichen

Spanisch, wie es von Spaniern wohl selten gesprochen wird: „Setzet Euch, Euer Gnaden."

Er teilte vor allem mit, daß er heute nicht als der Bevollmächtigte des Herrn Fugger hier sei, sondern als der Bevollmächtigte des Herrn Ulricus Cäsar van der Sikkelen, Lehrers der Prosodie, dies heiße der Verslehre, und des Griechischen an der Lateinschule zu Köln am Rhein.

Der Name van der Sikkelen hatte in Polyxenas zartem Gefühl eine längst versunkene, sehr häßliche Erinnerung wachgerufen: so hatte jener verbrannte Ketzer geheißen, der einstmals diesen Palast besessen hatte. Welchen Vornamen jener Insasse des Fegefeuers in seiner Erdenzeit geführt hatte, war der frommen Witwe nicht gegenwärtig.

Und Hoofd schob eine Urkunde, daran das große Siegel des Rates zu Köln hing, über den Tisch, seine Vollmacht. Hierbei, mit einem deutlich hörbaren, der Matrone ganz unverständlichen Vorwurf sagte er: „Dieser Lehrer der Prosodie und des Griechischen, er hat das Armenrecht in Köln erhalten, hat auch vier Kinder und keine Frau mehr, er mag es schwer haben und bitter."

Dann berichtete der Advokat den bisherigen Sachverlauf: Jakob Fugger war damals, nachdem er in Donna Polyxenas Führung den Palast besichtigt hatte, persönlich zu ihm, dem Advokaten Hoofd, gekommen und hatte ihn, als einen leidlichen Kenner des Genter Grundstücksmarktes, um seinen Rat gebeten. Da sofort hatte der Advokat seinen sehr erheblichen scrupulum ausgesprochen, ob denn Ihre Exzellenz, die jetzige Besitzerin dieses altehrwürdigen Grundbesitzes, auch — Eigentümerin sei . . .

Jetzt aber hatte Polyxena an dem lächerlich frechen Ton dieses Wanstes und Flegels genug. Mit einem Lachen der Entrüstung rief sie: „Besitzerin, Eigentümerin! Für einen Menschen, der keine Silben sticht, bedeuten diese Worte dasselbe! Ich habe dies Haus von meinem in Gottes Gefilde eingegangenen Herrn Gemahl ererbt, also besitze ich dieses Haus, also ist es mein Eigentum! Es interessiert mich wenig, welches von den zwei Worten Ihr nun für schöner haltet. Wann aber, wann und auf welche Weise will Herr Fugger die Kaufsumme bezahlen?"

Da sagte Hoofd: „Herr Fugger will diese Summe unverzüglich bezahlen, durch einen Wechsel auf die Kölnische Filiale seines Hauses, doch nicht an Euer Gnaden, sondern an jenen Lateinlehrer in Köln, den die Doctores des Privatrechtes und des Völkerrechtes zu Löwen auf meine Anfrage als den derzeitigen, rechtmäßigen Eigentümer dieses Palastes bezeichnet haben." Hiermit nahm Hoofd das Gutachten der Fakultät aus seiner Mappe und übersetzte den ausschlaggebenden Satz aus dem Lateinischen ins Spanische:

„In Erwägung erstens, daß die confiscationes Seiner erhabenen Majestät des Königs Philipp von Spanien den Rechten und privilegiis der Niederländischen Staaten beziehungsweise Städte nicht nur zuwiderlaufen, sondern vielmehr als straffällige, dem Raube gleichzuachtende Verbrechen erscheinen;

„in Erwägung zweitens, daß durch ein Verbrechen kein Eigentum entstehen kann, es müßte denn sein nach dem spanischen Rechte, nach welchem in dem schwebenden Rechtszweifel auf keine Weise zu fragen war;

„in Erwägung drittens und endlich, daß kein Mensch auf Erden etwas rechtswirksam verschenket, was ihm nicht zuvor als sein Eigentum gehört habe:

„gutachten die Doctores der römischen, der kanonischen und der niederländischen Rechte zu Löwen:

„daß der Palast des durch Feuer hingerichteten Cornelis Casimir van der Sikkelen, des ehedem zu Gent in hohen und besonderen Ehren ansässigen Bürgers, nunmehr, seitdem die spanische Waffengewalt über dem Boden von Gent erloschen ist, im Eigentum seines einzigen Sohnes und gesetzlichen Erben steht, des Herrn Ulricus Cäsar van der Sikkelen, Lehrers der Prosodie und des Griechischen an der Lateinschule zu Köln am Rhein, gutachten ingleichen, daß ebenderselbe zu jeder Stunde des Tages oder der Nacht berechtigt ist, jedweden anderweiten und unbefugten Bewohner seines Palastes aus demselben hinauszuschicken, beziehungsweise, wenn anders die unbefugten Bewohner auf milde Aufforderung etwa nicht gehen sollten, sie durch die Arme der Obrigkeit aus dem Palaste zu bringen."

Von diesem Juristensatz hatte Donna Polyxena doch soviel verstanden, daß sie nun bleich und völlig stumm auf ihrem Stuhl saß.

Hoofd bemerkte nur noch, daß er das Gutachten hier lasse, er habe noch eine Ausfertigung davon, also könne Donna Polyxena nun diese Urkunde an sich nehmen, zu einem späteren, ruhigen Studium. Und nahm einen kurzen, ganz einseitigen Abschied.

Alsbald aber, mit bebenden Knien, ging die Witwe nach ihrer Kapelle, darunter der Schwamm war. Vor dem Ärmel des Santiago, wo auf der Altarstufe das schwarzsamtne Roßhaarkissen mit den goldenen Troddeln lag, brach sie zusammen. Wie aber ältere, verwöhnte Folterknechte reden und grinsen, so redete das Bocksgesicht an ihrer Linken und grinste: „Nur eine Kostprobe ist es, nur eine irdische, ganz schwache Kostprobe."

Das flandrische Blut.

Im Zimmer des schlafenden Springbrunnens berichtete Chrysostomus, der Franziskaner, seinen Mißerfolg bei dem Antwerpener Bäcker und Ketzer, der Mönch und Polyxena saßen am Schreibtisch, und Catrejn stand am Fenster. Es war am 20. März, doch eine für diese Jahreszeit seltsam starke Morgensonne glühte durch das weißwollene Gewand auf Catrejns Nacken und Schulter, schweigend hörte sie, erhobenen Hauptes. Und wie haßte sie diesen Bäcker! Dem seine Ketzerei lieber und wichtiger war als seine Frau!

Aus der Stimme des Franziskaners aber klang eine tiefere Fürsorge, als die eines nur leiblichen Bruders: „Es ist gar keine Bangigkeit," sagte er nun, „wegen der Einrichtung Eures künftigen Erdenlebens." Hiermit nahm er aus seinem Gewand ein großes Schreiben, fortfahrend: „Dies ist der Schlüssel, von meinem ehrwürdigen Vater und Guardian geschrieben, der Schlüssel, der das Clarissenkloster zu Valladolid in Castilien Euch öffnen wird. Donna Polyxena will Euch hinführen."

Und Polyxena stimmte ein: „In tausend Freuden. Hier ist ohnehin meines Bleibens nicht mehr. Und Ihr werdet mir danken, mir und Christo. Denn das Kloster in Valladolid ist eine ganz weiße, herrliche Burg auf halber Höhe eines Berges, mit wohl zweihundert Fenstern; der Klostergarten führt hinauf bis an den Gipfel; ein kristallener Bach rauscht nieder durch den Garten, unter den Palmen und Granatblüten."

Es wehklagte in Catrejns Herzen: ‚Wer in der Welt verspielt hat, der weilt so gerne in einer finsteren Höhle, als unter Granatblüten.' Doch in heiliger Inbrunst öffnete sie vor Polyxena ihre Hand und sprach: „Die Stunde ist gekommen, gebt mir die Schere mit den Kreuzen."

Da ging Polyxena an den Schrank aus Bronze und Schildpatt, und wie sie nun die Schere in Catrejns Hand legte, beugte sie ein Knie vor ihrer Duenna.

Die aber eilte aus dem Zimmer, die Schere mitnehmend, und stieg die Treppe hinan.

Als Catrejn in das Gemach mit den weinroten Brokattapeten eintrat, fühlte sie wieder einmal mit felsenfester, heiliger Gewißheit: Zwei hehre Gestalten schreiten an ihrer Rechten und Linken, aus Licht gewoben, Caterina von Siena und Clara von Assisi. Weißwollene Gewänder tragen sie, ganz gleiche wie Catrejn selbst. Nur daß die beiden Himmlischen für ihre bunten, großen Flügel natürlich an ihrem Gewand, in der Gegend der Schulterblätter, jede zwei Schlitze haben.

An der rechten Seite des Fensters stand ein Spiegel, so groß, daß ein Davorsitzender sich ganz darin erblickte. Neben dem Spiegel, den ein gläserner, reich geschliffener Rahmen zierte, hatte ein maurisches Taburett aus Rosenholz mit beinernen Einlagen seinen Platz. Auf dies Taburett, neben die Nagelfeile, legte Catrejn die Schere aus Toledo. Auch nahm sie die weißwollene Haube aus der Truhe, die das geschorene Haupt von dieser Stunde an bedecken sollte bis an die Stunde des dereinstigen irdischen Absterbens. Gleich damals, als Chrysostomus abgereist war, zu seiner Predigtfahrt in Holland, hatte Catrejn diese Haube besorgt, eben für den jetzt eingetretenen Fall, daß der Herzlose in Antwerpen solche schwerste Strafe verdienen würde, solche Strafe und Rache!

Noch einen wehmütigen, gewiß unschuldigen Einfall hatte Catrejn. Noch einmal wollte sie sich in ihrer Samtjacke vor den Spiegel setzen, ganz als das Weltkind, das sie bisher gewesen war. Nur einmal noch. Nur auf zehn Atemzüge noch! Vor Aschermittwoch ist Fastnacht! Mit Willen des Papstes und aller Heiligen!

Rasch war die Tracht gewechselt, nun setzte sich Catrejn auf den rosenhölzernen Armstuhl mit beinernen Einlagen, der vor dem Spiegel stand. Vier Zöpfe trug sie. In einem scheinbaren, geheimnisvollen Wirrsal umschlangen sie das länglich liebliche Haupt, absichtlich locker geflochten, umrahmten auch die Ohren. Dies ganze Kunstwerk aber wurde vom Nacken aus durch Federkraft zusammengehalten, nämlich durch eine dreifingerbreite, silberne Kopfklammer. Gleichwie eine zweite äußere Hirnschale war es, hinter und

über den Ohren liegend, von den lockeren Zöpfen zum Teil wieder verdeckt, so daß das Silber durch das Rot schimmerte und blinkte. An den Schläfen ragten zwei Silberstäbchen aus dem roten Gewirr wagerecht nach beiden Seiten, sie schienen aus dem Gehirn zu kommen, in Wirklichkeit waren sie an den verdeckten Enden der Kopfklammer angelötet. Auf diesen Stäbchen aber, auf jedem an seinem äußeren Ende, standen zwei silberne Spiralen, anzuschauen wie durchsichtige Spitzhüte für Däumlinge. Diese freistehenden Spiralen waren Catrejns eigene Erfindung, zwei silberne Glöcklein hingen darin und läuteten von Morgens bis Abends.

Die zehn Atemzüge waren getan. Noch ein einziges Mal, das Herz voll Zorn und Tränen, sah Catrejn in den Spiegel, legte das eigene bisherige, weltliche Bildnis in den Schrein der Erinnerung.

Und alsbald löste ihre kundige Hand die Kopfklammer aus der geheimnisvollen Wirrnis.

Catrejn legte das nun auf immer wertlose Schmuckstück aufs Taburett; gar grauenhaft klirrten die Glöcklein. Dann löste sie die vier geflochtenen Schlangen auf, bückte sich über die rechte Armlehne, noch einmal hatte sie die Freude, daß sie sich beinahe nicht zu neigen brauchte, um ihre rote Last bis auf den Teppich fluten zu lassen.

Endlich nahm sie die Schere mit den Kreuzen.

Als das kupfern glänzende Haar alsdann auf ihrer Brust lag, über dem himmelblauen Samt, mußte Catrejn an jenen Sonntag im November denken, wo sie ganz ebenso, wie jetzt, ihr Haar gelöst hatte, vor einem fast fremden Mann, auf Pieters Wunsch: Der Maler Breughel, ein gelegentlicher Kunde des Ladens, war nach dem Mittagessen in der Herdstube erschienen und hatte diesen himmelblauen Samt ihr um die Schultern gelegt, aus dem dann diese Pelzjacke entstanden war. Er hatte sie und Pieter gar drollig leidenschaftlich bestürmt, sie müsse ihr Haar lösen und über diesen Samt legen. Als er aber seinen Willen erreicht hatte, durch Pieters Eitelkeit, hatte der Maler ausgerufen: „Dies Rot in diesem Blau! Trompetenblasen an einem Frühlingsmorgen!“ Und hatte ihr diesen Samt geschenkt. „Weil er zu diesem Haar gehört, mehr noch, als eine Frau zu ihrem Mann! Trompeten! Trompeten!!“

Da sprang Catrejn vom Stuhl auf, — die blaue Jacke will den heiligen Entschluß ihr abschwätzen!

Alsbald stand Catrejn wieder in ihrem klösterlichen Gewand im Zimmer, mit aufgelöstem Haar, faltete ihre Hände um die Schere; betend wollte sie in das Land ihrer irdischen Vollkommenheit eingehen.

Mit einem Abschied vom Vergangenen, Allzuirdischen wollte sie solches Beten anfangen: das Haus mit der großen, goldenen Bretzel betrachtete sie im Geiste, darin sie ihre sechs Honig- und Sündenmonde vergeudet hatte, und eben, am Krane hochgezogen, wanderte ein Mehlsack zur Linken des altehrwürdigen Wahrzeichens hinauf ans Speicherloch. Sie selber aber klappte den Bürgersteig auf und stieg mit einem Krug in ihren wohlversorgten Keller nieder, um kühles Bier fürs Abendbrot zu holen. Da rief Pieter ihr nach, daß einer seiner Freunde morgen Hochzeit mache; selbstverständlich würde ge-

tanzt werden, und ob sie mitwolle? Alsbald aber erklang zwischen den weinroten Brokattapeten ein Dudelsack und eine Fidel . . .

Catrejn merkte, daß ihr das Beten mißlungen war. Und sie beschloß, nachher zu beten. Nachher, wenn sie das fromme Werk vollbracht hätte.

Dicht am Haupte faßte sie mit ihrer Linken so viel Haar, als sie nur packen konnte, die Schere öffnete sich und ließ das edle kupferrote Tau eintreten in den weitoffenen, stählernen, wohlgeschliffenen Rachen.

Catrejn wollte schneiden, jawohl sie wollte; aber ein ausgewachsenes Wunder ereignete sich: ein Krampf saß in der Schere. Entsetzt und grausend probierte Catrejn die Schere in leerer Luft. „Klipp klipp!" sagte die Schere und benahm sich auf ihre natürliche Weise.

Wieder versuchte Catrejn das rote Tau zu schneiden; da wallete ihr das Blut im Herzen, in den Füßen und Händen, in allen Adern, und in der Schere war der Krampf wieder da.

Catrejn war ja nicht auf den Kopf gefallen. Nun merkte sie wohl, daß der Gottseibeiuns nicht eigentlich in dieser unschuldigen Schere hockte, was ja auch wegen der eingelegten Kreuze unmöglich gewesen wäre, sondern in ihrem flandrischen, sündigen Blut fiedelte er, sprang, tanzte!

Und vor dem Lämpchen ihres Betpultes fiel Catrejn in ihre Kniee. Wie lächerlich stehet sie nun vor Donna Polyxena! Und vor Chrysostomus, dem wirklich Heiligen! Dem sie geschworen hat, damals an jener Fuhrmannsherberge, zu tun, was nun ihr flandrisches Blut verweigert. Unmöglich könnte sie jemals wieder vor des herrlichen Mönchs Augen treten, mit diesen eitel wallenden Haaren! . . . Und Catrejn rief zur Caterina: „Du süße Heilige! Die du zu Avignon betend lagest, die Nadelstiche in deinen Sohlen nicht fühltest, auch mich erlöse von meinem Blut, von meinem ganzen Leib, dem Bruder Esel!" Achselzuckend antwortete die Himmlische: „Wer seinem Leibe Rebhühner als Futter reichet und Eingemachtes und all die spanischen Leckerbissen an Polyxenas Tafel, der bleibet in des Esels Knechtschaft."

Da stand Catrejn vom Pult auf und hatte sich wider den Quertreiber eine Waffe erbetet, eine neue stärkere Waffe und neuen Mut: Fasten wollte sie! Bis eben die Schere schneiden würde!

Und schrieb sogleich einen Brief an Polyxena, daß man sie weder zum Frühstück noch zum Hauptmahl erwarten solle, auch solle ihr keinerlei Nahrung gesendet werden, kein Bissen und kein Schluck; denn in der Festung ihres Leibes kommandiere der höllische Quertreiber, sie aber werde den ewigen, geschwänzten Erznarren aushungern, was wohl sechs Tage dauern könne oder auch sieben, nicht aber länger.

Dann ließ Catrejn diesen Brief durch den Lakaien des obersten Stockwerks an ihre Gnaden und Herrlichkeit hinuntertragen.

(Schluß folgt.)

1812.

Von

Oberst a. D. **von Kurnatowski.**

Napoleon I. stand auf dem Gipfel seiner Macht und seines Ruhmes. Fast ganz Zentraleuropa hatte er mit seinen Waffen bezwungen. Die lorbeergeschmückten Adler seiner Heere hatten die Wüsten des schwarzen Erdteils gesehen und die Pharaonengräber erobert. Auch auf Spaniens Thron saß ein Bruder Bonapartes. England war durch die Kontinentalsperre in seinem Lebensnerv getroffen worden. Diese konnte mit Erfolg nur durchgeführt werden, wenn auch Rußland bis zur Ohnmacht besiegt und den weitschauenden Plänen des französischen Kaisers dienstbar gemacht war. Mit dieser halbasiatischen Macht im Bunde gedachte er den Todesstoß gegen die Herrschaft Englands in Indien zu führen. So beschloß er schon 1811 den Krieg gegen den Zaren.

Weitumfassende Vorbereitungen traf Napoleon zu dem Heereszug nach Rußland, mit dessen Truppen er in dem kurzen Feldzuge 1807 und auch später 1809 in feindliche Berührung gekommen war. In den beiden Jahren 1811 und 1812 hob er je 20000 Mann aus und hatte zu Beginn des Krieges gegen Rußland 1 187 000 Mann unter den Waffen. Hiervon befanden sich allein in Spanien 250 000 Mann, und die russische Grenze überschritten im ganzen während der ersten Monate des Krieges 647 000 Mann. An Fremdtruppen führte Napoleon 337 000 Mann, und mit Stolz sagte er später, er habe zwar auf der Heerfahrt nach Moskau 300 000 Menschen verloren, darunter aber nur 30 000 Franzosen. Es ist jedoch anzunehmen, daß das alte Frankreich einen Verlust von 50 000 Mann zu beklagen hatte. Am meisten litt während des Durchmarsches so bedeutender Massen das arme geknechtete Preußen, das Napoleon als Brücke auf dem Marsche von der Elbe zur Oder und von der Oder zur Weichsel benutzte, und das ihm Kornkammer und Zeughaus zugleich sein mußte. Als Napoleon den Krieg nach Rußland hineintrug, befand er sich anfangs nicht einmal auf feindlichem Gebiete; denn Polen sah ihn als seinen Retter an und erwartete von ihm die Befreiung vom russischen Joch. Die Polen genossen auch das besondere Vertrauen des Kaisers, denn sehr viele von ihnen standen in seiner Garde, und eine Division der jungen Garde (die „Weichsellegion" des Generals Claparède) war nur aus Polen (8300 Mann) gebildet.

Für die Verpflegung der Truppen traf Napoleon zwar wohldurchdachte Anordnungen, aber diese scheiterten an der Unmöglichkeit ihrer Durchführung bei den damals unzureichenden Transportmitteln und Kommunikationen. Hier waren sehr bedeutende Entfernungen zurückzulegen, ungeheuere Heere zu verpflegen. Die Transportmittel waren noch dieselben wie zur Zeit des Siebenjährigen Krieges, als die „Potsdamer Wachtparade" ihre Siege erfocht. Hätte Napoleon über Eisenbahnen, die Zufuhrwege der Neuzeit, verfügen können, der Feldzug 1812 hätte sicherlich einen anderen Ausgang genommen. Zur Beherrschung so gewaltiger Raumverhältnisse und zur einheitlichen Leitung so bedeutender Heeresmassen bedurfte selbst ein Napoleon anderer Verkehrsmittel, als ihm damals zur Verfügung standen. Auch des Telegraphen würde er sich in einer Weise bedient haben, die ihm den Sieg sicherte. Der Feldherr muß Raum und Zeit beherrschen, um an entscheidender Stelle mit Übermacht auftreten und den erkämpften Sieg auch ausnutzen zu können. Napoleon erstritt zwar Siege auf russischem Boden, aber die Waffenerfolge zu dem Endzweck völliger Niederwerfung des Gegners zu führen, dazu reichte selbst seine Riesenkraft nicht aus. Fünfzig Jahre später hätte Napoleon den Krieg mit anderen Mitteln führen und durch sein Genie den Erfolg an sich reißen können.

In Rußland wurden die Verpflegungsschwierigkeiten dadurch erhöht, daß man dort gerade vor der Ernte stand, als der Einmarsch der Heere Napoleons begann. Die Wichtigkeit ausreichender Verpflegung hatte Napoleon vornehmlich im Winterfeldzuge 1807 in Ostpreußen erfahren. In den früheren Feldzügen — er nannte sie „Expeditions- und Invasionskriege" — forderte er ausdrücklich von den kommandierenden Generalen, „sich die Lebensmittel in dem Gebiete, das sie durchschreiten, selbst zu beschaffen". Wenn aber die Beitreibungen nicht von einer Zentralstelle aus stattfinden, so werden viele Lebensmittel vergeudet und Heere wie Bevölkerung leiden darunter. In seiner „Korrespondenz" erklärte Napoleon schon zu Anfang des Winterfeldzuges in Ostpreußen: „Die Verhältnisse haben mich genötigt, zum Magazinsystem zurückzukehren," und er schreibt am 12. März 1807: „Augenblicklich hängt das Schicksal Europas und alle Berechnung im großen von der Frage der Lebensmittel ab. Wenn ich nur Brot habe, ist es ein Kinderspiel, die Russen zu schlagen." Mit einer Gesellschaft der Kompanie Breidt, die das Fuhrwesen für die Armee übernommen hatte, machte er sehr schlechte Erfahrungen. Von ihr sagte er in seiner „Korrespondenz": „Sie besteht aus einem Haufen von Schurken, die nichts tun; besser niemand haben als solche Leute." Deshalb organisierte er im März 1807 das Trainfuhrwesen militärisch und errichtete 8 Trainbataillone zu je 140 Wagen und je 4 Kompanien. Die Zahl dieser Bataillone wuchs später allmählich bis zu 13 mit je 6 Kompanien an.

Eine sehr tüchtige Kraft auf dem Gebiete des Verpflegungswesens gewann er in dem Generalintendanten der Armee Daru, dessen hervorragende Leistungen als Intendant der Kaiserlichen Hofverwaltung er schätzen gelernt hatte. Napoleon übertrug ihm 1806 auch die Fürsorge für die Armee und

die Ausbeutung des besetzten preußischen Gebietes, nachdem sein Vorgänger, Generalintendant Villemanzy, sich als unfähig erwiesen hatte. Für den Feldzug gegen Rußland traf Napoleon durch Vermehrung der Transportmittel umfassende Vorbereitungen, um seine Heere vor dem Schicksal der Armee Karls XII. in den weiten Ebenen Rußlands zu bewahren. Wie in Spanien, so wurde auch hier vornehmlich für die Garde gesorgt. Es sollten über die russische Grenze geführt werden 1720 große Wagen des Trains mit 34400 Zentner Mehl, 1200 leicht gebaute Fahrzeuge, die als bewegliche Verpflegungsreserve gedacht waren, mit 12000 Zentner Mehl und 600 Ochsenwagen mit ebenfalls 12000 Zentner Ladegewicht. Somit wurde für 58400 Zentner Mehl, die 6000000 Tagesportionen vorstellen, gesorgt, und die ersten zum Einmarsch bestimmten 240000 Mann hätten einen Brotvorrat für 25 Tage gehabt, 4 Portionen an Zwieback oder Mehl trug außerdem der Mann bei sich. Die Zugochsen der beiden Ochsenwagenbataillone sollten nicht nur als Zugkraft, sondern auch gleichzeitig als Fleischreserve verwertet werden. Die Tiere gingen aber ein, noch ehe sie die Vorräte fortgeschafft hatten.

Der jetzigen Heeresleitung genügen schon nicht mehr Pferde als Zugtiere, man fordert vielmehr die mechanischen Lastzüge. Dies wird um so notwendiger, als jetzt die technischen Hilfsmittel für das Nachrichtenwesen, die Lenkballons und Flugzeuge, Telephon und Scheinwerfer und vor allem der vermehrte Munitionsverbrauch einen bedeutend erhöhten Bedarf an Trainfuhrwerk stellen. In den Befreiungskriegen betrug bei allen Schlachten der durchschnittliche Munitionsverbrauch der preußischen Artillerie pro Geschütz kaum 70 Schuß, dagegen stieg er im letzten mandschurischen Kriege bei der russischen Artillerie oft auf 400, in einzelnen Fällen sogar auf 500 Schuß. Bei uns beträgt jetzt die Gesamtsumme der innerhalb eines Armeekorps für die Kanonenbatterien mitgeführten Munitionen 385 Schuß für jedes Geschütz.

Eine reichlich ausgestattete Verpflegungsbasis schuf Napoleon durch Anlage großer Magazine in Warschau, Modlin, Thorn, Bromberg, Marienburg, Marienwerder, Elbing und Danzig. Von diesen war Thorn mit 100000 und Danzig sogar mit 300000 Zentner Mehl versehen. Dieses Magazin hielt 2000000 Zwiebacksportionen bereit, die auf dem Wasserwege über die Ostsee auf dem Njemen nachgeführt werden sollten. Thorn besaß eine Bäckerei mit einer täglichen Lieferung von 60000 Brotportionen. Trotz aller dieser Maßnahmen und einsichtsvollen Vorbereitungen des Kaisers traten sehr bald unlösbare Verpflegungsschwierigkeiten ein. Mit der Eigenart des Landes hatte er trotz eifriger Vorstudien nicht in genügender Weise gerechnet. Die Vorräte konnten auf den schlechten Wegen den Truppen nicht nachgeführt werden und erreichten sie nicht. Wilna war das einzige große Magazin, das auf dem Kriegsschauplatze selbst noch von rückwärts gefüllt wurde. Darüber hinaus mußte der ganze Bedarf für die große Armee vom Lande beschafft werden. Dieses war aber nicht reich genug, zu schwach bevölkert und ohne ausreichende Kommunikationen, um so gewaltige

Menschenmassen für einen Krieg zu unterhalten. Im folgenden Jahre (1813) in Sachsen dagegen fand eine halbe Million Soldaten, die Franzosen und Verbündeten zusammengerechnet, sechs Monate lang ausreichende Verpflegung, obgleich wahrlich nicht haushälterisch mit den Vorräten des Landes umgegangen und auch keineswegs planmäßig mit den Lieferungen verfahren wurde. Es ist interessant, zu sehen, wie gründliche Vorsorge unsere Heeresleitung heutzutage für die Verpflegung der Armee im Falle eines Krieges getroffen hat. Die Fortschritte der Chemie werden zur Aufbewahrung großer Vorräte an Lebensmitteln in den Konservenfabriken nutzbar gemacht. So kann sich die Heeresverwaltung gegen eine Überteurung seitens der Lieferanten schützen, denen sie in den letzten großen Feldzügen des vorigen Jahrhunderts zum Schaden der Staatskasse und des Heeres ausgesetzt war. Ferner hat das preußische Kriegsministerium vor einigen Jahren eine Anleitung zur Verpflegung des Feldheeres herausgegeben und für das deutsche Gebiet wie für einen Teil der Nachbarländer statistische Zusammenstellungen zur Beurteilung der Leistungsfähigkeit der Landstriche angefertigt. Diese Listen geben genaue Auskunft über die Zahl der bewohnten Häuser und darin untergebrachten Einwohner, über die Größe der angebauten Flächen, den Bestand an Pferden und Schlachtvieh und vieles andere mehr.

Napoleon rechnete mit einer Schlacht in der Gegend von Wilna und glaubte, nicht weiter als 100 Kilometer nach Rußland hineinmarschieren zu müssen. Innerhalb dieses eng bemessenen Kriegstheaters dachte er die russischen Heere bis zur Vernichtung zu schlagen. In seinem großen Werk „Betrachtungen über die Kriegskunst" sagt er, daß ein despotisch regierter Staat durch eine Schlacht erobert werden könne. „Denn die despotische Regierung ist ihrem Wesen nach militärisch und hat außer der Armee keine Stütze. Sobald diese zerstört ist, bricht der Thron zusammen, und der Sieger erhebt auf seinen Trümmern einen anderen, ohne daß die Nation sich ihm widersetzt. Es ist eine Herde Sklaven, die ihren Herrn wechselt." In dieser Beurteilung der Armee eines despotisch regierten Staates liegt ein schwerer Irrtum. Auch Preußen war damals ein solcher Staat, sein Heer hing aber in unerschütterlicher Treue dem Könige an und bewies nach den schweren Niederlagen von 1806 schon im folgenden Jahre bei Heilsberg und Preußisch-Eylau, in den belagerten Festungen Kolberg und Graudenz wie an anderen Orten eine zähe Widerstandskraft, die schwer zu brechen war. Daß nur die feindliche Armee das Operationsobjekt sein durfte, ist ein richtiger strategischer Grundsatz, an dem ein Mann wie Napoleon in allen Fällen festhielt. Sein Unglück war aber, daß die russischen Heere sich zu keinem entscheidenden Schlage stellten, sondern überall einer größeren Schlacht auswichen.

Ganz unzureichend war die Ausstattung der französischen Armee mit Brückentrains. Dieser bestand aus 25 leichten Booten, die auf österreichischen Brückenwagen befördert wurden, und einigem erbeuteten preußischen Material. An der Weichsel machte sich der Mangel an Übersetzmitteln in empfindlicher Weise fühlbar. Die schweren Mißstände, die damals im

Sanitätswesen herrschten, übten ferner einen Einfluß auf die bedeutenden Abgänge und die schnelle Auflösung der französischen Armee aus. Napoleon wendete wohl seine Aufmerksamkeit dem Sanitätsdienst zu, doch geschah dies nach den Anschauungen jener Zeit nur im beschränkten Maße. Im Winterfeldzuge 1807 hatte er für die Ausstattung zahlreicher Feldlazarette gesorgt und die in den Etappenlazaretten zurückgelassenen Chirurgen durch Zivilärzte aus der Bevölkerung rechtzeitig ersetzen lassen. Das ärztliche Personal zeigte sich sowohl nach seiner Zahl wie in seiner Ausbildung den hohen Anforderungen nicht gewachsen, die die energische und so verlustreiche Kriegführung Napoleons stellte. Die Erfahrungen dieses Krieges, in dem allein die Schlacht bei Preußisch-Eylau einen Gesamtverlust von 64000 Mann den Russen, Preußen und Franzosen kostete, führten Napoleon zur Vermehrung der Ärzte auf fünf bei jedem Infanterieregiment und zur Bildung von Sanitätskompanien und fliegenden Feldlazaretten, wie sie die heutigen Armeen besitzen. Eine ausreichende Zahl geeigneter und wissenschaftlich geschulter Ärzte war natürlich nicht in wenigen Jahren zu beschaffen. Gewissenhafte Fürsorge für die Kranken und Verwundeten lag außerdem nicht im Geiste jener Zeit, am allerwenigsten aber in dem Charakter Napoleons, dessen maßloser Ehrgeiz Hunderttausende von Menschen zur Schlachtbank führte.

Dem Heere Napoleons fehlte die Begeisterung für den Krieg, das Bewußtsein, für eine gute Sache zu kämpfen. Darauf sind auch nicht am wenigsten die schnellen Abgänge und bedeutenden Verluste zurückzuführen, die die Truppen erlitten. Den moralischen Halt verliert ein jedes Heer bei einem längeren Kriege und konnte eine Armee überhaupt nicht besitzen, die so bunt zusammengesetzt war wie die Napoleons 1812. Sämtliche Länder Europas mit Ausnahme Schwedens, Englands und der Türkei hatten dem französischen Kaiser Heeresfolge geleistet und zum Teil recht bedeutende Kontingente stellen müssen. Es seien hier von den Fremdtruppen nur genannt 147000 Deutsche, ohne die Preußen und Österreicher, 50000 Italiener und 60000 Polen. So trug die außerordentlich glänzende und gewaltige Kriegsmacht des Jahres 1812 schon die Keime ihres Unterganges in sich. Die verschiedenen Völkerschaften verstanden sich nicht gegenseitig und waren durch keine gemeinsamen Interessen miteinander verbunden. Das Wort Vaterlandsliebe war für diesen Krieg ihnen fremd, der kein Ziel zu haben schien und kein Ideal bot. Von den sogenannten Franzosen gehörte ein Viertel den neu eroberten Landesteilen an, die Zuneigung und Liebe für Frankreich nicht hegen konnten. Dazu bestand der zehnte Teil der Franzosen aus widerspenstigen Rekruten, die jede Gelegenheit zur Desertion benutzten. Schon im Juni 1812 erreichte die Zahl der Fahnenflüchtigen und Marodeure eine solche Höhe, daß Napoleon sich zur Einsetzung einer Kommission bei den Armeekorps veranlaßt sah, die jeden Fall grober Indisziplin vor ihren Richterstuhl laden mußte. Drei mobile Kolonnen von je 1000 Berittenen mußten auf Plünderer und Streifer Jagd machen und Straßen, Dörfer und Wälder nach ihnen absuchen. Alle Marodeure und Plünderer sollten unnachsichtlich zum Tode verurteilt und innerhalb 24 Stunden füsiliert werden. Natürlich

konnte dieser Erlaß wegen der großen Zahl der Missetäter nicht in seiner Strenge durchgeführt werden. Die Kommandeure halfen sich daher meist durch Verhängung von Prügelstrafen, von denen bereits in früheren Kriegen mit Erfolg Gebrauch gemacht worden war. In diesem Feldzuge bot aber das Umherstreifen die einzige Möglichkeit zur Erreichung von Lebensmitteln, da solche nicht zur Verteilung kamen.

Von seinen Generalen sagt Napoleon: „Es bedurfte meiner Gegenwart überall da, wo ich siegen wollte. Das war meine verwundbare Stelle. Kein einziger meiner Generale war befähigt, ein selbständiges großes Kommando zu führen." Unter den französischen Marschällen konnten nur Massena, Soult und Davout Anspruch darauf machen, als Heerführer zu gelten. Alle übrigen waren eigentlich nur glänzende Soldaten und Helden des Schlachtfeldes ohne wissenschaftliche Durchbildung. Bisher waren die ins Feld geführten Heere Frankreichs als ein einheitliches Ganzes aufgetreten, deren Leitung Napoleon persönlich in der Hand hatte. Erst bei den größeren Massen, die 1812 in den Krieg zogen, schieden sich die Aufgaben der einzelnen Heeresgruppen und machten die Einsetzung besonderer Armeeführer nötig. An der unzureichenden Leistungsfähigkeit seiner Generale trug Napoleon selbst die Schuld. Er fürchtete die fähigen Köpfe und suchte nur starke Arme. In der Not, die 1812 zum ersten Male an ihn herantrat, brauchte er Köpfe und fand Arme. Nachher kam ihm freilich die Einsicht seines Fehlers, und er schreibt in seiner „Korrespondenz": „Im Kriege sind die Menschen nichts, ein Mann ist alles." Bisher hatte die Plötzlichkeit der Feldzugseröffnung und die Rastlosigkeit der Operationen eine sorgsame Vorbereitung des Nachrichtendienstes unmöglich gemacht. Da der Krieg gegen Rußland aber von langer Hand vorbereitet wurde, wandte Napoleon auch dem Nachrichtenwesen seine Aufmerksamkeit zu. Schon Ende 1811 stellte er zwei Polen und einen Deutschen, ehemalige Offiziere, die die russischen Grenzprovinzen genau kannten, als Vertrauenspersonen an und veranlaßte diese zur Benutzung von Unteragenten für den Kundschafterdienst. Ferner ließ er alles vorhandene Material über die Geschichte, Geographie und Topographie Kurlands und Livlands sammeln. Er beschäftigte sich eingehend mit der Bodenbeschaffenheit Litauens und studierte eifrig den Feldzug Karls XII. in Polen und Rußland. An Davout schreibt er unterm 30. Dezember 1811: „Sie sehen, daß ich niemals größere Vorbereitungen gemacht habe."

Den militärischen wie politischen Vorbereitungen Napoleons gegenüber ließ sich Zar Alexander nicht aus seinem abwartenden Verhalten herauslocken. Nicht die Absetzung des Herzogs von Oldenburg, nicht die herausfordernde Rede Napoleons bei einem Bankett an seinem Geburtstage des Jahres 1811, nicht die stetig umfangreicher werdenden französischen Rüstungen konnten ihm auch nur ein energisches Wort gegen den Usurpator abringen. Nicht einmal um Bündnisse bemühte er sich. Scharnhorst wies bei seiner Sendung nach Petersburg noch im Oktober 1811 wiederum darauf hin, welche Bedeutung Preußens Streitkräfte für einen an der Weichsel oder Oder geführten Krieg und die ganz sichere Teilnahme Norddeutschlands und Englands

an dem Kampfe gegen Napoleon haben könnten. Ohne ein Bündnis mit Rußland würde Preußen gezwungen sein, der französischen Armee alles darzubieten, dessen sie bedürfe, und dies würde schneller zu liefern sein als aus dem entfernten Heimatlande. Der Zar blieb in Wilna und wartete dort das Vorgehen Napoleons ab, wovon er selbst den Beginn der Feindseligkeiten abhängig machen wollte.

Anderseits beschäftigte sich Kaiser Alexander theoretisch mit der Frage, wie Napoleon zu bekriegen und seine Macht besonders durch Rußland zu bekämpfen sei. Er zog russische und preußische Strategen zu Rate und hörte deren Ansichten. Dabei kamen zahlreiche Männer außer dem Kriegsminister Barclay de Tolley und Generalstabschef Graf Phull, wie Wolzogen, Gneisenau, Knesebeck, die Grafen d'Allonville und Toll, Baron Tuyll von Serbskerken, der russische Militärbevollmächtigte bei der Gesandtschaft in Wien, Czernytschew, Flügeladjutant des Kaisers, Herzog Alexander von Württemberg, Bennigsen, Paulucci, Armfelt und viele andere zu Worte. Scharnhorst war schon genannt worden. Im Laufe des Jahres 1811 allein wurden etwa 30 Kriegspläne dem Kaiser Alexander vorgelegt.

Im Hauptquartier standen sich Barclay und Phull mit ihren Ansichten schroff gegenüber. Ersterer war der Vertreter des offensiven Gedankens, während dieser ausschließlich verteidigungsweise den Krieg zu führen riet. Der Zar war geneigt, sich für die Vorschläge des Kriegsministers zu entscheiden, und ließ auch deshalb Vorbereitungen zum Übergang über den Niemen bei Olita, Merecz und Grodnow treffen. Dieser Plan wurde jedoch aufgegeben, als die Nachrichten von dem Bündnis Österreichs mit Napoleon nach Wilna gelangten. Jetzt mußte der Zar befürchten, daß ein Schritt über die Grenze den Krieg unvermeidlich machen und ein Vorgehen nach Westen die Österreicher in Flanke und Rücken des russischen linken Flügels bringen würde. So entschied sich der Zar dafür, den Angriff Napoleons abzuwarten und erforderlichenfalls, dem Rate Phulls entsprechend, zum Rückzuge nach einem bei Drissa an der Düna zu befestigenden Lager, 300 km von Kowno entfernt.

Phull folgte in seinem Kriegsplan den Lehren des Siebenjährigen Krieges und zog mechanisch aus den Operationen Friedrichs des Großen und des Prinzen Heinrich den Schluß, daß zur Führung eines Verteidigungskrieges zwei Armeen erforderlich seien, von denen die eine den Feind in der Front aufhalten, während die andere ihm in Rücken und Flanken fallen müsse. Der russische Generalstabschef nahm an, daß Napoleon die Grenze zwischen Grodnow und Bjalystok am Bobr überschreiten und dann entweder gegen Wilna, also die erste russische Armee, oder auf Slonim, Nieswish, Minsk, also gegen die zweite Armee sich wenden würde. Den ersteren Fall für den wahrscheinlicheren haltend, gab er hierfür einen ausführlichen Operationsplan aus. Dieser schlug die Versammlung der ersten Armee drei Tagemärsche weiter rückwärts in Swenzjani — 150 km von Kowno — vor, zur Deckung der Straße über Druja und Pskow nach Petersburg, wie der über Smolensk nach Moskau. Von Swenzjani aus wollte Phull die erste Armee in ein befestigtes Lager bei Drissa führen, wo er mit 120000 Mann und im Besitz

beider Flußufer dem Feinde gegenüber, der zur Einschließung des russischen Lagers seine Kräfte teilen mußte, entschieden im Vorteil zu sein hoffte. Unterdessen sollte die zweite Armee, die 80000 Mann stark gedacht war, aber in Wirklichkeit nur eine um die Hälfte geringere Stärke erhielt, durch die Kosaken Platows verstärkt, auf die Verbindungslinien des Feindes wirken, der in dem öden Landstriche nicht lange würde bleiben können. Ein glänzendes Beispiel für eine solche Operation aus dem Siebenjährigen Kriege ist der Einfall des Generals Plathen mit 8000 Mann nach Polen in den Rücken der 40000 Mann starken russischen Armee, wodurch die Mark von dem durch Butturlin beabsichtigten Besuch befreit wurde (September 1761).

Am 5. April 1812 wurde zu Petersburg ein Schutz- und Trutzbündnis zwischen Rußland und Schweden abgeschlossen, welches dem Kaiser zum mindesten die freie Verfügung über die in Finnland stehende Armee zurückgab. Nicht viel später ward auch die Armee frei, die bisher an der Moldau gegen die Türken gefochten hatte. Am 28. Mai schloß General Kutusow zu Bukarest einen Vorfrieden mit den Türken ab, kraft dessen Rußland Beßarabien und das links vom Pruth gelegene Drittel der Moldau erwarb, der Rest dieses Landstriches aber samt der Walachei in die Hände der Türken zurückkehrte. Es muß auffallen, daß Zar Alexander den Abschluß des Friedens mit der Türkei so lange verzögert und auf die Abtretung slawischer Gebietsteile am Pruth bestanden hat. Er hätte über 100000 Mann mehr zu Anfang des Krieges Napoleon entgegenführen können, wenn er sich früher mit der Türkei geeinigt haben würde. Die Politik des Zaren läßt sich jedoch folgendermaßen erklären. Er empfand das Bedürfnis, sich dem mächtigen Eroberer gleichsam als Vertreter einer großartigen Idee gegenüberzustellen, die ihm enthusiastische Sympathien zuführen und die Erhebung eines für Heldentaten begeisterten Volkes hervorrufen konnte. Es schien ihm der Gedanke praktisch, als Wiederhersteller Polens in seinem alten Umfange gegen Napoleon in die Schranken zu treten. Die Haltung des französischen Kaisers den Polen gegenüber war und blieb immer eine zweideutige. Er forderte sie stets nur zu neuen Opfern auf und ließ sie in schwankend unbestimmter Weise an irgendeinen möglichen Lohn glauben. Deshalb dachte der Zar auf die Mitwirkung der Polen in einem Kriege gegen Napoleon rechnen zu dürfen. Für diesen Fall wollte er den Krieg offensiv führen, bis an die Oder und weiter an die Elbe vorrücken, Deutschland zur Erhebung veranlassen und die numerisch unterschätzte französische Armee in ihr eigenes Land zurückdrängen. Der vielgewandte Staatsrat Magnitzki reichte auch nach diesen Ideen des Kaisers einen Plan ein, der aber ausschließlich die politischen Verhältnisse im Auge hatte und das Militärische nur oberflächlich behandelte. Dasselbe Ziel verfolgte ein sehr allgemein gefaßter Plan des Obersten Rühl von Lilienstern. Von dem Entschluß der Polen also schien alles, schien das Schicksal Europas abzuhängen. Es ist verwunderlich, daß der Zar noch im Frühjahr 1811 an die Gewinnung der Polen dachte, nachdem Fürst Czartoryski ablehnenden Bescheid auf einen Brief Alexanders vom 12. Februar 1811 gegeben hatte. In diesem war zu lesen: „Es steht außer Zweifel, daß Napoleon Rußland

zu einem Bruch zu reizen sucht in der Hoffnung, ich werde den Fehler begehen, als der angreifende Teil vorzuschreiten. Das wäre ein Fehler in der gegenwärtigen Lage der Dinge, und ich bin entschlossen, ihn nicht zu begehen. Aber alles ändert sich, wenn die Polen sich mit mir vereinigen wollen. Dann kann ich verstärkt durch 50000 Polen und ebenso viele Preußen und durch die ‚moralische Revolution', die das Beispiel der Polen ohne Zweifel in ganz Europa hervorrufen wird, ohne Schwertschlag bis an die Oder vorgehen." Die Vereinigung der Krone Polens mit der russischen, woran Alexander als Bedingung festhielt, war aber wenig geeignet, den Fürsten Czartoryski zu gewinnen.

Napoleon zog mit vollem Vertrauen in den Krieg und sprach im Mai 1812 in Dresden aus: „In ein oder zwei Schlachten bin ich in Moskau, und Alexander liegt vor mir auf den Knien." Mit der Kraft Europas gedachte er sich auf Asien zu werfen, wie sich einst Attila mit der Kraft Asiens auf Europa geworfen hatte. Den Aufmarsch seiner Streitkräfte vollzog er im Juni 1812 in folgender Weise: 232000 Mann unter dem Kaiser selbst vereinigten sich zwischen Gumbinnen, Goldap und Königsberg, 80000 unter dem Vizekönig von Italien besetzten die Gegend von Rastenburg, ein ebenso starkes Korps unter König Jérome von Westfalen war in Warschau, auf der äußersten linken Flanke standen 20000 Preußen unter Macdonald bei Tilsit und 34000 des österreichischen Hilfskorps im äußersten Süden unter Schwarzenberg bei Lublin.

Am 22. Juni rief Napoleon in Wilkowiski seinen Völkern zu: „Der zweite polnische Krieg hat begonnen. Der erste hat zu Friedland und zu Tilsit geendet." In der Nacht vom 23. und 24. Juni überschritt er bei Kowno den Niemen.

Die Nachricht von diesem Übergang französischer Truppen über den Niemen, die den Zar Alexander am 24. Juni auf einem Ballfest des Generals Bennigsen unweit Wilna überraschte, beantwortete er mit der Beteuerung: „Ich werde die Waffen nicht niederlegen, solange ein einziger feindlicher Krieger auf dem Boden meines Reiches ist." Zwei Heere waren zum Schutze des Reiches an der Grenze aufgestellt. Das stärkste von ihnen, die erste Westarmee unter General Barclay de Tolly um Wilna, zählte 104000 Mann, die zweite Westarmee unter Fürst Bagration bei Wolkowysk nicht mehr als 37000 Mann mit den Kosaken bei Grodnow. Die Reservearmee, die unter Graf Tormassow schließlich auf 38000 Mann gebracht wurde, kam zu Anfang nicht in Betracht. In zweiter Linie befanden sich die von den dritten Bataillonen und fünften Eskadrons gebildeten Reservedivisionen längs der Düna und dem Dnjepr in der Stärke von 34000 Mann. In dritter Linie waren die im Herbst 1811 neu ausgehobenen Mannschaften in 36 Rekrutendepots vereinigt, welche der Armee bis zum Rückzuge nach Tarutino, unweit Moskau, etwa 55000 Mann zugeführt haben.

Außerdem befanden sich noch in Finnland unter dem General der Infanterie v. Steinheil 30000 Mann und an der Donau in der Walachei und Moldau unter dem General Tschitschagow 53000 Mann mit besonderen

Rekrutendepots. Für diese beiden Armeen hatte man sehr weitgehende Pläne. Graf Steinheil sollte den Schweden bei der Eroberung von Norwegen — dem Preis, der für ein Bündnis gegen Napoleon geboten war — helfen und, mit einem schwedischen Heere vereinigt, darauf an der nördlichen Küste Deutschlands landen, dessen Teilnahme am Kampfe gegen Napoleon man dann erhoffte. Die Donauarmee im Süden sollte durch Serbien nach Dalmatien und den illyrischen Provinzen am Adriatischen Meere vordringen, ja noch weiter bis nach dem oberen Italien. Da man hier auf eine gemeinschaftliche Aktion mit der englischen Flotte hoffte, so war der Oberbefehl über diese Armee einem Seemann übertragen worden. So finden wir überall im kleinen wie im großen die Idee der Diversionen gegen Rücken und Flanke des Feindes. Die Kräfte werden auf verschiedene Kriegstheater verteilt, in Rußland selbst zersplittert und dem Feinde zum Schlagen zwar bestimmte, aber numerisch unzulängliche Truppen unmittelbar gegenübergestellt.

Aus der Anlage der Magazine und Reserveparks, aus der Aufstellung der Truppen zweiter Linie und dem Bau von Befestigungen bei Dünaburg, den Lagern von Drissa, Borissow und Bobruisk an der Beresina ist zu schließen, daß der von der Düna und Beresina gebildete Bogen die Linie war, die man zu verteidigen gedachte. Die Befestigungsarbeiten von Dünaburg und Borissow waren jedoch bei Beginn des Feldzuges nur zum Teil vollendet, und das im Operationsplan besonders genannte Lager bei Drissa mußte sich als gänzlich unzureichend für die ihm gestellte Aufgabe erweisen.

Von dem Lager bei Drissa hoffte Phull den Vorteil, daß die russische Armee mit Leichtigkeit und nach Belieben auf dem einen oder anderen Ufer auftreten könne, während die beiden Hälften des durch den Strom geteilten feindlichen Heeres nur auf Umwegen miteinander in Verbindung bleiben, sich nicht rasch genug gegenseitig unterstützen würden und so, indem sie bemüht waren, das Lager einzuschließen, Gefahr liefen, einzeln geschlagen zu werden. Die Möglichkeit eines Angriffs von Osten, wo keine Schanzen angelegt waren, überlegte Phull nicht. An die Verteidigung dieses Lagers waren die Bedingungen geknüpft, daß Dünaburg eine Festung sein und große Vorräte bergen, auch Sebesh auf der Straße nach Petersburg einen zweiten Magazinpunkt bilden und durch Verschanzungen gegen jeden feindlichen Angriff gesichert sein sollte. Endlich wurden bedeutende Verstärkungen für die erste Armee an der Düna erwartet. Dies waren alles jedoch bloße Voraussetzungen, die nicht mit der Wirklichkeit übereinstimmten.

Die Aufgabe der zweiten Armee, gegen Rücken und Flanke des an den Schanzen von Drissa sich aufreibenden Gegners „Diversionen zu machen", wurde dadurch ganz illusorisch, daß man aus ihr die Tormassowsche Armee verstärkt und sie, wie schon oben gesagt, auf 37 000 Mann vermindert hatte. Damit konnte jetzt Bagration gegen Davout und Jérome nichts ausrichten. Die zweite Armee bedeutete somit kaum etwas anderes als nur eine Drohung, eine bloße Andeutung der Dinge, die unter anderer Verteilung der Streitkräfte hätten geschehen können. Die Reservearmee war, unnötig stark gemacht, durch die unwegsamen Sümpfe des Pripet von den beiden West-

armeen getrennt, hätte jedoch im späteren Verlauf des Feldzuges und nach Vereinigung mit Tschitschagow zu einer ihrer numerischen Kraft entsprechenden Bedeutung gelangen können, wenn sie an der Beresina mit größerer Energie geführt worden wäre. Schon in Drissa wurde der Plan des Zuges der Tschitschagowschen Armee nach den illyrischen Provinzen aufgegeben, und die Donauarmee erhielt den Befehl, als die Bestätigung des Friedens aus Konstantinopel eintraf, nach Wolhynien aufzubrechen, sich mit dem Grafen Tormassow zu vereinigen und angriffsweise gegen den Feind vorzugehen. Steinheil wurde aus Finnland nach Riga herangezogen, kam also nicht nach Deutschland, wohin ihn der Plan führen sollte. Zur Verteidigung der über 1100 km langen Grenze reichten die russischen Streitkräfte natürlich nicht aus.

Am 28. Juni zog Napoleon in Wilna ein, und am Tage darauf traf ihn das erste große Unglück. Es begann ein Regenwetter, das fünf Tage und Nächte ohne Aufhören anhielt, alle Wege in Litauen wurden grundlos, Märsche und Biwaks den Truppen sehr beschwerlich. Die Pferde verfielen einer verheerenden Seuche, da sie nur das auf dem Felde gewachsene grüne Getreide als Futter erhielten. Bis Wilna waren schon 10000 Pferde liegen geblieben; 100 Geschütze und 1000 Pulverwagen verloren ihre Bespannung. Das Ausbleiben aller regelmäßigen Verpflegung brachte die Kolonnen in Auflösung und trieb die Nachzügler zu Gewalttaten gegen die Einwohner.

Napoleons Plan ging zunächst dahin, die Vereinigung der beiden russischen Westarmeen zu verhindern. Deshalb nahm er die linke Flügelarmee vor und hielt den rechten Flügel, Schwarzenberg mit 34000 Mann, bei Lublin zurück. Hier stand die russische Reservearmee unter dem Grafen Tormassow. Durch den breiten Zwischenraum der beiden russischen Westarmeen brach Napoleon mit seiner Hauptarmee ein und zwang die Russen, schleunigst weiter rückwärts ihre Vereinigung zu suchen, und zwar bei Smolensk am Dnjepr, wohin Gneisenau von vornherein „die wahrhafte Verteidigungslinie" Rußlands verlegte. Er hatte am 2. Juni von Riga aus — auf der Reise nach England — eine Denkschrift an den Zaren gesandt, in der er gewissermaßen divinatorisch aussprach: „Den Krieg in die Länge ziehen, heißt siegen." Gneisenau empfiehlt hier die Mitführung oder Vernichtung aller Lebensmittel, Zerstörung der Mühlen und Magazine. Das Klima in dem feuchten und tiefgelegenen Rußland werde dann das seinige tun, wie 1794 und 1795 ein Drittel des preußischen Heeres in Polen an Krankheiten umgekommen sei. „Vier verlorene, aber mit Weisheit geführte und mit Tapferkeit bestrittene Schlachten geben noch gar keinen Grund, an der Rettung Rußlands zu zweifeln, und jedes Unglück kann durch Vollkraft ersetzt werden; aber zwei Siege, über Napoleon davongetragen, können nebst Abfall und Aufstand seiner Verbündeten seinen völligen Untergang herbeiführen. Daher also, wenn man ihm Ausdauer entgegensetzt, spielt er in diesem Kriege nicht das Ganze gegen das Ganze, sondern das Ganze gegen ein Nichts." Diese Denkschrift hat im Hauptquartier des Kaisers wesentlich

mit zur Klärung der Ansichten über die vorteilhafteste Art der Kriegführung gegen Napoleon beigetragen.

Napoleon erstrebte in richtiger Erkenntnis einen Angriff auf die getrennt sich zurückziehenden russischen Armeen. Vor allem galt es, die schwächere zweite Armee unter Bagration vereinzelt zu schlagen. Hätte der Kaiser in gleicher Entschlußkraft und körperlicher Widerstandsfähigkeit gegen Anstrengungen, wie 1796, gehandelt, so würde er zu Jérome geeilt sein und hier die Führung persönlich übernommen haben, um Bagration abzufangen. Er aber blieb in Wilna und begnügte sich, von hier aus schriftliche Befehle nach vorwärts zu schicken. Erst am 16. Juli verließ er Wilna. Seinen unfähigen Bruder Jérome ersetzte er durch Davout, um dieser Armee eine größere Schwungkraft zu verleihen.

Es gelang den beiden russischen Westarmeen ohne Kampf und ohne Verluste, sich am 3. August bei Smolensk zu vereinigen. Damit hatte man russischerseits wenigstens einen strategischen Vorteil erreicht. Nicht so zufrieden mit ihrer Lage konnten die Franzosen am Schluß des ersten Teils dieses Feldzuges sein. 392000 Mann hatten bei seiner Eröffnung den Niemen auf einer Frontbreite von 120 km allmählich überschritten. Nach fünf Wochen waren die Armeen bereits auf zwei Drittel ihrer ersten Stärke zusammengeschmolzen, und jetzt nahmen 229000 Mann eine Frontausdehnung von 200 km ein. In dem Vorgehen vom Niemen bis an die Düna waren nur 340 km, also pro Tag durchschnittlich 10 km zurückgelegt worden.

Bei Smolensk stellten sich zwar die vereinigten russischen Westarmeen zum Kampfe, es gelang Napoleon aber nicht, wie er es wollte, die Russen umfassend anzugreifen und ihnen den Rückzug nach Moskau abzuschneiden. Die Spanier wie die Russen besaßen als Gegner ein starkes religiöses und nationales Selbstgefühl. Auf der iberischen Halbinsel begünstigte das gebirgige Gelände den Kampf einzelner Haufen gegen den stärkeren Angreifer. In Rußland ermöglichte die Größe der räumlichen Entfernungen dem schwächeren Verteidiger, sich dem Kampf mit dem stärkeren Gegner zu entziehen. So paßte sich in beiden Ländern unwillkürlich der zum Volkskrieg gewordene Kampf der Natur des heimischen Bodens an: in Spanien als Guerilla-, in Rußland als Rückzugskrieg.

Am 17. August gewann Napoleon nach blutigem Kampf Smolensk. Jetzt fragte es sich für ihn, ob er hier stehen bleiben und sich mit dem Besitz des bisher gewonnenen Landes begnügen, oder ob er nach Moskau weitermarschieren sollte. In ersterem Falle erklärte er sich für besiegt. Im zweiten Falle war seine Niederlage unvermeidlich und dadurch bedingt, daß die sich weit ausdehnenden rückwärtigen Verbindungen unmöglich gegen Unternehmungen des Feindes, Wittgenstein von Norden und Tschitschagow von Süden, auf die Dauer zu schützen waren. Napoleon entschloß sich für das Wagnis, die Russen weiter ins Innere zurückzudrängen und ihnen auf dem Fuße zu folgen. Unter dem gemeinsamen Befehl Barclays zogen die nun vereinigten russischen Armeen weiter ostwärts. Dieses stete Zurückweichen rief eine solche Erbitterung im Heere hervor, daß sich Zar Alexander gezwungen sah, Barclay im Ober-

befehl durch den Fürsten Kutusow zu ersetzen, der sich als Verbündeter Österreichs in der Schlacht bei Austerlitz freilich keine Lorbeeren geholt hatte. Ihm zur Seite trat Benningsen als Majorgeneral. Die Wahl Kutusows zum Oberbefehlshaber begleitete Alexander mit der Versicherung, er wolle sich lieber den Bart bis an den Nabel wachsen lassen und Kartoffeln in Sibirien essen, als in Unterhandlungen mit Napoleon treten.

Der leidenschaftlich erregten Stimmung des russischen Volkes und Heeres folgend, nahm Kutusow bei Borodino an der Moskwa 120 km vor Moskau eine Schlacht an. Die ungeheuren Verluste, die die Russen in dem neunstündigen Kampfe erlitten, sind ruhmvolle Zeugen ihrer Tapferkeit: 52000 Mann, fast die Hälfte der Armee, bedeckten das blutgetränkte Schlachtfeld. Napoleon selbst bezahlte den Sieg mit einem Verlust von 28000 Mann. Merkwürdigerweise hatte er in dieser Schlacht die 19000 Mann seiner Garde nicht eingesetzt, wodurch er die Niederlage der Russen hätte vervollständigen können. Er glaubte, sie für den folgenden Tag aufsparen zu müssen. Dazu sagt Marmont in seinen Memoiren: „Die Generale, die Truppen aufbewahren für den Kampf nach der Schlacht, werden immer geschlagen werden." Napoleon war zufrieden, den Weg nach Moskau offen zu sehen, und zog jetzt mit kaum noch 100000 Mann seine Straße weiter. Sein Ziel war nun Moskau. Hier, nach der Einnahme ihrer ehrwürdigen Hauptstadt, hoffte er, daß die Russen sich veranlaßt sehen würden, alle Truppen nach dem Zentrum heranzuziehen und ihre Aufmerksamkeit von den gefährdeten Flanken der französischen Verbindungslinien abzuwenden. „Nunmehr beschäftigt sich der im Herzen getroffene Feind nur noch mit dem Herzen und denkt nicht mehr an die Extremitäten," schreibt Napoleon an Maret am 10. September von Moshaïsk aus.

Als Kutusow am 14. September durch Moskau zog, folgte ihm fast die ganze Bevölkerung. Von 200000 Menschen wanderten 180000 aus, ihre Heiligen, ihre Habe und selbst die Siechen und Kranken auf 65000 Wagen mit sich führend. Alles Löschgerät, soweit es nicht zerstört werden konnte, wurde auf Befehl des Statthalters Grafen Rostoptschin fortgeschleppt. Nur fremde Geschäftsleute blieben zurück und Gesindel aus den niedrigsten Schichten der Gesellschaft. Wenige Stunden nach dem Einzug Napoleons in die stille, menschenleere Stadt brach eine Feuersbrunst aus, die tagelang anhielt und neun Zehntel sämtlicher Wohnhäuser und Magazine in Asche legte.

Am 21. September erhielt Zar Alexander durch den Obersten Michaud Bericht über den weiteren Rückzug Kutusows und das Schicksal Moskaus. Die denkwürdige Unterhaltung beider Männer an diesem Tage endigte mit folgender Zwiesprache. Der Zar ergriff den Obersten beim Arm und sagte mit feuerrotem Gesicht: „Oberst Michaud, vergessen Sie nicht, was ich Ihnen hier sage. — Vielleicht denken wir daran noch einmal mit Freuden. — Napoleon oder Ich, Ich oder Er: Wir beide können nicht länger nebeneinander herrschen. Ich habe ihn kennen gelernt: Er wird mich nicht mehr täuschen." — „Sire," rief der Oberst begeistert aus, „in diesem Augenblick entscheidet Euer Majestät den Ruhm der Nation und das Heil Europas."

Da die Franzosen ihren Weg fast von der Grenze ab mit Feuersbrünsten bezeichnet hatten, die in dem meist hölzernen Anbau leicht entstanden, so war anfangs der Glaube allgemein, daß Moskau auf Befehl Napoleons in Brand gesteckt worden sei. Alexander klagte deshalb auch in einem Briefe an den Kronprinzen von Schweden seinen Gegner dieser Tat an und versicherte nochmals, sich lieber unter den Trümmern seines Reiches begraben lassen zu wollen, als mit dem Attila der Neuzeit Frieden zu schließen.

Ebenso hartnäckig im Widerstande wie sein Herr war Kutusow, als General Lauriston ihm im Auftrage Napoleons Friedensverhandlungen anbot. Dem französischen Unterhändler wurde nicht einmal die erbetene Erlaubnis zur Reise nach Petersburg von dem russischen Oberbefehlshaber erteilt.

Als sich Napoleon endlich Mitte Oktober entschloß, den Russen nicht weiter ins Innere des feindlichen Landes zu folgen und vor dem drohenden Winter den Rückzug anzutreten, war die Verteilung der Armee auf beiden Seiten folgende: Napoleon stand mit kaum 100 000 Mann in Moskau, ihm gegenüber südwestlich der Hauptstadt bei Tarutino Kutusow mit 110 000 Mann. Südlich Polozk zwischen der Beresina und Düna das französische Korps St. Cyr mit 50 000 Mann, nördlich davon befand sich russischerseits Wittgenstein mit 50 000 Mann. Er war im Begriff, von Riga aus eine Verstärkung von 20 000 Mann heranzuziehen. Im Süden wichen 40 000 Mann der Korps Schwarzenberg und Reynier vor einer russischen Armee von 70 000 Mann, die aus Wolhynien kam, nordwärts nach Brest-Litowsk aus. Die 1000 km lange Etappenlinie von Moskau bis zum Niemen sicherten zahlreiche kleine Postierungen und zwei größere Abteilungen von 12 000 Mann bei Smolensk bzw. 10 000 Mann bei Minsk. Sowohl reguläre Truppen des Gegners wie Parteigegner beunruhigten die rückwärtigen Verbindungen der Franzosen auf das empfindlichste und machten schließlich den Nachschub aus der Heimat unmöglich. Nachrückende Ersatztruppen erreichten im Oktober die Armee überhaupt nicht mehr, da sie zur Sicherung der Etappen verwendet werden mußten.

Am 18. Oktober trat Napoleon den Rückzug aus Moskau an, zunächst in südlicher Richtung nach Kaluga, um den Schein zu retten. Am Morgen dieses Tages wurde Murat in seiner linken Flanke überraschend von sehr überlegenen Kräften angefallen und völlig geworfen. Er mußte mit starken Verlusten nach Boronzowo zurückgehen. Napoleon selbst stieß bei Malow-Jaroslawetz auf so heftigen feindlichen Widerstand, daß er sich gezwungen sah, über Borowsk, Wereia und Moshaïsk wieder die große Straße Moskau-Smolensk zu gewinnen. Diese Stadt erreichte er mit nur noch 49 000 Streitern. 350 Geschütze und der gesamte Troß waren unterwegs liegen geblieben. Die Kavallerie marschierte zu Fuß, weil die Pferde ohne Beschlag waren und auf den vereisten Straßen geführt werden mußten. Der weitere Rückzug ging im Tal des Dnjepr nach Oreza und von dort nach Borissow an der Beresina. Hier empfing die Moldauarmee des Admirals Tschitschagow, der bis zum Frieden von Bukarest den Türken gegenübergestanden hatte, die Fliehenden, um ihnen den Rückzug abzuschneiden. Oudinot gelang es, den

Übergang über den Fluß zu erzwingen und die Russen zurückzudrängen, während das Korps Viktor auf dem linken Ufer den Kampf gegen Wittgenstein aufnahm. Unter diesem Schutz gelang es Napoleon, die Armee von Borissow über zwei weiter nördlich geschlagene Hilfsbrücken „sous la barbe de l'ennemi", wie er sich ausdrückte, zu retten. Clausewitz sagt hierüber: „Niemals war der Fall leichter möglich, eine Armee zum Kapitulieren im offenen Felde zu bringen als hier." Napoleon hätte demnach an der Beresina das Schicksal erleiden müssen, das unter günstigeren strategischen Verhältnissen sein Neffe 58 Jahre später auf französischem Boden bei Sedan erfuhr. So retteten sich zwar noch Trümmer über die Beresina, aber nennenswerten Widerstand konnten diese gänzlich entmutigten Haufen nicht mehr leisten.

Napoleon hielt es daher für gut, seine Armee zu verlassen, die sein Ehrgeiz auf die Eisfelder Rußlands geführt hatte. Am 14. Dezember erreichte er mit kleinem Gefolge Dresden, am 18. Dezember Paris, um neue Aushebungen zu befehlen, neue Rüstungen vorzunehmen. Noch lag die Welt im Banne dieses gewaltigen Mannes, noch ahnte niemand die Folgen seines unglückseligen Feldzuges. Da war es zuerst Preußen, das dem Sieger die Hand zum Bunde bot; denn die preußische Armee besaß in dem General York einen Mann, der mit weitschauendem Blick und Verantwortungsfreudigkeit sich eigenmächtig von Frankreich lossagte und am 30. Dezember die ewig denkwürdige Konvention zu Tauroggen mit den Russen abschloß.

So endigte das Jahr 1812 mit der verheißungsvollen Morgenröte der Befreiung Deutschlands und besonders Preußens von dem unerträglichen Joch der Fremdherrschaft. Die Vorsehung hatte der gerechten Sache den Sieg verliehen. Napoleons Macht war gebrochen, der Nimbus seiner Unbesiegbarkeit geschwunden. Sein Schicksal war erfüllt.

Zum hundertsten Geburtstag Berthold Auerbachs.

(28. Februar 1912.)

Von

Anton Bettelheim.

Wenige Wochen vor seinem siebzigsten Geburtstag, am 8. Februar 1882, starb Berthold Auerbach in Cannes. Seinem letztwilligen Wunsche gemäß wurde seine Leiche von Südfrankreich nach Deutschland gebracht und in seinem Geburtsort Nordstetten, dem Schauplatz seiner ersten und besten „Schwarzwälder Dorfgeschichten", beerdigt. Es war ein Begräbnis, das — nicht nur in dem schwäbischen Bergdorf — weder vorher noch nachher seinesgleichen hatte. Seit den napoleonischen Kriegen waren soviel Fremde auf einmal nicht in Nordstetten beisammen gewesen. Hunderte von Bauern und Bäuerinnen waren aus den umliegenden Ortschaften herbeigekommen. Tübinger Studenten erwiesen dem ehemaligen Burschenschafter die letzte Ehre. Württembergische Würdenträger und badische Minister schritten als Vertreter ihrer Fürsten mit in dem Zuge. Kränze des Großherzogs und der Großherzogin von Baden lagen auf dem Sarge. Und aus dem Kreis der Freunde trat Friedrich Theodor Vischer hervor, um dem alten Landsmann auf dem jüdischen Gottesacker die Grabrede zu halten. Ein Föhn sauste über die kahlen Kuppen des oberen Neckartales, als er begann, doch die Stimme des Vierundsiebzigjährigen trotzte dem Sturm so siegreich, daß den Aufhorchenden kein Wort des mächtigen Nachrufes verloren ging. Wer, wie der Schreiber dieser Zeilen, dazumal den Sprecher sah und hörte, empfing einen bis zur Stunde nachwirkenden Eindruck. Frei von jedem Predigerton, fern von aller Schönrednerei, ergriff er durch die Wucht seiner Persönlichkeit, durch die Wahrhaftigkeit seiner Worte. Seit Auerbachs erstem Semester auf der Landesuniversität, Anno 1830, waren ihm seine bedeutendsten Tübinger Hochschullehrer, Uhland und David Friedrich Strauß, Schutzgeister geworden und Freunde geblieben. Bald nachher war er mit Vischer bekannt geworden. Über ein halbes Jahrhundert hatte ihr Verkehr gewährt. Von seinen unsicheren, bescheidenen literarischen Anfängen bis an das Ende seiner Tage hatte Auerbach den ganzen Mann und ganzen Kenner als Gewissensrat betrachtet und behandelt. Wohlwollend und aufrichtig zugleich, rühmend und, wenn's not tat, unverhohlen rügend war Vischer dem Menschen und Künstler in allen Stufenjahren seiner Entwicklung gefolgt, bis er am offenen Grabe

des treuen Lebenskameraden stand und als berufenster Wortführer der Heimat den Abschiedsgruß sprach. Was Auerbach in Kunst und Leben glückte und mißglückte, hat niemand gescheiter und gerechter gesagt als Vischer in jener Improvisation. Mit angeborener wohlgeübter Bildnerkraft bändigte er, wie in seinen ebenbürtigen Gelegenheitsreden auf Mörike und D. F. Strauß, die Fülle seiner Gedanken und Erinnerungen, stiftete er dem Geschiedenen ein Ehrenmal, das manche Votivtafel aus Erz und Stein überdauern wird.

„Mitten in seiner Arbeit", so schloß Vischer, „hat der Tod dies Mannesleben zerschnitten, viel zu früh für uns, für die Nation, nicht zu früh für deinen Ruhm und, was mehr ist, nicht so früh, daß du nicht erleben durftest, wie du wirktest, wie die Saat aufging, die du gestreut. Nicht ganz werde ich sterben, durftest du mit dem alten Dichter sagen. Rein, hoch, weit, ungehemmt von Schranken des Raumes und der Zeit, geht nun dein Geist durch die Welt. In fernen Tagen wird er noch bei manchem still in deine Blätter vertieften Leser anklopfen, hier im Vaterlande und weit hinaus über seine Marken, wird ihm leise die Schulter berühren und ihn grüßen, und er wird innig dankend den Gruß erwidern; in fernen Tagen wird dein Name über manche Lippen gehen, die in warmem Gespräche dich nennen und ehren und rühmen. Du bist sterbend nicht gestorben. Leb wohl, Toter! Sei gegrüßt, Lebendiger!"

Ein Menschenalter liegt zwischen jener Leichenfeier und dem hundertsten Geburtstag Berthold Auerbachs. In diesen dreißig Jahren mußten Unbefangene mehr als einmal fragen, ob Vischers Prophezeiung sich bewahrheitet hat, ob Auerbach wirklich ein Lebendiger geblieben? 1884 schickte, der testamentarischen Anordnung Bertholds gehorchend, Jacob zwei Bände seines 52 Jahre (1830—1882) umspannenden Briefwechsels mit dem ältesten Jugendfreund und Lebenszeugen in die Welt. Die wundervollen, willkommenen Ersatz für eine Selbstbiographie gewährenden Bekenntnisse fanden bei den rechten Lesern, Rosegger, Brahms, Erich Schmidt, Frenzel usw., den rechten Dank: ein Mode- oder gar ein Massenerfolg war der seltenen Gabe nicht beschieden; absichtlich und absichtslos ließen die Neuesten, nicht etwa nur die Stürmer, das Andenken an seine Persönlichkeit in und mit diesen Selbstporträts verschwinden. Am treuesten pflegten sein Gedächtnis die langsam absterbenden Kunstgenossen, die mit ihm jung gewesen, und seine größten, mittlerweile gleichfalls geschiedenen Schüler und Enkelschüler, Tolstoi, Björnson, Anzengruber, die gern und dankbar öffentlich bekannten, wie folgenreich seine Anregungen für sie geworden. Gerhart Hauptmann ließ seinen Erstgeborenen nach dem aus der Kutte springenden Novizen der Schwarzwälder Dorfgeschichten Ivo taufen; späterhin suchte man seinen Namen allerdings vergebens unter den Stiftern der Auerbach-Büste, die 1909 dicht neben der Freiligrath-Bank in den Cannstatter Kuranlagen aufgerichtet wurde. Hochnasige, kritische Baccalaurei — dieselben, die Schiller im Nietzsche-Ton als altväterischen „Moralstabstrompeter" unmöglich machen wollten — gossen volle Schalen ihres Hohnes unterschiedslos über alles aus, was der alte und junge Auerbach je geschrieben, obwohl oder weil sie nichts

von ihm lasen. Und daß unserem jüngsten, an Ästheten- und Rebellenliteratur übersättigten Nachwuchs Lust und Zeit fehlt, die „Schwarzwälder Dorfgeschichten" aufzuschlagen, ist nicht erstaunlich. Verwunderlich war lange, lange zuvor einsichtigen Kennern nur, wie bald nach Auerbachs Tode dieser Umschwung begann. Gleich nach dem Erscheinen der „Briefe an Jacob" (1884) knüpfte Anton E. Schönbach in Friedjungs „Deutscher Wochenschrift" an diesen Wandel der Lesergunst heute noch als Zeiturkunde beherzigenswerte Erinnerungen:

„Es waren ein paar Dezennien, etwa 1850—1870, wo Auerbach, nur nach Uhland, der populärste deutsche Schriftsteller war. Damals sah sich Deutschland in der Fremde zumeist durch Bücher repräsentiert, und Auerbach war kein schlechter Vertreter; er besaß z. B. manche Eigenschaften, die gerade in dem schwer zugänglichen England und den Vereinigten Staaten ihm begeisterte Leser und Anhänger zuwege brachten. Er bestand auch vor der deutschen Kritik allenthalben, und es gab viele Stimmen, welche ihn für den ersten lebenden Dichter Deutschlands erklärten. Das ist heute nicht mehr so, niemand wird es leugnen, und es war auch nicht mehr so, während Auerbach selbst noch lebte. Sieht man genauer zu, so ist unschwer zu finden, daß Auerbach wirklich selbst ‚auf der Höhe' stand, als er den Roman unter diesem Titel veröffentlichte. Ich weiß mich gut der Erregung zu entsinnen, mit welcher in Wien das Werk von Nummer zu Nummer der ‚Neuen Freien Presse' gelesen wurde, wie es als Buch heiß erwartet, die Bände verschlungen wurden und man länger und eingehender davon sprach, als sonst in der Konversation der Großstadt auch den bedeutendsten Würfen beschieden ist. Wir fragen, warum sich die Stellung des beliebten Erzählers rasch verändert hat? Ist der Dichter mit gleicher Kraft wirksam geblieben und hat nur der schnell ermüdete Geschmack gewechselt, von dessen Luftzug die Tageskritik ihre Blätter treiben läßt, oder ist Auerbachs schaffendes Vermögen erschlafft? In gewissem Maße ist beides der Fall." „Heute gilt Auerbachs Ansehen so weit, als seine ‚Dorfgeschichten' gelesen werden. Diese bilden seinen Haupttitel auf die Schätzung der Nachwelt."

Gelesen aber werden die „Schwarzwälder Dorfgeschichten" noch immer, eifriger und ausgiebiger, als die Snobs glauben und wissen; die letzte Statistik der Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung bekundet, daß im verwichenen Jahre Ganghofer 72000, Rosegger 36000, Freytag 34000, Raabe 32000, Auerbach 24000, Storm 22000, Ebner-Eschenbach 20000, Gottfried Keller und Frenssen je 18000 und Fontane 16000mal in Volks- und Wanderbibliotheken benutzt wurden. So lehrreich diese für Auerbachs heutige Geltung gar nicht ungünstigen Zahlen sind, eine entscheidendere Probe steht unmittelbar bevor. Ende 1912 erlischt die Schutzfrist für Auerbachs Verlagsrechte. Billige Gesamtausgaben werden seine Schriften in Schichten tragen, denen sie bisher unerschwinglich waren. Seine Meisterschöpfungen, „Der Diethelm von Buchenberg", „Der Tolpatsch", „Befehlerles", „Joseph im Schnee" werden das papierene Monument erhalten, das dem echten Volksdichter mehr nützt als Bildsäulen und Prachtausgaben — das Zwanzig-

Pfennig-Heft. Mit solchen Bundesgenossen wird er fortan seine Sache selbst zu führen und wirksamer als jeder noch so wohlmeinende andere für sein Lebenswerk zu sorgen haben. Ob und wieweit die „Schwarzwälder Dorfgeschichten" im zweiten Jahrhundert nach Auerbachs Geburt bestehen werden, kann dann nur die Zukunft zeigen.

Desto lockender und lohnender wäre es, heute schon den Anteil abzumessen, der dem Erzähler und Kalendermann im abgelaufenen ersten Jahrhundert in der Entwicklung der deutschen Dinge gebührt. Kaum übersehbar sind seine eigenen Texte und fremde Zeugnisse für seinen feurigen Anteil an den religiösen und politischen Befreiungskämpfen seiner Tage. Strauß nannte ihn einen poetisch-populären Missionar seiner Weltanschauung, die ihm Herzenssache sei. Als Politiker war er in Süddeutschland mit Mathy einer der ersten und überzeugtesten Fürsprecher der preußischen Führung eines geeinten Reiches. Wie stark und heilsam der Erzähler in Dichtung und Volksleben eingriff, hat einer der größten Kenner und Lehrmeister der Nation, Gustav Freytag, immer wieder, nicht zum wenigsten in den „Bildern aus der deutschen Vergangenheit" anerkannt: „In der Zeit von 1830—1848 standen die Süddeutschen im Vordergrund des deutschen Lebens. Ihre Dorfgeschichten und die Bedeutung, welche sie für die Leserwelt gewannen, werden in der Kulturgeschichte immer für ein Symptom gelten, wie groß unter den Gebildeten die Sehnsucht nach Behagen und fest umgrenzter Tüchtigkeit war."

Neuere Nationalökonomen haben gezeigt, welche zuverlässigen Aufschlüsse für die sozialen Zustände des 18. Jahrhunderts aus den Büchern von Justus Möser und den Schweizern, Idyllikern und Popular-Schriftstellern, Geßner, Iselin, Pestalozzi usw. zu holen sind. Es würde den Historikern des 19. Jahrhunderts frommen, ein Gleiches bei Gotthelf und Auerbach zu versuchen. Kein Geschichtschreiber des deutschen Humanitätsgedankens, der Judenemanzipation, des Liberalismus, der Volksschule, des Höferechtes, der Auswanderer sollte achtlos an Auerbachs bisweilen dilettantischen, jederzeit redlichen Bemühungen vorübergehen. Die Mannigfaltigkeit dieser Interessen gäbe reichen Anlaß zu einer „Säkularrede", die, nach Auerbachs Geschmack, „in sich etwas von dem Weitgespannten des von ihr umfaßten Zeitraumes haben soll; man muß mit Siebenmeilenstiefeln über das Einzelne hinwegschreiten" und mag zum Vergleich kalendermäßig naheliegende Gedenktage heranziehen.

Just 100 Jahre vor Berthold Auerbach, 1712, wurde Rousseau geboren, in demselben Jahr mit ihm, 1812, kam Charles Dickens zur Welt. Mit dem Genfer, der durch empfindsame und Erziehungsromane, als religiöser und politischer Neuerer, durch die Generalbeichte seiner Selbstbekenntnisse weit über das französische Sprachgebiet hinaus Zeitgenossen und Nachlebende — von Kant, Pestalozzi, Goethe, Schiller, Robespierre, Napoleon bis auf die George Sand und Tolstoi — bestimmend beeinflußt, kann sich der Nordstetter Judenknabe nicht entfernt an Bedeutung messen. Und den Gründen der Überlegenheit von Dickens ist — unter dem Eindruck der Todesnachricht, ahnungslos, daß der deutsch-französische Krieg unmittelbar nachher ausbrechen und vielfach Wandel schaffen würde — Auerbach selbst Mitte Juni 1870

nachgegangen: „Die humoristische Auffassung ist mir fremd, aber ich verkenne doch seine hohe Dichterkraft nicht, und er hatte das Glück, ein Engländer zu sein. Was sind wir? Immer und immer nur Provinzialmenschen. Wir haben kein Zentrum, das jeder kennt, wir haben kaum Nationaltypen, zu denen jeder einen Bekannten einsetzt, und wir haben keine Kolonien, so daß wir unsre Helden aussenden und heimkehren lassen können. Was hat Freytag und was habe ich gemacht? Doch nur provinziales Leben. Wir müssen von der Peripherie ins Zentrum. Der englische und der französische Dichter hat ein Zentrum und eine Nationalgeschichte und kann überall antönen und ist des Wiederklanges sicher."

Trotz dieser Enge seines Stoffkreises und ungeachtet der Schranken seiner Begabung behauptet sich der Schöpfer der Schwarzwälder Dorfgeschichten in geziemendem Abstand neben dem Schweizer und Engländer als einer der kleineren Propheten ewiger, auch von ihnen gepredigter Evangelien.

Grundverschieden wie die Zeiten und Länder, aus denen Rousseau und Dickens stammten, waren die beiden eins in dem Wunsch, die Welt zu bessern und zu bekehren. Nie hätten sie sich damit begnügt, die Kunst nur um der Kunst willen zu pflegen. Inhalt und Zweck ihres Lebens war, eine träge, selbstgerechte Gesellschaft aufzurütteln aus dem Sündenschlaf, ihr Gewissen zu schärfen, ihre Blicke auf tiefsitzende Schäden in Haus, Staat, Kirche, Recht, Schule, Wirtschaft zu lenken. In einer kranken Gegenwart arbeiteten sie für eine gesündere Zukunft. Als Wundärzte griffen sie zu Höllenstein und Messer, voll Vertrauen auf den unbegrenzten Heiltrieb der menschlichen Natur. Inmitten aller Frevel und Martern ihrer Tage stieg ihrem prophetischen Gemüt der Glückstraum eines besseren gerechteren Geschlechtes, eines durch Selbstsucht und Versumpfung weniger gefährdeten Zeitalters auf.

Gleiche Ziele standen zeitlebens auch Auerbach vor Augen. Leiden und Laster von Stadt- und Landvolk, Schwächen und Schäden der kleinen Leute und großen Herren, mit denen sein Wanderleben ihn zusammen führte, blieben seinem Forscherssinn nicht verborgen. Not, Bosheit, daheim und in der Öffentlichkeit selbstverschuldete Täuschungen verstrickten ihn, wie Rousseau und Dickens, in Bedrängnisse, Widerwärtigkeiten, Kämpfe. Den Kern seines Wesens vermochten die schlimmsten Erfahrungen nicht zu wandeln. Menschenhaß, Weltverachtung, die sein grübelnder Geist im Lebenslauf und Dichterwerk eines Lenau, eines Byron scharfsinnig ergründete, schlugen nie Wurzeln in seinem kindlichen Gemüt. „Man hat der Dichtung Flamme einen Fluch genannt, weil der Dichter die Schmerzen der Welt auf sich nehmen muß und sein Leben oft ein Martyrium ist," schrieb er als alter Mann in „Andeutungen aus der Schule der Dichtkunst": „aber in der reinen Idee und ihrer freien Beherrschung gefaßt ist der Dichtung Flamme ein Segen. Das Wangenglühen, das Aufbrennen der ganzen Persönlichkeit im Vollgefühl des Schaffens und Bildens ist erhöhte reine Daseinslust. Man könnte jenes wunderbare Offenbarungsbild der Bibel darauf anwenden: ‚Der Dornbusch brennt und verbrennt nicht'." Weltfroh, tatenfroh war er ein tapferer Bekenner des von Schopenhauer verrucht gescholtenen Optimismus, wiederholte

er herzhaft zustimmend Vischers Schlagsatz in „Auch Einer“: „Dieser Nihilismus und Pessimismus ist eigentlich Spätprodukt der Romantik, Erscheinung ihres Zersetzungsprozesses, Schopenhauer ist Heine in der Philosophie.“ Sein Seelsorger war Spinoza, seine Heilslehre der von ihm sogenannte „fromme“ Pantheismus. Keine noch so arge Verderbtheit und Verruchtheit der einzelnen ließ ihn an der Veredlungsfähigkeit der Gesamtheit irre werden. Und mochten selbst die Massen falsch, roh, gemein sein, die eigene, grenzenlose Hingebung genügte, die Welt vorwärts zu bringen. Gesinnungen, die ihren höchsten Flug in dem Heldengeist Schillers genommen und ihren gewaltigsten Ausdruck gewonnen haben in der großen Lehre seines Lebens:

Von der Menschheit, du kannst nicht hoch genug von ihr denken,
Wie du im Busen sie trägst, prägt sie in Taten sich aus.

Durch die Gedanken- und Gestaltenwelt Schillers von den Räubern bis zum Tell fegen freilich Wirbelstürme, von denen in der Kleinwelt der Schwarzwälder Dorfgeschichten kaum ein Hauch zu spüren ist. Töne der Auflehnung schlägt Auerbach gelegentlich in Glaubensfragen, fast gar nicht gegen weltliche Machthaber an. Der Beilhieb, den ein aufrechter Bauer gegen das schwarze Brett mit dem törichten Anschlag eines eigenmächtigen Amtmannes wider das Tragen von Handärten führt, und die mannhafte Stichelrede, mit der derselbe Buchmaier denselben Dorftyrannen zum besten hat, konnten selbst im Vormärz nicht als aufrührerische Handlungen geahndet werden. Ein Gefolgsmann des jungen Karl Marx, Moses Heß, kündigte Berthold Auerbach wegen seiner übergroßen Zahmheit grundlos in den vierziger Jahren die Freundschaft auf, und ihm selbst bangte Jahre und Jahrzehnte später, ob die Nachwelt seine Haltung nicht mißdeuten würde. „Deine Schwiegermutter also tot,“ heißt es 1865 in einem seiner Briefe an Jacob. „Es kann sich niemand wünschen, den Becher des Lebens besser zu leeren. Wunderbar ist mir's, daß ein späteres Geschlecht sich von solchen aus der Judengasse mit einer gewissen Idealität herausgelösten und dabei immer so glücklich dankbaren Naturen kaum mehr wird eine Vorstellung machen können. Das ist das Härteste, was das Leben bringt, daß gewisse Tonarten daraus bis zum Unverstehen schwinden. Wird es uns auch so gehen, daß unsere Nachkommen nicht mehr ein volles Bild dessen haben können, wie wir erwuchsen und waren?“ Allzulang ließ er ähnliche Zweifel und Sorgen nicht Macht über sich gewinnen. Über allen Kleinmut, über jede gegenwärtige und kommende Verkennung tröstete ihn der selbstgeprägte Wahlspruch: „Leiste jeglichem und verlange von niemand.“ Wohlwollen war der Grundzug seines menschlichen und künstlerischen Wesens, in solchem Maß und Übermaß, daß nicht erst die allermodernsten Parteigänger Zolas und Nietzsches ihren Witz an Auerbachs vermeintlichen Phantasiebauern und den (wohl zu merken: von Auerbach selbst zuerst so getauften) Salontyrolern übte. Lange vor Heines Spottreden gegen die „katzenjämmerlich sentimentalen, religiös-sittlich-flauen Dorfnovellen“ Auerbachs, geraume Zeit vor Hermann Kurz' bissiger Parodie der Dorf- und Kalendergeschichten hat der blutjunge Otto Ludwig — wie er späterhin Schillers angeblich geschichtlich unwahrem Wallenstein seinen glaubhafteren, nie vollendeten Wallenstein auf

den Brettern entgegenzustellen gedachte — „Auerbachs für verwöhnte Gaumen kandierte Bauern" ad absurdum führen wollen in gleichfalls niemals über den Entwurf hinaus gediehenen Blättern, die Erich Schmidt 1909 in den Sitzungsberichten der Berliner Akademie mitteilte. Eine hysterische Dame, die nie aus der Residenz kam, wird durch die Lektüre der Dorfgeschichten dermaßen verzückt, daß sie beschließt, unter Bauern zu leben. Beim ersten Zusammenstoß mit pfiffigen und derben, von ihren Auerbachschen Idealen weltenweit abstehenden leibhaftigen Landsleuten stürzt sie aus allen Himmeln. So schlecht ihr der erste Versuch bekam, probiert sie ihr Glück doch ein zweites Mal. „Künftigen Sommer, schlägt ihr einer vor, soll sie in den Schwarzwald; dort sei wahrscheinlich die poetische Sorte. Sie ist ein Don Quixote; ein alter närrischer Kammerdiener oder dergleichen ihr Sancho Pansa. Er bringt ihr einmal einen echten ‚Auerbacherbauern', wie er sich ausdrückt, ohne recht zu wissen, was eigentlich damit gemeint. Das ist ein — Wahnsinniger."

Ungefähr zehn Jahre nach der Niederschrift dieser nie veröffentlichten, sehr ernsthaft gemeinten Schnurre widmete Otto Ludwig seine beste Erzählung „Zwischen Himmel und Erde" Berthold Auerbach. „Du hast mir's möglich gemacht, das Ding hervorzubringen, darum hat es Recht und Pflicht, Deinen Namen auf seiner Stirn zu tragen," heißt es in seinem Brief vom 11. April 1856. Diese Begründung bezieht sich nicht bloß auf den Beistand, den Auerbach seit seiner Übersiedlung nach Dresden aus eigener Kraft und durch unermüdliche Bemühungen bei Verlegern, Freunden, Fürstlichkeiten dem von Krankheit und Lebensnot bedrängten Märtyrer gewährt hatte. Die beiden hatten sich einander genähert, in fruchtbarem Gedankenaustausch die Aufgabe eines aus treuer Auffassung der Wirklichkeit erwachsenden Stiles verdeutlicht. Gemeinsames Studium Shakespeares, lebendiges Beispiel der eigenen, neu entstehenden Arbeiten förderte wechselseitig. Was der eine schuf, prüfte der andere, billigte oder verwarf, unbekümmert um Selbstgefälligkeit oder Wehleidigkeit, wie es die Sache forderte. Sie verschworen sich zu keiner neuen Richtung, riefen keine Schulhäupter aus, prüften willig das Gute, Tüchtige, Neue, das ihrem Wollen verwandt oder überlegen war, Kellers „Leute von Seldwyle", Freytags „Soll und Haben". Voneinander so unabhängig wie von früheren und gleichzeitigen Meistern ähnlicher Kunstübung bereiteten sie der lebenstreuen Schilderung der leibhaftigen Welt, einem scharf charakterisierenden und zugleich „poetischen Realismus" die Wege. Unerreichbare Vorgänger, Lessing, Schiller, Goethe, hatten der deutschen Dichtung ein weites Herrschaftsgebiet zurückgelassen; romantische und jungdeutsche Schwarmgeister suchten die Grenzen dieses Weltreiches durch abenteuerliche Eroberzüge in exotische und utopische Formen zu erweitern. Die begabtesten Erben der Klassiker waren bescheidener, sie begnügten sich mit den ergiebigen Ernten ihrer überkommenen Stammlande. Sie vermaßen sich nicht, Größeres oder gleich Großes hervorzubringen, wie Nathan, Faust, Tell und gaben deshalb anderes, das in ungleichen Einzelleistungen geringfügig erscheint und doch in der Endsumme sich so stattlich ausnimmt wie der Heerbann der Bundestruppen aus allen Winkeln des gemeinsamen Sprachgebietes. Bunt wie die deutsche Landkarte, scharf

gegliedert, wie Alpen und Marschen, Kornkammern und Sandwüsten, Seeküste und Rebenhügel, Bergwald und Kohlengruben zeigten sich neben- und nacheinander Hebels Allemannen, Immermanns Westfalen, Auerbachs Schwarzwälder, Gotthelfs Berner, Josef Ranks Deutschböhmen, Stelzhamers Oberösterreicher, Otto Ludwigs Thüringer, Reuters Mecklenburger, Bauernschaft und Bürgersleute in unabsehbarem Zuge. Nicht alle fanden Gnade oder gar gleiche Gnade vor wählerischem Geschmack. W. H. Riehl wollte von den wenigsten Dorfgeschichten etwas wissen, obwohl oder weil er lehrte, bäuerliche Zustände studieren heiße Geschichte studieren; die Sitte der Bauern sei ein lebendiges Archiv, ein historisches Quellenbuch. Nur wendete er ein — und schwerlich kam ihm zuerst, gewiß nicht zuletzt dieses Bedenken —, der Bauer sei himmelweit von Schwärmerei und Gefühlsüberschwang seiner Maler. Familiensinn fehle dem Landvolk nicht, wohl aber zärtliche Eltern-, Gatten-, Kindesliebe, wie wir sie den Gebildeten zuschreiben; „in die meisten Dorfgeschichten, die Auerbachschen nicht ausgenommen, hat sich neben manchen der Natur abgelauschten Zügen eine grundfalsche Zeichnung des Gemütslebens der Bauern eingeschlichen." Der Rückschlag blieb nicht aus. Auerbachs veristische Nachfolger gefielen sich darin, mit Zolas „Terre" in deutschen Landen zu wetteifern in Schilderungen, die Veroanders nach dem Dreißigjährigen Krieg geschriebenes Anklagelibell „Des neunhäuttigen und hainbüchenen Bauernstands und Wandels entdeckte Übel- Sitten- und Lasterprob" weit hinter sich ließen. Hieß es dort, „der frömmste Bauer hat seinen Herrn dreimal betrogen", so traf dieser wie jeder andere Vorwurf Veroanders immerhin Menschen, wenn auch barbarische Menschen. In manchen allermodernsten Dorfgeschichten ehrlicher und spekulativer Wahrheitsfanatiker trägt die Roheit, Völlerei, Grausamkeit der Bauernnatur nur mehr bestialische Züge. Überstrenge Sittenrichter dieser Art kehren sich nicht an Goethes aus dem Innersten hervorbrechenden Erguß: „Wie sehr ich wieder Liebe zu der Klasse von Menschen gekriegt habe, die man die niedere nennt, die aber gewiß für Gott die höchste ist. Da sind doch alle Tugenden beisammen, Beschränktheit, Genügsamkeit, gerader Sinn, Treue, Freude über das leidlichste Gute, Harmlosigkeit, Dulden, Ausharren in un— ich will mich nicht in Ausrufe verlieren." Sie achten ebensowenig auf die Töne des deutschen Volksliedes, aus denen Uhland zu Auerbachs Trost die empfindsamsten Klänge, Zeugnisse der zartesten Liebesregungen im Landvolk heraushörte. Sie verschließen die Augen vor den leibhaftigen Bauernsöhnen Hebel, Christian Wagner von Warmbronn, Rosegger, die rein menschliche Töne anschlagen und einen so derben Maler bajuvarischer Bauern wie Ludwig Thoma in einer Anzeige der Gedichte des Schweizer Landwirtes Huggenberger kürzlich zu dem erquicklichen Bekenntnis bestimmten: „Ich meine es schon lange so, daß unter Regen und Sonnenschein die prächtigsten der Menschen wachsen. Viele — Dichter, weil sie sich schöne und einfache Gedanken machen."

Nicht in seiner Grundauffassung der Bauern, die zuletzt in guten und bösen Naturtrieben nicht anders beschaffen sind, als alle anderen Stände, hatte Auerbach geirrt. Er war als Kind unter dem Landvolk aufgewachsen, er

hatte in Lehr- und Wanderjahren Bauern in Schwaben und Baden, Tirol und Steiermark, oberbayrische Jäger und Schweizer Senner genau genug beobachtet, um zu wissen, wie sehr es überall „menschelt". In den ersten wie in den letzten Dorfgeschichten findet der Leser Verbrecher und Schelme, Geiz und Tücke, bäuerische Bosheit und Verschlagenheit, unglückliche und sündige Liebe. Zu seinen besten Eingebungen gehören mutig und wahrhaftig mit straffer Kraft geformte gewalttätige Charaktere, Brandstifter, Totschläger, Erpresser. Idyllisch geht's im „Diethelm" so wenig her wie im „Lehnhold".

In der unerschütterlichen Überzeugung von der Bildsamkeit des gesunden Kerns der Menschen war er trotzdem nicht nur einer Meinung mit Uhland, Freytag, Vischer, Keller und ihren in Kunst und Leben auf Erziehung hohen Stiles gerichteten Absichten: der deutsch-französische Krieg, die Begründung des neuen Reiches, dessen Aufrichtung zu erleben Auerbach mit reinem Glücksgefühl erfüllte, gaben dem Vertrauen des Volksmannes auf die Tüchtigkeit seiner Landsleute recht.

Nicht seine Ziele, nur die Wege, auf denen er ihnen zustrebte, mißfielen mitunter den Urteilsfähigen. 1868 schrieb ein so selbständiger Kopf wie Bismarcks Jugendfreund, Graf Alexander Kayserlingk in Varzin: „Ich lese sehr eifrig meinen Schulmeister von Gotthelf, der das Volk recht nüchtern und in anderen Farben schildert, als Auerbach." Ein Vergleich, den er drei Jahre später als dankbarer Leser Reuters zuungunsten des Schweizers und Schwarzwälders abschließt: „Wie unendlich steht er über den anderen Dorfgeschichten, Auerbach und auch Gotthelf. Realistische Poesie ist auch Reuter durch und durch. Den Mangel der tiefseinsollenden Sentenzen Auerbachs rechne ich ihm als Vorzug an. Schöne Stellen aufzupicken brachte Jean Paul in Gang. Schöne Augen eines schönen Gesichtes sind fesselnd, aber ein Kasten voller Augen sind eine unnatürliche Passion. So, glaube ich, ist es auch mit den schönen Stellen echter Kunstwerke, hinreißend im festen Zusammenhange, werden sie bedenklich in loser Einführung und widerlich in" — seltsames Nebeneinander — „der Sammlung von den Bekenntnissen einer schönen Seele und Irmas Tagebuch. Sie zu schreiben, kann entzückend sein; aber soll man sie lesen, wird es fast allen Menschen fade ums Herz."

Auerbach war der erste, der diesen Fluch seiner „Reflexionsreiterei" verwünschte. Sein unaufhörliches Sinnieren war nur zu tief mit seiner innersten Natur verwachsen, als daß er sich und zwei seiner berühmtesten, vielfach nach seinem Urbild geschaffenen Frauengestalten, die Frau Professorin und Barfüßele, davon hätte befreien können. Diese Eigenart und Eigenmart Auerbachs gibt seinem Lebenswerk das unverkennbare Gepräge seiner Persönlichkeit; sie erklärt die Größe seines Erfolges bei den Zeitgenossen, die Gefallen fanden an seiner beständigen Selbsterforschung und Selbstbespiegelung; sie erklärt auch die Grenzen seiner Geltung bei späteren, weniger beschaulichen Geschlechtern. Als er begann, wirkten die Schwarzwälder Dorfgeschichten — nach einer Äußerung Alwine Frommanns zu Richard Wagner — auf die Berliner wie frische Waldluft, die durch das geöffnete Fenster in ein parfümiertes Boudoir dringt. Daraufhin las Wagner, wie seine Autobiographie

berichtet, diese Erzählungen, und auch er fühlte sich nach seinen Worten „durch den mir bis dahin neuen Gehalt und Ton dieser drastischen Anekdoten aus dem Volksleben eines sehr kenntlichen Lokals lebhaft angesprochen." Bei einer in Dresden folgenden persönlichen Begegnung machte „der kurze stämmige Bauernbursch einen durchaus zutraulichen Eindruck. Er hatte von Volkston und Volkswesen viel und glücklich sich angeeignet". Diese und manche andere Züge nahmen Richard Wagner „sehr herzlich" für Auerbach ein. Dessen warmes Eingehen auf seine künstlerischen Intentionen taten Wagner so wohl, daß er ihm nicht nur in den Stürmen von 1848 ein kriegerisches Gedicht gegen Rußland zur Veröffentlichung anvertraute. Wagner ließ dem „verehrten Freund" 1860 aus Paris den Druck seines „Ring des Nibelungen" zugehen und gedachte seiner noch 1869 in Zusätzen zur Streitschrift „Das Judentum in der Musik" als „eines wirklich talent- und geistvollen Schriftstellers jüdischer Abkunft, welcher in das eigentlich deutsche Volksleben wie eingewachsen erscheint", in einem Ton der Achtung und des Anteils, der von einigen durch persönliche Verstimmungen erklärlichen, leicht zu widerlegenden Ausfällen in der Selbstbiographie wohltuend absticht. Die Nachwelt mißt die beiden Männer mit anderem Maß als die Mitwelt; sie krönt Wagner, der zeitlebens wie vom wilden Heer gehetzt wurde, als Sieger, und sie mäkelt an dem großen Erzähler, der bis an das Ende seiner Tage gleicherweise ein Liebling der Massen und der Gebildeten, ebenso willkommen als Gast an Fürstenhöfen, wie im Handwerkerverein und den Dörfern der Heimat war.

Überholt oder überwunden ist trotz dieser Gleichgültigkeit oder Gegnerschaft Auerbach noch lange nicht; der Gang der Entwicklung führt das jüngere und jüngste Dichtergeschlecht immer angelegentlicher zu Motiven zurück, die seine Missionärsnatur früh aufgegriffen und unabläßig zu bewältigen gesucht hat: das Eindringen religiöser, politischer und sozialer Wandlungen in die Landbevölkerung. In Ernst und Scherz wurde eingewendet, daß Auerbach in die Bauernschaft Konflikte verlegt habe, die ihrer Abgeschlossenheit, ihrem hartnäckigen Festhalten am Herkommen fremd seien und blieben. Solcher Vorwurf übersah geflissentlich oder unwissentlich, von welchen Wirbeln der Welthändel patriarchalische Naturen ganz gegen ihren Willen lange vor Auerbachs Auftreten erfaßt worden waren. Die Friedensliebe und Duldsamkeit Hebels verkündet die Inschrift auf dem Sockel seines Karlsruher Denkmals:

Wenn De amme Chrüzweg stohsch
Und nümme weisch, wo's ane goht,
Halt still und frog Dei G'wisse z'erst
's cho dütsch Gottlob und folg sein Roth.

Und auf dem Postament der Bildsäule Andreas Hofers, des Bauernhelden, den Hebel als allzu fügsamer Untertan eines Rheinbundfürsten belächelte, steht eine noch kürzere, faßlichere Inschrift: Mit Gott für Kaiser und Vaterland. Dem Karlsruher Prälaten und dem Passeirer Sandwirt waren diese Kernsprüche nicht Lippendienst, sie wählten sie zur Richtschnur ihres Lebens, bis sie zu ihrem Unheil in gefährlichen Lagen erfuhren, daß so schlichte Weisheit nicht zur Lösung aller Schwierigkeiten ausreicht. Kirchliche Eiferer brachten es 1814, zwei Jahre nach Auerbachs Geburt, zuwege, daß

der ‚Rheinländische Hausfreund' unterdrückt und Hebel die Herausgabe seines Kalenders fortan verleidet wurde. Und der kaisertreue Hofer fiel, zwei Jahre vor Auerbachs Geburt, als Opfer einer Staatsräson, die sein Bauernverstand nie begreifen konnte.

Ein Jahrhundert ist seit diesen Begebenheiten hingegangen. Ungeheure Ereignisse und Erfindungen haben neue Formen und Bedingungen des Daseins geschaffen. Allgemeines Wahlrecht, allgemeine Wehrpflicht machen vor keiner Dorfhütte halt. Die Entwicklung des Weltverkehrs, die Landflucht der Tagewerker greift in das Schicksal von Bauern und Landwirten bestimmender ein als aller Arbeitsfleiß. Die allgemeine Schulpflicht, Fabriksbetrieb, Parteiblätter, Bergbahnen und Fremdenindustrie haben strenge Scheidung zwischen Bauern und Städtern längst zur Fabel gemacht. Wirtschaftliche Gegensätze nehmen wie in der Wirklichkeit auch in den Bauerngeschichten der Gegenwart breiteren Raum ein als ehedem. Nach wie vor aber beherrscht der religiöse Zwiespalt, dem Auerbach in Ivo und Luzifer nachging und dem auch in Anzengrubers und Roseggers Lebenswerk der Hauptanteil zufällt, die Schöpfungen der größten seither aufgestandenen Bauernmaler: Gerhart Hauptmanns Roman: „Emanuel Quint, der Narr in Christo", Schönherrs Bauernstücke „Sonnwendtag", „Glaube und Heimat".

Art und Kunst der Heutigen unterscheiden sich auch dort, wo sie ähnliche Stoffe behandeln, völlig von Auerbachs mundmäßig erzählten Erstlingen, wie von seiner und Otto Ludwigs realistisch charakterisierender späterer Manier. Ludwig Thoma läßt in seiner jüngsten, nach meinem Gefühl besten seiner bisherigen Bauerngeschichten „Der Wittiber" seine Leute durchweg dermaßen in bajuvarischer Mundart reden, daß er ein für Süddeutsche kaum weniger als für Norddeutsche notwendiges Wörterbuch beigeben muß. Ob diese neuen Kunstmittel von Hauptmann, Schönherr, Thoma die richtigen oder die einzig richtigen, wer weiß es? Vermutlich geht's mit der echten Kunst wie mit dem echten Ring in Nathans Märchen. Sie scheint heute im Streit der Leser und Schreiber so unerweislich wie der rechte Glaube und offenbart ihre Wunderkraft nur, soweit sie ihren Träger vor Gott und Menschen angenehm zu machen vermag. Diese Probe hat Auerbach, solange er lebte, siegreich bestanden, und ein Gleiches wird ihm und seinen reifsten Schöpfungen auch noch in späteren Zeiten gelingen. Er hat aber wohl gewußt und gewünscht, daß Welt und Kunst keinen dauernden Stillstand dulden. Der Kultus des Genius, den er seit seiner Jugend hegte und in unbegrenzter Hingebung an Spinoza, Goethe, Mozart, Beethoven pflegte, bedeutete ihm niemals Erstarrung. Er drang in alle Heimlichkeiten der Kunst vorbildlicher Altmeister, Hebel und Uhland; er rühmte freudig und aus freiem Antrieb Erzähler, die vor und nach ihm Bauerngeschichten schrieben, Gotthelf, Ludwig, Keller, Anzengruber; er verschloß sich in jungen und alten Tagen keinem bedeutenden Neuerer, er war einer der ersten Fürsprecher Turgénjews und achtete kurz vor seinem Tode sorgsam auf Ibsens „Nora" und Zolas Arbeiterromane. Niemand konnte treuer an Jugendeindrücken hängen als der Dichter der Schwarzwälder Dorfgeschichten, die aus der Sehnsucht nach dem Paradies seiner Kindheit erwachsen waren, und doch war niemand weniger ein Lob-

redner der Vergangenheit, als Berthold Auerbach. In einem seiner letzten und wertvollsten Beiträge für die „Deutsche Rundschau", die in Auerbach noch ganz besonders ihren Paten ehrt, der das erste Heft der neuen Zeitschrift eröffnete, in der „Sommererinnerung 1879: Ein Tag aus der Heimat", umfaßt er Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft mit gleicher Liebesfähigkeit. Auf der Bahnfahrt durch das Neckartal weckt jeder Blick, jeder Name unverwelkliches Andenken an die Knabenzeit. Den Gang durch seinen Geburtsort beleben Gespräche mit den wenigen noch übriggebliebenen Jugendgefährten und unversiegliche, seiner Reisegesellschaft zum besten gegebene Geschichtchen aus der Chronik des Heimatdorfes. In sternheller Nacht wandert der Siebenundsechzigjährige dann allein noch weit hinaus, an dem jüdischen Friedhof vorüber, auf dem er nach einem längst gefaßten Beschluß dereinst neben Eltern und Geschwistern ruhen wollte. Wehmütige Regungen verdunkelten nicht die hochgehobene Stimmung reiner Naturandacht. Seine rastlosen Gedanken spielten nach seiner Art mit dem alltäglichen, unmittelbar Erlebten, um tiefer greifende Betrachtungen anzuknüpfen. Tagsüber war viel vom Bahnbau durch das gegenüberliegende Strohgäu gesprochen und wie in dem Wettgesang zwischen Justinus Kerner und Gottfried Keller das Für und Wider unserer „dampfestollen" Zeit beredet worden. Auerbach wehrte die Klagen der Elegiker über die Friedlosigkeit der Gegenwart nicht nur mit der Naturnotwendigkeit der technischen Entwicklung ab: er pries den Segen des modernen weltumwandelnden Erfindergeistes zugleich als Segen für die Kunst. „Die Maschinen rasseln traumverscheuchend. Aber war nicht zu allen Zeiten das Geräusch des Weltgewühls?" „Das Gesetz von Erhaltung der Kraft gilt auch im Reich der Phantasie, der Umsatz in andere Erscheinungsformen ist nicht Zerstörung. Und schafft nicht die Eisenbahn ein Stück einer neuen Ethik, so eindringlich und fest, wie keine Zeit vorher ahnen konnte? Über dem eisernen Netz strahlt ein goldenes, ein Netz von Ordnung und Pünktlichkeit, von Halten auf die Minute; das spannt sich über die ganze Erde, klingt in allen Sprachen. Ist das nicht ein Aufleuchten der alle Realitäten beseelenden Idee? Und das soll nicht schön und groß sein, nicht eine Erscheinung, wie sie kein Apostel und kein Dichter vorschauen und verkünden konnte?"

Auch wer den Lebenden nicht gekannt hat, wer seinen Sprechton nicht anklingen hört in diesen Gedankenreihen, fühlt die liebreiche Gesinnung des Menschenfreundes heraus, der den Nachlebenden wie den Mitlebenden als Tröster und Helfer jederzeit ein Gegenwärtiger sein wollte. Diesem Kern seines Wesens hat Krankheit und Alter nichts anhaben können, solange er leibhaftig unter uns war; sein Gemüt verjüngte sich mit der nachwachsenden Jugend. Diese Warmherzigkeit seiner Natur wird sein Schaffen und das Gedächtnis an seine Persönlichkeit auch in Zukunft vor Vergessenheit bewahren. „Es gibt eine innere Sonne" — so sagte Berthold Auerbach in seiner Gedenkrede auf Fichte — „die aus sich leuchtet und von keinem Wechsel des Zeitenlaufes abhängig ist."

Wien, Weihnachten 1911.

Deutschland und England [1].

Von

Wolfgang Michael.

Noch sind nicht viele Wochen verflossen, seitdem die Gefahr eines europäischen Krieges als eine dunkle Wolke den politischen Himmel verdüsterte. Das schwierige Marokko-Problem, d. h. die endgültige Entscheidung über die Zukunft des Scherifenreiches, dessen Fortbestand als selbständiger Staat um seiner politischen Schwäche willen unmöglich geworden war, und das darum der Bevormundung oder der völligen Beherrschung durch eine oder mehrere der führenden europäischen Mächte nicht mehr entgehen konnte, schien eine Verständigung zwischen Deutschland und Frankreich, den beiden am meisten beteiligten Staaten, zu erfordern. Der früher geschlossene Algeciras-Vertrag war durch die Ereignisse überholt und konnte um so weniger die Grundlage neuer Verhandlungen bieten, als Frankreich durch die militärische Besetzung eines Teils von Marokko eine neue Lage geschaffen hatte. Deutschland trat auf den Plan und bekundete seine Absicht, bei der Lösung der Marokko-Frage entscheidend mitzuwirken, durch die Entsendung eines kleinen Kriegsschiffes, das sich vor dem Hafen von Agadir in Südmarokko vor Anker legte. Der ausgesprochene Zweck war der Schutz der deutschen Interessen, welche eben in jenen Teilen des Landes vorzüglich heimisch waren, zu denen der genannte Hafen das Eingangstor bildet. Weite Kreise des deutschen Volkes aber faßten die Aktion ihrer Regierung als die Bekundung der Absicht, ja als den ersten Schritt zu einer eigenen Gebietserwerbung in Marokko auf. Frankreich schien bald entschlossen, eine solche nicht zuzulassen, und die Lage nahm einen ernsten Charakter an, als nun die Welt erfuhr, daß Frankreich in dem Falle eines möglichen Konfliktes mit Deutschland an seinem Freunde England einen sicheren Rückhalt haben werde. Die Rede, welche der Finanzminister Mr. Lloyd George am 21. Juli auf einem Bankette hielt, das ihm zu Ehren im Mansion House gegeben wurde, sowie die Ansprache, welche der Premierminister am 27. Juli an das Unter-

[1] Die auf den folgenden Seiten enthaltenen Sätze sind zuerst in englischer Sprache veröffentlicht, an das Publikum einer englischen Zeitschrift, der „Contemporary Review“ (Dezember 1911), gerichtet worden. Sie sollten jenseits des Kanals die Auffassung eines deutschen Historikers begründen, dem die Geschichte Englands seit vielen Jahren ein gewohntes Arbeitsgebiet ist. Nun mögen sie, so allbekannt und natürlich dem deutschen Leser das hier Gesagte klingen mag, auch vor unseren Landsleuten wiederholt werden.

haus richtete, bekundeten, die erstere in schärferen Worten, die zweite in fein abgewogenen Sätzen, daß England an der ganzen Angelegenheit stark interessiert, daß es zwar entschlossen sei, den deutsch-französischen Verhandlungen ihren freien Lauf zu lassen, aber auch bereit, in jedem Augenblicke selbsthandelnd aufzutreten. Und wie immer in ähnlichen Fällen, so zeigte es sich auch diesmal, daß in England vor ernsten Fragen der auswärtigen Politik die Gegensätze der Parteien verschwinden. Derselbe Mr. Asquith, der wenige Tage zuvor in der großen Frage eines möglichen Pairsschubs durch das Toben der Gegner im Unterhause am Reden verhindert worden war, wurde jetzt von dem ganzen Hause ehrfurchtsvoll angehört. Der damalige Führer der Opposition, Mr. Balfour, war der erste, der erklärte: „We do not allow our party differences, however acute, to interfere with our common agreement where the interests of the Country as a whole are at stake.“ Auswärtige Beobachter, fügte er hinzu, welche glaubten, daß England von der Karte Europas ausgelöscht werden könne wegen seiner inneren Zwistigkeiten, täuschten sich vollkommen über die Gemütsart des britischen Volkes und den Patriotismus der Opposition, welcher Partei dieselbe auch entstamme.

In Deutschland wie in England wurde der Ernst der Lage nicht verkannt. Erst vor kurzem hat man aus dem Munde hoher englischer Beamter die Versicherung vernommen, England sei in jenen Julitagen vorbereitet gewesen, in jedem Augenblicke eine Armee auf dem Kontinente zu landen und mit seiner gesamten Flotte in die Aktion einzutreten.

Aber auch in Deutschland wallte die patriotische Empfindung mächtig auf. In der Hauptstadt wie in vielen anderen Orten wurden Versammlungen abgehalten, denen Tausende beiwohnten, und Zorn gegen England, welches den berechtigten deutschen Interessen entgegentrete, war die Melodie, die sich durch alle Reden hindurchzog.

Die Kriegsgefahr ist nunmehr vorüber. Wenn diese Zeilen dem Leser vor die Augen kommen, so wird der Inhalt des zwischen Deutschland und Frankreich erzielten Abkommens über Marokko jedermann bekannt sein. Der Konflikt der großen Nationen, der Kampf der Völker ist glücklich vermieden. Nun aber da die Wochen der politischen Erregung, die Wochen, da hüben und drüben so viel unfreundliche Worte über die Vettern jenseits des Kanals fielen, vorübergegangen sind, nun da Regierte und Regierende, die Diplomaten und die Geschäftswelt wieder dazu zurückkehren dürfen, den Forderungen des Tages mit Ruhe und Gelassenheit gerecht zu werden, da mag es wohl an der Zeit sein, die Frage aufzuwerfen, wie nun die Beziehungen zwischen England und Deutschland sich ferner entwickeln mögen. Haben jene recht, welche der Meinung sind, daß der heute erhaltene Friede durch einen ähnlichen Widerstreit der Interessen schon morgen wieder gefährdet werden könne, ja daß alle Klugheit der Diplomaten zuletzt doch nicht imstande sei, die harte Tatsache aus der Welt zu schaffen, daß der gewaltige Konkurrenzkampf der beiden großen Nationen früher oder später einmal mit den Waffen ausgefochten werden müsse, oder die anderen, welche die Gemeinsamkeit der Interessen und der Kulturaufgaben betonen, welche darauf hinweisen, wie oft

in vergangenen Jahrhunderten die beiden germanischen Nationen zusammengestanden und gemeinsame Ziele verfolgt haben, und wie sie deshalb auch in der Zukunft, beiden zum Nutzen und der Menschheit zum Heile, wohl noch eine weite Wegstrecke miteinander durchwandern dürften?

Wer die Lehren und Erfahrungen der Geschichte heranziehen möchte, um für die gegenwärtigen und zukünftigen Beziehungen beider Nationen daraus zu lernen, dem ist die Aufgabe nicht eben leicht gemacht. Geht er auf die Zeiten vor 1870 zurück, so kommt er schon in Verlegenheit, wenn er den Staat nennen soll, der hier mit seinen Beziehungen zu England in Betracht käme. Das offizielle Deutschland hatte vor der Gründung des neuen Reiches seit Jahrhunderten unter den Staaten des Abendlandes keine entscheidende Rolle mehr gespielt. Es war das Schicksal Deutschlands gewesen, daß auf dem Boden seiner mittelalterlichen Verfassung und über diese hinausstrebend eine bunte Menge staatlicher Bildungen, die „Einzelstaaten", wie wir sie nennen, mit der Möglichkeit freier politischer Betätigung emporgewachsen waren. Sie gewannen nicht allein im Innern die Herrschaft über die Bevölkerung ihrer Gebiete; sie begannen auch nach außen hin selbständig aufzutreten, sie verfolgten ihre eigene auswärtige Politik, mit der sie schon seit dem 16. Jahrhundert gar manchesmal andere Bahnen einschlugen als diejenigen, auf denen das Heilige Römische Reich, von dem sie doch ein Teil waren, wandelte. Der Westfälische Friede (1648) gab ihnen ausdrücklich das Recht, untereinander sowie mit auswärtigen Staaten Bündnisse zu schließen. Er machte nur den Vorbehalt, daß solche Bündnisse nicht gegen Kaiser und Reich gerichtet sein dürften. Aber auch mit dieser Klausel hatte es nicht allzuviel auf sich. Die Kurfürsten von Bayern und Köln, und um das berühmteste Beispiel zu nennen, König Friedrich der Große von Preußen, sie schwangen das Schwert, mit Frankreich verbündet, gegen den Oberherrn des Reiches. Und erbärmlich genug war die Rolle, welche das „Reich" gegenüber dem großen Friedensstörer spielte in jener berühmten Szene, als der Notarius Aprill dem preußischen Gesandten in Regensburg für seinen Herrn in Berlin die „fiskalische Zitation", die Einleitung des Verfahrens zur Verkündung der Reichsacht, überreichen wollte, von dem Preußen aber zur Tür hinausgedrängt und zwei Bedienten übergeben wurde, die ihn die Treppe hinunterwerfen sollten. Drei Wochen später aber ward die Reichsarmee durch die preußischen Truppen bei Roßbach aufs Haupt geschlagen und zu schmählicher Flucht gezwungen.

Wenn die höchste Gewalt in Deutschland von den Mitgliedern des Reiches selbst so verächtlich behandelt wurde, so kann es nicht wundernehmen, daß das Ausland jene nicht höher achtete. Viel wichtiger als die Beziehungen Englands zum Heiligen Römischen Reiche war denn auch sein Verhältnis zu den größeren Territorialstaaten, insbesondere zu Österreich und Preußen. Und nur soweit die Haltung dieser in großen Momenten der deutschen Geschichte ein nationales Gepräge erhielt, kann von deutscher Politik und im vollen Sinne von deutsch-englischen Beziehungen die Rede sein. Da hat man nun gefunden, daß in den großen Krisen, welche die europäische Welt

seit den Tagen der Reformation durchgemacht hat, Deutschland und England stets Seite an Seite gestanden haben. Im 16. Jahrhundert freilich erscheint dieses Verhältnis kaum angedeutet, indem England mit seinem Kampf gegen die Armada Philipps II. zugleich die Sache des deutschen Protestantismus (aber doch auch nur die des Protestantismus) geführt hat. Und es hat seinerseits in der schwersten Krise der deutschen Geschichte, während des Dreißigjährigen Krieges, nur mit großer Zurückhaltung in den Kampf auf deutschem Boden eingegriffen. Viel deutlicher wird die Interessengemeinschaft und das politische Zusammengehen der beiden Nationen im Zeitalter Ludwigs XIV. Als das Übergewicht Frankreichs und die herausfordernde Politik seines Königs den Widerstand Europas wachriefen, da ward durch den Sturz der Stuarts und die Erhebung Wilhelms von Oranien auf den englischen Thron im Jahre 1688 England von nun an die Führerin jener Koalitionen, welche immer wieder gebildet wurden, um Europa von der lastenden Übermacht Frankreichs zu befreien. Es ist die Periode der über ein Jahrhundert, von 1688—1815, so oft erneuerten englisch-französischen Kriege, die Periode der militärischen und maritimen Großtaten, die Periode Marlboroughs und Wellingtons, Rodneys und Nelsons, die Periode, da die Handelsgröße Englands emporstieg und sein Kolonialreich entstand, und da zuletzt durch die Niederlagen der französischen und aller mit ihm verbündeten Flotten Englands Herrschaft auf den Meeren wirklich in die Erscheinung trat. Das alles ward gewonnen im Kampfe gegen Frankreich, das aus Amerika und Ostindien verdrängt wurde, desselben Frankreichs, das noch in der an Ideen und Anläufen so reichen Zeit Ludwigs XIV. den Anfang zur Bildung großer Kolonialreiche gemacht hatte und zuletzt unter Napoleon mit dem Verlust seiner Flotten auch alle kolonialen Pläne scheitern sah.

Und doch: dies alles wurde erst möglich durch die von seiten Englands mit den Mächten des Festlandes immer wieder geschlossenen Bündnisse und Koalitionen. Die Anschauung, daß man sich verbinden müsse, wie der diplomatische Ausdruck lautete, „pour contrebalancer la France", ward traditionell. Und es war vor allem Deutschland, oder wir sagen besser, die deutschen Mächte, die sich immer wieder mit England zusammenfanden. Man weiß, wie die Gedanken des Großen Kurfürsten von Brandenburg in seinen letzten Lebenstagen bei der Fahrt des Oraniers nach England verweilten, wie er kurz vor seinem Hinscheiden seiner Garde an einem Abende „London", am folgenden „Amsterdam" zur Parole gegeben hat. Brandenburg-Preußen wie Österreich pflegten fortan durch ihre eigenen Interessen an die Seite Englands geführt zu werden. Wie England für Handel und Kolonien, so stritten sie für politische Macht und Bewegungsfreiheit auf dem Festlande. Aus dem Frankreich Ludwigs XIV. entwickelte sich im 18. Jahrhundert ein System bourbonischer Mächte, das noch Spanien und einen Teil der italienischen Lande umfaßte. Ihnen gegenüber stand der Bund der germanischen Nationen, der Bund von England, Holland und der großen deutschen Staaten. Man fand diese Gruppierung natürlich und notwendig, man nannte sie um die Mitte des 18. Jahrhunderts das „alte System" und fand, daß sie für die

Ruhe des Weltteils unentbehrlich sei. Und wenn auch die Eroberung Schlesiens durch Friedrich den Großen die politische Verbindung der beiden deutschen Mächte für ein halbes Jahrhundert zur Unmöglichkeit machte, so ist England während dieser Epoche, ohne gegen eine von ihnen Krieg zu führen, jeweils der Bundesgenosse derjenigen gewesen, welche gegen Frankreich focht. Es stand auf der Seite Maria Theresias im österreichischen Erbfolgekriege, auf der Seite Friedrichs des Großen im Siebenjährigen Kriege. Halb zufällig, wie gerade die letztere Allianz entstanden war, war für England die Gegnerschaft Frankreichs das Entscheidende, also eben der Umstand, der auch die Sache Preußens zur nationalen Angelegenheit Deutschlands erhob.

Und wahrlich fanden beide Teile ihre Rechnung dabei. Friedrich hätte sich ohne die englische Hilfe schwerlich gegen die europäische Koalition, die ihn bedrohte, behaupten können. Dafür aber wurden durch ihn die Kräfte Frankreichs so stark auf dem Kontinente in Anspruch genommen, daß England jenseits der Ozeane den Gegner vollkommen niederzuwerfen vermochte. „Amerika ist in Deutschland erobert worden," lautete das berühmte Wort des älteren Pitt. Die Interessengemeinschaft der beiden Nationen fand endlich ihren stärksten Ausdruck in dem gemeinsam geführten Weltkampfe gegen die französische Revolution und das Reich Napoleons. Der unschuldige Streit über die Frage, ob Blücher oder Wellington als der eigentliche Überwinder des gewaltigen Korsen zu gelten habe, beweist doch nur, daß es der Bund der germanischen Nationen war, der dem Weltteil die Freiheit zurückgab.

So hat uns der historische Rückblick bis ins 19. Jahrhundert geführt. Er hat uns England und Deutschland gezeigt, wie sie so oft in großen Momenten Seite an Seite standen, um ernsten Gefahren gemeinsam zu begegnen. Wir verkennen nicht, welcher Anteil auch der Stammesverwandtschaft der Nationen an diesem Schauspiel zukommt. Die Völker von England und Deutschland haben sich denn doch, wenn die politischen Interessen es zuließen, wohl noch leichter und schneller zusammengefunden, als jede von ihnen mit einer der großen Nationen der romanischen oder slawischen Rasse.

Vom Sturze Napoleons I. bis zum Jahre 1870 wird man die Stellung Englands gegenüber Deutschland so wenig wie in den Zeiten des Heiligen Römischen Reiches auf die staatliche Verbindung beziehen dürfen, in der die Völker Deutschlands sich befanden. Der „Deutsche Bund" hat in der Politik Europas eine ebenso geringe Rolle gespielt wie vordem das „Reich". Englands Verhältnis zu Preußen und Österreich aber hat in der ganzen Periode keine schweren Störungen erlitten. Wichtiger scheint die Frage: Wie hat sich England gegenüber der werdenden Einheit Deutschlands verhalten. Daß es sie energisch gefördert hätte, wird man nicht behaupten können, aber es hat sie auch nicht gehindert. Daß ein starkes Deutschland dem Weltteil weniger Gefahren bringe, daß es darum von England leichter ertragen werden könne als ein übermächtiges Frankreich, sah man wohl ein. So hat Castlereagh, so hat auch Palmerston gedacht. So konnte denn Bismarck, von England nicht gehindert, und mit den kontinentalen Mächten durch seine Kriege wie durch seine meisterhafte Diplomatie sich abfindend, sein großes Werk vollenden: das neue Deutsche Reich trat in den Kreis der europäischen Großmächte ein.

Nach der Reichsgründung konnte nun zwischen dem neuen Deutschland und dem britischen Reiche von einem tieferen Gegensatz der Interessen zunächst gar keine Rede sein. Viel bedrohlicher war für die Ruhe Europas, neben der in Frankreich nie ruhenden Revancheidee, die Gegensätzlichkeit der Interessen Englands gegenüber Rußland und Frankreich. Die nächste Reibungsfläche zwischen England und Rußland lag, wie wir heute zu sagen pflegen, im nahen Osten. Rußland strebte nach dem dominierenden Einfluß auf der Balkanhalbinsel, es zielte, wie in den Tagen Katharinas II., auf Konstantinopel. Als es im Kriege von 1877—78 die türkische Macht niedergeworfen und zu einem demütigenden Frieden gezwungen hatte, trat ihm England in den Weg und drohte mit Krieg. Deutschland aber, das unter Bismarck ein freundliches Verhältnis zu Rußland pflegte, hatte an der Balkankrisis kein anderes Interesse, als daß sie den Frieden Europas nicht stören möge. So konnte es auf dem Berliner Kongresse, nach Bismarcks Wort, die selbstlose Rolle des „ehrlichen Maklers" spielen. Dabei hat es sogar das Vertrauen Englands in weit höherem Maße genossen als dasjenige Rußlands. Ja, die Beziehungen Deutschlands zu Rußland nahmen, nicht lange nach dem Berliner Kongresse, eine so unfreundliche Gestalt an, daß Deutschland — wir wissen es aus Bismarcks eigenem Munde — im Hinblick auf die von dieser Seite drohende Gefahr 1879 das Bündnis mit Österreich schloß. Es ist nachmals durch den Beitritt Italiens zum Dreibunde erweitert worden, der seither durch alle Wechselfälle der politischen Geschichte und gegenüber den wechselnden Kombinationen der europäischen Mächte immer standgehalten hat, und dessen friedliche Tendenz, so oft angezweifelt, nunmehr durch die langen Jahre, ja Jahrzehnte, in denen er dem Frieden gedient hat, zur Genüge bewiesen erscheint.

Rußland, vom Balkan abgelenkt, hat die Bekämpfung englischer Interessen in einem anderen Teile der Welt, in Mittelasien, in den achtziger Jahren von neuem aufgenommen. Es hat hier einen großartigen Aufmarsch, nicht allzuweit von den Grenzen Indiens vollzogen. Es hat ferner, eine große Entscheidung vermeidend, seine Stellung in Ostasien ausgebaut, wobei ihm Englands südafrikanische Verwicklungen bedeutende Erleichterungen verschafften. Dann aber ist es freilich durch den Krieg gegen Japan im Fortschreiten gehemmt worden, und seit der nachfolgenden Revolution im Innern scheint es einer längeren Zeit der Sammlung zu bedürfen, um den großen Gegensatz gegen England, der gewiß in diesem oder jenem Teile der Welt wieder einmal hervorbrechen wird, sogleich fortspinnen zu können. Unterdessen aber hat es freilich die Gelegenheit gern ergriffen, in ein freundliches Einvernehmen mit England zu treten. Und auch der historische Gegensatz zwischen England und Frankreich scheint im heutigen Augenblick vergessen. Die beiden Mächte, die noch in den Tagen von Faschoda dicht vor einem Kriege gestanden hatten, haben sich in dem Abkommen von 1904 über ein Vorgehen geeinigt, das jedem von ihnen die freie Bewegung in der Richtung seiner Interessen sicherte. Frankreich ließ seine Forderung, daß England Ägypten räumen solle, fallen und erhielt dafür Garantien für die künftige Festsetzung in Marokko. Und, soweit der Nichteingeweihte zu urteilen vermag, liegt hier

auch der Schlüssel zu der eben überwundenen europäischen Krisis, der Grund, warum England mit seiner ganzen Macht dafür eingetreten ist, daß Frankreich, ohne sie mit Deutschland teilen zu müssen, die Herrschaft in Marokko erhalte. Von dieser Seite betrachtet, ist erst durch den soeben zwischen Deutschland und Frankreich geschlossenen Vertrag das englisch-französische Abkommen von 1904 voll erfüllt worden.

So sind denn Rußland und Frankreich, die alten Gegner, zu Freunden Großbritanniens geworden. Dem steht nun die merkwürdige Tatsache gegenüber, daß die Beziehungen zwischen England und Deutschland in den letzten Jahrzehnten sich in gerade entgegengesetzter Richtung entwickelt haben. Bei der Gründung des Deutschen Reiches stand England als unbeteiligter und, wie man in Deutschland empfand, als nicht unbedingt wohlwollender Beobachter dabei. Es hat mit dem neuen Deutschland sodann lange Jahre hindurch in freundlichen, wenn auch nicht eben herzlichen Beziehungen gestanden. Die politische Macht Deutschlands auf dem Festlande wurde von englischer Seite ebenso willig anerkannt wie auf deutscher die gewaltige wirtschaftliche Überlegenheit Englands.

Nun aber folgte der politischen Erstarkung in unserem Vaterlande ein von niemandem vorausgesehener, wirtschaftlicher Aufschwung. England sah staunend, wie aus dem Volke der Denker eine Nation von Kaufleuten und Industriellen wurde, wie der überseeische Handel und die Schiffahrt sich gewaltig steigerten, wie Deutschland in die Reihe der Kolonialmächte eintrat, und wie es ihm möglich wurde, bei einer fortwährend steigenden Bevölkerungsziffer, neben seiner großen Landmacht, sich noch eine stetig stärker werdende Rüstung zur See anzulegen, mit der es im Laufe weniger Jahre, andere Mächte überholend, und zwar noch weit genug hinter England zurückbleibend, doch eine ansehnliche Flottenmacht darstellte, an deren innerer Vortrefflichkeit niemand Zweifel hegte. Alle diese Dinge sind so weltbekannt, daß man sie kaum zu beweisen braucht. So genügt es denn, die Tatsachen durch wenige Ziffern noch anschaulicher zu machen. Die Bevölkerung Deutschlands, welche 1870 rund 40 Millionen betrug, ist heute auf rund 66 Millionen angewachsen, die Auswanderung hat fast völlig aufgehört, die Industrie vermag jeden Bevölkerungsüberschuß aufzunehmen. Der Außenhandel Deutschlands ist in den zwei Jahrzehnten von 1886—1906 in seinem Gesamtwerte von 5847,4 Millionen auf 14380,9 Millionen Mark gestiegen, d. h. er hat sich nahezu verdreifacht, während der gleichfalls stark angewachsene Außenhandel Englands sich in demselben Zeitraum von 10344,8 auf 18326,5 Millionen Mark vermehrt, also sich nicht ganz verdoppelt hat.

Blickt man auf diese Entwicklung, so ist es an sich nicht unverständlich, daß in England das peinliche Gefühl geweckt werden konnte, daß durch die aufkommende Größe des neuen Deutschland, die alte britische Suprematie in Handel, Schiffahrt und Seemacht eines Tages erschüttert werden könnte; es ist zu verstehen, wenn ihm jenes Wachstum, auch wo es in seinen Ziffern etwa noch hinter Frankreich oder, wie so vielfach, hinter den Vereinigten Staaten zurückbleibt, doch so viel gefährlicher erscheint. Es kann auch nicht

zur Verbesserung der Stimmung beitragen, wenn England für den Absatz seiner Industrien auf dem Weltmarkte vielfach mit Deutschland zu ringen hat oder gar sich von diesem überholt findet. Und wenn dieses Deutschland zur Verfolgung des nun einmal eingeschlagenen Weges auf die Eroberung immer neuer Märkte, sei es in fremden Hoheitsgebieten, sei es in Verbindung mit dem Streben nach größerem Kolonialbesitz, angewiesen erscheint, so wird die maritime Rüstung Deutschlands nur zu leicht als eine gegen England gerichtete Angriffswaffe angesehen.

Wir in Deutschland wissen den Irrtum dieser Folgerung am besten zu würdigen. Daß unsere Flotte nicht offensiven Zwecken dienen soll, daß sie lediglich zum Schutze unserer Küsten, unseres Handels, unserer Kolonien, oder wie der hier übliche Ausdruck lautet: unserer gesamten Seeinteressen bestimmt ist, ist aus deutschem Munde so oft gesagt worden, daß eine Wiederholung überflüssig erscheint. Wir Deutschen sind uns unserer friedlichen Absichten bewußt, und wir haben ein Recht, sie zu beteuern, nachdem das Deutsche Reich 40 Jahre lang dem Frieden in Europa gedient hat. Wir dürfen zumal in diesem Augenblicke Glauben verlangen, wo wir in dem Marokko-Vertrage der Erhaltung des Friedens ein Opfer gebracht haben, wie eine starke und kriegstüchtige Nation es nicht leicht über sich gewinnt.

Aber auch die in Deutschland, gestehen wir es nur, zuweilen recht unfreundliche Stimmung gegenüber England birgt Gefahren in sich. Man erwartet nicht viel Freundliches von jener Seite. Man hört den Argwohn äußern, England werde eine sich bietende Gelegenheit benutzen, um uns anzugreifen, um das Wachstum Deutschlands, ehe es seine volle Höhe erreicht hat, zu unterbrechen. Daß in diesem gegenseitigen Mißtrauen der Nationen, wie wenig Tatsächliches ihm auch zugrunde liegen mag, auch eine gewisse Gefahr enthalten ist, wird man nicht verkennen dürfen. Die Beseitigung solchen Mißtrauens ist daher schon an sich ein Stück Friedensarbeit.

Aber damit allein ist es nicht getan. Auch in der praktischen Auffassung des Verhältnisses beider Staaten sollten auf beiden Seiten gesundere Anschauungen Platz greifen. Die Welt ist groß genug für beide. Ja sie bietet noch einer Reihe von anderen Mächten zur Betätigung Raum. Auch diese, Frankreich, Rußland, Amerika haben ihre alte Weltstellung verändert, haben ihren Anteil an räumlicher Ausdehnung begehrt und zum Teil schon gewonnen. Sie haben Handel, Seemacht und Kolonialbesitz. Und wenn selbst Deutschland von England besiegt werden sollte, wie einst Holland und Frankreich, so werden diejenigen, die in das alte „Rule Britannia, rule the waves“ einstimmen, darin heute nicht mehr die poetische Verherrlichung einer Alleinherrschaft Englands auf den Meeren finden. In der Tat, zu einem friedlichen Nebeneinander ist Raum genug. Für Deutschland wird es an Gelegenheiten zu weiterer kolonialer Ausdehnung nicht fehlen, sei es, daß es sich um die Unterwerfung unzivilisierter Volksstämme und ihre Erziehung zur Kultur handelt, sei es, daß Länder mit Halbkultur durch politische Ohnmacht und Verwirrung der Bevormundung europäischer Staaten verfallen. England wird, wie es sich mit Frankreich und Amerika verständigt hat, sich auch mit uns friedlich auseinandersetzen können.

Blickt man ferner auf die Verhältnisse von Handel und Industrie, so ist auf die enge Verflechtung der Volkswirtschaft beider Länder miteinander hinzuweisen. In ihrem gewaltigen Außenhandel fällt die Tatsache auf, daß England der größte Abnehmer Deutschlands ist, von dem es jährlich Warenmengen von rund einer Milliarde Mark bezieht. Auch Englands Ausfuhr nach Deutschland steht — wenn man diejenige in die Niederlande, die sich schwer getrennt davon behandeln läßt, hinzurechnet — an erster Stelle in der gesamten Ausfuhr; und sie hält sich, allein genommen, annähernd auf gleicher Höhe wie die Ausfuhr nach den Vereinigten Staaten und Britisch-Indien. Man beachte ferner, wie neben der deutschen Volkswirtschaft auch die britische ungeheuer angewachsen ist, auch wie bereits eine gewisse Arbeitsteilung zwischen deutscher und englischer Industrie sich herauszubilden beginnt, die dem Absatz beider nur förderlich sein kann. Mit anderen Worten, es sind die größten materiellen Güter und Interessen beider Völker, die auf dem Frieden zwischen ihnen beruhen, und denen ein Krieg, wer immer der Sieger sei, vernichtend werden müßte. In der Tat, es ist in der weltumfassenden Arbeit der beiden Nationen weit mehr Gemeinsamkeit als Gegensatz der Interessen. Wahrlich, England ist nicht, wie Cromwell von Spanien sagte, „our natural enemy", und wir sind es nicht für England.

Aber wie steht es mit der Gefahr, die durch die feindselige Stimmung breiter Volksschichten entstehen kann?

„Auch der Haß zwischen den Völkern", hat Bismarck einmal gesagt, „muß nicht immer zum Kriege führen, denn sonst hätte Frankreich seit 1870 mit uns in ununterbrochenem Kriege liegen müssen." Nicht mehr durch Sympathien und Antipathien werden die modernen Kriege herbeigeführt, noch viel weniger durch die Launen der Souveräne oder Minister. Die Zeit der sogenannten Kabinettskriege, wenn sie je dagewesen ist, so ist sie doch lange vorüber. Heute erfordern die Kriege ein so gewaltiges Aufgebot an Volkskraft, sie sind mit so ungeheuren materiellen Opfern der Kämpfenden, der Sieger wie der Besiegten, verbunden, der Einsatz der Spieler ist ein so hoher, daß sie das Wagnis nur dann unternehmen dürfen, wenn die vitalen Interessen es fordern, wenn die natürliche Entwicklung einer Nation an einem Punkte angekommen ist, wo sie nicht weiter kann, ohne mit einer anderen zusammenzustoßen. Dann allerdings, aber auch nur dann, muß das Spiel der Kräfte walten, muß die in ihrem Gange gehemmte Nation zeigen, ob sie stark genug ist, um sich ihre Bahn, um den für sie nötigen Spielraum auf unserem Planeten, an den alles Vorwärtsstreben der Menschen wie der Völker nun einmal gefesselt ist, zu erkämpfen. Denn noch ist nicht der Tag gekommen, da die Schiedsgerichte allein über die letzten Schicksale der Völker entscheiden werden, und da der Krieg aufhören wird, die ultima ratio in der Geschichte zu sein. Aber so, meinen wir, liegen die Dinge heute nicht. Man ist, nachdem der Sturm vorübergebraust, auf beiden Seiten versöhnlich gestimmt, wenn auch in Deutschland die Erregung noch nachzittert.

Kein Zweifel, daß in England zurzeit viel guter Wille gegen Deutschland vorhanden ist, daß die leitenden Kreise nun, nach dem Marokko-Abkommen,

dem Gedanken eines Krieges völlig fernstehen. Die milden Worte, die in diesen Wochen von der anderen Seite des Kanals zu uns herüberklingen, sie werden ihren Eindruck in Deutschland gewiß nicht verfehlen. Kundgebungen, wie die am 2. November im Mansion House abgehaltene Versammlung, und die bei dieser Gelegenheit vom Lordmayor vorgeschlagene Resolution, oder die am 9. November dem Premierminister von Mitgliedern des Unterhauses überreichte Denkschrift können nur einen vortrefflichen Eindruck in Deutschland erwecken. Was man darin vorzüglich bemerken wird, ist in dem einen Falle die offene Anerkennung der Tatsache, daß „die Haltung der britischen Regierung gegenüber den berechtigten Bestrebungen Deutschlands daselbst einen ungünstigen Eindruck hervorgerufen habe", in dem andern der von Unterhausmitgliedern ausgesprochene Wunsch, „die britische Regierung möge die Versicherung abgeben, England werde den berechtigten Wünschen Deutschlands als Großmacht nicht entgegentreten". Aber in alledem und auch in dem Gedanken einer englisch-deutschen Ausstellung im Jahre 1913 ist nicht mehr enthalten, als — man verzeihe mir den Ausdruck — die dämmernde Erkenntnis, daß Deutschland sich auf die Dauer in seiner Weiterentwicklung als Weltmacht keine Schranken mehr auferlegen lassen werde. Gewiß ist dieser Anfang gut und hoffnungsvoll. Worauf es ankommt, und wovon der Friede der Welt in zukünftigen Zeitläuften abhängen wird, ist, daß diese Erkenntnis den Maßstab für das Handeln Englands abgebe. Die Zukunft kann und sie wird gewißlich neue Gelegenheiten für die Betätigung der Expansionskraft Deutschlands bringen. Daß diese Betätigung den britischen Interessen nicht zuwider zu sein braucht, glaube ich dargetan zu haben. Aber nun sollten auch Staat und Gesellschaft Großbritanniens die hohe Gesinnung beweisen, die in der Arbeit eines redlichen Mitbewerbers nicht sogleich einen Einbruch in eigene, alterworbene Rechte erblickt. Dann mögen die beiden Nationen weiterstreben, dann mögen sie auch ohne Gefahr ihre kriegerische Rüstung immer stärker und fester zu schmieden fortfahren. Der Krieg wird dennoch vermieden werden. Sie mögen einander vertrauen und weniger darauf bedacht sein, wie sie einander Hindernisse in den Weg legen, als wieviel sie, zum Nutzen beider, voneinander zu lernen haben. Für uns Deutsche ist England immer noch das große Beispiel einer Nation, in der die konstitutionellen Fragen mit praktischem Sinn und ohne Doktrinarismus ergriffen zu werden pflegen, wo der politische Sinn das Gemeingut der Masse ist, wo vor einem starken nationalen Empfinden jedes Parteiinteresse verstummt. Das hochgesinnte Wort: Right or wrong, my country, wie oft wird es unseren Landsleuten als Ausdruck einer Gesinnung in Erinnerung gebracht, welcher das Vaterland höher steht als die Partei. Und daß die in Deutschland geleistete Geistesarbeit auch jenseits des Kanals gewürdigt wird, das zeigen die edlen Worte, in denen der Kriegsminister Lord Haldane jüngst seine Gedanken über die nationalen Eigentümlichkeiten der beiden Völker zum Ausdruck gebracht hat. Wahrlich, die Nation Shakespeares und die Nation Goethes sollten Hand in Hand den Fortschritt der Welt zu fördern suchen.

Die auswärtige Politik der ungarischen Revolution 1848/49.

Unter Benutzung neuer Quellen

von

Wilhelm Alter (Wien).

Drittes Kapitel.

Die auswärtige Politik der Republik Ungarn.

Der März brachte in Ungarn einen vollständigen Umsturz der militärischen Situation und in weiterer Folge einen Umschwung der politischen Lage, der für Kossuth zwar den Höhepunkt seines Glücks bedeutete, Ungarn aber unrettbar der Katastrophe entgegenführte.

Der Winterfeldzug war für die Kaiserlichen im großen und ganzen glimpflich verlaufen. In einer Reihe von Gefechten waren ihre Waffen siegreich, und am 5. Januar zogen sie in Budapest ein, während Kossuth mit der Krone des heiligen Stephan ostwärts floh, entschlossen, den Krieg fortzusetzen. Im Laufe des Januar und Februar wurde der Feldzug von beiden Teilen mit wenig Energie und Willen zum Siege geführt, wurden Schlachten geschlagen, in denen viel Pulver auf weite Entfernungen verschossen wurde und die Zahl der Toten und Verwundeten im umgekehrten Verhältnisse stand zu der Größe der Ruhmestaten, welche beide Parteien für sich in Anspruch nahmen[1]). Während aber die Österreicher unter Windischgrätz sich ausschließlich mit der Organisation der besetzten Landesteile befaßten, rüsteten die Ungarn fieberhaft für die Fortsetzung des Krieges, zum Entscheidungskampf. Man unterschätzte österreichischerseits die Widerstandskraft dieser, wie Kossuth ihr predigte, in ihrem staatlichen Bestande bedrohten Nation, die in diesen Tagen der Gefahr eine bewunderungswürdige Hingabe und Opferwilligkeit bestätigte[2]). Die Aufstellung nationaler Truppen wurde mit solchem Eifer und solcher Tatkraft betrieben, daß die Schlacht von Kapolna, die gerade noch als taktischer Sieg der Österreicher angesehen werden konnte, strategisch bereits den Umschwung zugunsten der Ungarn bedeutete, trotzdem sie für kurze Zeit Ungarn bis zur

[1]) Vgl. Friedjung a. a. O., Bd. I, S. 203.

[2]) Vgl. Friedjung a. a. O., Bd. I, S. 132 ff. und 210 ff.

Theiß den Kaiserlichen unterwarf. Unter Dembinski, Görgey, Pöltenberg, Klapka, Bem und Vetter organisierten sich die Ungarn immer fester, und als Ende März der energische und begabte Görgey den Oberbefehl erhielt, hatte dem Glück Windischgrätz' die letzte Stunde geschlagen. Die Niederlage von Iszaszeg und Gödöllö, der Verlust von Waizen, der Entsatz Komorns im Westen, die Vertreibung der Kaiserlichen unter Pucher aus Siebenbürgen im Osten, das siegreiche Vordringen Perczels im Banat im Süden machte die Ungarn vollständig zu Herren ihres Landes. Zwei Monate, nachdem Windischgrätz in bombastischen Ausdrücken die ruhmreiche Beendigung des Feldzuges verkündet hatte, war ganz Ungarn mit Ausnahme der Festungen Arad, Ofen und Temesvar in der Gewalt der Debrecziner Regierung.

Es ist nicht zu verkennen, daß neben dem Wiederausbruch des Krieges in Italien, von dem die Ungarn die Lähmung der Widerstandskraft Österreichs erwarteten, hauptsächlich die Erlassung der unglücklichen Märzverfassung die so lange darniedergelegene Tatkraft der ungarischen Heerführer und die Hingebung und Tapferkeit ihrer Truppen am meisten befeuert hat[1]). Als moralischer Faktor, als Agitationsmittel war die Märzverfassung für die Führer der ungarischen Revolution wahrlich ein Geschenk des Himmels. Überraschend kam das Oktroy nicht; wußte man doch in Debreczin ebenso gut wie in Petersburg und in Wien, daß Erzherzog Wilhelm, der zur Notifizierung der Thronbesteigung des Kaisers Franz Joseph nach Petersburg entsandt worden war, am russischen Hofe jedem, der es hören wollte, erzählt hatte, in Österreich wolle man, sobald man mit den Ungarn fertig geworden sei, den Kremsier Reichstag auseinanderjagen und dann dem Gesamtreich einschließlich Ungarns eine zentralistische Verfassung geben[2]). Nach dem Siege bei Kapolna hielt man die Zeit für diesen Staatsstreich für gekommen, ohne zu bedenken, daß man durch die Oktroyierung einer zentralistischen Verfassung für das Gesamtreich einen schweren Fehler beging, der nur darum nicht katastrophale Folgen nach sich gezogen hat, weil die Ungarn der österreichischen Regierung den unschätzbaren Dienst erwiesen, seine Wirkungen durch einen noch schwereren politischen Fehler zu paralisieren. Die Märzverfassung erkannte zwar in ihrem § 71 die Konstitution Ungarns grundsätzlich an, jedoch nur, „soweit sie nicht der Reichsverfassung und dem Grundsatze der Gleichberechtigung der Nationalitäten widerspricht". Da nun aber die ungarische Verfassung tatsächlich in allen ihren wesentlichen und grundlegenden Punkten der Märzverfassung widersprach, so hätte der § 71 der oktroyierten Charte kürzer und treffender lauten können: „Die ungarische Verfassung ist aufgehoben." Die Märzverfassung statuierte, um nur das Wichtigste anzuführen, unter anderem die Unabhängigkeit Kroatiens und Siebenbürgens, unterstellte die Militärgrenze dem Kriegsministerium und sprach im § 68 überdies den Grundsatz aus, daß alle im Rechtsleben östlich der Leitha

[1]) Über die Märzverfassung siehe die trefflichen Kapitel bei Friedjung a. a. O., Bd. I, S. 159 ff. — Springer a. a. O., Bd. II, S. 669 ff.

[2]) Bernhardi, Tagebücher, Bd. II, S. 41. Vgl. auch den „Közlönyi" vom 2. April 1849.

bestehenden Sonderrechte mit den in Österreich geltenden Gesetzen in Einklang zu bringen seien. Die Märzverfassung zerfetzte und zerstückelte Ungarns uraltes Staatsrecht, sie legalisierte in gewissem Sinne die ungarische Revolution und bestätigte vollinhaltlich Kossuths agitatorisches Schlagwort, daß Österreich die ungarische Verfassung zu vernichten bestrebt sei. Ein vernichtender Schlag war gegen die ungarische Verfassung geführt, vom 4. März an kämpfte Ungarn tatsächlich und im vollen Sinne des Wortes für seine alte Verfassung, nicht mehr bloß für die nationalen Prätentionen und Aspirationen ehrgeiziger Demagogen. Das Oktroy gab der ungarischen Verfassung das, was ihr bis zum 4. März gefehlt hatte: die Rechtsbasis. Darin bestand der verhängnisvolle Fehler, den die österreichischen Staatsmänner mit der Erlassung des Oktroys begangen haben.

Die oktroyierte Verfassung, die alle österreichischen Nationen unbefriedigt ließ und Österreich gegenüber Ungarn ins Unrecht setzte, war für eine klug geleitete ungarische Politik ein unbezahlbares Hilfsmittel. Sie, die namentlich die Südslawen mit bitterer Enttäuschung erfüllte[1]), hätte leicht die Brücke für ein Kompromiß zwischen Magyaren und Südslawen bilden können, ein Kompromiß, das eventuell das alte Reich der Habsburger aus den Angeln gehoben hätte; sie hätte vielleicht sogar Ungarn Gelegenheit geben können, die Mächte zu einer Modifikation ihrer Haltung in der ungarischen Frage, wenn auch natürlich nicht zu einer offenen Parteinahme für Ungarn, zu bewegen. Aber eine kluge, maßvolle, vorausseheende Politik war nicht Kossuths Sache; er war Agitator, Volksführer, nicht Politiker und Staatsmann, das hat er in keinem Augenblicke so klar und schlagend bewiesen wie in diesem. Kossuth erblickte in der oktroyierten Verfassung nicht ein vortreffliches Mittel zur Erklärung und Rechtfertigung des Kampfes der Ungarn, den Europa ein Jahr lang nicht zu verstehen vermochte und jetzt vielleicht verständlich gefunden hätte, sie gab ihm nur die willkommene, längst herbeigesehnte Gelegenheit, den Hauptschlag gegen das Gesamtreich und die Dynastie zu führen. Er erwies Österreich und der Dynastie den Dienst, einen noch größeren Fehler zu begehen als die österreichischen Staatsmänner, und den Kampf Ungarns, der jetzt hätte gerechtfertigt oder wenigstens plausibel gemacht werden können, unheilbar zu kompromittieren, Ungarn noch schwerer ins Unrecht zu setzen, als Österreich sich ins Unrecht gesetzt hatte. Bis jetzt hatte er Defensive posiert, behauptet, Ungarn greife nur zur Verteidigung alter Rechte zu den Waffen. Indem er in demselben Augenblick, in dem Ungarn tasächlich in die Lage kam, Defensive zu üben, zur Offensive überging und die Pragmatische Sanktion zerriß, drängte er Ungarn auf die Bahn der unverhüllten Rebellion und verscherzte seinem Lande die Sympathien Europas in dem Moment, in dem er sie hätte erwerben können.

Es kann als sicher angenommen werden, daß Kossuth den Gedanken der Absetzung des Hauses Habsburg und der Unabhängigkeitserklärung Ungarns nicht erst im Rausche der Aprilsiege faßte. Die militärischen Erfolge der

[1]) Vgl. Helfert a. a. O., Bd. IV, Abt. II, S. 388.

ungarischen Heerführer brachten lediglich den Entschluß zur Reife, die Idee selbst trug Kossuth schon lange mit sich herum und sie ist gewiß nicht erst unter dem Eindruck der oktroyierten Verfassung in ihm ausgelöst worden. Schon während des Winters hatte sich Kossuth mit Mazzini in Verbindung gesetzt, und seine lebhafte Korrespondenz mit dem großen italienischen Konspirator und unversöhnlichen Hasser und Bekämpfer des monarchischen Prinzips scheint in ihm die Überzeugung gereift zu haben, die Sache der Freiheit könne nur unter der Fahne der Demokratie, und zwar der ultraradikalen Demokratie, wie Mazzini sie predigte, gedeihen[1]). Wie stark Kossuth lange vor der Erlassung der oktroyierten Verfassung unter dem Einfluß mazzinistischer Ideen stand, läßt sich daraus ersehen, daß er Görgey gegenüber die Ansicht vertrat, Ungarn müsse für die Freiheit aller Völker kämpfen und siegen, Ungarns erlösendes Wort müsse den geknechteten Völkern Europas den nahen Sieg der Freiheit ankündigen und sie zum Kampfe gegen die Unterdrücker aufrufen[2]); das war ganz die Theorie der „allgemeinen europäischen Revolution", die Mazzini propagierte. Unzweifelhaft hat Kossuth schon vor der Publizierung der oktroyierten Verfassung mit dem Plan der Unabhängigkeitserklärung und der Proklamierung der Republik in Ungarn gespielt und sich dabei von folgenden Erwägungen leiten lassen: einerseits hoffte er, die ungarische Republik werde in neuen republikanischen Erhebungen in Deutschland und Italien einen Rückhalt finden und durch den Ausbruch einer Revolution in Polen Schutz vor einer russischen Intervention erhalten[3]); anderseits dürfte er geglaubt haben, durch die Unabhängigkeitserklärung das seiner Meinung nach einzige Hindernis für die Anerkennung Ungarns als kriegführende Macht und die Unterstützung der ungarischen Bestrebungen durch die westeuropäischen Mächte hinwegräumen zu können. Hatten doch seine Vertreter speziell in England immer wieder die Antwort erhalten, man habe von Ungarn nur als von einem Teile der habsburgischen Monarchie Kenntnis und könne deshalb mit Ungarn nicht in Verhandlung treten; die Unabhängigkeitserklärung sollte deshalb das Band zwischen Österreich und Ungarn zerschneiden, um die Bedenken der Mächte zu beseitigen[4]). Sehr charakteristisch ist in dieser Beziehung das Gespräch, das unmittelbar vor der verhängnisvollen Reichstagssitzung in Debreczin Kossuth in Gödöllö mit Görgey und Klapka führte und in dem er erklärte, England, Frankreich, Italien und die Türkei würden dem unabhängigen Ungarn um so nachdrücklicher effektive Hilfe leisten, je zurückhaltender sie dem durch staatsrechtliche Bande an Österreich geketteten Ungarn gegenüber waren[5]). In seiner Theorie war

[1]) Interessante Einzelheiten über die Korrespondenz Kossuths mit Mazzini bei Doberdeen, Mazzini and the europeen revolution, S. 160 ff.

[2]) Görgey, Mein Leben und Wirken in Ungarn. Bd. I, Kap. 34.

[3]) Chaisés, La décheance, S. 21. Chaisés fand als Konfident und Agent provocateur der ungarischen Regierung Verwendung, so daß seine Informationen meistens sich bestätigen lassen.

[4]) Chaisés, Décheance, S. 35.

[5]) Görgey a. a. O., Bd. II, S. 9 ff.

die Unabhängigkeitserklärung das erlösende Wort, das ganz Europa an die Seite Ungarns bannen sollte. Nach der Ansicht Kossuths war die Unabhängigkeitserklärung ein Akt der auswärtigen Politik, und aus diesem Grunde, sowie wegen der weittragenden Folgen, die sie für die auswärtige Politik Ungarns nach sich zog, wird sie hier in größerer Ausführlichkeit besprochen.

Es waren allerdings nicht nur Rücksichten der auswärtigen, sondern auch solche der inneren Politik, die Kossuth dazu drängten, den kühnen Schritt zu wagen. Es herrschte keineswegs Einigkeit im Lande. Die „Friedenspartei" und deren parlamentarische Repräsentanz strebte, da sie in dem vollkommen unter Kossuths Einfluß stehenden Parlament keinen entscheidenden Einfluß auf den Gang der Ereignisse zu gewinnen vermochte, auf Umwegen eine unblutige Lösung, eine gütliche Beilegung des Konfliktes an, und das Ruhebedürfnis, das in weiten Kreisen des Landes herrschte, steigerte sich bis zu dem berühmten Aufruf Ludwigs v. Farkas an die Ungarn, Frieden zu schließen und sich dem Kaiser zu unterwerfen, ein Aufruf, der im Lager der Kossuthpartei wie eine Bombe wirkte [1]). Kossuth glaubte fürchten zu müssen, daß hinter seinem Rücken Verhandlungen über einen Ausgleich mit Österreich würden angeknüpft werden [2]), und er mußte noch mehr befürchten, daß die scharfe Kampagne, welche die „Friedenspartei" unter der Führung des Deputierten Kazinszy nicht nur mit schlimmen Verleumdungen, sondern auch, was noch schlimmer war, auf Grund von unbestreitbaren Tatsachen gegen seine Paladine und die Stützen seiner Partei führte, Verwirrung in die Reihen der Radikalen bringen werde [3]). Von der Unabhängigkeitserklärung erwartete Kossuth die Sanierung und Konsolidierung der sich immer zerfahrener gestaltenden Parteiverhältnisse. Sie sollte nicht nur das Selbstgefühl der Nation heben, sondern in erster Linie auch die Brücken abbrechen hinter den noch unschlüssig zwischen Unterwerfung und Widerstand hin und her schwankenden gemäßigten Parteien innerhalb und außerhalb des Reichstages; sie sollte angesichts des großen gemeinsamen Zieles, das sie statuierte, die Parteiinteressen in den Hintergrund drängen und eine Konzentration der nationalen Kräfte herbeiführen, die den Sieg erleichtern und beschleunigen mußte [4]). Konzentration der nationalen Kräfte im Innern, nach außen die Schaffung einer völkerrechtlichen Basis für die Bündnisfähigkeit Ungarns und seine Unterstützung durch die Mächte: das war der Effekt, den Kossuth sich von der Unabhängigkeitserklärung versprach. Den wohlbegründeten Einspruch Görgeys [5]) nicht achtend, wagte Kossuth den Schritt, den unbedachtesten und verhängnisvollsten in der langen Reihe seiner politischen Fehler.

[1]) Vgl. Helfert a. a. O., Bd. IV, Abt. II, S. 496 ff.

[2]) Kaszonyi, Ungarns vier Zeitalter. Bd. II, S. 190 ff.

[3]) Vgl. Springer a. a. O., Bd. II, S. 715 ff.

[4]) Görgey a. a. O., Bd. II, S. 11.

[5]) Klapka erklärt zwar in seinen „Erinnerungen" (S. 104, Görgey habe in der Konferenz von Gödöllö Kossuth nicht widersprochen, doch wird durch Iranyi-Chassin, Histoire politique de la révolution de Hongrie, Bd. II, S. 441, die Darstellung Görgeys bestätigt.

Am 14. April 1849 wurde in der Debrecziner Kirche die Absetzung des Hauses Habsburg und die Unabhängigkeit Ungarns proklamiert, in durchaus formloser Weise und unter Mitwirkung, ja unter dem Drucke einer fanatisierten Zuhörermenge [1]). Europa zählte einen Staat mehr. Zu seinem Oberhaupte wurde durch Akklamation — eine Abstimmung fand nicht statt — Kossuth bestellt. Über die künftige Staatsform Ungarns wurde vorläufig noch nichts bestimmt, da Kossuth mit der Entscheidung warten wollte, bis er über die Aufnahme der Unabhängigkeitserklärung durch die Großmächte und deren Stimmung gegenüber der Frage, ob Monarchie oder Republik in Ungarn, im klaren sein werde. Aber die Erklärung des an die Spitze des neuen Kabinetts berufenen Ministerpräsidenten Szemere [2]), der am 3. Mai das Programm der Regierung dahin präzisierte, „das Kabinett stelle sich auf den revolutionären Boden, bekenne sich zu republikanisch-demokratischen Grundsätzen und huldige unbedingt dem Prinzip der Volkssouveränität," kommt tatsächlich der Proklamierung der Republik gleich.

Die ungarische Regierung säumte nicht, Europa von dem bedeutungsvollen Akt, der sich am 14. April in der Kirche von Debreczin vollzogen hatte, in Kenntnis zu setzen. Eine Kommission unter Kossuths Vorsitz, bestehend aus den Oberhausmitgliedern Horváth und Hunkár und den Deputierten Szacsvay und Gorove konzipierte die Unabhängigkeitsakte, die den europäischen Regierungen den Eintritt Ungarns in die Familie der souveränen Staaten notifizieren sollte. Das umfangreiche Elaborat [3]), ausgezeichnet mehr durch kräftigen rhetorischen Schwung als durch politischen Takt und diplomatischen Schliff, ist eines der interessantesten historischen Aktenstücke unserer Zeit. Mit den inhaltsschweren Worten beginnend: „Das Haus Habsburg, meineidig vor Gott und den Menschen, hat sein Recht auf den Thron Ungarns verwirkt," führt es im Ton eines gerichtlichen Urteils die Gründe an, die eine Nation vor Gott und den Menschen berechtigen, die Dynastie zu vertreiben und des Thronrechtes zu entsetzen. Weiter entwickelt das Manifest hierauf in der bekannten Weise das staatsrechtliche Verhältnis Ungarns, gibt eine eingehende, natürlich prononziert tendenziös gefärbte Übersicht der Ereignisse der letzten Jahre, wobei der Aufstand der Serben, Rumänen und Slowaken als Folge einer schändlichen Hofintrige hingestellt wird, führt dann die Gründe an, welche den Abfall Ungarns von der österreichischen Monarchie rechtfertigen, und resümiert folgendermaßen:

Fußend auf den angeführten Tatsachen, vertrauend auf die Gerechtigkeit des ewigen Gottes, im Angesicht der gesamten zivilisierten Welt, vertrauend auf die Macht des natürlichen Rechtes des ungarischen Volkes und die Kraft, die dieses in der Verteidigung entwickelt hat, folgend dem Gebote des Pflichtgefühls, welches jede Nation antreibt, ihre Existenz zu verteidigen, erklären und proklamieren wir hiermit im Namen der Nation, welche durch uns gesetzmäßig repräsentiert wird, wie folgt:

[1]) Siehe die interessante Schilderung Wertheimers nach amtlichen Quellen a. a. O., Bd. I, S. 18.

[2]) Springer a. a. O., Bd. II, S. 719.

[3]) Im Wortlaut in Correspondence relative, S. 256, neun Folioseiten füllend.

1. Ungarn nebst Siebenbürgen, als gesetzlich miteinander vereint, sowie deren Besitzungen und Dependenzen werden hiermit zu einem freien, unabhängigen, souveränen Staat proklamiert. Die territoriale Einheit wird als unverletzlich, das Territorium als unteilbar erklärt.

2. Das Haus Habsburg-Lothringen, das Verrat auf Meineid gehäuft, Krieg gegen die ungarische Nation begonnen, in gewalttätiger Verletzung der Verträge das Territorium des Königreiches durch Lostrennung Siebenbürgens, Kroatiens, Slawoniens und der Stadt Fiume vom Königreich Ungarn zerrissen; in dem Streben nach Vernichtung der Unabhängigkeit des Landes die reguläre Armee einer fremden Macht zu dem Zwecke, die Nationalität des Landes zu vernichten, herbeigerufen hat; sowohl die Pragmatische Sanktion als auch die zwischen Österreich und Ungarn bestehenden Verträge, auf denen die Verbindung zwischen den beiden Staaten der habsburgischen Monarchie beruht, gebrochen hat, ist als verräterisch und meineidig für alle Zeiten ausgeschlossen von dem Throne der vereinigten Königreiche Ungarn und Siebenbürgen und aller Besitzungen und Dependenzen derselben. Es ist entkleidet aller mit der Krone Ungarns verbundenen Titel, Würden und Wappen und für immer verbannt aus den vereinigten Königreichen und allen ihren Besitzungen und Nebenländern.

3. In Ausübung ihrer Rechte und in Betätigung ihres souveränen Willens, abgeleitet von der Annahme der rechtlichen Stellung eines souveränen Staates unter den europäischen Nationen, erklärt die ungarische Nation, daß es ihre Absicht ist, mit jenen Ländern, mit denen sie durch die Person des gemeinsamen Souveräns verbunden gewesen ist, in gute und freundschaftliche Beziehungen zu treten, und daß sie den Wunsch hegt, mit allen anderen Nationen innige und vertrauensvolle Beziehungen anzuknüpfen. Die Regierungsform, welche für die Zukunft gewählt wird, wird durch die Nationalversammlung bestimmt werden.

Dieses Manifest, das zur Mitteilung an die europäischen Regierungen bestimmt war, ist vom 14. April datiert und von Kossuth allein in seiner Eigenschaft als Gouverneur-Präsident unterzeichnet. Die Gegenzeichnung eines verantwortlichen Ministers fehlt. Das an die Nation gerichtete Manifest, das sich inhaltlich mit jenem deckt und nur noch die Mitteilung enthält, daß bis zur Entscheidung über die definitive Regierungsform Kossuth als verantwortlicher Gouverneur-Präsident an der Spitze des Staates stehen werde, trägt die Unterschriften des Vizepräsidenten des Oberhauses Baron Perenyi und die Unterschrift des Vizepräsidenten der Deputiertenkammer Paul Almassy [1]).

Die Wirkung der Unabhängigkeitserklärung auf das Land war ganz der entgegengesetzt, die Kossuth erwartet hatte [2]). Er hatte auf begeisterte Zustimmung in Ungarn gehofft, bezüglich des Auslandes aber erwartet, die Unabhängigkeitserklärung werde die Schranken niederreißen, die Ungarn von den Westmächten trennten, und so die Gefahr einer russischen Intervention abwenden. Nach beiden Richtungen hin erfuhr er eine bittere Enttäuschung. Bei der überwiegenden Mehrheit des ungarischen Volkes saß das dynastische Gefühl doch zu tief, der einjährige Kampf, der zudem im Namen des „gefangenen" Königs Ferdinand V. geführt worden war, hatte die in einem primitiven Rechtsbewußtsein wurzelnde Überzeugung, daß die Verteidigung

[1]) Siehe bei Springer a. a. O., Bd. II, S. 718.
[2]) Vgl Springer a. a. O., Bd. II, S. 720.

der alten, beschworenen Verfassung gegen Willkürherrschaft und Staatsstreiche die sichere Basis und Bürgschaft des Sieges bilde, befestigt. Das waren die Geister, die Kossuth selbst gerufen hatte, und sie wandten sich nun gegen ihn. Genau so stand es im Auslande, wo Kossuths Agenten unablässlich gepredigt hatten, Ungarn kämpfe nicht gegen die Dynastie, sondern für seine alte Verfassung, wo die dynastische Treue der Ungarn emphatisch betont worden war. Der plötzliche, unvermittelte Tausch der posierten Defensivstellung mit einer mehr waghalsig als klug gewählten Angriffsposition brachte Verwirruug in die ungarischen Volkskreise, Konsternation in die Armee, er entmutigte, statt zu befeuern. Im Auslande hatte der Widerstand gegen die reaktionäre Wiener Regierungspolitik viel Sympathie genossen; nun aber erregte der Abfall der Ungarn von Österreich allenthalben Entrüstung und brachte die Magyaren um die Sympathie, die sie bisher im Auslande genossen hatten. Die öffentliche Meinung des Auslandes, die eben an die Gerechtigkeit der ungarischen Sache zu glauben begann, sah in der Absetzung der Dynastie und in der Losreißung Ungarns von Österreich keine gerechte Sache, nicht einen Kampf für, sondern einen Kampf gegen das Recht. Zudem, und das war für das Ausland das wichtigste und entscheidende Moment, verletzte die „Décheance", wie man die Unabhängigkeitserklärung kurz nannte, zahllose alte Sympathien und vor allem Interessen; sie strich eine alte, im Staatensystem Europas unentbehrliche Großmacht von der Karte und erschien so als eine Störung des europäischen Gleichgewichtes, als eine Verletzung des noli me tangere der internationalen Politik. Für die monarchischen Staaten bedeutete sie ferner einen in seinen möglichen Folgen kaum absehbaren Schlag gegen das dynastische Prinzip, das geheiligte, unantastbare Legitimitätsprinzip. Vom 14. April 1849 an vertraten die Magyaren die Sache der reinen Revolution; sie konnten auf den Beistand der legalen Regierungen und insbesondere auf das Wohlwollen der alten Dynastien um so weniger rechnen, als sie sich durch die Décheance die Unterstützung der organisierten revolutionären Parteien aller Nationen und die Sympathien aller Unzufriedenen sicherten, den revolutionären Geist und Gedanken in Europa also wesentlich stärkten [1]).

Kossuth freilich sah hoffnungsvoll in die Zukunft, und das um so mehr, als ihm kaum zwei Wochen nach der Publizierung der Unabhängigkeitserklärung, noch vor der offiziellen Ankündigung der russischen Intervention, Graf Teleki aus Paris die erfreuliche Nachricht übermitteln konnte, daß es ihm gelungen sei, im Namen Ungarns ein Bündnis abzuschließen. Ein Bündnis, das nur an dem einen Schönheitsfehler litt, daß der Bundesgenosse Ungarns nicht eine Nation, sondern ein einzelner Mann war, der Tschechenführer Ladislaus Rieger. Teleki und Kossuth hofften freilich, mit der Bundesgenossenschaft Riegers auch die des tschechischen Volkes gewonnen zu haben, trotzdem sie gar nichts zu dieser Hoffnung berechtigen konnte, am allerwenigsten

[1]) Sehr interessant sind in dieser Beziehung die Ausführungen der leitenden Londoner und Pariser Blätter über die Décheance.

das slawische Solidaritätsgefühl, das, in den Herzen der Tschechen im Völkerfrühling 1848 erwacht und auf dem Prager Slawenkongreß formuliert, in den unbarmherzigen Feinden der Slowaken und Südslawen kaum die richtigen Bundesgenossen für die Tschechen erkennen lassen konnte, trotz der spontanen Kossuthbegeisterung einzelner jugendlicher Stürmer und Dränger. Das ganze „Bündnis" war ein heute schwer zu begreifendes Extempore Riegers. Wie bei allen slawischen Völkerschaften Österreichs, so hatte auch bei den Tschechen die Sprengung des Kremsierer Reichstages und die Oktroyierung der zentralistischen Verfassung, die allen föderalistischen Plänen und Hoffnungen ein Ende machte, große Erbitterung erregt. Bei den Tschechen vollbrachte diese Erbitterung das Wunder, daß einerseits der Vorkämpfer des Panslawismus den geschworenen Feind der Slawen, Kossuth, sich zum Bundesgenossen erkor, daß anderseits aber die tschechischen Revolutionäre den kerndeutschen Demokraten Sachsens die Bruderhand reichten[1]). In Prag bildete sich tatsächlich eine Verschwörung, die mit Debreczin und mit Dresden Verbindungen unterhielt, deren Umfang und Bedeutung allerdings in umgekehrtem Verhältnis zu der Schwere der Strafen stand, welchen die Handvoll Verschworener, blutjunge Studenten, verfielen[2]). Diese aus rund 80 Freiheitssoldaten bestehende tschechische Armee, die Kossuths und Telekis blühende Phantasie in tausendfacher Vergrößerung sah, bildete den ersten Bundesgenossen des souveränen ungarischen Reiches. Rieger, der übrigens der Prager Aprilverschwörung ferngestanden zu haben scheint, sollte durch sie Österreich aus den Angeln heben. Ladislaus Rieger hatte sich nach der Auflösung des Kremsierer Reichstages wie so viele seiner Abgeordnetenkollegen, die die Rache der Reaktion für ihre parlamentarische Tätigkeit befürchten mußten, auf Reisen begeben und war, einer Einladung des Fürsten Czartoryski folgend, nach Paris gekommen. Der polnische Edelmann, der nichts unversucht lassen wollte, um seinen Lieblingsplan, die Versöhnung der Ungarn mit den Slawen, durchzusetzen und so ein Machtmittel zur Befreiung Polens zu schaffen, suchte Rieger für ein tschechisch-ungarisches Bündnis zu gewinnen. Es gelang ihm, eine Konferenz zwischen Rieger, Teleki und dem aus London zitierten Pulszky zustandezubringen[3]). In dieser Konferenz drehte sich die Diskussion um zwei Fragen: einerseits sollte der Tschechenführer die Friedensvermittlung zwischen den Ungarn und den Slawen übernehmen; anderseits aber sollte, und das dürfte speziell Telekis Idee gewesen sein, ein Bündnis in aller Form zwischen Ungarn und den Tschechen geschlossen werden. Die Einigung war durchaus nicht leicht, denn Rieger brachte ein Programm zur Neugestaltung Österreichs mit, das sich mit den Grundsätzen und Zielen, welche die ungarische Regierung verfolgte, vertrug wie Wasser und Feuer. Riegers Programm, das sich mit dem wenige Monate später von Palacki

[1]) Siehe Rogge, Österreich von Vilagos bis zur Gegenwart. Bd. I, S. 108.

[2]) Vgl. Springer a. a. O., Bd. II, S. 688 ff.

[3]) Vgl. Pulszky a. a. O., Bd. II, S. 330 ff. — Wurzbach, Biographisches Lexikon. Bd. 43, S. 236. Die hier gegebene Darstellung nach amtlichen, auf Konfidenteberichten fußenden Rapporten.

veröffentlichten [1]) nahezu vollkommen deckte, teilte Österreich in acht nationale Territorien, wobei Ungarn ebenso gründlich zerstückelt wurde wie die Erbländer. Zu Tschechisch-Österreich schlug Rieger die Slowakei, zu der polnischen Provinz die kleinen ruthenischen Enklaven Nordungarns, Kroatien sollte mit der Wojwodina und Dalmatien zusammen die illyrische Provinz bilden, der größte Teil Siebenbürgens wurde zu der rumänischen Provinz geschlagen, so daß Ungarn auf die rein magyarischen Bezirke Ungarns und Siebenbürgens beschränkt wurde. So trafen in dieser Konferenz unvereinbare Gegensätze aufeinander, und Fürst Czartoryski, der unbedingt einen Ausgleich zwischen den Tschechen und den Ungarn herbeiführen wollte, hatte einen sehr schweren Stand. Teleki, der den Grundsatz verfocht, jede Nation habe ein Recht auf selbständige Existenz und ein national geschlossenes Territorium, stieß sich weniger an der Zerstückelung Ungarns als daran, daß die auf ewige Zeiten ihrer Thronrechte in Ungarn entsetzten und aus Ungarn verbannten Habsburger die Herrscher des Riegerschen Föderativstaates sein sollten. Pulszky aber hielt unverbrüchlich an dem Grundsatz der Unteilbarkeit Ungarns fest. Nach langem Disput verstand sich Rieger endlich dazu, auf die Aufrichtung der südslawischen und der rumänischen Provinz zu verzichten und auch die ruthenischen Enklaven Ungarns unangetastet zu lassen, die Slowaken aber reklamierte er unentwegt für das Tschechenreich. Es bedurfte der größten Anstrengungen des Fürsten Czartoryski, um endlich die Annahme eines von ihm vorgeschlagenen Kompromisses durchzusetzen, das bestimmte: Unter der Bedingung, daß die ungarische Regierung den ungarländischen Slawen und Wallachen volle nationale Gleichberechtigung in jeder Beziehung zusichert, anerkennen die Tschechen — Rieger hielt sich berechtigt, im Namen der Tschechen zu paktieren — die Unteilbarkeit und Unverletzlichkeit des ungarischen Territoriums und übernehmen es, die ungarländischen Slawen und Wallachen für einen Ausgleich mit den Magyaren zu gewinnen. Ungarn verpflichtet sich, den Tschechen gegenüber der Wiener Regierung Beistand zur Durchsetzung der Anerkennung ihrer staatsrechtlichen Wünsche zu leisten, und beide Nationen garantieren einander gegenseitig ihre staatliche Unabhängigkeit und Freiheit und territoriale Integrität. Es wurde sogar ein schriftlicher, in diplomatisch sehr korrekter Form konzipierter Vertrag, in dem dieses Abkommen in acht Punkte formuliert war, in duplo ausgefertigt und von den beiderseitigen Kompaziszenten unterfertigt; aber das war der ganze Effekt der fünfstündigen Konferenz. Sonst hatte das tschechisch-magyarische Bündnis nur eine greifbare Folge: eine Serie peinlicher Polizeischikanen, denen Rieger nach seiner Heimkehr ausgesetzt war. Mit Unrecht übrigens; denn das ganze „Pariser Komplott", das der österreichischen Regierung heillosen Schrecken eingejagt zu haben scheint, war sehr harmloser Natur, eine Farce, kaum mehr als ein kindisches Spiel mit dem Feuer. Rieger war nicht die tschechische Nation, Teleki und Pulszky nicht die ungarische Regierung, der Vertrag, den sie geschlossen hatten, nur ein Stück beschriebenen Papiers und nicht

[1]) Friedjung a. a. O., Bd. I, S. 273.

mehr als ein interessantes Dokument zur Psychologie der Volksmänner des Jahres 1848 49. Merkwürdig an dem allen ist nur, daß ernst zu nehmende Männer wie Rieger, Pulszky und schließlich auch Fürst Czartoryski Gefallen fanden an dem Bau dieses Kartenhauses und fünf Stunden lang in allem Ernst über eine Sache debattierten, der von vornherein der Fluch der Absurdität anhaftete.

Keinen größeren praktischen Wert als die ungarisch-tschechische Bündnisspielerei hatte ein in aller Form abgeschlossenes und ratifiziertes Bündnis, dessen Abschluß die unmittelbare Folge der Unabhängigkeitserklärung ist: das Bündnis zwischen Ungarn und der Einjahresrepublik Venedig, die noch immer dem österreichischen Heere Trotz bot und entschlossen schien, den Kampf bis zum letzten Mann fortzuführen, einen Kampf, über dessen Aussichtslosigkeit die leitenden Männer Venedigs, mit Manin an der Spitze, die offen zur Schau getragenen und auch betätigten Sympathien Englands und Frankreichs hinwegtäuschten. Die Republik Venedig erfreute sich der unverhohlenen, den Bestrebungen der österreichischen Regierung diametral entgegengesetzten Unterstützung durch den englischen Konsul in Triest und der Sympathie Palmerstons, die in einer hart an die offizielle Anerkennung streifenden Weise zum Ausdruck kam [1]). Namentlich die französischen Staatsmänner hatten von Anfang an für die Republik Venedig besondere Vorliebe und ließen es sich nicht nehmen, mit dem Pariser Gesandten Venedigs, Pasini, einen inoffiziellen Verkehr zu unterhalten, der einen sehr kräftigen offiziellen Anstrich hatte [2]). Diese Umstände legten Kossuth den Gedanken nahe, durch eine Verbindung der ungarischen Sache mit jener Venedigs die Sympathien, welche die Westmächte Venedig gegenüber betätigten, auf Ungarn abzuleiten. Über die wahren Motive dieser Favorisierung der venetianischen Republik durch die Westmächte täuschte sich Kossuth ebenso wie nahezu ganz Europa. Für Frankreich war, solange der Sieg Österreichs in Italien noch nicht entschieden war, die Förderung der „Schwesterrepublik" das letzte Mittel, den anscheinend im Werden begriffenen oberitalienischen Staat nicht zu der gefürchteten Stärke, die Frankreichs Interessen abträglich schien, emporwachsen zu lassen, und Venedig wurde von Frankreich nach der Schlacht von Novara eigentlich nur pour l'honneur du drapeau nicht fallen gelassen [3]). Palmerston seinerseits griff die Sache Venedigs hauptsächlich deshalb mit solchem Feuer auf, um durch die von ihm herbeigeführte englisch-französische Kooperation in Italien auch in bezug auf Venedig die Zügel in der Hand zu behalten und jede den englischen Interessen abträgliche, eigennützige Einmischung Frankreichs in die italienischen Angelegenheiten hintanhalten zu können [4]). Von wahren, uneigennützigen Sympathien für die Sache Venedigs konnte weder auf der einen noch auf der anderen Seite die Rede sein. Kossuth aber, der Gefühlspolitiker par excellence, glaubte an die Allmacht der Gefühlswerte auch in der Politik

[1]) Vgl. Helfert a. a. O., Bd. IV, Abt. III, S. 70 ff.
[2]) Siehe Bernardin, La République française et l'Italie en 1848, S. 25.
[3]) Reuchlin, Geschichte Italiens. Bd. II, Abt. I, S. 247 ff.
[4]) Pauli, Geschichte Englands. Bd. III, S. 399 ff.

und hoffte die warmen, brüderlichen Gefühle, die die Westmächte für Venedig zu hegen schienen, der ungarischen Sache nutzbar machen zu können. Unmittelbar nach der Unabhängigkeitserklärung von Debreczin, welche Kossuth dem Präsidenten Venedigs, Manin, in einem kurzen, vom 20. April datierten Schreiben[1]) notifizierte, ernannte Kossuth den General Bratich, einen Mann, dessen Name in der Geschichte der ungarischen Revolution weder vor noch nach seiner Ernennung und der Erfüllung seiner Mission zu finden ist, zum bevollmächtigten Gesandten Ungarns bei der Republik Venedig. In seinem Schreiben an Manin hatte Kossuth die Hoffnung ausgesprochen, daß Ungarn und Venedig die freundschaftlichen Beziehungen pflegen würden, welche den gemeinsamen Zielen und identischen Interessen der beiden freien und unabhängigen, gegen die gleiche Tyrannei kämpfenden Völkern entsprechen, und gleichzeitig die Entsendung eines Gesandten Venedigs nach Ungarn erbeten, um den völkerrechtlichen Verkehr der beiden Republiken anzubahnen. In der Bratich erteilten Instruktion[2]) wird die Art dieser freundschaftlichen Beziehungen etwas genauer definiert. Bratich wird bevollmächtigt, „alles zu tun, um der österreichischen Armee in Italien zu schaden, sei es durch Ausrüstung von Kaperschiffen, durch entsprechende Verwendung der in Italien stehenden ungarischen Legion oder endlich durch Abschluß von Militärkonventionen mit jenen italienischen Staaten, welche sich mit Österreich im Kriege befinden".

Seinen eigentlichen Bestimmungsort, Venedig, vermochte Bratich infolge der strengen Blockade nicht zu erreichen, obzwar es ihm bei gutem Willen und Entschlossenheit nicht allzu schwer hätte werden können, an Bord eines der fleißig an der istrianischen Küste kreuzenden Fischerboote von Chioggia die venetianische Fregatte „Pio Nono", die der ohnmächtigen österreichischen Flotte zum Trotz immer wieder vor Triest und Ancona erschien, zu erreichen. Seine Papiere wenigstens vermochte er durch Triestiner Fischer, die einen schwunghaften Schleichhandel nach Venedig betrieben, Manin zukommen zu lassen. Manin beauftragte sofort seinen Gesandten in Paris, Enrico Pasini, sich unverzüglich mit dem Pariser Vertreter Ungarns, Teleki, in Verbindung zu setzen, da er es für seine Pflicht hielt, das Anerbieten Ungarns auf der Stelle anzunehmen. Gleichzeitig beauftragte er Luigi Pasini, in Ancona, wo Bratich sich aufhielt, die notwendigen Verhandlungen mit diesem zu führen. Das Resultat dieser Verhandlungen bildete ein Bündnisvertrag[3]), der zwischen Luigi Pasini und Bratich am 3. Juni in Ancona abgeschlossen wurde, auf Bratichs Wunsch aber aus unerfindlichen Gründen das Datum „Duino, 20. Mai 1849" erhielt.

Die gänzliche praktische Wertlosigkeit dieser Konvention, in der über eine ungarische Kriegsflotte disponiert wird, die nicht einmal auf dem Papier stand — Teleki ergänzte die diesbezüglichen Artikel, indem er Enrico Pasini

[1]) Im Wortlaut bei Planat, Documents. Bd. II, S. 237.

[2]) Planat a. a. O., Bd. II, S. 238.

[3]) Im Wortlaut bei Planat a. a. O., Bd. II, S. 261 ff. Erwähnt bei Springer a. a. O., Bd. II, S. 736.

namens der ungarischen Regierung freigebig die Entsendung zweier ungarischer Dampffregatten nach Venedig versprach[1]) —, in der ferner Ungarn, das seine Soldaten mit Papiergeld zu zehn Kreuzer entlohnen mußte und über nahezu gar kein Hartgeld verfügte, Venedig eine Geldsubvention zusagte, in welcher im Angesichte der die ungarische Grenze überschreitenden russischen Korps von einer strategischen Diversion Ungarns gegen die Adria gesprochen wurde, liegt auf der Hand. Kossuth freilich scheint es ernst gewesen zu sein mit dem Vorstoß gegen die Adria, wie mit allen anderen Versprechungen, wenigstens, soweit man ihm selbst glauben kann. Er will den Plan gehabt haben, mit einem Heer von 40000 Mann, dessen Avantgarde die italienische Legion unter dem sardinischen Obersten Monti bilden sollte, Venedig zu Hilfe zu eilen, und er selbst wollte sich an die Spitze dieser Armee stellen, um gleichzeitig durch seinen persönlichen Einfluß, den Zauber seiner Rede, einen Friedensschluß mit den Kroaten herbeizuführen[2]). Es ist Kossuth, dessen Phantasie im Pläneschmieden keine Grenzen kannte und der sich alle, auch strategische Fähigkeiten, zutraute, wohl zu glauben, daß er allen Ernstes an die Verwirklichung dieses Planes dachte, um so mehr, als er erwartet haben dürfte, das Erscheinen eines ungarischen Heeres an den Ufern der Adria werde eine neue Erhebung in Italien und damit neue Schwierigkeiten für Österreich zur Folge haben. Aber selbst wenn zu jener Zeit die russische Intervention noch nicht zur Gewißheit geworden wäre, selbst wenn sich Kossuths Hoffnung auf einen feierlichen Protest Europas gegen das Eingreifen Rußlands erfüllt hätte, auch dann wäre der geplante Marsch an die Adria aus rein militärischen Gründen eine blanke Unmöglichkeit gewesen. Zu jener Zeit hatte Österreich für den ungarischen Kriegsschauplatz — die Russen sollen, die vorerwähnten günstigsten Voraussetzungen supponierend, ganz aus dem Spiele gelassen werden — ungefähr 190000 Mann zur Verfügung, die allerdings auf verschiedene Kriegstheater verstreut und zersplittert waren. Die militärischen Kräfte der ungarischen Revolution sind auf 170000 bis 180000 Mann zu veranschlagen[3]). Von den 180000 Mann, die die österreichische Regierung in Italien, Tirol, Steiermark, im Küstenlande und Oberösterreich stehen hatte, hätten im äußersten Notfalle immerhin 15000 bis 20000 Mann zur Bekämpfung einer gegen die Adria operierenden ungarischen Heeresabteilung aufgeboten werden können, ohne die Sicherheit der genannten Provinzen zu gefährden. Zur Bekämpfung der gegen die Adria vorbrechenden Ungarn hätte es zur Not genügt, diese Truppenmacht mit den 20000 Mann des „österreichisch-serbischen Armeekorps" zu vereinigen, so daß auch in Ungarn eine gefährliche Schwächung der österreichischen Streitkräfte nicht eingetreten wäre. Bei einem Abmarsch von 40000 Mann ungarischer Truppen durch Kroatien gegen die Adria hätte sich das nahezu gleiche Kräfteverhältnis in Ungarn sehr zum Nachteile Ungarns verschoben, indem dann den 170000 Österreichern nur 130000—140000 Ungarn gegenübergestanden hätten. Die Reali-

[1]) Bernardin, Études historiques, S. 22.
[2]) Kossuth, Schriften aus der Emigration. Bd. II, S. 366 und 369.
[3]) Siehe Friedjung a. a. O., Bd. I, S. 210 ff.

sierung des kühnen Planes Kossuths hätte also den Österreichern die unbedingte numerische Überlegenheit auf dem ungarischen Kriegsschauplatze verschafft, in Italien aber, wo sich die Revolution schon längst verblutet hatte, der österreichischen Regierung kaum nennenswerte Schwierigkeiten gemacht. Die großen Hoffnungen, die Venedig und Ungarn an die Allianz knüpften, erfüllten sich selbstverständlich nicht. Die Sympathien Europas für Ungarn wurden nicht wärmer, Venedigs Lage nicht besser, weil sich die beiden Regierungen verpflichtet hatten, den Frieden mit dem gemeinsamen Feind nur einverständlich zu schließen, und so war das einzige Ergebnis des mit so großer Begeisterung auf beiden Seiten begrüßten Bündnisses bittere Enttäuschung. Manin lieh der Enttäuschung Worte, indem er in einer Sitzung des Parlamentes erklärte, Ungarn habe nicht eine seiner Zusagen erfüllt, es habe weder Lebensmittel noch Geld, noch Waffen gesandt, noch endlich den versprochenen Vorstoß zum Entsatz Venedigs ausgeführt. Die russische Intervention hatte Kossuths phantastische Pläne erbarmungslos über den Haufen geworfen.

Die russische Intervention in Ungarn war wohl die unmittelbarste Folge der Unabhängigkeitserklärung, wenigstens insofern, als sie den Fürsten Schwarzenberg bewog, der Anregung des Fürsten Windischgrätz, die Unterstützung Rußlands anzurufen, stattzugeben, nachdem er sich lange genug dagegen gesträubt hatte. Die Erwägungen, die den Zaren Nikolaus geleitet hatten, als er Österreich seine Hilfe anbot, waren mannigfacher Art. Wohl fiel auch ins Gewicht, daß er den jugendlichen Kaiser Franz Josef aufrichtig liebte und als seinen Zögling und Schutzbefohlenen betrachtete [1]), daß er dem Kaiser Franz im Jahre 1833 bei der Zusammenkunft in Münchengrätz förmlich gelobt hatte, seinem Nachfolger unter allen Umständen beizustehen, daß er sich schließlich in der Rolle des Schutzherrn der monarchischen und konservativen Sache in Europa gefiel. Aber so sehr auch Nikolaus bei all seiner despotischen Härte in vielen Beziehungen Idealist war, so war er doch andererseits wieder viel zu sehr Realpolitiker, um lediglich aus Freundschaft und um einer Idee willen, selbst wenn ihm diese am Herzen lag, sein Heer für eine fremde Sache kämpfen zu lassen, ohne für sich selbst praktische, reale Vorteile zu erwarten. Es ist durchaus glaubhaft, daß ihn bei der Gewährung der Waffenhilfe gegen Ungarn neben dem Wunsch, Österreich seinen Plänen im nahen Orient fügsam zu machen, auch die geheime Absicht leitete, den Slawen Österreichs, die gegen die Ungarn im Kampfe standen, die starke Hand Rußlands, in dem sie alle ihren obersten Schutzherrn zu sehen hätten, zu zeigen und so die moralische Position Rußlands unter den slawischen Balkanvölkern zu stärken [2]). Am stärksten aber fiel die Befürchtung ins Gewicht, die unmittelbare Folge eines Sieges Ungarns werde der Abfall Polens sein. Das war keineswegs eine vage Vermutung, vielmehr wurden tatsächlich unmittelbar nach der Proklamierung der Unabhängigkeit Ungarns in Debrezein Pläne diskutiert, die sich in ihren möglichen Folgen als ein beabsichtigter

[1]) Bernhardi, Tagebücher. Bd. II, S. 232.
[2]) Wertheimer, Graf Julius Andrassy. Bd. I, S. 33.

direkter Angriff gegen Rußland darstellten. Dembinski, der mit dem Kommando der in Nordungarn stehenden Korps betraut worden war, erbot sich, mit seinen Truppen in Galizien einzubrechen, die Polen zu den Waffen zu rufen und, auf den Zauber seines aus dem polnischen Revolutionskriege hochberühmten Namens bauend, in weiterer Folge auch Russisch-Polen zu insurgieren, für welchen Zweck er einen Kredit von 12½ Millionen Gulden erbat und zum Teil auch erhielt[1]). Dembinski hatte sogar schon in Krakau und Lemberg Verbindungen angeknüpft und eine Anzahl angesehener Polen für seinen Plan gewonnen[2]), aber eine Reihe von Verhaftungen, welche im Laufe des April in verschiedenen Teilen Galiziens vorgenommen wurden, brachten die Absicht der Ungarn, Galizien und Kongreßpolen in die Insurrektion einzubeziehen, zur Kenntnis der österreichischen und damit auch der russischen Regierung[3]). Später, in dem Augenblick, in dem die ungarische Regierung den Einspruch der Mächte gegen die russische Intervention erbat, scheute sie allerdings davor zurück, die Mächte durch die Insurgierung Galiziens und Kongreßpolens, welche die russische Intervention als einen Akt berechtigter Abwehr hätte erscheinen lassen, gegen sich aufzubringen, und ersetzte Dembinski durch Wysocki[4]), aber der Fehler war nicht mehr gutzumachen. Rußland fühlte sich bedroht, und der Angriff, den Ungarn durch eine Insurrektion Polens gegen Rußland ins Werk zu setzen beabsichtigt hatte, *legitimierte die russische Intervention*, die freilich schon seit dem Mai 1848 geplant und von der österreichischen Regierung als ultimo ratio in Aussicht genommen war[5]).

Es ist nicht daran zu zweifeln, daß Kossuth ehrlich daran glaubte, die Westmächte für eine Unterstützung des unabhängigen Ungarn gewinnen zu können, daß er überzeugt war, durch die Unabhängigkeitserklärung die Anwendung völkerrechtlicher Grundsätze auf Ungarn und seinen Kampf zu erzwingen und so die Russen, die selbstverständlich ohne Kriegserklärung in Ungarn einmarschierten, Europa gegenüber ins Unrecht gesetzt zu sehen. Daß er aber, nachdem ihn schon die Aufnahme der Unabhängigkeitserklärung in Europa darüber belehrt hatte, daß Ungarn nicht die geringste Hoffnung auf Unterstützung seitens der Westmächte habe, fortfuhr, seinem Volk das Phantom einer europäischen Mediation zugunsten Ungarns vorzuzaubern, es durch Vorspiegelungen, an die er selbst kaum mehr glauben konnte, zum weiteren Widerstand ermunterte und anfeuerte, das gehört in das Kapitel der schweren, nicht wegzuleugnenden Schuld Kossuths an der furchtbaren Katastrophe, von der Ungarn wenige Wochen später ereilt wurde.

Kossuth, der durch die Unabhängigkeitserklärung eine völkerrechtliche Basis für ein Einschreiten Europas zugunsten Ungarns geschaffen zu haben glaubte, hoffte besonders auf die Unterstützung Englands, des „Hüters des Völker-

[1]) *Danzer*, Dembinski. Bd. II, S. 5 und 21.
[2]) *Korn*, Die Russen in Ungarn. S. 18.
[3]) Nach amtlichen Quellen.
[4]) *Korn* a. a. O., S. 18.
[5]) Über die Vorgeschichte der Intervention siehe *Springer* a. a. O., Bd. II, S. 733.

rechtes". Gerade von dieser Seite aber erlitt er den ungeschminktesten, nachdrücklichsten Refus. Die Unabhängigkeitserklärung erregte in England große Verstimmung, und die allgemeine Meinung wandte sich so entschieden gegen sie, daß es Palmerston auch dann nicht möglich gewesen wäre, für Ungarn Stellung zu nehmen, wenn er nicht selbst die Ansicht verfochten hätte, daß das Zusammenbleiben Ungarns mit Österreich eine europäische Notwendigkeit sei, die jedes englische Kabinett anerkennen müsse[1]). Oberst Bikkesy, der als Spezialbevollmächtigter der ungarischen Regierung nach England kam, um der englischen Regierung die Unabhängigkeitserklärung zu überreichen und Pulszky neue Kreditive zu überbringen, vertrat demnach eine von vornherein aussichtslose Sache. Kossuth machte nochmals den bereits einmal mißlungenen Versuch, Englands Anerkennung durch Gewährung handelspolitischer Vorteile zu erkaufen. Die Spezialinstruktion Bikkesys, die dieser bei seiner Ankunft in London Lord Palmerston zugleich mit seinem Beglaubigungsschreiben überreichen ließ, d. h. durch die Post zusandte, ermächtigte ihn, mit England einen Handelsvertrag abzuschließen, dessen Grundlagen in der Instruktion folgendermaßen skizziert werden:

„Die englischen Waren werden bei der Einfuhr in Ungarn vorläufig dieselben Vorteile genießen, welche früher die nach Ungarn importierten österreichischen Waren genossen. Die Handelsobjekte, welche in Ungarn infolge der augenblicklichen Sachlage besonders dringend benötigt werden, und zwar Ausrüstungs- und Armaturgegenstände (Säbel, Bajonette, Gewehre und Pferdegeschirre), ferner Tuch, Leinenzeug, Leder und Soldatenstiefel werden zollfrei behandelt werden. Für Waffen werden Einfuhrprämien gewährt"[2]).

Palmerston empfing Bikkesy zwar, aber nur als Privatmann in seiner Wohnung, und er nahm die Unabhängigkeitserklärung einfach als interessantes Schriftstück in Empfang[3]). Eine offizielle Behandlung erfuhr die Unabhängigkeitserklärung erst zwei Jahre später, indem sie in das im Jahre 1851 dem englischen Parlament unterbreitete Blaubuch, betreffend die ungarischen Angelegenheiten, aufgenommen wurde. Einer Antwort wurde aber dieses Dokument ebensowenig gewürdigt wie die anderen Schriftstücke der ungarischen Regierung, ja Pulszky wurde sogar verständigt, man würde jeden privaten Verkehr mit ihm abbrechen, wenn er es versuchen würde, sein Beglaubigungsschreiben zu präsentieren und eine offizielle Stellung zu beanspruchen. Es ist nur zu verwundern, daß daraufhin die ungarischen Staatsmänner noch immer die Hoffnung nicht aufgaben.

Nicht glücklicher war die ungarische Diplomatie in Frankreich, wo die Voraussetzungen für eine wohlwollende Behandlung der ungarischen Bitten ebenso ungünstig waren, wie sie günstig zu sein schienen. Der Wiederausbruch des Krieges zwischen Österreich und Sardinien hatte zwar in der öffentlichen Meinung Frankreichs einen wahren Sturm erregt, und innerhalb und außerhalb der Nationalversammlung hatte sich der vielstimmige Ruf nach Krieg

[1]) Pulszky a. a. O., Bd. II, S. 334.
[2]) Correspondence relative, S. 264 ff., Beilage zu Nr. 234.
[3]) Pulszky a. a. O., Bd. II, S. 283.

gegen Österreich im Namen der französischen Interessen erhoben, da Frankreich ein weiteres Erstarken der österreichischen Position in Italien nicht dulden könne[1]). Die ungarische Regierung glaubte daher auf die Unterstützung Frankreichs rechnen zu können. Aber wenn auch die Volksstimmung eine Mediation Frankreichs zugunsten Ungarns begünstigt hätte, so war an eine solche doch angesichts der Stimmung in den französischen Regierungskreisen nicht zu denken. Fürst Schwarzenberg, der dem Präsidenten Louis Napoleon ebenso anhaltend schmeichelte, wie er Palmerston zu brüskieren liebte, hatte in kluger Weise vorgebaut. Ende März hatte er den Baron Hübner in besonderer Mission nach Paris gesandt, um sich angesichts des Wiederausbruches des italienischen Krieges und der immer notwendiger und unausweichlicher erscheinenden Intervention Rußlands in Ungarn der Neutralität des Prinz-Präsidenten zu versichern[2]). Tatsächlich leistete denn auch Napoleon den Kriegstreibereien einen zwar passiven, aber nachdrücklichen Widerstand, schon deshalb, weil es ihm, der bei seinem Amtsantritte in einem Rundschreiben an die Mächte eine Politik des Friedens, der Versöhnung und der Völkerverbrüderung angekündigt hatte, darum zu tun war, das Mißtrauen, das sein Name und sein unverkennbares Streben nach der Restauration des Kaisertums in Frankreich dem Auslande einflößte, zu zerstreuen. Im übrigen konnte man von ihm, der in Frankreich mit Emphase die „Beendigung der Ära der Revolution" angekündigt hatte und sein Ziel in der Wiederaufrichtung des Kaisertums sah, die Unterstützung einer Revolution nicht erwarten, durch die er sich drei Großmächte, Österreich, Rußland und Preußen, zu unversöhnlichen Feinden gemacht hätte. Die Haltung der französischen Regierung der ungarischen Revolution und ihren Vertretern gegenüber war denn auch einwandfrei, trotzdem die strenge Neutralität ihr nicht leicht gemacht wurde und die Kammer sie zu mancher Enunziation nötigte, die, so nichtssagend sie auch war, in Ungarn als Ermutigung aufgefaßt wurde. Die Unabhängigkeitserklärung wurde in Paris ebensowenig offiziell entgegengenommen wie in London. Oberst Csernatory, der als Spezialgesandter die Unabhängigkeitsakte dem Prinz-Präsidenten Napoleon zugleich mit einem Handschreiben Kossuths überreichen sollte, wurde vom Präsidenten überhaupt nicht, von dem Minister des Äußeren Drouyn de L'huys nur als Privatmann empfangen, die Unabhängigkeitsakte genau wie in London nur als interessantes Dokument der Zeitgeschichte entgegengenommen; das Schreiben Kossuths an seine Adresse gelangen zu lassen, konnte Csernatory nicht einmal versuchen, da er diesbezüglich von dem Polizeipräfekten eine sehr nachdrückliche Warnung erhalten hatte[3]).

Daraufhin entschloß sich der impulsive Teleki, die Sache selbst in die Hand zu nehmen, aber sein Eingreifen war so unglücklich und ungeschickt, daß es der französischen Regierung die leiseste Neigung, etwas für Ungarn zu tun, hätte benehmen müssen, wenn eine solche bestanden hätte. Teleki betrieb nämlich seine Sache allzu energisch, das heißt unglaublich unbesonnen.

[1]) Rochau, Geschichte Frankreichs. Bd. II, S. 271.
[2]) Hübner a. a. O., S. 377.
[3]) Chaisés a. a. O., S. 303.

Seine Freunde in der Kammer erwirkten ihm nach langem Bemühen eine Audienz bei Drouyn de L'huys, die am 1. Mai stattfand. Teleki erklärte nun dem französischen Minister des Äußeren, Ungarn werde immer, wie bisher, der Verteidiger einer vernünftigen Freiheit und der gesetzlichen Ordnung sein; wenn man aber Ungarn durch die Duldung einer russischen Intervention zugrunde richten wolle, dann werde Ungarn auch seinerseits rücksichtslos vorgehen und eine allgemeine revolutionäre Propaganda in Szene setzen, die Polen, die Deutschen und die Italiener insurgieren und Europa in Brand stecken. Dann werde die Welt schon sehen, was eine revolutionäre Propaganda bedeute, hinter der eine unbesiegbare Armee von 200000 Mann stehe[1]). Teleki glaubte, auf Drouyn de L'huys großen Eindruck gemacht zu haben, und er hielt sein Spiel für gewonnen, als kurz darauf Drouyn de L'huys eine die offizielle Ankündigung der russischen Intervention betreffende Interpellation in der Kammer dahin beantwortete, die Regierung habe eine diesbezügliche Mediation bereits vorbereitet und werde die Kammer zu gelegener Zeit über den Stand der Angelegenheit informieren. Diese Mediation, deren Ankündigung sich in Ungarn sofort zu dem Gerücht von einer bevorstehenden Kriegserklärung Frankreichs an Österreich und der Besetzung Fiumes durch eine französische Flotte verdichtete, beschränkte sich jedoch darauf, daß die französische Regierung in London anfragte, ob die englische Regierung in Angelegenheit der russischen Intervention diplomatische Schritte zu tun gedenke, denen sich Frankreich, falls sie freundschaftlicher Art wären, eventuell anzuschließen gewillt sei. Das Pariser Kabinett erhielt die Antwort, daß sich die englische Regierung vorläufig zu einer Stellungnahme nicht veranlaßt sehe, und damit war die Mediation beendet[2]). Teleki fühlte sich durch die Ankündigung dieser Mediation so ermutigt, daß er dem französischen Kabinett umgehend eine Note zusandte, in der er die russische Intervention mit dem Zuge der Hunnen unter Attila vergleicht und es schlechtweg als die Pflicht Frankreichs bezeichnet, der modernen hunnischen Völkerwanderung Einhalt zu tun[3]). Auch Kossuth schöpfte neue Hoffnung, eine Hoffnung, die ins Ungemessene ging: in einem Brief, den er durch einen englischen Reisenden namens Woodruffe nach Paris gelangen ließ, sprach er die sichere Erwartung aus, daß Frankreich der „Schwesterrepublik Ungarn" die hilfreiche Hand reichen werde, und er beauftragte Teleki sogar, Frankreich ein Offensiv- und Defensivbündnis mit Ungarn anzubieten, das natürlich mit jenen handelspolitischen Begünstigungen honoriert werden sollte, die England in unbegreiflicher Verkennung seiner Interessen refüsiert hatte. Dem Bündnisentwurf war ein Aktionsplan beigeschlossen, demgemäß die drei Schwesterrepubliken Frankreich, Ungarn und Venedig sich verpflichten, den Krieg gegen Österreich-Rußland gemeinsam zu führen und den Frieden nur gemeinsam zu schließen unter Beobachtung folgender Grundsätze:

[1]) Pulszky a. a. O., Bd. II, S. 361 ff.

[2]) Nach der amtlichen Korrespondenz Palmerstons mit dem englischen Botschafter in Paris. London, A. d. F. O.

[3]) Chaisés a. a. O., S. 340.

„Frankreich hält sich für die geleistete Kriegshilfe an den italienischen Besitzungen Österreichs schadlos. Ungarn und Venedig werden unabhängig und selbständig, ebenso Polen. Die Republiken Frankreich, Polen und Ungarn schließen ein Bündnis für ewige Zeiten, einen Bund, der die Geschicke Europas in seinen Händen halten wird“ [1]).

Ob dieser eigentümliche Vorschlag wirklich den leitenden Staatsmännern Frankreichs zur Kenntnis gebracht wurde, läßt sich nicht feststellen. Gelang es Teleki wirklich, ihn am Quay d'Orsay zu präsentieren, dann ist er dort gewiß nicht so ernst genommen worden, wie er gemeint war. Die Kammerwahlen, die Mitte Mai in Frankreich durchgeführt wurden, vernichteten vollends alle Hoffnungen Ungarns. Sie brachten den Legitimisten und Orleanisten eine entschiedene Majorität, den „roten Republikanern“ eine vernichtende Niederlage [2]). Und gerade auf die Unterstützung der „roten Republikaner“, die in der Kammer eine energische Kampagne zugunsten Ungarns inszenieren sollten, hatte Teleki seine ganze Hoffnung gesetzt. Das neue französische Kabinett, das kurz nach den Wahlen ins Amt trat, entsprach der Zusammensetzung der neuen Kammer und manifestierte sofort in demonstrativer Weise seine Abkehr von der Revolution. Es wies nicht nur die Botschaften, welche die Gesandten der demokratischen Revolution in Baden und der Pfalz überbrachten, und die die Hilfe der „französischen Schwester“ mehr forderten als erbaten, zurück, sondern erließ auch Ausweisungsbefehle gegen die Gesandten selbst und beantwortete eine diesbezügliche Interpellation in der Kammer durch den Mund des Ministers des Äußeren Toqueville mit einer schonungslosen Kriegserklärung an die Männer und die Parteien der „roten Revolution“ [3]). Diese Kriegserklärung konnten die Ungarn auch als an ihre Adresse gerichtet betrachten, und das um so mehr, als Teleki sich durch einen schier unglaublich ungeschickten Streich, den er selbst freilich für sehr klug hielt, den Bonapartisten im höchsten Grade verdächtig machte. Teleki beabsichtigte, den Herzog von Aumale, den Sohn Louis Philipps, zur Übernahme eines hohen Kommandopostens in der ungarischen Armee zu bewegen, in der Hoffnung, daß dem Herzog zahlreiche französische Offiziere folgen und so dem Offiziersmangel der ungarischen Armee abhelfen würden [4]). Vielleicht hoffte Teleki, wenn der Name des Herzogs von Aumale das Aushängeschild für die ungarische Revolution bilden werde, bei gewissen Kammerparteien eine neue, stärkere Stütze für die ungarische Sache finden zu können, aber er übersah, daß die Anknüpfung von Verbindungen nach dieser Seite hin ihn dem Präsidenten Napoleon und seiner Partei gegenüber unheilbar kompromittieren mußte. Gerade in dieser Zeit war man in solchen Dingen in bonapartistischen Kreisen nervöser als je. Die Häuser Bourbon und Orléans, die einander sonst erbittert befehdeten, sahen in dem Präsidenten Napoleon den beiden gemeinsamen Feind und erwogen ernsthaft den besonders von Guizot in Wort und Schrift eifrig propagierten Gedanken der „Fusion“, des

[1]) Bernardin, Études historiques, S. 356.
[2]) Vgl. Rochau a. a. O., Bd. II, S. 276.
[3]) Rochau a. a. O., Bd. II, S. 282.
[4]) Pulszky a. a. O., Bd. II, S. 364.

Ausgleiches ihrer dynastischen Ansprüche, um nicht nur für die Dauer des Kampfes, sondern auch für den Fall des Sieges gemeinsame Sache zu machen[1]). Teleki suchte durch die Pariser Anhänger des Herzogs von Aumale auf diesen einzuwirken und beauftragte Pulszky, sich mit dem in London weilenden Herzog direkt in Verbindung zu setzen. Mit allen seinen gut gemeinten Bemühungen erreichte er aber nur, daß die bonapartistischen Kreise ihn der Teilnahme an einer Konspiration gegen den Präsidenten verdächtigten, und daß die politische Polizei sich intensiv mit seiner Person beschäftigte[2]). In maßgebenden Pariser Kreisen wurde übrigens Teleki längst nicht mehr ernst genommen, und man gefiel sich darin, seine phantastischen Bitten und Pläne mit noch phantastischeren Versprechungen zu beantworten. Das Versprechen, das ihm zu seiner größten Freude die Generäle Cavaignac und Lamoricière gaben, Frankreich werde, sobald die Ungarn die Russen geschlagen und aus dem Lande hinausgeworfen hätten, eine Fortsetzung der russischen Intervention verhindern und eventuell an Deutschland und Österreich den Krieg erklären[3]), kann nicht anders als ironisch gemeint gewesen sein.

Kossuth suchte seine Bundesgenossen nicht nur im Westen, sondern auch im Südosten Europas, und speziell Serbien hatte er nach dem Abzug der serbischen Freischärler aus Ungarn als eventuellen Bundesgenossen ins Auge gefaßt, den zu gewinnen er sich alle Mühe gab. Serbien gegenüber hatte die ungarische Regierung jedoch einen besonders schweren Stand. Die Verbindungen, welche Kossuth, wie ausgeführt, mit dem aus Serbien vertriebenen Miloſch Obrenovic angeknüpft, im Winter freilich wieder gelöst hatte, waren in Belgrad noch unvergessen und hatten keineswegs dazu beigetragen, den Fürsten für Ungarn einzunehmen. Eine direkte Anknüpfung mit der serbischen Regierung zu versuchen, schien darum wenig aussichtsreich, weshalb sich die ungarische Regierung durch Teleki der Vermittlungstätigkeit des Fürsten Czartoryski versicherte, der bei allen slawischen Völkerschaften in höchstem Ansehen stand. Czartoryski sandte denn auch tatsächlich einige polnische Emigranten, die Teleki durch Beglaubigungsschreiben als ungarische diplomatische Agenten legitimierte, nach Serbien mit dem Auftrage, durch Herbeiführung eines nationalpolitischen Ausgleiches zwischen Ungarn und Serbien die Voraussetzungen für ein Bündnis zu schaffen[4]). Die Vorschläge, welche diese polnischen Bevollmächtigten Ungarns der serbischen Regierung erstatteten, stimmten zwar vollkommen mit Telekis Idealen einer allgemeinen Nationalitätenverbrüderung und restlosen nationalen Gleichberechtigung zusammen, aber sie liefen den Grundsätzen schnurstracks zuwider, welche die ungarische Regierung den Nationalitäten gegenüber angewendet wissen wollte. Der polnische Oberst Kolman schlug unter anderem als Voraussetzung für ein serbisch-ungarisches Bündnis einen Ausgleich zwischen den ungarländischen Serben und den Magyaren vor, der einen Wojwoden für die Wojwodina,

[1]) Siehe Rochau a. a. O., Bd. II, S. 298.
[2]) Chaisés a. a. O., S. 371.
[3]) Pulszky a. a. O., Bd. II, S. 368.
[4]) Stiles a. a. O., Bd. II, S. 467.

autonome innere Verwaltung und einen eigenen serbischen Nationalkongreß verlangte, also einer nahezu vollkommenen Trennung Slawoniens von Ungarn gleichkommt [1]). Es ist daher begreiflich, daß Graf Julius Andrassy, der neuernannte ungarische Gesandte für die Türkei, als er auf der Durchreise nach Konstantinopel in den ersten Tagen des Juni nach Belgrad kam und hier mit der serbischen Regierung Fühlung zu nehmen suchte, zunächst bemüht war, diese ungarischen Vertreter, von deren Existenz und Tätigkeit man in Debreczin keine Ahnung hatte, kaltzustellen, was er auch auf eine sehr geschickte Weise durchführte [2]). Andrassy nahm sofort die Verhandlungen energisch in die Hand, doch wurden seine Bemühungen nicht unerheblich durch den Umstand erschwert, daß die bisherigen Vertreter Ungarns, lediglich den Instruktionen des Fürsten Czartoryski und des leicht zu beeinflussenden Teleki folgend, in Versprechungen nationalpolitischer Natur sehr freigebig gewesen waren und in Serbien Hoffnungen erweckt und genährt hatten, welche Andrassy zu verwirklichen vollkommen außerstande war. Der junge ungarische Diplomat, der eben erst sein 26. Lebensjahr vollendet hatte, sah sich also vor die schwierige Aufgabe gestellt, die Bündnisverhandlungen dadurch einzuleiten, daß er Wasser in den schäumenden Wein der serbischen Hoffnungen und Begehrlichkeiten goß. Durch Vermittlung des sardinischen Konsuls in Belgrad gelang es Andrassy, eine Zusammenkunft mit dem serbischen Minister des Auswärtigen Garaschanin, der — ob mit Recht oder Unrecht, ist schwer festzustellen — als Anhänger der Idee einer ungarisch-serbischen Allianz galt, herbeizuführen. In dieser Unterredung [3]), die im Hause des französischen Konsuls statthatte, fand der Gesandte der ungarischen Revolution und künftige k. u. k. Minister des kaiserlichen Hauses und des Auswärtigen zum erstenmal Gelegenheit, seine diplomatische Begabung zu erproben. Er bestand die Probe vortrefflich. Klugerweise vermied es Andrassy, die Note des ungarischen Ministeriums an die serbische Regierung, die nach den freigebigen Versprechungen der Emissäre Czartoryskis und Telekis jedenfalls einen sehr üblen Eindruck gemacht hätte, zu präsentieren und beschränkte sich auf die nachdrückliche Betonung des Wunsches der ungarischen Regierung, ein freundnachbarliches Verhältnis mit der Regierung des benachbarten serbischen Volkes zu unterhalten, das die gleichen Interessen wie Ungarn und vor allem jede Ursache habe, sich mit den Feinden Österreichs, die seine natürlichen Freunde seien, zu verbünden. In bezug auf Versprechungen und Zusagen verhielt er sich sehr vorsichtig und reserviert. Er erklärte nur, die ungarische Regierung sei bereit, alles das freiwillig zu gewähren, was ihr mit den Waffen in der Hand nicht abgetrotzt werden könnte und nicht über das Maß dessen hinausgehe, was zur freien Entwicklung des serbischen Volkes in Ungarn notwendig sei, ohne die Einheit des ungarischen Staates und die verfassungsmäßig festgelegte Unteilbarkeit des ungarischen Territoriums zu gefährden. Andrassy forderte dann Garaschanin auf, ihm die Bedingungen bekanntzugeben, unter denen Serbien

[1]) Pulszky a. a. O., Bd. II, S. 379.
[2]) Wertheimer, Graf Julius Andrassy. Bd. I, S. 23.
[3]) Ausführlich bei Wertheimer a. a. O., Bd. I, S. 24 ff.

bereit wäre, seine Politik von der Österreichs zu trennen und die naturgemäße Allianz mit Ungarn einzugehen. Garaschanin seinerseits war nicht offenherziger und entgegenkommender als Andrassy. Er sprach nur seine Ansicht dahin aus, der günstige Moment zu Unterhandlungen mit den ungarländischen Serben sei noch nicht gekommen; er wäre es auch dann noch nicht, wenn diesen mehr versprochen würde. Die Ungarn mögen versuchen, Jellacic, unter dessen Kommando sich die Serben nicht mehr für ihre Nationalität, sondern als k. k. Soldaten schlügen, nach Kroatien zurückzudrängen, dann die Bewohner des Banats milde und schonungsvoll zu behandeln und so die psychologischen Voraussetzungen für Ausgleichverhandlungen zu schaffen. Erst dann werde die Zeit gekommen sein, da die ungarische Regierung an eine Versöhnung mit ihren serbischen Untertanen, die serbische Regierung an die Versöhnung mit Ungarn werde denken können, eine Versöhnung, welche die serbische Regierung zwar aufrichtig herbeisehne, im gegenwärtigen Augenblick aber, in ihrer Entschluß- und Bewegungsfreiheit gehemmt durch die Intrigen des österreichischen und russischen Konsuls, beim besten Willen nicht verwirklichen könne. Alles, was Andrassy vorläufig an positiven Versprechungen zu erreichen vermochte, war die Zusage Garaschanins, die noch in Ungarn kämpfenden serbischen Freiwilligen, ungefähr 3000 an der Zahl, in kurzer Zeit zur Heimkehr zu bewegen. Auch Andrassy sah sich nun gezwungen, seine Zuflucht zu dem Um und Auf der ungarischen Revolutionsdiplomaten zu greifen, zu der publizistischen Propaganda. Er setzte sich mit Dragomir Kuzlan, dem Redakteur des demokratisch-nationalistischen „Slovenski Jug" in Verbindung und schloß mit diesem einen Vertrag, demzufolge Kuzlan seinem Blatte eine ausgesprochene antiösterreichische Richtung geben und das Volk und die Soldaten des Fürstentums durch die Verteilung von Proklamationen und Flugschriften gegen Österreich und die österreichfreundliche Politik des Fürsten beeinflussen sollte. Ferner hatte Kuzlan einen antiösterreichischen Klub zu bilden, der einerseits einen umfassenden Spionagedienst für die ungarische Regierung zu organisieren, anderseits bei einer Annäherung ungarischer Truppen an die serbische Grenze eine Volkserhebung zugunsten Ungarns veranlassen sollte [1]). Kuzlan hielt sich nur so lange an den Vertrag, als er Geld von der ungarischen Regierung zu erhalten erwartete. Als die versprochene Subvention ausblieb, schlug er ungeniert die diametral entgegengesetzte Note an.

Immerhin griff die Tätigkeit Andrassys in Belgrad insofern in den Gang der Ereignisse ein, als die ungarische Regierung sich durch sie zur Inangriffnahme einer nationalen Versöhnungspolitik veranlaßt sah. In dem Schreiben, in dem Graf Andrassy dem ungarischen Minister des Äußeren Grafen Kasimir Batthyanyi über die Ergebnisse seiner Belgrader Verhandlungen Bericht erstattete, machte er der ungarischen Regierung den Vorschlag, an die Kroaten und Serben eine Proklamation zu erlassen, die sie über die Wahrung ihrer Freiheiten und Rechte seitens der ungarischen Regierung beruhigen und erklären sollte, daß Ungarn mit Ausnahme der ausschließlichen Geltung der ungarischen Sprache als Parlamentssprache keine andere Art von nationaler

[1]) Wertheimer a. a. O., Bd. I, S. 26.

Suprematie beanspruche. Andrassy bemühte sich, etwaige Bedenken gegen eine solche Zusage von nationalen Konzessionen durch die tröstliche Versicherung zu beschwichtigen: „Eine solche in allgemeinen Ausdrücken gehaltene Deklaration verpflichtet zu nichts und könnte eine geradezu wunderbare Wirkung ausüben; befriedigen wir die Serben, dann verliert die Behauptung der fremden Mächte allen Halt, daß wir nicht von Österreich, sondern von den Serben bekriegt werden. Man würde aber auch dabei nichts riskieren. Als Sieger kann alles modifiziert werden, und besiegt, ist nichts verloren“ [1]). Die Anregung Andrassys fiel in Debreczin auf fruchtbaren Boden. Man war dort endlich klardenkend genug geworden, die Notwendigkeit einer raschen Verständigung mit den Nationalitäten einzusehen und sich zu sagen, daß die ungarische Bewegung, nachdem sie die streng nationale Grundlage verlassen und sich auf die Grundlage des reinen politischen Radikalismus gestellt hatte, auch ihre Politik den ungarischen Nationalitäten gegenüber den Prinzipien der Demokratie anpassen müsse. Die reine Demokratie kennt ja ebensowenig nationale Vorurteile wie Standesprivilegien. Schon im Mai hatte die ungarische Regierung dieser Erkenntnis Rechnung zu tragen versucht, indem sie mit den Rumänen Ausgleichsversuche anbahnte. Auf Grund eines von Teleki entworfenen Programms [2]), das den Rumänen Ungarns in der Gemeindeverwaltung, im Gerichtswesen der unteren Instanzen, in der Schule und im Kommando der Nationalgarde die alleinige Geltung der rumänischen Sprache garantierte und ihnen volle nationale Gleichberechtigung zusicherte, erwirkte der ungarische Regierungsbevollmächtigte Dragosiu, ein magyarisierter Rumäne, von dem Rumänenführer Janku einen Waffenstillstand, der den Abschluß eines Friedensvertrages ermöglichen sollte. Ein Mißverständnis, nach rumänischer Lesart offener Verrat der Ungarn, vereitelte die Perfektionierung der angeknüpften Verhandlungen. Der Kommandant des zunächst stehenden ungarischen Truppenkörpers, Hatvany, griff ohne Rücksicht auf den Waffenstillstand die Rumänen an, wurde jedoch geschlagen, worauf die Rumänen den Gesandten Kossuths und alle Magyaren, deren sie habhaft werden konnten, ohne Erbarmen niedermetzelten [3]). Mag hier nun Verrat oder wirklich nur ein Mißverständnis im Spiele gewesen sein, jedenfalls waren die Ereignisse von Abrudbanya nicht danach angetan, die Nationalitäten Ungarns mit Vertrauen zu den versöhnlichen Absichten der ungarischen Regierung zu erfüllen.

Die ungarische Regierung hoffte nun das Mißtrauen der Nationalitäten zerstreuen zu können, indem sie Europa zum Zeugen ihrer redlichen Absichten machte und die Friedensverhandlungen gewissermaßen unter Kontrolle der Mächte entrierte. Mitte Juni richtete der Minister des Äußeren, Graf Kasimir Batthyanyi, ein Rundschreiben an die ungarischen Gesandten und die an der Grenze stehenden Militärkommandanten [4]), in dem erklärt wird, die ungarische Regierung sei gern bereit, mit den gegen Ungarn aufgereizten

[1]) Wertheimer a. a. O., Bd. I, S. 27.

[2]) Schlesinger a. a. O., S. 515 ff.

[3]) Die Romanen in Österreich, Bd. II, S. 23 ff. Vgl. auch Szedlak, Enthüllungen. S. 15.

[4]) Pulszky a. a. O., Bd. II, S. 396 ff

Völkerschaften und den diesen blutsverwandten Nationen Frieden zu schließen, wobei jedoch die Einheit des Staates, die Integrität des Staatsgebietes und die Suprematie des ungarischen Elementes die Grundlage einer jeden Versöhnung und eines jeden Bündnisses bilden müsse. Das Ergebnis aller Bemühungen war aber gleich Null. Der psychologische Moment für die Versöhnung, der zur Zeit der Erlassung der oktroyierten Verfassung gekommen, war verpaßt worden; es war unter den Nationalitäten nicht unbekannt geblieben, daß damals Kossuth mit dem ganzen Gewicht seiner Persönlichkeit gegen eine Versöhnung auf Grund nationaler Konzessionen eingetreten war, und unvergessen war die Schuld, welche die Ungarn den Nationalitäten gegenüber auf sich geladen hatten. In Siebenbürgen hatten die Szekler und die Honveds gehaust wie die Hunnen, auf ihren Mord- und Brandzügen hatten sie, die im Kampfe Gefallenen nicht mitgezählt, 4425 Männer, 340 Weiber und 69 Kinder ohne Urteil niedergemacht, im Banat hatten 467 Serben durch die magyarischen Standgerichte, unzählige ohne Gerichtsverfahren, den Tod gefunden [1]), in der Slowakei hatten die ungarischen Truppen ihren Weg durch Reihen von Galgen gekennzeichnet, an denen die Bauern wie die Sperlinge hingen [2]). Es war den Nationalitäten nicht zu verübeln, daß sie den Versicherungen der ungarischen Regierung, die im Banat, in Siebenbürgen und in der Slowakei ein an die schlimmsten Zeiten der französischen Revolution erinnerndes Schreckensregiment geführt hatte, keinen Glauben zu schenken vermochten. Dieser erste Ausgleichsversuch blieb ebenso wirkungslos wie später ein feierlicher Beschluß des ungarischen Reichstages, der die Anerkennung des gleichen Rechtes aller Nationalitäten aussprach und ein die nationale Gleichberechtigung fixierendes Gesetz in 17 Paragraphen promulgierte.

Die ungarische Regierung konnte sich nicht mehr darüber täuschen, daß es vergebliche Mühe sei, die Nationalitäten unter der Fahne der ungarischen Republik zu sammeln, daß die feierliche Verkündigung der versöhnlichen Absichten der ungarischen Regierung weiter keineswegs darnach angetan war, die Stimmung der Mächte der ungarischen Republik gegenüber zu verbessern. Die ersten Wochen des Bestandes der ungarischen Republik schlossen politisch mit einem gewaltigen Passivsaldo ab: auf die Anerkennung durch die Mächte war nicht zu rechnen, der ungarischen Regierung war von allen Kabinetten Europas deutlich zu verstehen gegeben worden, daß sie durch die Décheance jeden Anspruch und jede Hoffnung auf Unterstützung irgendwelcher Art verwirkt hatte. Die Brücken, die zu einer Versöhnung mit Österreich führten, waren abgebrochen worden, es blieb nur noch der Kampf übrig.

Ein Verzweiflungskampf, der angesichts des Einmarsches der Russen vollkommen aussichtslos war, und dessen Ziel kaum mehr sein konnte, als beim Unterliegen die Waffenehre der Honveds zu wahren.

(Ein vierter Artikel folgt.)

[1]) Friedjung a. a. O., Bd. I, S. 231 und 233.
[2]) Rogge a. a. O., Bd. I, S. 110.

Durch Persien nach Russisch-Turkestan.

Reisebriefe.

IX.

Gumbad-i-Kabus, den 30. April.

Die Eigenart der Turkmenensteppe läßt sich schwer mit ein paar Worten beschreiben. Von Astrabad kommend, durchschreitet man zunächst ein mit Granatapfelbüschen und Dornen bestandenes Hügelland, kommt dann in eine gänzlich versumpfte Ebene, die vom Karasu und weiter nördlich vom Gurgan durchflossen wird. Offenbar führte früher eine wichtige Verkehrsstraße hier entlang; denn in der Fluchtlinie der mit Ach und Krach passierbaren Karasubrücke erkennt man noch deutlich den schnurgeraden, hohen Straßendamm, der einmal hier durch den Sumpf führte, und am Gurgan stehen noch die Ruinen des alten Forts Ak-kaleh, ferner eine schöne Steinbrücke und ein Brückenkopf auf dem nördlichen Ufer. Die alten, längst mit Gras überwucherten Wälle des Forts sind sehr umfangreich, ca. 1000 m im Quadrat, bieten also Raum für eine ganze Stadt. Am nördlichen Rande dieses Vierecks steht ein neueres persisches Fort, das aber auch schon seit etwa zwanzig Jahren aufgegeben ist. Einige verrostete Vorderladerkanonen liegen noch in den zerfallenen Bastionen. Nördlich des Gurganflusses tritt man in das eigentliche Steppengebiet ein. Nach Norden und Osten, soweit das Auge reicht, ein wogendes Grasmeer; nach Westen nur noch ganz schwach sichtbar der blaue Wasserspiegel des Kaspischen Meeres; nach Süden die lange Linie der bewaldeten und schneebedeckten Berge. Die Steppe steht im üppigsten Blumenschmuck. Große, farbige Flecken unterbrechen die grüne Decke; teils bestehen sie aus Blumen auch bei uns heimischer Arten, wie Klatschrosen, Mohnblumen und Kamillen, aber auch viele unbekannte findet man; besonders schön ist eine dunkelviolette Kalla, deren Blüte samtartig schillert. Sie hat keinen Stengel, sondern sogar ein Teil des Blütenkelches steckt im Boden, und die knollenartige Wurzel reicht etwa 25 cm tief in die Erde. So hilft sich die wasserbedürftige Pflanze über den trockenen und heißen Sommer hinweg. Von der Fauna der Steppe habe ich nicht allzuviel gesehen. Raubvögel aller Größen kreisen in der Luft. Außerdem gibt es große Schwärme von Tauben und sehr viele Elstern und Mandelkrähen.

Nur ein einziges Mal sah ich ein Paar sehr kleiner Rebhühner. Im Boden sind zahlreiche Löcher von Füchsen, Stachelschweinen, Wieseln, Mäusen und Schlangen; große und kleine auffallend hochbeinige Eidechsen huschen überall über den Boden. Sehr zahlreich ist die Insektenwelt: Schmetterlinge, Käfer und zahllose Ameisen, kleine und ganz große mit sehr langen Beinen, fast wie Spinnen aussehend.

Das ist die Heimat der nomadisierenden Turkmenen, der Dschaf-Arbai (nördlich Astrabad), der Jamud (am Atreck), der Ak-Atabai (zwischen Astrabad und Gumbad-i-Kabus) und der Gocklahn (östlich Gumbad bis ins Gebirge hinein). Im Winter leben diese Stämme in ihren Winterquartieren an den beiden Hauptflüssen Gurgan und Atreck entlang; im Frühjahr, wenn infolge der Winterregen die Steppe grün wird, ziehen sie sich weit in die Steppe hinein, oder auch, falls sie Pferdezüchter sind, an den Fuß des Waldgebirges und in die Wälder. Wenn gegen Ende Juli alles Gras durch die glühende Sonne gelb gebrannt ist und das Wasser knapp wird, kehren sie wieder in die Nähe der Flußläufe zurück. Der Turkmene, soweit er nicht durch die Berührung mit den Persern in den Städten verdorben, ist eigentlich ein famoser Kerl. Gut beritten auf großen, schönen Pferden, bekleidet mit einem langen, bunten, nicht selten in Seide gewirkten Gewand, in dem um die Hüften gebundenen Schal ein silberbeschlagenes Dolchmesser, stets ein (meist russisches) Gewehr auf dem Rücken, auf dem Kopf eine riesige Schafpelzmütze, so ist er eine außerordentlich malerische Erscheinung. Sein Auftreten ist ungezwungen und selbstbewußt, denn er ist der Herr dieser Gegenden und sieht voll Verachtung auf den Perser herab. Noch bis vor wenigen Jahrzehnten waren diese Turkmenenhorden der Schrecken des iranischen Hochlandes. Die große Pilgerstraße nach Mesched, die auf der anderen Seite des Gebirges vorbeiführt, war fast stets von ihren Überfällen bedroht; aber nicht selten dehnten sie ihre Raubzüge viel weiter, bis nach Ispahan und Schiras, aus. Alle Versuche der persischen Regierung, sich diese unruhigen Elemente zu unterwerfen, haben stets mit einem kläglichen Fiasko geendet. Sogar der bedeutendste König neuerer Zeit, Nadir Schah, der Besieger der Russen, Türken und Afghanen, der Eroberer Delhis (1736), scheiterte an dieser Aufgabe. Erst der große Sieg, den Skobelew 1881 über die Tekinzen, den mächtigsten Turkmenenstamm, errang und der die dauernde Einverleibung des nördlichen Turkestans in das russische Reich zur Folge hatte, brach die Übermacht der Turkmenen. Die großen Raubzüge haben seitdem aufgehört, aber auch heute noch wagt sich ein persischer Gouverneur nur mit einer Bedeckung von 2—3000 Mann in das Turkmenenland. Seit sieben Jahren haben die persischen Turkmenen keine Steuern mehr gezahlt; vor zwei Jahren wurde einmal der mehrfach erwähnte Emir Azäm zum Einsammeln der ausstehenden Gelder hierher geschickt. Nach langem Hin- und Herverhandeln wurde verabredet, daß an einem bestimmten Tage alles Geld in Gumbad-i-Kabus bezahlt werden würde. Dort aber wurde der arme Emir Azäm statt mit den erhofften Geldsäcken mit zahlreichen Schüssen der zu Tausenden versammelten Turkmenen empfangen, so daß er schleunigst flüchten und mit leeren Händen

nach Teheran zurückkehren mußte. (Sein Ruhm als Feldherr ist dadurch weiter nicht geschmälert.) So die Darstellung der Perser. Wie die altera pars darüber denkt, davon später.

Die Wohnung des Turkmenen ist nie ein für dauerndes Verbleiben gebautes Haus, sondern immer nur das charakteristische, bienenkorbartige Zelt aus dickem Filz, das auf ein Gestell von Rohr und Holz gespannt ist (Oboh genannt). In der Mitte des Daches befindet sich ein rundes Loch zum Abziehen des Rauches, das sich nach Bedarf öffnen und schließen läßt. Das Dach ist außen sowohl wie innen meist ganz schwarz geräuchert. Drinnen ist es gar nicht so ungemütlich, wie man denken sollte: die porösen Wandungen sorgen für frische Luft, und auch mit der Reinlichkeit ist es keineswegs schlecht bestellt. Dicke, saubere Filzteppiche bedecken den Boden, an der Wand entlang ziehen sich die als Betten dienenden Holzpritschen, und zum Anlehnen gibt es große, rollenförmige Kissen. Sitzt man nach einem langen Ritt in Regen und Sturm im Kreise dieser Steppensöhne um das in der Mitte des Zeltes flackernde Feuer, so fühlt man sich ganz heimisch. Ich habe jetzt mehrfach in Turkmenenzelten geschlafen, habe aber nie, wie sonst im Orient, unter Ungeziefer zu leiden gehabt. Der Hausrat der Turkmenen ist — auch bei den Vornehmen — stets sehr einfach. Gabel und Löffel gibt es natürlich nicht, denn man ißt mit den Fingern. Ein paar Kochtöpfe, flache Schalen für Tee, Näpfe für Milch und Butter, das ist eigentlich alles. Nie aber fehlt der Samowar und eine eigentümlich geformte Kanne für warmes Wasser, das vor und nach dem Essen zum Waschen der Hände und beim Eintritt in das Zelt zum Waschen der Füße benutzt wird. Wir Europäer sind ja so unzivilisiert, daß wir letzteres nicht tun, sondern allen Schmutz der Straße in die Stube tragen. Ich versuche, mich wenigstens etwas in den Augen meiner Wirte zu rehabilitieren, indem ich beim Eintritt stets Pantoffeln anziehe. Die sprichwörtliche Gastlichkeit der Nomaden ist wahrlich keine Fabel. Man kann eigentlich kein Dorf durchschreiten, ohne von einem Bewohner dringend aufgefordert zu werden, abzusteigen und bei ihm Tee zu trinken. Da die Dörfer recht dünn gesät sind, stellt die Annahme dieser Gastfreundschaft keine zu hohen Ansprüche an den Reisenden, und man besitzt einen Gastfreund mehr, der unbedingt für seinen Gast eintritt. Ich sollte es eigentlich nicht berufen, aber ich habe den Eindruck, daß mir hier im Lande der Räuber nie auch nur ein Stück meiner Sachen gestohlen werden wird. Daß in der Nacht die draußen weidenden Pferde geraubt werden, die Gefahr liegt natürlich in diesem Lande, wo jeder ein Gelegenheitsräuber ist, immer vor. Aber bisher haben meine Wirte stets in rührender Sorge für das Eigentum ihres Gastes Posten ausgestellt, die die ganze Nacht, Gewehr in Arm, meine Pferde bewachten, und die zahlreichen großen Hunde, die wie Wölfe über jeden Fremden herfallen, schützen auch gegen ungebetenen Besuch. Leider bellen sie die ganze Nacht hindurch fast ununterbrochen, so daß man des dauernden Skandals wegen kaum schlafen kann. Nach Anschauung der Turkmenen ist aber *der* Hund der beste, der die größte Dauerleistung im Bellen vollbringen kann.

Einen ausgesprochenen Rassentypus habe ich bei den verschiedenen Stämmen nicht feststellen können. Die Mehrzahl hat wohl alle Merkmale der mongolischen Rasse, kurze untersetzte Figur, ganz kurzen, dicken Hals, heraustretende Backenknochen, geschlitzte Augen und spärlichen Bartwuchs. Daneben trifft man aber auch ganz charakteristische arische Gestalten, Langschädel mit großen Nasen und wallendem Bart. Diese Erscheinung erklärt sich leicht durch die jahrhundertelange Gewohnheit der Turkmenen, persische Frauen zu rauben. Hier überwiegt nämlich — ich glaube im Gegensatz zu allen anderen Völkern, mit Ausnahme der Tibetaner — das männliche Geschlecht. Deshalb muß der Turkmene sich seine Frau für teures Geld kaufen. Eine persische Frau ist verhältnismäßig billig, bis zu 500 Toman. Aber die Kinder dieser persischen Frauen werden nicht als völlig ebenbürtig angesehen. Deshalb darf ein vornehmer, auf seine alte Abstammung stolzer Turkmene nur ein reinblütiges turkmenisches Mädchen heiraten, und zahlt für ein solches bis zu 2000 Toman.

Nach dem Vorhergesagten könnte man vielleicht denken, daß es nichts Harmloseres und Angenehmeres geben kann, als das Reisen im Turkmenenland. Die Sache hat aber einen Haken. Alle die verschiedenen Stämme haben kleine Zwistigkeiten oder auch schwere Blutfehde miteinander, und außerdem hat fast jeder einzelne noch einige kleine Privaträubereien und Diebstähle auf dem Kerbholz, die es ihm geraten erscheinen lassen, diese oder jene Gegend zu meiden. Es hält daher außerordentlich schwer, Packpferde für eine Reise in dieser Richtung zu bekommen. Für die ganze Strecke Astrabad-Bujnurd zu mieten ist überhaupt ausgeschlossen. Weiter als zwei Tagereisen wagt sich kein Mensch. Man reist daher direkt ins Blaue hinein und muß es seinem guten Glück überlassen, ob es am Abend beim Eintreffen in irgendeinem Dorf gelingt, für Geld und gute Worte Packtiere für den nächsten Tag zu bekommen. Diese Ungewißheit trägt nicht dazu bei, das Reisen angenehmer zu machen.

Das ganze große Gebiet des persischen Turkestans, im Süden durch das Randgebirge des iranischen Hochplateaus, im Westen durch das kaspische Meer, im Norden durch die russische Grenze, im Osten durch die Ebenen von Harrar und Samalgan begrenzt, wird jetzt — nach Schätzungen — nur von etwa 40000 Menschen bewohnt. Es hat einst andere Zeiten gesehen, denn es dürfte wenige Gegenden auf der Erde geben, die so dicht besät sind mit Ruinen, die zum Teil auf großen Reichtum und hohe Kultur schließen lassen. Das merkwürdigste dieser Bauwerke ist ohne Zweifel der Aefra-Siab, auch Kizil-Alläng und Saad-i-Sikander genannt, eine gewaltige Befestigungsanlage, die — ähnlich wie die chinesische Mauer — vom kaspischen Meer am nördlichen Gurganufer entlang läuft und angeblich früher bis zum Amu Darya führte. Die Befestigung bestand, wie man aus den Überresten deutlich erkennen kann, aus zwei Mauern, zwei Gräben und einer Art Glacis auf der Nordseite.

Alle halbe Stunde etwa oder an den Stellen, wo früher einmal Flüsse aus der Steppe in den Gurgan flossen (jetzt sind diese längst ausgetrocknet),

trifft man auf ein viereckiges Fort von 130—200 Schritt im Quadrat. Hinter dieser ersten Linie deuten große Schutthügel, die in ziemlich regelmäßigen Abständen am Gurgan oder seinem ehemaligen Lauf entlang liegen, eine zweite Befestigungslinie an. Unter der dünnen Rasendecke der Wälle stößt man stets sofort auf Mauerwerk, und überall liegen noch Ziegelsteine — etwa dreimal so groß wie unser Format — umher. Es handelt sich also um eine ganz gewaltige Anlage: Gemauerte Befestigungen von 124 Schritt Breite durch zahlreiche Forts verstärkt. Welche Riesenarbeit steckt darin! Nur ein großer, geordneter Kulturstaat konnte die Mittel und die Menschenkräfte für ein solches Unternehmen aufbringen. Der Volksmund schreibt die Anlage — wie der Name Saad-i-Sikander sagt — Alexander dem Großen zu oder auch einem sagenhaften König Afra von Samarkand. Alexander kommt als Erbauer natürlich nicht in Frage; er fand vielmehr das lange vor seinem Eroberzug in prähistorischer Zeit entstandene Werk schon in Ruinen vor. Auch ein König von Samarkand dürfte kaum ein Interesse an der Herstellung einer Befestigung in dieser Gegend gehabt haben. Seit den Anfängen der Geschichte kann man die charakteristische, stets wiederkehrende Erscheinung beobachten, daß in ganz Asien der kultivierte Süden periodisch von den Nomadenstämmen des Nordens heimgesucht wird. Um sich gegen diese Überfälle zu schützen, baute man im Osten die chinesische Mauer und hier auf der uralten Grenze zwischen Iran und Turan den Kizil-Uäng. Als die Achämenidenkönige die Grenzen ihres Reiches weit nach Turan vorschoben und dort die Provinz Baktrien gründeten, verfiel die nun überflüssig gewordene Befestigung, und die Parther, deren Reiterschwärmen die kurzlebigen nachalexandrinischen Reiche dieser Gegend zum Opfer fielen, verlegten ihren Schwerpunkt ins Gurgantal. Für sie war also dieser Grenzschutz wertlos. Unter der Herrschaft der Parther, als deren Hauptstadt Gurgan hier im Tale und die Felsenfestung Dareion auf den angrenzenden Bergen lag, muß die Turkmenensteppe eine Zeit hoher Blüte durchgemacht haben. Aus dieser Zeit werden wohl viele der Straßendämme, Kanäle und Bewässerungsgräben stammen, deren Spuren man überall in der Steppe begegnet. Als die Sassaniden die Partherherrschaft vernichteten und das alte persische Reich wiederherstellten, da entstand am Gurgan wieder die natürliche Grenze zwischen Iran und Turan. Daher stellte Kosru Anoschirwan den verfallenen Grenzwall wieder her (ca. 250 n. Chr.). Unter seldschuckischen Herrschern sah dann das Gurgantal um die Wende des Jahrtausends eine neue Blütezeit: 1008 n. Chr. entstand der gewaltige Turm Gumbad-i-Kabus, das Grabmal eines grausamen, aber im Liede (Kabus-Nameh) gefeierten Herrschers. Im Anfang des 13. Jahrhunderts brachen wilde Mongolenschwärme unter Dschingis-Khans Söhnen, Dschudschi und Dschigitai, in das blühende Land ein und verwandelten es durch ruch- und sinnlose Zerstörung in eine Einöde. Seit dieser Zeit liegt dieses weite Land, das eines der reichsten und fruchtbarsten der Erde sein könnte, wüst. Die Mauern der zerstörten Städte verschwanden allmählich unter Gras und Dornen, das kunstvolle Bewässerungssystem verfiel, so daß die Ebene zur Hälfte zur wasserarmen Steppe, zur Hälfte zum Sumpf wurde, dessen Fieber-

hauch jetzt das Land verpestet. Schlecht gepflegte Felder bedecken kaum den fünfzigsten Teil des verfügbaren Bodens, über den Rest schweifen die großen Herden von Kamelen, Pferden und Vieh, die den Reichtum des Turkmenen ausmachen.

X.

Am ersten Tage waren es nur die zahlreichen Schutthügel oder die unnatürlich großen Silhouetten von Kamelen, die die gänzlich ebene Horizontlinie der Steppe im Norden und Osten unterbrachen. Am zweiten Tage tauchten im Nordosten rote flache Hügel auf, die, durch Luftspiegelung über den Horizont gehoben, in einem See zu schwimmen schienen. Es waren die wasserlosen, vegetationslosen Sanddünen, die hier den Atreck begleiten. Früher diente das Wasser des Atreck zur Berieselung der Steppe südlich des Flusses. Seitdem der Fluß in seinem Unterlauf die russisch-persische Grenze bildet, haben die Russen (vor sechzehn Jahren) in einem Tal weiter oberhalb das Wasser durch einen Staudamm aufgefangen. Kaum ein Tropfen erreicht mehr das Kaspische Meer, sondern alles dient zur Bewässerung des nördlich des Flusses liegenden russischen Landes. Bewässertes Land bringt 200 Rubel pro Hektar und Jahr auf dem fruchtbaren Boden Turkestans. Man kann daher wohl verstehen, daß Rußland dem verwahrlosten Persien gegenüber seinen Vorteil wahrnimmt. — Im Osten steigen allmählich blaue Bergketten auf, die Berge, aus denen der Gurgan und der Atreck entspringen, und hinter denen das Hochplateau Chorassans beginnt. Um Mittag kann ich durchs Glas den Gumbad-i-Kabus, das Wahrzeichen dieser Gegend, erkennen, aber bis 1/2 7 Uhr abends muß ich noch am alten Alexanderwall entlang reiten, bis der Weg nach rechts abbiegt, um über eine Brücke zu dem am Südufer des Gurgans liegenden Gumbad zu gelangen. Über eine Brücke, — ja in Persien ist eben eine Brücke keine Brücke. Diese hier bestand aus Holz oder vielmehr hatte einmal bestanden. Das Hochwasser des Winters hatte sie schräg auf die Seite geneigt, so daß sie tief zwischen die hohen Lehmufer des Flusses hinuntergesunken war. Wagen konnten überhaupt nicht passieren, und für Fußgänger und gar Pferde war es ein gefährliches Unternehmen, die schlüpfrigen Ufer hinab und über große Spalten und wackelige, zerbrochene Bretter hinüberzuturnen.

Drüben von den Häusern Gumbads her erscholl lauter, mehrstimmiger Gesang und dann eine Art wilden Geheuls. Den Gesang erkannte ich sofort, es war das allabendliche Gebet der russischen Kosaken für den Kaiser, das Geheul bedeutete — wie ich nachträglich erfuhr — dasselbe ins Turkmenische übersetzt. Daß in Gumbad ein russischer Konsularagent stationiert war, wußte ich zwar und hatte schon von weitem die russische Flagge auf einem hübschen, villenartigen Holzhaus erkannt. Von den 60 Kosaken und 300 russischen Turkmenen, die ich hier vorfand, hatte ich aber nichts gewußt. Die Turkmenen rückten gerade nach einer Übung (wegen der Hitze des Tages ist morgens und abends Dienst) ein. Da es kein anderes Unterkommen in Gumbad gab, schickte ich dem Obersten der Turkmenen meine Karte. Fünf Minuten später

saß ich im Kasino der russischen Offiziere und konnte meinen brennenden Durst stillen, leider nur mit Alkohol, denn Mineralwasser gab es nicht, und das wie Kaffee aussehende Gurganwasser ist weder appetitlich noch gesund. — Die Turkmenentruppe ist erst kürzlich aus den im Jahre 1881 unterworfenen Tekinzen (Tekke-Turkmenen) gebildet und besteht zurzeit aus nur zwei Eskadrons. Kommandeur ist zurzeit ein Generalstabsoberst namens Hagondokoff, ein sehr liebenswürdiger, interessanter und scheinbar sehr tüchtiger Offizier. Er war im russisch-japanischen Kriege Stabschef bei Mischtschenko. Das gab natürlich schon genügend Anknüpfungspunkte für die Unterhaltung. Sein Offizierkorps war etwas bunt zusammengesetzt. Scheinbar waren Leute aus allen Teilen des russischen Reiches hierher verschlagen. Das merkwürdigste aber war, daß ein Sohn des Tekinzenhäuptlings, der seinerzeit bei Geok-Tepe so tapfer gegen Skobelew gefochten hatte, Chef der einen Schwadron war, während ein Neffe desselben Häuptlings als Leutnant in der anderen Schwadron diente. Der Rittmeister war sogar, obgleich damals nur ein Knabe, im Kriege verwundet worden und konnte sich noch genau des großen Sturmes auf Geok-Tepe, der den Krieg mit einem Schlag beendete, entsinnen. Beide Turkmenenoffiziere sind scheinbar überzeugte, treue Untertanen des Zaren geworden und nehmen dienstlich und gesellschaftlich genau dieselbe Stellung ein wie ihre russischen Kameraden. Während die Engländer in Indien bekanntlich mit strengster Konsequenz die Kluft zwischen der herrschenden und der besiegten Rasse offen halten, arbeitet also die russische Kolonialpolitik offenbar bewußt und energisch an der Überbrückung dieser Kluft. Im Kaukasus, der ja auch nur eine russische Kolonie ist, hat diese Politik schon gute Erfolge gehabt; erzählte mir doch Oberst Hagondokoff selbst, er sei grusinischer Abstammung, und sein eigener Vater sei noch Mohammedaner gewesen. Hier war es also gelungen, schon die zweite Generation gänzlich zu russifizieren. Ich habe den Eindruck, daß dieser Auffaugungsprozeß unter den Turkmenen ebenso glatt vonstatten gehen wird wie unter den Kaukasusvölkern, ja vielleicht noch schneller, da die Turkmenen in religiöser Beziehung sehr indifferent sind und es unter ihnen keine Mullahs gibt, die religiösen Fanatismus und panislamitische Ideen in ihnen wecken könnten. Das Soldatenmaterial der beiden Turkmenenschwadronen ist ein ganz ausgezeichnetes. Man sieht nur große kräftige Gestalten, die die einfache schwarze, im Schnitt der Nationaltracht ähnliche Uniform sehr gut kleidet. Die ganze Truppe besteht ausschließlich aus Freiwilligen. Jeder muß beim Diensteintritt ein gutes Pferd mitbringen und erhält nur 30 Rubel monatliche Löhnung. Dafür muß er sein Pferd selbst füttern und seinen eigenen Unterhalt bestreiten. Er muß also stets aus seiner eigenen Tasche zusetzen. Trotzdem ist der Andrang von Freiwilligen so groß, daß man nur gut gewachsene und gut berittene Leute annimmt. —

Am Morgen nach meiner Ankunft in Gumbad hatte ich Gelegenheit, das Exerzieren der Turkmenen zu sehen. Der Exerzierplatz war die grüne, wogende Grassteppe, die sich schrankenlos nach allen Seiten dehnt. Die Seitenrichtung der Truppe war wohl nicht so sauber, die Bewegungen nicht so

exakt, wie man es bei guten deutschen Schwadronen gewohnt ist, aber die Manövrierfähigkeit entsprach durchaus unseren Anforderungen. Aufmärsche im „Stärker", Umkehrtschwenkungen im Galopp klappten recht gut. Die Pferde gingen ruhig und waren vollkommen in der Hand ihrer Reiter, was um so anerkennenswerter ist, als alle Pferde Hengste sind. Allerdings hielt sich der Wachtmeister mit einer langen Fahrpeitsche bewaffnet stets hinter der Front auf, um sofort einzugreifen, wenn ein Hengst einmal nicht ins Glied gehen wollte. Nach den Exerzierbewegungen wurde die „Lawa" gezeigt, d. h. eine Schwadron attackierte in geschlossener Formation gegen die andere. Während des Anreitens wurde von der Lawa ein regelrechtes Schnellfeuer gegen die geschlossene Schwadron unterhalten. Als diese dann zum Attackengalopp überging, zog sich der aufgelöste Reiterhaufen blitzschnell nach beiden Seiten auseinander, ließ dadurch die Schwadron einen Luftstoß machen und attackierte gegen Flanke und Rücken des Gegners. Dieses Manöver sollte die Vorteile der Lawa über die geschlossene Formation veranschaulichen. Zum Schluß des ganzen Exerzierens kam ein Frontgalopp über nicht weniger als 8 km mit anschließender Attacke. Nach dieser kolossalen Leistung waren die Pferde, obgleich schaumig und etwas außer Atem, keineswegs müde, denn die ganze Truppe kehrte nach einer kurzen Ruhepause — die Sänger an der Spitze — in vollem Galopp ins Lager zurück. Man hatte mich auf einem schönen, großen Fuchs beritten gemacht, auf dem ich das ganze Exerzieren mitgeritten hatte, und auch diesem war keine Spur von Müdigkeit anzumerken. Der Oberst erzählte mir nachher, daß er die 420 Werst von Gumbad bis Aschkabad einmal mit einer Patrouille in drei Tagen und sechs Stunden zurückgelegt habe, eine Distanzleistung, die in Anbetracht des gebirgigen Geländes und der sehr schlechten Wege doppelt bemerkenswert ist. Wenn man dann noch bedenkt, daß das turkmenische Pferd niemals in einen Stall kommt, auch nicht in den kältesten Wintermonaten oder in der Julihitze, wenn Temperaturen von $+65^{\circ}$ vorkommen, und daß es gewohnt ist, sich oft genug sein Futter in den spärlich bewachsenen Bergen selbst zu suchen, so wird man zugeben, daß ein idealeres Soldaten- und Kampagnepferd sich kaum denken läßt.

Am Nachmittag brach ein furchtbares Gewitter los, das den ganzen Ort unter Wasser setzte. Alles saß deshalb im Offizierkasino zusammen, und mir war ordentlich wohl zumut in dem Gedanken, dieses Mal durch ein regendichtes Dach geschützt zu sein, als plötzlich die Meldung eintraf, ein Turkmene sei im Fluß verunglückt. Sofort stürzte alles hinaus, jeder setzte sich auf eins der draußen angepflockten Pferde, und wir ritten im Galopp zu der etwa zehn Minuten entfernten Unfallstelle. Der Fluß floß hier zwischen 8—10 m hohen, senkrecht abstürzenden Lehmufern entlang. Der verunglückte Turkmene hatte weiter oberhalb an einer flachen Stelle sein Pferd in den Fluß geritten, war dabei in eine tiefe Stelle geraten und von der Strömung fortgerissen worden. Als wir eintrafen, sahen wir, wie das Pferd den Fluß heruntergetrieben wurde und vergebliche Anstrengungen machte, an den steilen Ufern aufs Trockene zu kommen. Von dem Mann war keine Spur zu erblicken. Etwa ein Dutzend Leute schwammen im Fluß herum und tauchten

an verschiedenen Stellen. Aber das Wasser war so trübe und undurchsichtig, daß weder sie noch die zahlreichen Beobachter am Ufer etwas finden konnten. Nur die Mütze des Verunglückten sah man den Fluß herabtreiben. So wurde es denn bald zur traurigen Gewißheit, daß der arme Kerl, der obendrein, wie alle Steppenturkmenen, nicht schwimmen konnte, ertrunken war. Inzwischen waren seine Angehörigen an der Unglücksstelle erschienen, und seine Witwe begann mit weithin schallender Stimme ihre Totenklage. Immer von neuem wiederholte sie mit ausgebreiteten Armen denselben bald dumpf, bald gellend hervorgestoßenen Ton, der etwa wie „Why, why“ klang, ab und zu machte sie Miene, dem Ertrunkenen in den Fluß nachzustürzen, während ihre Kinder sich heulend und schreiend an ihre Röcke klammerten und sie zurückzuziehen suchten. Die ganze Szene hatte etwas Schauerliches und Trostloses, so daß ich schließlich froh war, als alles nach Hause zurückkehrte. Helfen konnte man ja doch nicht mehr; man konnte nur hoffen, beim Absuchen der Ufer die Leiche zu finden. Aber die ganze Nacht hindurch drang noch dasselbe eintönige Klagegeheul von den Turkmenenzelten zu uns herüber.

Am nächsten Tage fiel der Dienst für die Turkmenen aus. Deshalb hatte der Oberst eine Fasanenjagd in der Steppe arrangiert. Der Hitze wegen brachen wir schon um vier Uhr morgens in tiefster Dunkelheit auf, ritten im Morgengrauen durch die gespenstig dreinschauenden Ruinen der alten Partherhauptstadt Jurjan, kreuzten zwei Nebenflüsse des Gurgan, den einen auf einer — wie immer — lebensgefährlichen Brücke, den anderen an einer Furt, wo das Wasser bis an die Sättel der Pferde ging. Dann waren wir mittendrin in der weiten, grünen Steppe. Nur fern im Süden am Fuße des Gebirges erschienen — im Morgengrauen —, kaum sichtbar, die kleinen Gehölze und Baumgruppen, die unser Jagdrevier bildeten. Ein halbstündiger Galopp brachte uns schnell zu unserem Ziele. Ich kann mich aus meinem ganzen Leben keines genußreicheren Rittes erinnern, als hier auf dem wundervollen Turkmenenfuchs, der im langen, ruhigen Stride durch dieses schrankenlose Grasmeer dahineilte. Die kühle Morgenluft pfiff uns um die Ohren, von den Gräsern sprühten die Regentropfen des nächtlichen Gewitters, und die am wolkenlosen Himmel emporsteigende Sonne vergoldete die endlose Schneekette vor uns, leuchtete auf die steilen Wände der alten Felsenfestung Kale-Maran und verwandelte mit einem Schlage die taufeuchte Steppe in ein Meer von glitzernden Diamanten. Der Oberst legte ein kolossales Tempo vor, so daß wir schließlich in einen richtigen Renngalopp hineinkamen. Eine große Kuhherde, die in der Steppe weidete, riß beim Heranbrausen der wilden Jagd in voller Flucht aus. Da sie aber gerade unsere Richtung einschlug, so kamen wir gleichzeitig mit den wie toll herumrasenden Kühen und empfangen von lautem Geheul zahlreicher Hunde in einem Turkmenendorf an. Ich glaubte, die Dorfinsassen würden über diesen Überfall nicht gerade erbaut sein, besonders da die geschlossen heranbrausende Kuhherde fast die leichten Filzzelte in Grund und Boden getrampelt hätten. Als man aber die Turkmenen in unserem Gefolge sah, war man sofort die Freundlichkeit selbst und lud uns zum Bleiben ein. Da das Dorf nahe am Fuß der Berge lag,

paßte uns das sehr gut. Die Pferde wurden angepflockt, Feuer angemacht, und schnell war das unvermeidliche Getränk der Turkmenen, grüner Tee, fertig. Inzwischen trafen auch — lange Zeit nach unserer Ankunft — zwei Kosakenoffiziere ein, die ebenfalls zur Jagdgesellschaft gehörten. Sie hatten auf ihren Kosakenpferden unser Tempo auch nicht annähernd halten können. Jetzt bei vollem Tageslicht bekam ich diese Tiere erst richtig zu Gesicht: Kleine, struppige Pferdchen mit zu großen plumpen Köpfen, langen, flachen Rücken, eckigen Hüften, unedlen buschigen Mähnen und Schwänzen. Im Trabe haben sie eine unangenehme stoßende Knieaktion, und im Galopp kommen sie kaum von der Stelle. Sie sollen sehr ausdauernd und genügsam sein; aber diese Vorzüge sieht man ihnen von außen nicht an. Die Reiter waren ihrer Pferde würdig. In ihren wenig sauberen, geflickten Uniformkitteln, die abgeschabte, schiefgewordene Lammfellmütze auf dem Kopf, das ganze Gesicht in einem zottigen Schnurrbart begraben, so erinnerten sie lebhaft an die Gestalten, die Tolstoi in seinen Kaukasusnovellen beschreibt. Wäre ich einem dieser Herren unvermutet allein begegnet, so hätte ich, wohl stets unwillkürlich, einmal nach der rechten Hüfte gefühlt, um mich zu überzeugen, ob meine Browning noch an ihrem Platze wäre. Einem dieser beiden Offiziere wurde ich nun zugeteilt, da er über den besten Hühnerhund verfügte. Ein besseres Gelände für Fasanen läßt sich kaum denken als diese riesigen, wasserreichen Grasebenen, die überall von Schilfpartien, Dorngestrüpp, größeren Büschen und kleinen Gehölzen unterbrochen sind; offenbar war auch viel Wild da, denn der Hund markierte sehr häufig; aber die Fasane waren fast nie zum Aufstehen zu bewegen, sondern drückten sich augenscheinlich immer in die dichten Dornenhecken, wohin weder Hund noch Mensch ihnen folgen konnte. Ich kam daher sehr selten zu Schuß und schoß in vier Stunden nur einen Fasan, zwei Wachteln und ein großes Talrebhuhn, mein Begleiter einen Fasan. Der immer unerträglicher werdenden Hitze wegen kehrten wir darauf zum Turkmenendorf zurück, wo sich nach und nach die anderen Jagdteilnehmer, meist mit gänzlich leeren Händen, einfanden. Zu meiner Freude fand ich kalten Tee mit Zitronensaft vor. Bei der Gluthitze wäre ich gar nicht imstande gewesen, Alkohol zu trinken. Die Kosakenoffiziere ergriffen dagegen die Wutkiflasche und schlürften dieses durststillende Getränk wassergläserweise hinunter. Hätte ich es nicht mit eigenen Augen gesehen, so hätte ich das nicht für möglich gehalten. Nachdem die erste Mittagshitze vorbei war, setzten wir die Jagd fort, und es gelang mir, noch drei Fasane und ein Rebhuhn zu schießen, womit ich bei weitem Jagdkönig war. Rekordstrecken lassen sich also hier nicht erzielen. Bei einiger Pflege müßte sich in diesem idealen Revier und bei den günstigen klimatischen Verhältnissen eine wundervolle Niederjagd heranziehen lassen. Wahrscheinlich richtet das zahlreiche Raubzeug, das im Winter von den Bergen herab in die Ebene kommt, große Verheerungen unter dem Niederwild an. Sonst müßte dieses menschenarme Gebiet von Fasanen und Hasen geradezu wimmeln. Ich vertröste mich mit diesem Ausblick wieder auf die bald zu erwartenden Millionäre. Wenn allerdings Rußland nicht alle Türen hermetisch verschlossen hielte, so könnte

es auch manchen anderen, der über weniger Mittel verfügt, reizen, ein Stück dieses herrenlosen Landes in Besitz zu nehmen und ein Leben à la Wild-West zu beginnen. Bei Beginn der Dämmerung wurde die Jagd abgebrochen, und in demselben flotten Tempo ging es nach Gumbad-i-Kabus zurück.

Noch ein paar Worte über den Ort selbst. Ausgedehnte Ruinen wie bei Gurgan fehlen hier. Nur auf dem jetzt von den russischen Truppen eingenommenen Hügel sind die Reste eines alten Wallgrabens zu finden. Um so merkwürdiger nimmt sich der alte Turm, der Gumbad, in seiner modernen Umgebung aus. Schön kann man das ganze Bauwerk nicht nennen. Es ist ein ziemlich plumper Koloß von ca. 70 m Höhe und nicht weniger als 55 m Umfang an seiner Basis, der mit einem schmucklosen, spitz zulaufenden Dach gekrönt ist. Da die Bevölkerung den Turm als eine Art Steinbruch ansieht und an seinem Fuß große Stücke des Mauerwerks herausgebrochen hat, so gleicht der Bau von weitem einer großen Windmühle ohne Flügel. Schon auf 50 km Entfernung ragt er als Wahrzeichen der Gegend über die flache Ebene empor, aber erst wenn man unmittelbar davorsteht, gewinnt man eine Vorstellung von den gewaltigen Proportionen. Im Innern des Turmes ist ein ununterbrochener großer fensterloser Hohlraum, der bis unter das Dach reicht. Irgendeine Treppe zum Ersteigen des Baues scheint nicht vorhanden gewesen zu sein. Die Mauern waren an der Basis ursprünglich etwa 4 m stark, aber durch die erwähnten Zerstörungen ist stellenweise, besonders an der Eingangstür, so viel Material entfernt worden, daß man kaum begreift, wie der dünne Rest dem ungeheuren Druck der darauf lastenden Masse gewachsen ist. Die auf den Außenwänden des Turmes in kufischen Buchstaben angebrachten Inschriften sind leider so stark beschädigt, daß sie nur zum Teil entziffert werden konnten. Der Turm wurde im Jahre 1008 n. Chr. von einem Fürsten Kabus, Sohn des Waschnagir aus der Ziyarid-Dynastie (Seldschucken) fertiggestellt. Er war ein grausamer und despotischer Herrscher, wurde aber trotzdem in einem in Persien sehr bekannten Heldengedicht, der Kabus-Nameh, gefeiert.

Am folgenden Tage beabsichtigte Oberst Hagondokoff mit dem Turkmenenleutnant nach Aschkabad zurückzukehren. Da mein Weg auf eine Strecke von 30 km in derselben Richtung führte, leistete ich natürlich mit Freuden der Aufforderung des Obersten, mich ihnen anzuschließen, Folge.

Als wir am Morgen des 1. Mai starten wollten, war die oben beschriebene Brücke über den Gurgan gänzlich eingestürzt, glücklicherweise ohne daß jemand ums Leben gekommen war. Die braven Turkmenen zogen aber geschickt ein Tau über den Fluß, und an diesem wurde alles, Pferde schwimmend, Menschen und Gepäck auf einem Floß, über den reißenden Fluß gezogen.

Die Genügsamkeit der russischen Offiziere habe ich wirklich bewundert. Wenn bei uns ein höherer Offizier ins Manöver oder nur auf einen Übungsritt geht, so kann man meistens einen bedenklich hochbeladenen Stabspackwagen seinen Spuren folgen sehen. Hier genügte je ein ganz leicht bepacktes Handpferd, das stets unmittelbar in jedem Tempo folgte, um alle Bedürfnisse für

eine viertägige Reise durch wasser- und menschenarme Gegenden zu tragen. Die Russen reisten mit ihrer kleinen Kavalkade — selbst ohne Schußwaffen — gänzlich sorglos durch das persische Turkmenenland. Sie meinten, die Turkmenen wüßten, daß es beim ersten Angriff auf eine russische Truppe mit ihrer Selbständigkeit vorbei wäre; sie würden sich daher nie an einem russischen Offizier vergreifen. Dieses Vertrauen auf den Schrecken des russischen Namens mag wohl berechtigt sein. Auch mir ist das ohne Zweifel zugute gekommen. Der turkmenische Nachrichtendienst arbeitet gut. Obgleich ich niemanden in meine Pläne eingeweiht hatte, war man im ganzen Gurgantal schon genau über meine Person, die Zahl meiner Begleiter und sonstige Einzelheiten orientiert. Aber doch komische Zustände! Fremde Offiziere und Vergnügungsreisende können ruhig allein im Lande spazieren reiten, während ein Beamter der eigenen Regierung sich nicht hineinwagen darf ohne eine Bedeckung von Tausenden von Soldaten.

Unser Weg führte wieder am Kizil-Ulang entlang. Zu unserem Erstaunen sahen wir auf einer turkmenischen Begräbnisstätte einen alten moosbewachsenen Grabstein in der deutlichen Form eines Kreuzes. Auf der einen Seite waren noch die Reste einer jetzt unleserlichen Inschrift zu sehen, auf der anderen Seite standen — offenbar später eingekratzt — in arabischen Lettern die Worte: „Es ist kein Gott außer Allah und Mohammed ist sein Prophet.“ Wir glaubten schon eine alte christliche Begräbnisstätte in diesem Lande der alten Ruinen entdeckt zu haben. Ich sah aber später noch mehrfach solche Steine und erfuhr auf Nachfragen, daß die Jamudturkmenen sie auf ihre Gräber setzen. Bei der sonst üblichen unglaublichen Verwahrlosung aller mohammedanischen Begräbnisstätten immerhin eine auffallende Sitte. — Ein flotter Ritt mit vielen längeren Galopprepriſen brachte uns nach vier Stunden an einen Nebenfluß des Gurgan. Eine große Kamelskarawane lagerte dort im Grase, und gleichzeitig mit uns traf von der anderen Seite ein vornehmer Turkmene mit Frau Gemahlin und Gefolge ein. Unsere Turkmenen hatten im Umsehen ein Lager errichtet. Pferdedecken bildeten den Teppich, und aus den Filzmänteln und Gewehren wurde darüber ein Zelt konstruiert, das angenehmen Schatten gegen die glühenden Sonnenstrahlen bot. Gestrüpp und Kameldung dienten als Brennmaterial; bald war Tee gekocht und ein Frühstück aus Brot, Eiern, Fasanen und trockenen Früchten bestehend ausgebreitet, dazu guter kaukasischer Wein. So feierten wir unseren Abschied. Eine von den zwei letzten Weinflaschen wurde mir noch trotz meines Sträubens aufgedrängt; dann sagten wir uns auf Wiedersehen in Aschkabad, und der Oberst ritt mit seiner Kavalkade, links dem Tal des Sari-Su zu, ich nach rechts, wo die Gurganberge schon nahe vor mir lagen. Ich verbrachte die Nacht in einem kleinen Dorf der Goklahn-Turkmenen, wie immer von den Vornehmsten im Dorfe freundlich aufgenommen. Am Abend waren große Verhandlungen zwischen meinem von Gumbad mitgenommenen Führer und den Dorfinsassen. Als Resultat wurde mir unterbreitet, im ganzen Gurgangebiet wäre großer „Schuluk“, ob ich nicht lieber am Sari-Su entlang nach Budjnurd reisen wolle. Diesen gänzlich uninteressanten Weg durch öde Sand- und Stein-

hügel zu gehen, dazu hatte ich nun gar keine Lust. Ich vertraute auf meine durch meine russischen Beziehungen garantierte Unantastbarkeit und erklärte, es bliebe beim Gurgantal. Mein Führer war auch ganz bereit zu gehen, aber mit den Karawanenleuten hatten wir den nächsten Morgen die größten Schwierigkeiten, ehe wir die Kolonne in Marsch bekamen. Später entdeckte ich, daß der Führer mir doch einen Streich gespielt hatte, indem er das südliche Haupttal, den Dehane-e-Gurgan, in dessen oberem Teil die gute Jagd ist, stillschweigend vermieden und mich statt dessen in ein nördliches Paralleltal, das auch Gurgan heißt, geführt hatte. Ich verzieh ihm diesen kleinen Betrug, da ich dadurch Gelegenheit fand, ein größeres, bisher unbekanntes Stück des Kizil-Alläng in meine Karte einzuzeichnen und ein meines Wissens noch nicht kartographiertes Tal zu besuchen.

Zunächst ging's wieder am Kizil-Alläng entlang, der beim Eintritt in die Berge von einem größeren Fort gekrönt ist. Von dort zieht er sich nur noch undeutlich sichtbar — einen steilen Rücken hinauf und soll nach Aussage der Einwohner bald oben auf dem Kamm endigen. Da ich mich nicht von der Karawane trennen durfte, mußte ich ihn hier verlassen. Vielleicht kann später in ruhigeren Zeiten einmal ein Fußgänger den weiteren Verlauf des Walles feststellen. Der Weg führte nun in ein schönes breites Tal, das unten in der Nähe der Dörfer leidlich angebaut war. Nur hoch oben waren die Berge dünn mit Wald bestanden, alles andere Land war hoch mit üppigem Gras und Blumen bedeckt, dazwischen blühende Dornensträucher und Granatbüsche. Mein turkmenischer Führer war offenbar musikalisch veranlagt. Er besaß ein ganzes Repertoir von Liedern, die meist vom Krieg mit Russen und Persern, von Frauenraub und ähnlichen Beschäftigungen handelten und im lebhaften Rhythmus mit wilden Zwischenrufen vorgetragen wurden. Alsdann kam eine schwermütige Weise, von dem schönen Turkmenenprinzen Murad, der von dem bösen Gouverneur von Bujnurd hinterlistig gefangen genommen und ermordet worden war. Wie sehr aus dem Leben gegriffen dies Lied war, das sollten wir leider nur zu bald erfahren. Ein alter Turkmene gesellte sich zu uns und fragte mich über Zweck und Richtung meiner Reise aus. Als ich ihm darauf ein paar Komplimente über sein schönes Land sagte, meinte er: „Ja, das Land wäre wohl schön, wenn nur die Regierung nicht so schlecht wäre." Da kam es denn heraus. Der Gouverneur eines kleinen persischen Bezirks Nardin hatte einundzwanzig vornehme Goklahn-Turkmenen in sein Haus eingeladen und bei dieser Gelegenheit alle gefangen genommen und niedergemetzelt. Genaues wußte der Alte noch nicht, aber fast alle waffenfähigen Goklahns hatten sich am Dehane-e-Gurgan versammelt, um zu beschließen, was man gegen diese Greueltat unternehmen solle. Darum also hatte mein Führer so ängstlich diesen Weg gemieden. Weiterhin talaufwärts trafen wir noch hier und da auf bewaffnete Reiter, die scheinbar alle dem erwähnten Sammelplatz zuströmten. Um Mittag begann es heftig zu regnen. Bis auf die Haut durchnäßt kamen wir in einem Dorf Garreh-Jesser an. Hier war man zunächst sehr mißtrauisch, nötigte mich aber nach einigem Hin und Her in den Obch (Filzzelt) eines vornehmen Ischans (turk-

menisch für Mullah). Damit war ich geborgen, denn dem Turkmenen ist das Gastrecht heilig. Der Ischan war nach einem anderen Dorf geritten, um genaue Nachrichten über Nardin einzuziehen. Sein etwa sechzehnjähriger Sohn machte aber gewandt die Honneurs und trug alle möglichen eßbaren Sachen herbei, Mast (sauere Ziegenmilch), Eier, mit Butter gebackenen Reis usw. Nach einigen Stunden erschien der Ischan. Man hatte ihn durch reitenden Boten von meiner Ankunft benachrichtigt, und er war sofort, trotz des Regens gekommen, um seinen Gast zu empfangen. Er brachte die Bestätigung des traurigen Berichts. Im ganzen Turkmenenlande war wegen des harten Winters Brotmangel eingetreten. Die Turkmenen hatten sich an den Gouverneur von Nardin, Sched-ullah Khan, mit der Bitte gewandt, ihren Leuten sicheres Geleit nach den Städten Schahabad und Nischapur zu gewähren, um dort die notwendigen Lebensmittel zu kaufen. Sched-ullah Khan hatte geantwortet, er selbst werde Lebensmittel herbeischaffen lassen, wenn nur die Häuptlinge der einzelnen Dörfer zu ihm kämen und ihm ihren Bedarf angäben. Darauf haben sich die einundzwanzig vornehmen Turkmenen nach Nardin begeben, wo Sched-ullah Khan sie einlud, zunächst bei ihm Mittag zu essen. Dann könne man alles in Ruhe besprechen. Während des Essens wurden die unglücklichen Leute gefangen genommen und niedergemetzelt. Zwei hatte man vor geladene Kanonen gebunden und diese dann abgefeuert. Den Turkmenen hat Sched-ullah bestellen lassen, wenn sie die Leichen haben wollten, müßten sie für jede Leiche 15 Toman bezahlen. Was Sched-ullah zu diesen Scheußlichkeiten veranlaßt hat, das konnte man mir nicht angeben. Nachträglich höre ich zwar, daß einer der Getöteten, Machmed-Jildi Khan, vor sechs Monaten Nardin überfallen, einundzwanzig Menschen erschlagen und viel Vieh geraubt haben soll. Er mag dafür sicher den Tod verdient haben. Das berechtigte den Gouverneur aber niemals zu einer so hinterlistigen Tat, bei der sicher viele Unschuldige mit umkamen. Der arme Ischan sagte ganz traurig: „Nun sind alle unsere Großen tot, nun haben wir keinen Führer mehr." Auf meine Frage, was sie weiter zu tun gedächten, sagte er, man habe beschlossen, sich an den Gouverneur von Budjnurd zu wenden, der immer sehr gute Beziehungen zu den Turkmenen gehabt habe. Wenn dieser ihnen nicht Genugtuung verschaffen könne, so würden alle Turkmenen sich vereinigen, um über Nardin herzufallen. Sollte man vor einer persischen Übermacht weichen müssen, so würde man die Russen bitten, ihr Land zu annektieren, und falls dies verweigert, würden sie alle über die russische Grenze auswandern. Auf ihre Bitten erbot ich mich, nach Budjnurd zu reisen und den dortigen Gouverneur über die Situation zu unterrichten. Außerdem versprach ich, dafür zu sorgen, daß der Regent in Teheran telegraphisch unterrichtet würde. Ich schilderte ihnen diesen als einen wohlmeinenden Charakter, der sicher solche Scheußlichkeiten mißbillige. Da stellte es sich auf einmal heraus, daß man hier von dem ganzen Regierungswechsel noch nichts wußte und glaubte, der Befehl zu der Mordtat sei von Mehemed-Ali ausgegangen. Vom Parlament und der Verfassung hatte man keine Ahnung. So konnte ich den Leuten einige „Neuigkeiten" erzählen. Mehemed-

Ali wäre nebenbei zu solchen Befehlen wohl imstande gewesen, er befolgte getreulich den Grundsatz: „divide et impera“. Man erzählte mir, vor drei Jahren, als er das Parlament in Teheran bombardieren ließ, wären alle Turkmenenhäuptlinge brieflich aufgefordert worden, über die Perser herzufallen. Das hat man sich natürlich nicht zweimal sagen lassen. Wieviel Dörfer damals ausgeplündert, wieviel Menschen erschlagen wurden, ist wohl nie richtig festgestellt worden. Aber eine Menge Perser und vor allem Perserinnen befanden sich nachher, dank der Regierungsweisheit ihres Königs, in turkmenischer Gefangenschaft. Nach dem Sturze Mehemed-Alis unternahm der jetzige Ministerpräsident Sipedar eine Expedition zur Befreiung dieser Gefangenen, die dank russischer Unterstützung erfolgreich war, d. h. man plünderte diesmal die Turkmenen aus. Man sieht, auf beiden Seiten ist das Schuldkonto ziemlich groß. Aber anstatt einen Strich darunter zu machen, arbeiten beide Teile ruhig weiter an der Vergrößerung des Kontos. So wird es, wie ich fürchte, auch hier gehen. Ich möchte einmal den persischen Beamten sehen, der es fertig bringt, einen so verzweifelten Fall wie den Nardiner gütlich auszugleichen.

Mich behandelte man von nun an mit ausgesuchter Liebenswürdigkeit und — was das wichtigste war — ich bekam anstandslos Leute und Pferde zur Weiterreise am nächsten Tage. Es ist kaum zu glauben, was ein turkmenisches Pferd leisten kann. Ein gar nicht besonders großes Packpferd trug zwei schwere Koffer von je ca. 70 Pfund. Trotzdem setzte sich ein Mann mit seinem Gewehr oben auf den Turm und verließ seinen Platz nie, auch nicht als der Weg schlüpfrige Abhänge hinab und steile Berge hinauf führte. Unten im Tal war infolge des anhaltenden Regens soviel Wasser, daß eine tiefe Schlucht, in der der Fluß eine Felssperre durchbricht, unpassierbar geworden war. Wir mußten daher geradewegs auf den Kamm hinaufsteigen, um die ungangbare Stelle zu umgehen. Der Regen hatte aufgehört, und nun sah man weit über das Gebirge hinweg und in die breiten Täler hinein. Nur auf den nach Westen geneigten Hängen gedeihen noch geschlossene Waldparzellen. Sonst sind nur die Schluchten mit Galerienwald eingefaßt. Leider sieht man viele verkohlte und abgestorbene Bäume, die Opfer der Grasbrände, die jeden Herbst angelegt werden, um den frischen Graswuchs im Frühjahr zu befördern. Gerade vor Ausbruch eines neuen Gewitters rettete ich mich in ein hoch in den Bergen gelegenes Turkmenendorf. Auch hier wußte man schon von meinem Kommen, und mein Gastfreund versicherte mir sofort, daß ich (wörtlich übersetzt) „in seinen Augen wäre“. In solchen wilden Ländern ist die Heiligkeit des Gastrechts eine Notwendigkeit. Welch angenehmes Gefühl, sich ruhig schlafen legen zu können, ohne einen nächtlichen Überfall befürchten zu müssen. Gerade aus dieser Anschauung heraus erschien den Leuten der Nardiner Fall, der natürlich sofort Gesprächsstoff war, so besonders verwerflich. Ich bin überzeugt, durch gerechte und ehrliche Behandlung könnte man diese einfachen Naturmenschen mit Leichtigkeit regieren. Kann man es ihnen verdenken, wenn sie sich nicht von habgierigen Gouverneuren ausplündern lassen wollen? „Man wäre ja gerne bereit, die Steuer von

5 Toman pro Zelt zu entrichten," so versicherte man mir. „Aber wenn man einmal bezahle, dann käme nach zwei Monaten der Steuerpächter zum zweiten Male und so fort, so daß aus 5 Toman 20 Toman und mehr würden, und dazu seien die Turkmenen zu arm." —

Der folgende Marschtag brachte mich aus dem Gebirge heraus auf die Hochebene. Ein Randgebirge fehlt hier gänzlich; das Tal geht ohne Paß unmittelbar in die Hochebene über. Nur das Bild der Landschaft ändert sich sofort. Statt der bewaldeten Bergrücken erscheinen wieder die kahlen grauen und roten Felsen, die hier und da mit Schnee bedeckt sind. Der Boden ist zwar noch grün und mit Gras und Kräutern bestanden, denn die Feuchtigkeit kann, durch keine Gebirgsschranke gehemmt, bis hierher dringen; aber die charakteristischen Geröllhalden, die ausgetrockneten Wasserrinnen lassen deutlich erkennen, daß hier schon der Übergang zu dem trockenen Klima Zentralasiens beginnt. Sehr interessant ist es, die Fauna und Flora auf diesen klimatischen Grenzgebieten zu beobachten. Jetzt, in der Zeit, da alle Blumen in Blüte stehen, ist das besonders auffällig. Manche Arten erstrecken sich über weite, klimatisch ganz verschiedene Gebiete, wechseln aber Größe, Wuchs und Farbe nach den verschiedenen Lebensbedingungen. Zum Beispiel eine schöne Tulpe: In der Ebene am Rande der Wälder hat sie einen langen fleischigen Stengel und eine große dunkelrote Blüte. Je höher hinauf, um so kleiner und heller wird die Blüte, hoch oben spielt die Farbe schon ins Gelbliche. Um so tiefer dringt anderseits die Wurzel in den Boden ein. Auf der regenarmen Südseite des Gorchud-Dagh grub ich eine Knolle aus, die ca. 25 cm tief in der Erde saß. Dann stößt man plötzlich auf irgendeine neue Blume, die nur ihr engbegrenztes Verbreitungsgebiet hat, manches Mal nur ein Tal oder einen Höhenrücken. Für den Botaniker müßte dies Land die reinste Fundgrube sein, ebenso für den Zoologen. Denn die Zahl der verschiedenartigen Vögel, Käfer und Schmetterlinge ist ungeheuer. Weniger angenehm sind die zahlreichen Schlangen, mit denen nicht weniger als fünfen ich in zwei Tagen nahe zusammengestoßen bin. Einmal wäre ich beinahe auf eine große Landschildkröte getreten, die unter den Kräutern einher ging. Auch geologisch ist dieses Gebiet außerordentlich interessant. Während bei uns der Vegetationsmantel und die starke Verwitterung die ursprünglichen Formen der Erdoberfläche sehr verwischt hat, hat sich hier das Gebirge seit seiner Entstehung wenig geändert. Überall treten die alten durcheinandergeworfenen Schollen durch die dünne Alluvialdecke hindurch zutage, und an großen Bruchflächen kann man genau Lagerung und Aufeinanderfolge der Schichten studieren. Wie lohnend würde es auch sein, in den vielen Ruinen und Schutthaufen zu graben, von denen die Gegend wimmelt. Jetzt ist ein großer Teil dieses ehemals reichen Gebietes so gut wie unbewohnt. Anderthalb Tage bin ich durch grüne Ebenen und niedriges Hügelland geritten, und auf dem ganzen 80—90 km langen Weg habe ich nur zwei kleine Zeltdörfer der Turkmenen angetroffen. Hier ist nämlich das strittige Grenzgebiet zwischen den Goklahn-Turkmenen und den Schadilluh-Kurden, die die großen Ebenen von Samalgan und Budjnurd bewohnen. Die Kurden wurden

einmal — ich glaube von Nadir Schah — zwangsweise von Persisch-Kurdistan hierher gebracht, um ein Gegengewicht gegen die Turkmenen zu bilden. Das Experiment ist nicht gerade geglückt. Denn die kriegerischen Kurden wurden in den fruchtbaren Tälern zu friedlichen Ackerbauern und ließen sich von den Turkmenen ebenso ausrauben wie ihre Vorgänger, die Perser. Mehrfach haben die Kurden versucht, auf diesem Grenzgebiet Dörfer zu gründen und fast jedes Mal endigte der Versuch mit der Niedermetzelung aller dieser Kolonisten. Ein schönes fruchtbares Tal, durch das mein Weg drei Stunden lang führte, trägt den bezeichnenden Namen „Märdkuscht", d. h. Menschenmord. Eine große Anzahl vernachlässigter Gräber deutet noch die Stelle an, wo eine kurdische Ansiedlung von den Turkmenen vernichtet worden ist. Am Ende des Tales liegt ein niedriger Höhenzug „Gergawullkhanch" (Fasanenhorst). Dort steht ein Wartturm, auf dem Feuer entzündet wurden, wenn die Turkmenen kamen, um der Samalganebene einen Besuch abzustatten. Vor vier Jahren geschah das zum letzten Male, und zwar aus einem eigenartigen Grunde. Das damals gerade ins Leben getretene Parlament hatte den Gouverneur von Budjnurd nach Teheran berufen, um sich wegen irgendeiner Steuerangelegenheit zu verantworten. Nach alter, guter Sitte hatte man ihn bei seiner Ankunft ohne weiteres eingesperrt und war im Begriff, ihn einen Kopf kürzer zu machen. Es war dabei wohl mehr oder weniger auf den Besitz des „Serdars" abgesehen, der ein Fürstentum für sich repräsentiert, und durch den das Amt des Gouverneurs von Budjnurd in der Familie des Serdars erblich geworden war. Nun waren seit alter Zeit die Beziehungen zwischen den Turkmenen und Budjnurd ausgezeichnet gewesen, und als dem Leben des Serdar Gefahr drohte und schon ein anderer Gouverneur für Budjnurd ernannt worden war, begannen die Turkmenen einen kleinen Sympathiekrieg für ihren Freund. Dadurch wurde deutlich bewiesen, daß nur der Serdar imstande war, hier zu regieren. Der gewünschte Erfolg trat denn auch prompt ein. Der Serdar wurde freigelassen, bekam sein Amt zurück und die Turkmenen traten beutebeladen den Rückzug an.

(Ein Schlußartikel folgt.)

Friedrich der Große
als Geschichtschreiber des Siebenjährigen Krieges.

Von
Elisabeth von Moeller.

I.

In der großen Reihe der von Friedrich dem Zweiten hinterlassenen Schriften — ein Forscher der siebziger Jahre hat ihren Umfang auf das Doppelte der Goetheschen Werke geschätzt — nehmen nach dem Urteil der Gegenwart die historischen Denkwürdigkeiten die erste Stelle ein. In der unter Leitung der Berliner Akademie der Wissenschaften 1746—47 von J. D. Preuß veranstalteten Gesamtausgabe der „Oeuvres de Frédéric le Grand" in 30 Bänden stehen sie ebenso wie in der viel bemängelten offiziellen Ausgabe, die unmittelbar nach dem Tode des Königs 1788—89 erschien, obenan. Sie füllen bei Preuß 7 Bände, von denen der letzte „vermischte historische Aufsätze" enthält; darunter die „Reflexionen über die militärischen Talente und den Charakter Karls XII. von Schweden" und die viel berufene Abhandlung „über die deutsche Literatur". Die vorangehenden Bände dagegen enthalten, was Friedrich über die Geschichte seines Hauses und vor allem seiner Zeit geschrieben hat. Band I, der einzige, dessen Veröffentlichung Friedrich bei seinen Lebzeiten und zwar „zum Nutzen unserer Jugend" gestattete, ist unter dem Titel „Mémoires pour servir à l'Histoire de la Maison de Brandebourg" bekannt. Er ist es, der, bis zum ersten Hohenzollern-Kurfürsten zurückgreifend, unter anderem die oft zitierte scharfe Kritik Friedrichs über den ersten preußischen König, „der groß nur in den kleinen Dingen und klein in den großen war", und wiederum die bekannte Würdigung Friedrich Wilhelms I. enthält. Der zweite und dritte Band bringen die Darstellung des ersten und zweiten Schlesischen Krieges; der vierte und fünfte Band die des Siebenjährigen Krieges. Band VI umfaßt die Zeit vom Frieden zu Hubertusburg bis zu dem von Teschen (1763—1779).

Die Geschichte des ersten und zweiten Schlesischen Krieges, die Friedrich 1746 vollendete, hat er dreißig Jahre später einer Überarbeitung unterzogen. Erst aus dieser Epoche, dem Jahr 1775, stammt die Bezeichnung „Histoire de mon Temps", unter der der König alle seine historischen Denkwürdigkeiten

vom Jahre 1740 an zusammenzufassen dachte. Sie ist indessen nur für die Schilderung der beiden ersten Kriege im Gebrauch geblieben. Die beiden Bände, die sich auf den dritten Schlesischen Krieg beziehen, tragen schon in der ersten gedruckten Ausgabe den Titel: „Histoire de la Guerre de sept Ans". Friedrich selbst hat sich der Bezeichnung „Siebenjähriger Krieg" niemals bedient. Sie ist überhaupt erst zwanzig Jahre nach dem Kriege aufgetaucht, und zwar als G. F. v. Tempelhoff seiner Darstellung den Titel „Geschichte des Siebenjährigen Krieges in Deutschland" gab. Denselben Namen hat Archenholtz 1788 für sein weit verbreitetes Buch übernommen und populär gemacht. Friedrich selbst brauchte statt dessen mancherlei Umschreibungen. Er spricht vom „letzten Krieg", von „dem Krieg, der im Jahre 1756 hereinbrach", von dem, „was sich in Europa in den Jahren 1756—1763 vollzog." Im allgemeinen war die Bezeichnung „Dritter Schlesischer Krieg" zu seiner Zeit die verbreitetste.

Die „Histoire de la Guerre de sept Ans", die uns im folgenden als Probe der Geschichtschreibung des großen Königs beschäftigen soll, kann unter den historischen Schriften Friedrichs gewissermaßen als sein Stiefkind und auch als Stiefkind der späteren Forschung gelten. Er hat die Darstellung der beiden ersten Schlesischen Kriege, wenn auch, wie heutige Historiker urteilen, nicht zu ihrem Vorteil in den letzten Jahren seines Lebens noch einmal durchgearbeitet. Ein gleiches hat er 1779 mit den Memoiren der Zeit von 1763 bis 1775 getan. An die Geschichte des Siebenjährigen Krieges hat er, nachdem sie wenigen Monaten ihre Entstehung verdankte, nicht wieder gerührt.

Immerhin mag auch hier das Wort von dem Besseren, das des Guten Feind ist, Geltung beanspruchen können. Wie die Änderungen, die Friedrich an anderen Werken vorgenommen hat, wesentlich formaler Natur sind — „ich lecke meine Kleinen, ich versuche sie zu glätten", schreibt er drastisch 1775 mit Bezug darauf —, so beziehen sich auch die Vorwürfe, die gegen die „Histoire de la Guerre de sept Ans" erhoben werden, wesentlich auf Flüchtigkeiten der äußeren Darstellung.

Es mag sein, daß Friedrich hier noch mehr als sonst sorglos in Bezug auf Zeit- und Zahlenangaben verfahren ist, und daß man das im Jahre 1764 nicht mehr, wie Joh. v. Müller es mit Bezug auf die früheren Schriften euphemistisch tut, als „charakteristischen Fehler eines genialen Jünglings" rechtfertigen kann. Keith ist nachweislich nicht am 23., sondern am 25. Oktober 1756 von Lobositz aufgebrochen. Stein hat am 30. April 1757 nach der eigenhändigen „Relation" des Königs nicht 300, sondern 30 Gefangene gemacht. Die Gesamtzahl der österreichischen Verluste betrug bei Breslau 18333, bei Leuthen 23807 Mann — zusammen also 42140 und nicht, wie Friedrich zum Entsetzen mancher Kritiker addiert, 41442 Mann. Beispiele dieser Art ließen sich noch manche beibringen: Schreibfehler, das schlechte Gedächtnis, über das Friedrich klagte, mögen mit dabei im Spiel sein; die Schnelligkeit der Arbeitsmethode und die „souveräne Nachlässigkeit", mit der Friedrich dergleichen Angaben behandelte, noch mehr. Aber niemals kann der Vorwurf, daß es sich um tendenziöse Entstellung von Zahlen gehandelt

hätte, erhoben werden; heut schreibt der König den Feinden und morgen sich selbst ein Zuwenig oder Zuviel zu.

Mit Recht macht Koser darauf aufmerksam, daß, wer eine Arbeit wie die „Histoire de mon Temps“ — und die „Histoire de la Guerre de sept Ans“ ist hier mit eingeschlossen — vorzugsweise auf ihre Versehen hin ansieht, der Bedeutung des Werkes und dem Genius des Verfassers nicht gerecht werden könnte. „Er wird vermutlich als wesentlichen Gewinn das erhebende Bewußtsein mitnehmen, an Genauigkeit, die für den zünftigen Geschichtsforscher Pflicht und löblich ist, dem großen Staatsmann und Feldherrn, der solcher Arbeit ein paar Mußestunden opfert, überlegen zu sein.“ „Anders lesen die Knaben, anders Grotius den Terenz,“ zitiert der Biograph des Königs in diesem Zusammenhang und schließt: „Friedrich selber würde fragen: ‚Kann Er lesen?‘“

Wer der historiographischen Tätigkeit des Königs gegenüber einen gerechten Standpunkt einnehmen will, darf zweierlei nicht außer acht lassen. Einmal, daß Friedrichs schriftstellerische Arbeit nur Erholung nach und neben seinem schweren Tagewerk bedeutete. „Diese Beschäftigung“, schreibt er während des Siebenjährigen Krieges an den Marquis d'Argens, „macht mich glücklich, so lange sie währt; sie täuscht mich über meine gegenwärtige Lage und gewährt mir das, was die Ärzte lichte Zwischenräume nennen. Aber so bald der Reiz schwindet, versinke ich wieder in meine düsteren Träume, und mein Jammer, kaum unterbrochen, übt stärker als zuvor seine Herrschaft über mich.“ Ferner ist zu beachten, daß Friedrich sich von der bisherigen positiven historischen Schule mit ihrer Kompilation von Tatsachen bewußt abwendete. „Peinliche historische Gewissenhaftigkeit, die auch im kleinsten Detail einen Irrtum zu vermeiden sucht, erscheint ihm pedantisch und geistesarm.“ Er urteilt hart über die deutsche Geschichtschreibung, hat aber keinen Geringeren als Lessing mit entsprechenden Ausführungen im 52. Literaturbriefe auf seiner Seite. „Unsere Autoren haben,“ sagt Friedrich, „wie mich dünkt, immer dadurch gesündigt, daß sie Haupt- und Nebensachen nicht zu unterscheiden wissen ... Sie schreiben mehr als Pedanten, denn als Männer von Geist.“ Und Lessing sagt: „Unsere schönen Geister sind selten Gelehrte und unsere Gelehrten selten schöne Geister.“ Diesen Mängeln gegenüber strebt Friedrich, in den Bahnen Bolingbrokes und Voltaires wandelnd, nach gefälliger und anschaulicher Darstellung, nach klarer und übersichtlicher Anordnung, nach geistiger Durchdringung des Ganzen.

Und er strebt nicht nur danach. Er verschmäht Details, die den Blick von der Hauptsache ablenken, so sehr, daß Herman Grimm in einem seiner Essays Friedrichs historische Schriften mit „gewaltigen Naturhieroglyphen“ vergleichen kann, „die ein vorrückender Gletscher in die Wände der Gebirge einritzt, zwischen denen er seinen Weg sucht“.

Demgegenüber sind Ungenauigkeiten, wie die oben genannten, gering anzuschlagen. Und das um so mehr, als man durchaus mit Unrecht annehmen würde, daß die Glaubwürdigkeit in der Klarlegung der Motive und in der Darstellung wichtiger Aktionen dadurch beeinträchtigt würde. Seine Angaben

haben der Kritik schon in vielen wichtigen Zügen standgehalten. So ist die Darstellung der Vorgeschichte des Siebenjährigen Krieges, die Friedrich im ersten Kapitel gibt, in der Lehmann-Naudéschen Kontroverse Gegenstand genauer Untersuchungen geworden. Nach dem überwiegenden Urteil der heutigen Forschung behauptet sie sich siegreich. Und Duncker kommt am Schlusse einer eingehenden Untersuchung über die Schlacht von Kollin zu dem Resultat: „Die Skizze der Schlacht in der Geschichte des Siebenjährigen Krieges entspricht in allen Momenten dem anderweit festzustellenden Hergang vollkommen. Alle Entschuldigungen, Ausreden und Verdunkelungen haben sich schließlich gegen die schlichte Wahrhaftigkeit dieser Erzählung ohnmächtig erwiesen. Dieselbe wird hinfort in jedem Punkte für historisch gesichert gelten." Auch über die nicht nur von Carlyle angefochtene Darstellung der Schlacht von Prag lautet das Urteil eines neueren Historikers günstig: „Die Prager Relation gibt trotz mancher Irrtümer ein klares und im wesentlichen richtiges Bild der Schlacht."

Die Zuverlässigkeit von Friedrichs Angaben gründet sich in allererster Linie auf die so oft an ihm gerühmte Wahrhaftigkeit. Ein einziger Kritiker, Disselnkötter, will in der „Histoire" des Königs „etwas von dem unwahrhaftigen Hauch verspüren, der die damaligen literarischen Kreise charakterisiert", und muß sich dafür scharfe Zurückweisung gefallen lassen. Von „erschreckender Offenherzigkeit" spricht Georg Waitz dagegen mit Rücksicht auf Friedrichs Darstellung der ersten polnischen Teilung. Und Scherer urteilt: „Nie hat ein König so unparteiisch über seine Vorfahren, ein Staatsmann und Feldherr so offen über die Motive seines Handelns, so unbefangen über seine Fehler gesprochen." „Vielleicht," sagt Wiegand in einer eingehenden Untersuchung über die Vorreden des Königs zur „Histoire de mon Temps", „würde sich in den historischen Schriften Friedrichs noch manche Nachlässigkeit, manche Lücke, manche verkehrte Ansicht finden. Aber gewiß nirgends eine absichtliche Verdrehung des Tatbestandes, nirgends eine Verheimlichung der Wahrheit, nirgends vor allem eine Beschönigung des eigenen Tuns."

Gerade in den Vorreden hat Friedrich wiederholt seine eigenen Ansichten hierüber zum Ausdruck gebracht. Da heißt es:

„Man muß weniger auf die Menschen achten, die sterben, als auf die Wahrheit, die nie vergeht." Oder: „Ich habe während meines Lebens niemanden getäuscht. Noch weniger will ich die Nachwelt täuschen." — „Im übrigen habe ich mir ein Gesetz daraus gemacht, mich gewissenhaft an die Wahrheit zu halten und unparteiisch zu sein; denn durch Feindseligkeit und Gehässigkeit eines Autors wird niemand belehrt; und es liegt Schwäche und Kleinlichkeit darin, wenn man nichts Gutes von seinen Feinden sagt und ihnen die Gerechtigkeit, die sie verdienen, nicht widerfahren läßt. Wenn ich gegen meinen Willen von dieser mir selbst vorgeschriebenen Regel abgewichen bin, so möge die Nachwelt es mir verzeihen und mich korrigieren, wo ich es verdiene."

Seine eigenen Ruhmestaten hervorzuheben, hat Friedrich der Geschichtschreibung anderer überlassen. Er konstatiert wohl Tatsachen, — wie es z. B. bei Kunersdorf inhaltschwer heißt: „Worauf der König sich als letzter zum Rückzug wandte." Oder an anderer Stelle: „Soviel Widerstand und Unheil hinderte den

König nicht, neue Pläne zu entwerfen, um die Österreicher aus Sachsen zu vertreiben." Aber er kennt keine Bespiegelung persönlicher Verdienste. Den treuen Kabinettsrat Eichel regt es schon bei den eigenhändigen Feldzugsrelationen Friedrichs immer wieder auf, „wie sehr modeste sie seien". „Mein Gott!" ruft er aus, „wenn die Österreicher Gelegenheit hätten, dergleichen zu publizieren, was vor eine étalage und gallimathias würde nicht davon und bis zum kleinsten exploit des geringsten Heinrichs gemacht werden."

II.

Versuchen wir nach diesen allgemeinen Betrachtungen über Friedrichs Geschichtschreibung, wie sie uns auch in der „Histoire de la Guerre de sept Ans" entgegentritt, einen näheren Einblick in seine Arbeit an diesem Werk zu gewinnen.

Das noch erhaltene Manuskript rührt mit Ausnahme von zwei Beilagen, den Pièces Justificatives und einem Auszug aus dem Bündnisvertrag von Versailles ganz und gar von der Hand des Königs her. Die „kleine, zierliche, etwas kritzelige Schrift" Friedrichs bedeckt 205 Quartseiten goldgerandeten Papiers. An vielen Stellen hat der König ausradiert, was zuerst geschrieben war, und andere Ausdrücke eingesetzt. In der Darstellung des Feldzuges von 1758 sind häufig Papierstreifen übergeklebt, auf denen der Autor seinen ursprünglichen Bericht geändert hat. Paginierung und Kapitelübersichten, Daten und andere Randglossen rühren von ihm selbst her.

Für die Abfassung seiner Geschichtswerke in französischer Sprache rechtfertigt er sich mit folgenden Worten:

„Obgleich ich die Schwierigkeiten vorausgesehen habe, die es für einen Deutschen mit sich bringt, wenn er in fremder Sprache schreibt, habe ich mich doch zugunsten des Französischen entschieden. Denn es ist die abgeschliffenste und in Europa verbreitetste Sprache und ist durch die guten Autoren des Jahrhunderts Ludwigs XIV. gewissermaßen festgelegt. Schließlich ist es in unseren Tagen nicht befremdender, wenn ein Deutscher Französisch schreibt, als es zu Ciceros Zeiten war, wenn ein Römer sich der griechischen Sprache bediente."

Nach dem Muster Cäsars verfährt Friedrich, wenn er von sich selbst stets als von „dem König" redet. Daß es geschehe, um „das Unliebsame des Egoismus zu vermeiden", betont er einmal. Und in der Vorrede zum Siebenjährigen Kriege heißt es: „Ich war des steten Ich so überdrüssig, daß ich mich entschlossen habe, von mir selbst in der dritten Person zu reden. Es wäre mir unerträglich gewesen, in einer so langen Schrift immer von mir in meinem eigenen Namen zu sprechen." Gerade diese Form der Darstellung verleiht der Erzählung aber ein wesentlich anderes Kolorit. Nur zweimal weicht der König davon ab. Ob mit Absicht oder unwillkürlich, ist schwer zu entscheiden. Jedenfalls handelt es sich in der im ganzen so leidenschaftslos gehaltenen Darstellung um Punkte, an denen er sich in der höchsten Erregung befindet. Das eine Mal, als er berichtet, wie die sächsischen Offiziere durch die Kaiserin von Österreich und den allerchristlichsten König von ihrem den Preußen gegebenen Ehrenwort entbunden worden seien. Das Verbrechen, das den Meineid autorisiere, sei, wie er mit schneidendem Hohn ausführt,

bisher nur von ehrgeizigen und unversöhnlichen Priestern ausgeübt worden, niemals aber von Königen, bei denen die Treue noch zu finden sein müßte, wenn sie auf der ganzen Erde verloren gegangen wäre. „Wenn ich bei dergleichen Zügen verweile," fährt er an dieser bewegten und für ihn so bezeichnenden Stelle fort, „so geschieht es, weil sie den Geist der Feindseligkeit und Hartnäckigkeit charakterisieren, die in diesem Kriege herrschten und ihn vor allen anderen auszeichnen." Das zweite Mal handelt es sich um die scharfe Verurteilung der Übergabe Dresdens durch Schmettow im September 1759: „Es wäre, meine ich, überflüssig, das Verhalten eines Mannes zu kritisieren, der einen Platz übergibt, ohne daß ein Laufgraben durchbrochen oder eine Bresche gelegt ist."

Daß der Leser vom König häufig mit vous apostrophiert wird, wirkt belebend. Die Ausmerzung dieser Anredestellen gehört zu den Änderungen, die Friedrich zum Nachteil seines Werkes bei der zweiten Redaktion der „Histoire de mon Temps" vorgenommen hat.

Über die Zeit, in der die Arbeit an der Geschichte des Siebenjährigen Krieges den König beschäftigt hat, geben einige Notizen uns Aufschluß. Nachdem am 15. Februar 1763 der Friede zu Hubertusburg geschlossen war, begab Friedrich sich am 21. April zu dauerndem Aufenthalt nach Potsdam. Daß er das Werk hier bald darauf in Angriff genommen hat, läßt ein Schreiben des Kabinettsrats Eichel an Finckenstein vom 9. Mai ersehen: der König verlangt darin vom Minister die Einsendung seiner „Relationes von denen Campagnen des letzteren Krieges". Der Schluß des ganzen Werkes trägt von Friedrichs eigener Hand den Vermerk: Berlin, den 17. Dezember 1763. Danach wäre eine Arbeitszeit von sieben bis acht Monaten anzusetzen. Dem widersprechen aber Angaben, die der König selbst gemacht hat: Er unterzeichnet das Vorwort mit dem Datum des 3. März 1764 und schreibt dementsprechend am 16. Februar von Sanssouci aus an den Maréchal d'Ecosse: „Ich arbeite hier daran, meine politischen und kriegerischen Torheiten aufzuschreiben." Am 7. April heißt es in einem aus Berlin datierten Briefe an den gleichen Freund: „Die soeben von mir vollendeten Memoiren, von denen Sie sprechen, überzeugen mich immer mehr davon, daß Geschichte schreiben so viel heißt, wie eine Sammlung von menschlichen Torheiten und Zufallsfügungen veranstalten." Die Möglichkeit, daß der König am 17. Dezember seine Memoiren vollendete, dann aber noch bis Anfang März daran weitergearbeitet und ihnen nun erst das Vorwort hinzugefügt hätte, ist durchaus einleuchtend. Gegen diesen glatten Verlauf der Dinge aber spricht eine in den gleichzeitigen Memoiren anderer immer wieder auftauchende Verbrennungsgeschichte, die sich auf das Manuskript bezieht.

Der einzige noch erhaltene Augenzeuge, ein halb verkohltes Exemplar der „Moralischen Reflexionen Kaiser Marc Antons", das Friedrich zum Andenken an die traurige Feuersbrunst seinem Vorleser Katt geschenkt haben soll, ist selbst leider stumm. Und die Angaben, die der Besitzer hineingeschrieben hat, werden vielfach angezweifelt. Da heißt es: „Dieser arme Marc Anton ist auf dem Tisch des Königs im November 1763 verbrannt. Die

von Sr. Majestät bereits völlig beendigte Geschichte des letzten Krieges wurde samt allen dazu gehörigen Materialien auf demselben Tisch von den Flammen verzehrt." An legendarischen Einzelzügen fehlt es der Überlieferung nicht: Eine Wachskerze, dann wieder ein brennender Kronleuchter, von dem ein Funke herabfällt, spielen dabei ihre Rolle. Die kleinen Hunde des Königs. Der bekannte schlafende Lakai. Ein verzweifelt niederknienender Page. Und die einzige „göttlich-große" Antwort des Königs: „Also schreibe ich diese Geschichte noch einmal!" Er soll sich darauf in Sanssouci eingeschlossen und die Arbeit in vier Monaten noch einmal hergestellt haben.

Auf die Widersprüche, in die der auch sonst nicht ganz glaubwürdige Katt und seine Gewährsleute sich verwickeln, kann hier nicht näher eingegangen werden. Preuß, Koser und andere Forscher haben sich mit der Sache beschäftigt. Wiegand sieht, wie schon Archenholz es tat, in der Verbrennungsgeschichte und ihren Folgen die Erklärung für die mancherlei Mängel, die der Geschichte des Siebenjährigen Krieges im Vergleich zu Friedrichs anderen historischen Denkwürdigkeiten anhaften. Im ganzen ist man heute der Ansicht, daß wohl etwas Wahres daran ist, daß aber das Manuskript — wenn es überhaupt dies Manuskript war — keinesfalls in großem Umfang von der Zerstörung betroffen worden sein kann.

Man stützt sich dabei auf zweierlei: erstens auf Friedrichs völliges Schweigen über diesen Punkt in seinen gleichzeitigen Briefen, in denen er doch der coups du hasard gedenkt. Die Verbrennung einer Kopie der Wolffschen Metaphysik durch seinen Affen Mimi hat ihm einst in einem Brief an Suhm Veranlassung zu einer launigen Betrachtung gegeben. Sollte er das Schicksal so wichtiger Papiere nicht viel eher einer Erwähnung wert gehalten haben? Schwerer aber fällt ein zweites ins Gewicht, das mit der bedeutsamen Quellenfrage zu Friedrichs Geschichte des Siebenjährigen Krieges in engem Zusammenhang steht. Friedrich erklärt in seinem Anfang März geschriebenen Vorwort, daß ihm eine so wichtige Materie wie dieser Krieg nicht unwert erschienen sei, der Nachwelt überliefert zu werden. „Ich habe deshalb," fährt er fort, „am Ende jedes Feldzuges Memoiren über die Ereignisse, die er mit sich gebracht hatte, und die mir noch in frischer Erinnerung lebten, aufgestellt." Der deutliche Hinweis, den der König somit gibt, verbietet die Annahme, daß ihm das Manuskript samt allen Materialien — eben den Quellen — verbrannt sei und er, lediglich auf sein Gedächtnis gestützt, das Werk zum zweiten Male vollbracht habe.

Friedrich hat sich für seine Geschichtsarbeiten stets an Quellen gehalten. Schon 1742 schreibt er an Podewils: „Ich arbeite an meinen Memoiren und stecke bis über die Ohren in den Archiven." Briefe wie der obengenannte von Eichel an Finckenstein, in dem der König die Übersendung von Aktenstücken verlangte, beweisen, daß er für die „Histoire de la Guerre de sept Ans" das entsprechende Verfahren eingeschlagen hat.

Die wichtigste Grundlage für seine Darstellung sind die sogenannten Jahresschlußberichte, die er mit den „am Ende jedes Feldzugs aufgestellten Memoiren" im Vorwort meint. Für jedes Jahr des Krieges außer 1762

ist die Abfassung solcher Berichte durch den König nachweisbar. „Ich habe es mir besonders angelegen sein lassen," schreibt er bei Übersendung des Aktenstückes 1758 an Finckenstein, „die Ursachen der Ereignisse und die Gründe meines Verhaltens darin klar zu verzeichnen." Er dringt ängstlich auf „höchste Sekretierung." „Es möchte sonst par hazard arrivieren, daß der Feind etwas daraus par indiscretion oder sonst in Erfahrung brächte und . . . einen sehr üblen und J. M. und dero Staat höchst präjudizierlichen Gebrauch davon machen könnte."

Den Grundstock dieser Jahresschlußberichte bildeten die vom König oder seinen Offizieren abgefaßten und unmittelbar nach den Ereignissen veröffentlichten Relationen und Bulletins. Die einzelnen Berichte sind nicht erhalten. Der Rohentwurf des auf das Jahr 1760 bezüglichen aber und ein gedruckt und daher „mit den durch die Publizität bedingten Auslassungen" auf uns gekommener Bericht von 1756 lassen erkennen, wie der König bei der Verwertung dieser Quellen für sein Werk verfuhr. Er hat die Disposition bewahrt, rein militärische Angaben fast wörtlich in die Histoire übernommen, im übrigen aber zahlreiche Zusätze gemacht. Bei der Darstellung der von anderen geleiteten Operationen, wie der Feldzüge des Prinzen Heinrich und des Prinzen Ferdinand von Braunschweig, hält er sich an deren Relationen, schlägt aber das entgegengesetzte Verfahren ein: Er übernimmt sie wesentlich verkürzt, bringt oft nur die kahlen Tatsachen und scheint dadurch auszusprechen, „daß ihr Wirken und ihre Erfolge nur sekundärer Natur waren". Es ist bekannt, daß Prinz Heinrich sich von seinem königlichen Bruder für verkannt gehalten hat.

Zwei andere eigenhändige Schriften, die der König in der Histoire nachweislich ausgiebig benutzt hat, sind die „Raisons de ma conduite militaire", die er 1757 „in einem Augenblick, in dem seine Lage hoffnungslos erschien", niederschrieb, „um sein Verhalten dereinst nach seinem Tode zu erklären und zu rechtfertigen". Und ferner die dem gleichen Jahr entstammende „Apologie de ma conduite politique".

Im übrigen sind für die Kapitel politischen Inhalts zusammenhängende Vorlagen schwerer nachweisbar. Die auf Friedrichs Befehl im Ministerium angefertigten Extraits sind nur teilweise benutzt. Frische Erinnerung scheint hier eine bedeutende Rolle zu spielen. Jedenfalls beruht das letzte Kapitel, das das Zustandekommen des Friedens schildert, auf Originalakten.

III.

Was der König mit seinem Buch beabsichtigt, spricht er selbst in der Vorrede deutlich aus.

„Zwei Hauptzwecke," schreibt er, „habe ich bei dieser Arbeit im Auge gehabt. Der eine war, der Nachwelt zu beweisen und deutlich kund zu tun, daß es nicht von mir abgehangen hat, diesen Krieg zu vermeiden, . . . daß die Ehre und das Wohl des Staates mich davon abgehalten haben, dem Frieden unter anderen Bedingungen als denen, unter welchen er geschlossen worden ist, zuzustimmen. Meine zweite Absicht war, alle militärischen Operationen mit der größtmöglichen

Klarheit und Genauigkeit auseinanderzusetzen. Denn ich wollte eine authentische Sammlung der günstigen und bedenklichen „situations“ hinterlassen, die sich in den Provinzen und Königreichen ergeben, in denen der Krieg sich immer wieder abspielen wird, wenn das Haus Brandenburg Zerwürfnisse mit dem Hause Österreich hat.“

Daraus geht hervor, daß die „Histoire de la Guerre de sept Ans“ als „Rechtfertigungsschrift großen Stils“ auftritt, und daß sie politischen wie militärischen Konstellationen gerecht zu werden sucht.

Diese komplizierte Aufgabe bewältigte Friedrich formal dadurch, daß er nach einem anfänglichen Überblick über die Zeit von 1746—1756 und die Verwicklungen, die zum Kriege führten, siebenmal nacheinander, immer abwechselnd, ein Kapitel dem Feldzug des betreffenden Jahres und ein anderes — vom Hafen des Winterlagers aus — politischen Betrachtungen widmet, die zuletzt in die Darlegung der Friedensverhandlungen münden. Gerade bei dieser Schilderung tritt der Gedanke an eine Rechtfertigung vor der Nachwelt besonders deutlich hervor: hatte doch der längste und blutigste seiner Kriege Friedrich keinen unmittelbaren Gewinn gebracht.

„Entschädigungen,“ sagt er, „hätte man nur durch weitere Siege erlangen können, und die Armee war viel zu ruiniert und entartet, als daß man sich glänzende Taten von ihr hätte versprechen dürfen.“ — „Der König stand völlig isoliert und ohne Bundesgenossen da . . . Überdies mußte man fürchten, daß eine Verlängerung des Krieges die Pest nach Sachsen, Schlesien, Brandenburg brächte . . . Unter so grausamen Konjunkturen stand alles zu fürchten, wenn man den Krieg fortgesetzt hätte.“

So heißt es im letzten Kapitel. Aber wir erfahren nicht minder, wie es um den Ausbruch des Krieges stand. Friedrich verteidigt sich gegen den Vorwurf, seinerseits das Unheil über Europa heraufbeschworen zu haben. „Der wahre Angreifer,“ sagt er, „ist ohne Zweifel der, welcher den anderen zwingt, sich zu bewaffnen und ihm durch Unternehmung eines minder schwierigen Krieges zuvorzukommen, um einen gefährlicheren zu vermeiden. Denn von zwei Übeln muß man das kleinere wählen.“

Gleicherweise werden einzelne Schritte im Verlaufe des Kampfes gerechtfertigt. So das Vorgehen gegen Sachsen 1756. „Der König,“ heißt es, „fand sich dazu autorisiert durch die Erfahrungen der Vergangenheit; durch die Verbindung, in der die Sachsen mit dem Hause Österreich standen; endlich durch die bösen Absichten, die sich in den in Händen des Königs befindlichen Depeschen ihrer Minister kundgaben: so stützten und rechtfertigten Gründe des Rechts, der Politik und des Krieges sein Verhalten.“

Immer wieder werden die Gründe, die Friedrich Schlachten herbeiführen ließen, klargelegt. Er erklärt nicht nur: „Die Preußen taugen mehr zum Angriff als zur Defensive.“ Er entwickelt genau: etwa, was ihn bei Kollin zum Vorgehen gegen Daun veranlaßt hat; wie es zur Schlacht bei Torgau kommen mußte. Und er setzt auseinander, warum es ihm, von seinen beiden gefährlichsten Feinden bedrängt, darauf angekommen sei, die Österreicher, nicht die Russen anzugreifen.

„Trug er einen Sieg über die Österreicher davon," heißt es, „so würden die Russen von selbst die Flucht ergreifen. Errang er aber den Russen gegenüber einen Vorteil, so würde das Laudon nicht hindern, seine feindlichen Operationen fortzusetzen. Die Österreicher sind die natürlichen und unversöhnlichen Feinde der Preußen. Die Russen dagegen waren nur durch die Umstände dazu geworden, und irgendein Wechsel, eine Revolution konnte sie zu Freunden oder gar Bundesgenossen machen."

Bei der Schilderung der kriegerischen Vorgänge indessen, die naturgemäß den weitaus größten Raum des Buches einnehmen, erlebt der Leser eine starke Enttäuschung, wenn er meint, frohe Erwartung und Siegesjubel, bitteres Mißlingen und Niedergeschlagenheit, — kurz ein Stimmungsgemälde werde zugleich mit den dargestellten Ereignissen an seinem geistigen Auge vorübergeführt werden. Kaum eine Spur davon. Es ist schon viel, wenn die Vorgänge von Kollin mit den düsteren Worten eingeleitet werden: Il fallut se battre et l'on fût malheureux. Oder wenn vor Leuthen der temperamentvolle Ausruf: „denn der König war genötigt und entschlossen, die Österreicher anzugreifen, wo er sie fände, — und wäre es auf dem Zoptenberg!" die ruhig-sachliche Darstellung unterbricht. Man muß die Briefe des Königs, etwa die an den Marquis d'Argens, aufschlagen, um eine Ahnung davon zu bekommen, welche Flut von Empfindungen und vorzugsweise von düsteren während des Krieges in ihm auf und ab wogte. Die Histoire schweigt darüber. Man hat den Eindruck, als wende sie sich mit ihren Schlachtendarstellungen nur an den Verstand des Lesers. „Sieh, so war es," scheint der König ihm sagen zu wollen, „hier sind die Ursachen; hier die Folgen. Versuche die Sache mit derselben Ruhe zu begreifen, mit der ich sie darstelle."

Vielleicht darf ein Zweifel ausgesprochen werden, ob diese Art als ein Vorzug von Friedrichs Geschichtschreibung oder gar als das ihm vorschwebende Ideal betrachtet werden kann. Jedenfalls scheint die Vermutung nahe zu liegen, daß sie auf Rechnung der starken Benutzung der Jahresschlußberichte, denen diese nüchterne Darstellung angemessen sein mochte, zu schreiben ist. Hätte Friedrich mehr Zeit auf ihre Verarbeitung verwendet, so klänge seine Schilderung bei der gleichen Klarheit vielleicht bewegter.

Denn durch die politischen Berichte, die weniger an schriftliche Vorlagen gebunden sind, weht ein frischerer und persönlicherer Hauch. Und das zumal gegen das Ende hin, wo Friedrich aus der Fülle deutlicher Erinnerungen schöpft. Die Behauptung Kosers, daß er den Ton unverkennbar dämpfe, wenn er auf die Politik komme, trifft für die „Histoire de la Guerre de sept Ans" nicht zu. Man lese das Kapitel, in dem er Charakter, Ziele und Schicksal des unglücklichen Zaren Peter und seine Beziehungen zu ihm mit innerster Anteilnahme schildert. Oder die Verhandlungen mit M. Fritsch, dem Abgesandten des Königs von Polen, der unauffällig den Frieden anbahnen soll. Aber auch schon die lebensvolle Vorgeschichte des Krieges in den ersten drei Kapiteln. Hier gleich am Anfang das schöne Bild von den beiden Athleten, die ihre Waffen schärfen und von Ungeduld brennen, sie in Gebrauch zu nehmen. Das alles ist bezeichnend genug für Friedrichs Dar-

stellungskunst. Das bewegte und interessante Kapitel aus dem Winter 1758/59 liefert weitere Beweise dafür: Hier handelt es sich um den Tod des Prinzen von Preußen und der Markgräfin von Bayreuth; um die Verleihung des geweihten Hutes und Degens an Daun; um jesuitische Intrigen in Portugal. In diesen Teilen des Buches zeigt sich der Meister schneidend scharfer Charakteristik; hier hin und wieder noch ein Aufleuchten der dem hart gewordenen Kämpfer eigenen Warmherzigkeit; hier treten Ironie und Humor in ihr Recht; hier durchziehen philosophische Reflexionen wie ein goldener Faden das Ganze.

Von dem allen einige Proben. Zunächst von Friedrichs Art zu charakterisieren überhaupt. Wenn er sich, wie er im Vorwort sagt, ein Gesetz daraus gemacht hat, unparteiisch zu sein, Feindseligkeit und Gehässigkeit zu vermeiden, so mag vor allen Dingen die Fülle des Nachteiligen, das er hätte sagen *können* und *nicht* gesagt hat, ihm vor Augen stehen. Hart und scharf genug sind die Bilder, die er gezeichnet hat, trotzdem. Das aber wird man ihm zugestehen müssen: *kleinliche* Gehässigkeit, unkönigliche Gesinnung sprechen nicht daraus. Das stolze Wort über Maria Theresia: „Mußte sie nicht fühlen, daß, wenn sie ihr Wort brach, gegen wen es auch sei, sie nur sich selbst Unrecht zufügte?“ ist auch nach dieser Richtung hin bezeichnend für Friedrichs Denkart.

Und ist er scharf gegen seine Feinde, so ist er es auch gegen seine Freunde und Anhänger. In der Vorrede zur Geschichte der beiden ersten Schlesischen Kriege hebt Friedrich hervor, daß er den unsterblichen Ruhm vieler Offiziere nicht verschweigen wolle, daß er ihnen den schwachen Versuch seines Werkes als Denkmal der Dankbarkeit weihe. Nur ganz ausnahmsweise begegnen wir in der Geschichte des Siebenjährigen Krieges solchen Denkmalen. In Bezug auf Schwerin z. B. findet sich das uns nur durch seine häufige Wiederholung abgegriffen klingende Wort: „Er allein war mehr als 10000 Mann wert. Sein Tod machte den Siegeslorbeer welk, der durch ein zu teures Blut erkauft war.“ Und Fouqué, der wegen seiner Niederlage und Gefangennahme bei Landeshut von Friedrich in der ersten Erregung ungerecht beurteilt worden war, wird wegen seines „edeln und großmütigen Verteidigungsversuches“ als ein „zweiter Leonidas“ gefeiert.

„Weit davon entfernt,“ schreibt Friedrich, „daß das Unheil den lang und fest gegründeten Ruf dieses tapferen Offiziers hätte schädigen können, — es läßt seinen Ruhm nur um so heller strahlen. Es liefert einen Beweis dafür, was Tapferkeit und Entschlossenheit der Überzahl gegenüber vermögen.“

In anderen Fällen aber wird selbst ein ruhmvoller Untergang nur kurz erwähnt. So der des Marschall Keith, des Prinzen Franz von Braunschweig. „Die Preußen verloren“, heißt es, „Männer, die um ihres großen Verdienstes willen wert sind, beklagt zu werden.“ Daß Prittwitz beim Rückzug von Kunersdorf dem König das Leben gerettet hat, wird kaum gestreift, obgleich Friedrich ihm beim Tode des Markgrafen Karl zum Dank dafür einen Teil von dessen Gütern zuerteilt hat. Und der Heldentod Winterfeldts, des persönlichen Freundes Friedrichs, wird beklagt, „weil er der

notwendigste Mann im Heere des Prinzen von Bevern war." Man sieht: um den Seinen unsterbliche Lobsprüche zu erteilen, hat Friedrich seine Geschichte nicht geschrieben. Weit mehr sogar tritt auch ihnen gegenüber hartes Urteil hervor. Die Generäle trifft schon vor Ausbruch des Krieges herbe Kritik. „Zwar gab es", schreibt der König, „unter ihnen einige sehr verdienstvolle. Die Mehrheit aber verband mit großer Tapferkeit viel Indolenz." Und 1759 wird die Situation der Preußen den Russen gegenüber charakterisiert mit den Worten:

„Ihre Truppen wurden schlecht geführt. Den Generälen fehlte es an Wachsamkeit. Alles geschah zu spät. Man häufte Fehler auf Fehler. Und jene unglückliche Expedition" (die Russen sollten während ihres Durchmarsches durch Polen en détail geschlagen werden), „wurde gleichsam die Quelle alles Unheils, das die Preußen während dieses Feldzuges traf."

Auch der einzelne wird nicht geschont. Schneidender Tadel trifft, wie schon oben erwähnt, Schmettau, der Dresden übergab. Und Manstein wird von seinem König unsterblich gemacht als der, „der die Schlacht bei Prag entfesselt und den Verlust der Schlacht von Kolin veranlaßt hat". „Finck und seine Kollegen" gelten Friedrich seit der Affäre von Maxen als solche, „die an ihrer Bagage mehr hängen als an ihrem Ruf; als Generäle, die des preußischen Namens unwürdig sind".

So manches Mal steigert sich wie hier der Ton bis zur Menschenverachtung. Das Volk — und ob Friedrich im Augenblick das französische meint, macht wenig Unterschied — ist ihm „ein Tier mit wenig Augen und vielen Zungen". — „Jedem Priester kommt es mehr auf seine Revenuen als auf die Anschauungen, die er verkündet, an." — Die Bestechlichkeit der Orientalen unterscheidet sich von der anderer Völker dadurch, „daß sie sich jener schändlichen Leidenschaft hingeben, ohne zu erröten, während die Völker Europas sich wenigstens zum Schein dabei schämen".

Kein Wunder, daß unter diesen Umständen in der Kritik der Feinde Schärfe und Ironie nicht gespart werden. Da ist der König von Polen, der plötzlich die Nachricht vom Tode seiner Gattin empfängt. Graf Brühl hat alles für einen Aderlaß vorbereitet. Aber König August bewahrt die größte Kaltblütigkeit und erklärt, es sei nicht der Mühe wert. „Der Verlust eines seiner Hofnarren mit Namen Joseph, der kurz darauf starb," fährt Friedrich fort, „war ihm empfindlicher. Man konnte ihn nur trösten, indem man ihn auf die Jagd führte, um seinen Schmerz zu zerstreuen." Mit einer anderen Art von Sarkasmus wird der Gemahl Maria Theresias eingeführt:

„Da er es nicht wagte, sich um Regierungsangelegenheiten zu kümmern," sagt der Beginn der Histoire von ihm, „stürzte er sich in Handelsverbindungen . . . Er war mit einem Worte der Hofbankier. Und in seiner Eigenschaft als König von Jerusalem paßte er sich dem seit unvordenklichen Zeiten üblichen Brauch des jüdischen Volkes an."

Weit günstiger kommt Maria Theresia selbst trotz der, wie weiter oben zitiert, an ihrer Unzuverlässigkeit geübten Kritik fort; sie ist „die herrliche, von Ehrgeiz verzehrte Frau, die Pläne durchführte, die eines großen Mannes

würdig gewesen wären". Von Elisabeth von Rußland heißt es dagegen, „daß sie den Frieden liebte und das Ende aller Unruhen gewünscht hätte, weil sie Geschäfte, Arbeit, Aufregungen haßte". Und ihr Minister Bestuscheff, der in seiner armseligen Angst vor Veröffentlichung eines in Friedrichs Hände gefallenen und ihn entlarvenden Briefes geschildert wird, „hatte keine Abneigung dagegen, Verbrechen zu begehen, nur wollte er nicht, daß man davon erfuhr". Der französische Gesandte Broglie wird charakterisiert als „der geeignetste Mann, den man sich erwählen konnte, um Höfe miteinander zu brouillieren."

In zu günstigem Lichte hat Friedrich, wie schon Koser hervorhebt, „den alten Welfen Georg II." gesehen. Ihm rühmt er nach, er habe „unter anderen guten Eigenschaften heldenhafte Entschlossenheit besessen, die bewirkte, daß seine Verbündeten volles Vertrauen in seine Person setzen konnten". Und auch Peter III. scheint in zu hellen Farben gemalt. Aber die Gründe, die Friedrich gerade in diesen beiden Fällen milder urteilen ließen als sonst, sind leicht ersichtlich.

Die Warmherzigkeit, deren der König fähig war, kommt wohl nur in den der Königin-Mutter und vor allem seiner Schwester Wilhelmine von Bayreuth nach ihrem Tode gewidmeten Zeilen zum Ausdruck. Aber die Sprache ist auch hier gegenüber der leidenschaftlichen Art, die in Friedrichs Briefen zutage tritt, gemessen.

„Eine Prinzessin von seltenen Verdiensten" nennt er die Markgräfin. „Sie besaß einen Geist, der durch die schönsten Kenntnisse geschult und geschmückt war, den Genius zu allem und ein besonderes Talent für jegliche Kunst. Aber die glücklichen Gaben der Natur machten nur den kleinsten Teil dessen aus, was man zu ihrem Preise sagen könnte. Ihre Herzensgüte, ihre Neigung zur Großmut und Wohltätigkeit, die Vornehmheit und Größe ihrer Seele, die Weichheit ihres Charakters verbanden die glänzenden Vorzüge ihres Geistes mit einer festen Grundlage von Tugenden, die immer standhielt. Oft erfuhr sie Undankbarkeit von denen, die sie mit Gunst und Gaben überhäuft hat. Aber man könnte kein Beispiel dafür anführen, daß sie selbst an jemandem treulos gehandelt hätte. Die innigste und ausdauerndste Freundschaft verband den König und diese würdige Schwester. Die besonderen Bande zwischen ihnen gingen auf die früheste Kindheit zurück. Gleiche Erziehung, gleiche Empfindungen hatten sie angeknüpft. Treue, die auf beiden Seiten jeder Probe standhielt, machte sie unauflöslich. Die Prinzessin, deren Gesundheit nur schwach war, nahm sich die Gefahren, die ihre Familie bedrohten, so sehr zu Herzen, daß der Kummer sie gänzlich niederdrückte. Bald trat ein ausgesprochenes Leiden hervor ... Ärztliche Kunst konnte sie nicht retten. Sie starb mit einem Mut und einer Festigkeit der Seele, wie sie des kühnsten Philosophen würdig wären." —

An manchen Stellen führt auch fröhlicher Humor Friedrich die Feder. Wenn er etwa erzählt, wie die Sachsen sich mit großer Höflichkeit aushungern ließen. Oder wenn er den Barbier als Gesandten des Tartaren-Khan auftreten läßt. Auch die Abfahrt der russischen Flotte von Kolberg ist ein Probestück dafür.

Besonders aber tritt in seiner Eigenart der königliche Schriftsteller hervor, wenn er Erfahrungen, die ihm allgemeingültig scheinen, zum Ausdruck bringt

oder Reflexionen an den Gang der Ereignisse knüpft. Manches wertvolle Wort legt er da für seine Nachfolger nieder.

„Wie günstig die Meinung auch sei, die man über sich selbst hegen mag," heißt es, „Sorglosigkeit ist im Kriege stets gefährlich; und lieber soll man überflüssige Vorsichtsmaßregeln brauchen, als nötige außer acht lassen." — Oder er sagt: „Schließlich verteidigen doch weder Festungswerke noch die Anzahl der Soldaten eine Stadt. Es hängt vielmehr alles von dem mehr oder minder tüchtigen Kopfe und dem entschlossenen Mute dessen ab, der den Oberbefehl hat."

Wenn Koser betont, daß das Kapitel von den „kleinen Ursachen und großen Wirkungen" in Friedrichs Geschichtschreibung einen breiten Raum einnimmt, so gilt das für die „Histoire de la Guerre de sept Ans" mit besonderem Recht. Die „unvorhergesehenen, unberechenbaren Ursachen zweiter Ordnung", „causes secondes", wie Friedrich sie nennt, geben ihm immer aufs neue zu denken.

„Das Dasein der Menschen", schreibt er, „hängt an einem Haar, der Gewinn oder Verlust einer Schlacht hängt nur von einer Bagatelle ab. Unsere Schicksale sind das Ergebnis einer allgemeinen Verkettung von Ursachen zweiter Ordnung, die in der Fülle der Ereignisse, die sie herbeiführen, mit Notwendigkeit Günstiges und Verhängnisvolles bringen müssen."

Er nennt die causes secondes der Kürze halber auch Zufall, hasard, ohne jedoch ein blindes Ungefähr damit bezeichnen zu wollen. Denn anderwärts erklärt er: „Was man gemeinhin Zufall nennt, hat keinen Anteil an den Dingen dieses Lebens." Vor allem gibt ihm die einschneidende Bedeutung, die der Wandel der russischen Verhältnisse 1762 für Preußens Angelegenheiten haben sollte, Anlaß zu Reflexionen dieser Art. „Wovon hängt der Lauf der Dinge ab! Die winzigsten Triebkräfte haben Einfluß auf die Schicksale großer Reiche und wandeln sie. So treibt der Zufall sein Spiel. Er lacht der vergeblichen Klugheit der Sterblichen und trägt die Hoffnungen des einen empor, um die des anderen zu stürzen." — „Scheint es nicht erstaunlich", so erwägt er am Schluß des Ganzen, „daß die raffinierteste menschliche Klugheit und Kraft so oft unerwarteten Ereignissen oder Schicksalsschlägen zum Opfer fällt? Und scheint es nicht, als ob ein gewisses ‚Ich-weiß-nicht-was' voller Verachtung mit den Plänen der Menschen spielt?"

Gedanken dieser Art ermöglichen uns einen Blick in die „ungläubige Gläubigkeit" des großen Königs. Mehr noch tun das die letzten Worte des Werkes, in denen er seinen Staat der Vorsehung anbefiehlt — „falls sie ihre Blicke auf das Elend der Menschen herabsenkt".

So finden wir in der „Histoire de la Guerre de sept Ans" schließlich doch nicht nur eine klare Darstellung des Sachverhalts, sondern auch das, was wir in der Geschichtschreibung eines Friedrich vor allem suchen: seine eigenste Auffassung von Menschen und Dingen.

Das Memoire von Schwaningen.

Novelle

von

Sophie Hoechstetter.

Mein Reisegefährte und ich verließen an einer kleinen Haltestelle den Zug, der uns langsam durch fränkisches Land gebracht hatte. Rings war die schwere Mittagsruhe eines Augusttages. Die Grillen riefen aus sonnenverbrannten Wiesen, und dieser Ton schien wie das Klingen der Luft, die in Wärme vibrierend über der Landschaft stand.

„Sie müssen mich nichts fragen," sagte George Rosenkreutz zu mir. „Wir wollen ganz leise durch diese verschollenen Dinge gehen."

Dies entsprach meiner eigenen Stimmung, ich wünschte mir, in aller Stille die lange verlassene, halb von der Erde verschwundene Siedelung zu durchwandern, da eine seltsame Frau Jahrzehnte eines wunderlichen Daseins durchlebt hat bis zu einem einsamen Tod.

Wir gingen eine kleine Anhöhe hinauf. Rechts zur Seite, die Landschaft beherrschend, steht ein tafelförmiger Berg, den man mit dem Olymp verglichen hat: der Hesselberg. In diesem schwach gewellten Wiesenland ist es die einzige bedeutendere Erhöhung, der einzige Affekt der Natur.

Schön in den Linien, stolz und fern liegt er da, und man möchte denken, in den Zeiten, aus denen sich erst dämmernd die Geschichte hebt, werden dort Feuer gebrannt haben, „den alten Göttern zu".

Wir erreichten den Rand der kleinen Anhöhe, und da sah man hinunter auf das alte Schwaningen. Ein Dorf, wie viele sind, dachte ich. Eingehüllt in Bäume lag es. Eine unvollständige Lindenallee, die von der Straße durchquert wurde und nun so unmotiviert erschien, versperrte ein wenig den Blick.

Ich dachte, es ist also leer hier. Ein altes Dorf nur blieb, wo einst wunderschöne Gärten gestanden haben sollen. Aber da lächelte mein Gefährte, der wohl meine Enttäuschung fühlte. Wir traten unter die Linden, und er wies mit der Hand vom Dorfe weg.

Ich sah, von der Sonne geblendet, einen Moment lang nichts als eine endlose, überflimmerte, verbrannte Rasenfläche. Und dann kam mir ein Ruf des Erstaunens: in dieser ungeheueren Rasenfläche unterschieden sich die

Torsen gewaltiger, brauner Mauern. Sie umgrenzten in ihrer mächtigen Ausdehnung jetzt die sonnenverbrannten Wiesen, sie machten gerade Linien, Bogen und bildeten im offenen Halbkreis einen Prospekt in tiefer liegendes Land. Ich war wie elektrisiert: welch ein Garten mußte das gewesen sein! Eine mächtige, große Anlage, umgeben von breiten Wassergräben. Und hinter dem Garten — das Ganze kann nicht mit einem Blick umfaßt werden, trotzdem es frei und preisgegeben liegt — weit, weit hinter dem Garten erheben sich in den stillen Himmel hinein vier hohe Pavillons mit gebrochenen Dächern.

Ich wurde voll Eifer. Ich wollte gleich die Böschung hinunter laufen, auf die toten Wasserbecken zu und dann weiter bis zu den seltsamen Mauern.

„Nicht jetzt," sagte Rosenkreutz. „Erst gehen wir zum Schloß im Dorf." Und wir überschritten den Bach, der einst die Wassergräben gefüllt hatte, und kamen in einen stattlichen Ort, dessen Häuser zum größeren Teil durch ihre Bauart verraten, daß sie aus der Markgrafenzeit stammen. Manches feine, stolze Haus steht da in ummauertem Garten — vielleicht einmal für eine kleine Freundin erbaut.

Und dann sah ich vor mir die langgestreckte Front eines großen Schlosses, wiederum Pavillons, die durch niedrigere Geschosse verbunden sind und allerlei Höfe umschließen.

Ich lief meinem Gefährten voraus, überschritt eine Brücke und stand dann vor dem Schloßtor. Es ist von einem Wappen überragt, das Genien tragen, und es war einmal die Arbeit eines Künstlers, was nun halbzerfallen herunter grüßt.

Da sprach mich jemand an. Ein sommersprossiger junger Bursche. Ob ich ein Sachverständiger sei, fragte er. Ich erkundigte mich, wieso er das meine.

„Nun, weil man sich um die Reparatur streitet. Die Pfarrerstöchter, der Wirt und der Gütler sollen es machen lassen, und keines will."

„Wieso denn die Pfarrerstöchter?" fragte ich.

„Ach, die haben den Pavillon da gekauft am Tor," und der Bursche deutete mit dem Finger nach links. „Sie nehmen Sommerfrischler."

Und der Bursche redete weiter; von ihm erfuhr ich, daß alles hier zerstückelt ist, jeder Trakt, jeder Pavillon des großen Schlosses und des Gartens hat einen anderen, bäuerlichen Besitzer. Nur ein Pavillon ist von den „Pfarrerstöchtern" erworben.

Ich bitte es den Pfarrerstöchtern in Gedanken ab: ich befand mich plötzlich in ihrem Pavillon, ging eine schön gewundene, steinerne Treppe hinauf und betrat ein Zimmer. Ich habe ohne Zweifel etwas von Sommerfrische gestammelt.

Sie sagten, es sei triste in Schwaningen und ein Entschluß, hierher zu gehen. Daraus entnahm ich, sie wollten mich nicht. Denn es war eine Haushaltschule für junge Mädchen, in die ich gekommen. In diesem Pavillon hingen die Bilder von Luther und Melanchthon. Sehr viele. Ich glaube, eine Sammlung. Man konnte zugleich auf einen Melanchthon sehen, der

am Pfeiler hing, und auf das von heiteren, leichten Genien getragene, zerbröckelnde Wappen des Portals. Und dieses sollten die Pfarrerstöchter renovieren — —

Ich stand wieder auf dem Hof, wo Rosenkreutz mich schon suchte. Ich sagte: „Da oben hängen die Bilder von Melanchthon. Alle, die es gibt."

Aber Rosenkreutz antwortete nicht. Er führte mich aus dem langgestreckten Schloß, führte mich an seiner Rückfront entlang nach dem Dorf. Die Sonne stand sengend über Schwaningen. Der Schritt schleppte. Aber wir kamen doch an die Kirche, und sie wurde von einer freundlichen Frau aufgeschlossen, die erzählte, daß der ansehnliche Rokokobau zu Anfang des 18. Jahrhunderts unter Markgraf Wilhelm erbaut sei, und daß während des Dreißigjährigen Krieges das Lehen Schwaningen an die Markgrafschaft gefallen.

Die freundliche Frau schien Rosenkreutz zu kennen.

„Das Bild, nicht wahr?" sagte sie und blieb dann im Schiff stehen. Rosenkreutz aber führte mich eine Treppe hinauf zur Orgel, und dann machte er eine Wendung hinter das Instrument.

„Da ist Friedrike Luise," sagte er.

Und ich stand vor einem bis zur Erde reichenden Ölgemälde, das eine mondaine, edle, graziöse Gestalt mit einem Knaben in einer Landschaft darstellt. Aus den Farben ist aller Lack gewichen, sie wirken fast wie Pastell, hell, licht, und als wären sie mit einer leisen Puderschicht bestäubt.

Es sind ein paar Stücke der Leinwand herausgerissen, als hätte sich eine Hand, vielleicht von Liebeshaß geführt, befreien wollen von diesem gemalten Gesicht. Denn diese Augen, diese Stirn, die noch geblieben sind, haben etwas Aufreizendes. Sie sind schön und kühl und wissend.

Es hat mir einmal jemand gesagt, aus dem Porträt einer Frau müsse man sehen können, wie sie liebt. Diese Worte fielen mir ein vor dem Bild. In diesen Augen und auf dieser Stirn steht, daß jene tote Frau gewähren konnte und verstoßen.

Verstoßen nicht aus Überdruß, aus einem komplizierteren Fühlen: aus Zorn, daß sie lieben mußte.

Dieses Bild einer so lange Toten, dieses gewaltsam zerstückte Bild reizte mich auf eine sonderbare Art.

„Was weiß man von Friedrike Luise?" fragte ich.

„Mir ist nur bekannt, daß sie die wenig hervortretende Schwester Friedrichs des Großen war, der in einem schönen Brief ihren Tod schilderte, von dem er durch einen Kammerdiener erfuhr. Friedrike Luise war hierher verbannt von ihrem Mann, dem letzten Markgrafen. Wie kam das? Sie ist ja schön und seltsam."

Aber Rosenkreutz schwieg. „Nachher," sagte er nur. Ich ging ungern fort von diesem Bild, das ich nicht wieder sehen werde, und das in der öden Kirche an der Rückwand der Orgel sein Exil hat. — —

Wir betraten endlich den Platz mit den vier Pavillons, die am Eingang der großen Gärten stehen. Rosenkreutz eilte weiter. „Nicht in das Quadrat,"

sagte er, „Gütler haben ihre Ställe um die feinen Häuser gebaut, wir wollen das nicht sehen, aus der Ferne verschwindet es."

So schritten wir über eine schier endlos scheinende Wiese hin, die jenseits noch hohe Mauern einfassen und die auf unserer Seite nur von der Böschung des Wassergrabens begrenzt war. Ich suchte mir aus diesen Spuren den alten Garten zu denken. „Es muß eine französische Anlage gewesen sein — ein Garten mit Laubengängen und verschlungenen Wegen. Die Mauern unten, die in diesem Halboval sich biegen, mochten als Theaterwände dienen, sie gaben so wohl dem Garten als dem Schauspiel den Prospekt ins Freie, hin über die stille Landschaft."

„Sehr richtig," sagte Rosenkreutz, „nur vergessen Sie die Reste der Lindenalleen draußen. Die Anlage jenseits der Mauern ist ein Spiel von Lindengängen gewesen, die fast bis zu der heutigen Bahnstation geführt haben mögen." Wir waren unterdessen an den Mauern angekommen, und ich blieb in dem weiten Halbrund stehen. Ganz klein geworden erhoben sich oben die Pavillons, dahinter, ferngerückt, schloß Wald den Horizont ab, begrenzte die Täler.

Ich wurde traurig, wie man es leicht auf Trümmerstätten wird.

„Dieser Garten könnte seit tausend Jahren so liegen," sagte ich, „und es ist doch kaum länger als ein Jahrhundert, daß die Markgrafen von Ansbach nicht mehr existieren."

„Ja," sagte Rosenkreutz, „das bayrische Haus hat seinen fränkischen Zufallsbesitz nicht gepflegt. Verfallen liegt, was nicht zu verkaufen war, vielleicht dachte man in München, die Erinnerungen erlöschen dann schneller."

Wir saßen noch eine Weile schweigend. Die Schatten der Mauern fielen schon schräg.

„Und nun werden Sie mir die Geschichte von Friedrike Luise erzählen," sagte ich. „Aber, gibt es noch Anhaltspunkte dafür?"

Rosenkreutz lächelte. „Seit Jahren beschäftigt mich diese Gestalt. Man kann, wenn man sich sehr in etwas vertieft, die Vergangenheit wieder aus ihren Gräbern holen." Wir machten es uns bequem auf der niedrigen Mauer, die zwischen den Rundwänden den Prospekt eröffnet. Und Rosenkreutz, ein kleines Schreibbuch zwischen den Händen haltend, in das er manchmal sah, begann zu sprechen:

Das Bild von Friedrike Luise, Prinzessin von Preußen, Markgräfin zu Brandenburg-Ansbach, welches wir vorhin gesehen haben, ist Ende der vierziger Jahre des 18. Jahrhunderts gemalt worden. Sie war damals eine Dame von Anfang der Dreißig, ein Alter, das einer schönen, mondainen Frau besonderen Reiz gibt: das Lächeln wird kostbarer, wenn es über einer Resignation liegt, und das Gewähren wird rührender, wenn es aus der Freiheit kommt. Um die Mitte des 18. Jahrhunderts hing dieses Porträt im Schloß zu Ansbach, in einem selten betretenen Raum, am Ende einer langen Flucht von Festsälen.

Es war an einem Ballfest im markgräflichen Schloß, als zwei jüngere Offiziere sich etwas absonderten und dieses Zimmer betraten: ein hoch-

gewachsener, schmaler, hellblonder Kavalier, namens Seckendorff, und ein kleinerer, dunkler Fremder, der die Uniform des fränkischen Kürassierregiments trug. Sie hatten etwas Wichtiges zu besprechen: St. Pierre, der Bayreuther Kürassier, und Seckendorff, der Ansbachsche Dragoner, waren übereingekommen, bei ihren Regimentern einen Austausch zu bewerkstelligen. Die Erlaubnis hatten sie diesen Abend erhalten.

Julian St. Pierre war der Sohn des Erbauers der Eremitage und durch Protektion des Markgrafen in das fränkische Kürassierregiment aufgenommen. Der Adel des Landes, im geheimen aufgebracht über den Ausländerkult des Markgrafen von Bayreuth, ließ es den jungen St. Pierre zuweilen fühlen, daß er nicht aus ihren Kreisen stammte. St. Pierres Vater selbst hielt es für richtig, den Sohn für eine Weile in Ansbach eintreten zu lassen. Als gewählter Ersatz des allgemein beliebten jungen Seckendorff, der sich mit seiner Familie überworfen hatte, stand ihm eine freundliche Aufnahme bei den Dragonern bevor.

„Es ist also nun alles perfekt," sagte St. Pierre lächelnd, „wir brauchten nur die Uniformen zu tauschen, wenn die Staturen das erlaubten." Er sprach unbefangen und freundlich. Sein Kamerad sah es nicht, daß während ihrer ganzen, sich um Äußerlichkeiten drehenden Unterredung der Blick St. Pierres immer wieder zu dem Bild der schönen Markgräfin gegangen war, das da allein in dem etwas düsteren Saal hing. „Und Ihr Kommando nach Schwaningen, Baron Seckendorff, habe ich selbstverständlich auch zu übernehmen?" fragte St. Pierre.

Seine Stimme klang gleichgültig. Der junge Seckendorff, ein Blondin mit zartester Haut, errötete, und er sagte hastig: „Ja, dieses Kommando. Ich bin untröstlich, daß es sich gerade so trifft. Es ist ennuyant da außen. Die Markgräfin hält ja nicht Hof, sie bleibt fast immer allein. Mein lieber St. Pierre, auf Diskretion, Sie müssen sich bald wieder in Erinnerung bringen. Denn man vergißt hier, wer in Schwaningen ist. Der gnädigste Herr will nichts von dort hören."

„Warum will er das nicht?" fragte St. Pierre abgewandten Gesichts.

Der junge Seckendorff antwortete ganz leise. „Er haßt die Markgräfin. Er hatte es nie à son aise bei ihr. Sie besitzt nicht sein Temperament, verstehen Sie mich. Aber man darf hier kaum davon sprechen, obwohl die Ehe ja längst nicht mehr existiert. Wollte der Markgraf eine neue mit einer Prinzessin von Geblüt eingehen, so wäre sie auch formell gelöst —"

„Sie sprechen in ein Grab," sagte St. Pierre. „Aber für meine Person möchte ich doch gerne informiert sein."

Der junge Seckendorff trat einen Moment unter die Tür. Weit, weit oben in der Gemächerflucht wurde getanzt. Die Geigen klangen — niemand war in der Nähe.

„Es ist wohl mein devoir, Sie etwas au fait zu setzen," fuhr Seckendorff fort. „Sie hat nicht sein Temperament, es gibt nur zwei Söhne aus Anfang der Ehe. Ihr Wesen ist froissiert. Nun, man kann den gnädigsten Herrn auch nicht immer aimable nennen. Sie war kalt, er boshaft. Er hat

par exemple ihren Hunden die Schwänze und Pfoten abhacken lassen, sie zu ärgern, und hundert solche Dinge.

Es war ihr kein Vergnügen, wenn er pour passer le temps und um eine Hofdame zu amüsieren, einen Schlotfeger vom Dach schoß und dergleichen mehr. Er macht nie offene Affairen. Er wollte seine Frau humiliieren. Sie hat, was er tat, oft bejammert und beweint. Das war ihm dann erst recht ein Spaß. Dann wurde sie kalt. Sie verachtete ihn — sie ging nach Schwaningen, das er ihr geschenkt, als der Erbprinz, der nicht mehr lebt, geboren wurde. Zu dem gnädigsten Herrn spricht man nicht mehr von Schwaningen. Es ist besser so. Er bekommt sonst seine Hitze. Also, St. Pierre, Sie müssen sich in Erinnerung bringen durch irgendein bon mot oder ein keckes Stück, wenn Sie es da draußen genug haben."

„Danke für die Information," sagte St. Pierre. „Es wird sich schon machen. Ich lebe nicht ungern auf dem Lande." Mit verbindlichem Gesicht ging er an Seckendorffs Seite zu den Tanzenden zurück. Er hatte es überall gut verborgen, warum er zu dem Dragonerregiment in Ansbach wollte, warum er das Kommando nach Schwaningen, das ihm jetzt ein günstiger Zufall brachte, schon lange suchte:

St. Pierre kannte die Markgräfin Friedrike Luise. Als er, Fahnenjunker noch, vor Jahren die Markgräfin von Bayreuth auf ihrer Reise nach Ansbach begleitete, war er in ihrer Nähe gewesen. Und der Anblick dieser Frau hatte ihm das Herz verwirrt — und ihr Schicksal, von dem man, es ignorierend, am Bayreuther Hof gar wohl wußte, entflammte ihn.

Und es kurz zu machen: ein Mortimer wollte sich einer Maria Stuart nähern.

Es war ein Sommertag in glühendem Licht, da ritt Julian St. Pierre die Straße nach Schwaningen ein. Und er sah hier die anmutig-feierlich geordneten Reihen der weichen Lindenkronen, er sah die langen, melancholischen Wassergräben, er sah die stolz geschwungenen, mächtigen Mauern des französischen Gartens und dahinter die Pavillons, in denen die Markgräfin zur guten Jahreszeit wohnte.

St. Pierre, von seinem Reitknecht gefolgt, ritt zum ersten der Pavillons, der Wohnung des Offiziers vom Dienst, den er abzulösen kam.

Das Pferd des Abkommandierten stand schon gesattelt. Er war ein junger Crailsheim, den es ins Leben drängte.

St. Pierre hatte Mühe, ihn noch ein wenig aufzuhalten.

„Oh, es ist nichts, was Sie hier zu tun haben, Herr Kamerad," rief der junge Crailsheim. „Im Schloß selbst sitzen die alten Chargen und spielen Pikett, trinken sauren Wein und fangen die Spinnen, die an den Plafonds krabbeln. Sie befehligen die Scheuermenscher, Sie wissen, das sind Damen mit Karriere." Er lachte. „Nein, Sie wissen es nicht? Nun, der gnädigste Herr hat die Bastarde von einem Scheuermensch Falken genannt und beim Kaiser ihre Nobilitierung erwirkt. Barone sind es geworden, agréable für die alten Familien, nicht wahr? Man drängt sich jetzt um solche perspektiven-

reichen Posten. Also, im Schloß ist alles versorgt. Herr v. Aufseß flucht und wettert da. Ich ging jede Woche einmal hinüber. Cela suffit."

„Wo wohnt Ihre Königliche Hoheit?" fragte St. Pierre steif.

„Hier, in den drei anderen Pavillons. Mit wenig Hof. Kaum Damen. Diese alt. Alte Kammerfrauen, alte Diener. Hier links drüben, uns vis-à-vis, sind Musikzimmer. Manchmal des Nachts spielen da Königliche Hoheit. Aber durchaus nicht zum Tanz. Sind viel in den Gärten. Befehlen nie Ansprache. Sie werden sich zum Dienst melden, Hauptmann, und nicht empfangen werden. Sie können auf Jagd in die ferngerückten Wälder gehen. Das Wild läuft auch heran bis zu den Wasserbecken und schreit in der Nacht. Sie können Verse machen, oder eine Philosophie schreiben, wie Herr v. Voltaire, Herr Kamerad. Auch Memoiren. O gewiß, man hat hier Zeit, so viel Zeit, daß man sogar sich der Frömmigkeit ergeben könnte. Ich bin dem noch entronnen, darum segne Gott Ihren Eingang, Herr Kamerad." Damit schwang er sich in den Sattel. Lachend, selig, daß er fortkonnte.

Aber es überkam den jungen Crailsheim noch ein menschliches Rühren mit seinem Nachfolger; er sagte: „Der Tisch ist gut. Ein alter Pariser Mundkoch besorgt ihn. Er kocht das Köstlichste. Sie essen im Vorzimmer Ihrer Königlichen Hoheit. Bereit zum Dienst, der nie verlangt wird. Ihr Dienst besteht darin, Ihrer Königlichen Hoheit ab und zu eine Verbeugung zu machen, falls Sie ihr begegnen. Das geschieht fast nie. Die alten Chargen im Schloß üben sich deshalb manchmal vor einem Scheuermensch, um es nicht zu vergessen —"

Und der junge Crailsheim ritt davon.

— Julian St. Pierre betrat den Pavillon. Ein alter Diener, der dem Reitknecht schon das Gepäck abgenommen hatte, empfing ihn und zeigte die Räume. Vorn an der Haustür war das Meldezimmer des Offiziers vom Dienst, dahinter die Küche. Jenseits Vorzimmer und Empfangsraum. Oben befanden sich die Privatzimmer. Die Treppe hatte ein Podest mit einer Tür.

„Das ist der Verbindungsweg durch das Zwischengebäude nach den Pavillons Ihrer Königlichen Hoheit. Der Weg zum Tischgang. Sonst benutzen die Herren Offiziere den Mittelweg vom Hof aus."

St. Pierre nickte. Er orientierte sich nur flüchtig. Er hatte Eile, die Paradeuniform anzulegen und sich bei der Markgräfin zum Dienst zu melden. Er stand und wartete. Dann kam ein alter Diener und sagte, Ihre Königliche Hoheit ließen danken.

Dem Hauptmann Julian St. Pierre vergingen zwei Wochen so, wie es der junge Crailsheim geschildert hatte. Er bekam die Markgräfin nicht zu Gesicht. Er aß in dem Zimmer neben ihr. Er hörte hinter der geschlossenen Tür manchmal ein leises Geräusch. Das war alles. St. Pierre vermied aus Diskretion den französischen Garten, um sich nicht zu einer ihr unfreiwilligen Begegnung zu drängen. Endlich, nervös durch die Erwartung und die Leere der Tage geworden, schlich er sich des Abends hinunter in die weiten Anlagen. Aber er sah die Markgräfin nicht.

Die alte Dienerschaft des Pavillons gab keinen Bescheid. Sie verstanden es, völlig zu schweigen, als wären sie nur Maschinen, die ihre Arbeit verrichteten.

Und da begann wirklich St. Pierre eine Art Tagebuch zu schreiben. Denn er hatte keine Briefe zu verfassen. Er wußte nicht, wohin mit sich, da begann er das Memoire von Schwaningen.

Es ist ein großer Tintenfleck darin, denn mitten im Schreiben wurde St. Pierre eines Tages zu der Markgräfin befohlen. Die Feder fiel ihm aus der Hand vor freudigem Schreck, und er hat das Blatt zum sprechenden Gedächtnis in seinem Buch gelassen.

Er lief über den Hof, und dann stand er, fast als ein Atemloser, die Gestalt aufgereckt, mit glühendem Gesicht im Zimmer der Markgräfin.

Sie kam herein, sehr schlank, sehr vornehm, in sehr großer Haltung. Sie schleppte etwas den einen Fuß. Er wußte, das rührte von einer Mißhandlung ihres Vaters, des Königs her. Und sein Gesicht wurde fast finster, während er sich verbeugte.

Sie blieb stehen, wie sich auf etwas besinnend. Ihr Blondhaar schimmerte durch den leichten Puder. Ihre großen, edel geschnittenen kühlen Augen sahen über St. Pierre hin. Er wußte nicht, daß Verwirrung sich oft in der Maske des Hochmuts verbirgt. Er fühlte etwas Grausames in ihrem Blick. Irgendwo, fern, fühlte er eine Gefahr.

Friedrike Luise wurde von den Ihrigen kleinen Geistes genannt. Sie war es und war es nicht. Ein kleiner Geist kann nie den Hochmut haben, daß er widerfahrene Demütigungen kalt verachtet, wie sie es getan hat. Etwas von dieser kalten Nichtachtung fühlte St. Pierre in den Augenblicken, da sie stumm blieb und ihn ansah.

Die Röte des Unwillens flog über sein Gesicht. Es kann manchmal eine Minute eine Wandlung in einem Menschen schaffen, sie machte hier aus dem Mortimer den Mann. Er fühlte sich unter diesen hochmütigen Blicken plötzlich irgendwie gedemütigt, mißhandelt — und lehnte sich dagegen auf.

Er empfand jäh den Standesunterschied als ungeheuer, fühlte, einen Zorn am Herzen, daß diese Frau ihn mit einer Handbewegung wieder entlassen konnte, ohne ein Wort für nötig zu halten.

Da sagte sie in die peinvolle Stille hinein:

„Ich höre, Sie haben das Kommando nach Schwaningen einem andern abgenommen. Das ist sehr seltsam. Was sind Ihre Gründe?"

Er antwortete fast mit Kälte und sah sie aufrecht an:

„Der Wunsch, Eure Königliche Hoheit zu sehen."

Sie war eine solche Sprache nicht mehr gewohnt oder nie gewohnt gewesen. Sie schwieg erst, dann, nach einem Nachdenken:

„Sie waren als Fahnenjunker mit der Markgräfin von Bayreuth am Hof in Ansbach. Kommen Sie in irgendeiner fremden Absicht? Aber Sie werden mir das nicht sagen. Alle lügen ja."

Ihm wallte das Blut auf. Aber in diese Welle fiel ein Mitleid. Wie zerstört mußte ihr Menschenglaube sein.

Er sagte: „Königliche Hoheit geruhen sich zu erinnern. Ich war in Ansbach."

„Und Sie kommen, mich zu sehen?"

Sie fragte es nicht mehr kalt. Es war eine sonderbare Scheu über ihrem Gesicht.

Da lächelte er. Aus einer Qual heraus lächelte er. Vielleicht sah sie es nicht, denn ihre Lider waren gesenkt.

„Ich komme, von niemandem gesandt, Königliche Hoheit. Ich komme, weil es mir ein innerstes Müssen ist. Man gehorcht seiner Bestimmung. Darum bin ich hier."

Sie wandte sich ab. Sie trat zu einem Sofa und ließ sich nieder. Er stand steif im Zimmer. Er fühlte wieder ihren kühlen Blick auf sich.

Da sagte sie langsam, mit abwesender Stimme:

„Ich habe Sie vor vier Wochen im Park gesehen — am Prospekt. An der Rundmauer. Sie sollten wieder fort von hier gehen. Es ist den Menschen nicht gut, wenn ich sie in der Einsamkeit sehe."

Er begriff nicht. Er wußte es nicht, daß sie Halluzinationen hatte. Er fühlte nur, sie hatte seine Gedanken empfunden, die lange hierher gegangen waren, ehe er selbst kam. Und dies machte ihn erregt, es fiel hinein in sein eigenes Empfinden, wie eine lockende Verheißung. Er war betört von der Erscheinung dieser Frau, er war gefangen seit jenen Tagen, da er ihre vornehme Blondheit zum ersten Male gesehen hatte.

Man sagt, die blonde Frau ist die Frau auf Erden. Sie ist eine Verkörperung des höheren Wesens, sie ist Glaube, Hoffnung, Mythos, Passion.

Für den Mann, der da vor Friedrike Luise stand, war sie die Frau auf Erden. Sie wäre es auch gewesen, hätte sie in einfachen, stillen, natürlichen Verhältnissen als eine Dame seines Standes gelebt.

So aber riß es an seinem Stolz, daß sie die Tochter eines königlichen Hauses war, vom Nimbus einer ausgezeichneten Geburt umgeben.

St. Pierre war gekommen mit einem feurigen Idealistenherzen, dieser königlichen Frau, die in die völlige, erdrückende Einsamkeit verbannt war, seine Hilfe anzubieten.

Jetzt, da er mit ihr in einem Raume sich befand, ihre Nähe fühlte, ihren Parfüm und den kühlen, fast wesenlosen Blick, sah er plötzlich nur die Frau in ihr, die in seinem Wesen die Leidenschaft aufwühlte. Er biß die Zähne zusammen, er rief seine Vernunft zu Hilfe, er sagte sich, er trüge weder einen großen Namen noch habe er sich Gloire erworben; aber er wußte nur: ihre Vorahnung hatte ihn gesehen, vor Wochen schon, und erwartet. —

Friedrike Luise erhob sich und reichte ihm die Hand. Es durchschauerte ihn, als er diese Hand küßte. Und er war entlassen.

Ich brauche nichts zu erzählen von diesen nächsten Tagen und Wochen. Nicht wahr, wir wissen, wie es einem Menschen zumute ist, der in einer Leidenschaft steht. St. Pierre wartete. Seine Tage gingen in Erregung hin, in der Erwartung, wieder zu der Markgräfin befohlen zu werden. Er wagte

sich nicht in die Gärten, denn da war man so weit von den Gemächern fort. Sie konnte ihn rufen lassen —

So saß er in seinem Pavillonzimmer und schrieb weiter in dem Memoire von Schwaningen.

Da bekam er eines Tages Besuch. Der Kammerherr Baron Auffeß, ein etwas cholerischer, magerer Mann von fünfzig Jahren, der drüben im großen Schloß wohnte und sich die Zeit mit Zureiten von Pferden vertrieb, trat ein.

Lärmend warf er die Tür ins Schloß. Er steckte in einem Reitanzug und war nicht gerade elegant.

Seine schwarzen Augen musterten spöttisch den schön uniformierten Hauptmann.

„Wie zum Ball bereit sitzen Sie hier. Nun, es wird nicht getanzt in Schwaningen."

„Das habe ich auch nicht erwartet, Baron."

Auffeß lachte. „Schön, Sie studieren. Den Telemach? Nun, es gibt schlimmere Dinge, die Zeit hinzubringen. Wie gefallen Sie sich übrigens hier?"

„Mein Gott," sagte St. Pierre, „ich habe nichts zu tun. Das schafft keine Kurzweil."

Da wollte Auffeß vertraulich werden. Er begann von den Sonderbarkeiten Ihrer Königlichen Hoheit, von Geistern, die es in den Gärten geben sollte, und als St. Pierre mit steifer Miene, scheinbar ohne jegliches Interesse, diese halben Mitteilungen aufnahm, wurde der Kammerherr zornig.

„Ich habe Hoheit seit Monaten nicht gesehen," rief er, „Hoheit kann mich nicht leiden. Denn ich bin ein gerader und aufrechter Mann und habe Hoheit gesagt, es sei nicht der Zweck des Lebens, sich in einem Selbstkult in Schlössern und Gärten zu vergraben, niemandem zuliebe."

„Ich sagte nicht, eine Frau gehört zu ihrem Mann, wenn dieser einen Haufen Weibermenschen seiner eigenen Frau vorzieht. Das ist vorbei mit Ansbach. Aber sie sollte hier fort. Das allein könnte sie vielleicht noch aus ihrer Herzenskälte und dem Trübsinn, der daraus wird, reißen. Nach Bayreuth kann sie nicht. Die Markgräfin dort hat selbst ihre eheliche Misère durch die Marwitz und sitzt in Sanspareil, wie unsere Hoheit in Schwaningen."

St. Pierre seufzte. Es kam ihm wider Willen alles so wahr und richtig vor, was Auffeß sagte.

Dieser fuhr fort: „Sie wundern sich vielleicht, Hauptmann, daß ich so offen zu Ihnen spreche. Nun, man hat mir gesagt, daß Sie empfangen würden. Das ist mehr, als ich mich seit langer Zeit rühmen kann. Ich setze voraus, Sie nehmen Anteil an Hoheit."

„Sie setzen richtig voraus, Kammerherr," antwortete St. Pierre gehalten.

„Nun also," sprach Auffeß weiter, „meine Familie ist in Franken ansässig, da weiß ich so manches. Daß Hoheit, wie sie denkt, freiwillig hier in Schwaningen lebt, ist nicht mehr wahr. Der Markgraf hat geschworen, sie soll den Ort nicht mehr verlassen. Wenn ihn ein Zorn ankommt, was oft der Fall ist, und er denkt dann gerade an Schwaningen, kann er Befehl

geben, daß Hoheit hier als Gefangene behandelt wird. Das steht immer wie eine Wetterwolke am Himmel. Und darum sollte Hoheit heim nach Preußen, solange es nicht unmöglich ist. Jetzt noch, da man Schwaningen nicht bewacht, wäre eine Flucht möglich.

Ich stehe für das, was ich sage, Hauptmann, können Sie es nicht Hoheit übermitteln?"

Der Hauptmann St. Pierre war tief erschrocken. Dies mußte sich in seinen Zügen ausprägen, denn Auffeß gab ihm die Hand.

„Nun, es ist noch keine Wirklichkeit, wovon ich spreche. Unterrichten Sie Hoheit. Wissen Sie, ein neuer Mensch hat leicht Geltung bei ihr. Wen sie lange kennt, wie mich, der ist erledigt. Sie hat kein Gedächtnis für Ergebenheit. Es war allezeit so bei ihr, daß sie nicht unterscheiden konnte, wer ihr ehrlich ergeben war und wer nicht.

„Das Neue hat einige Geltung. Versuchen Sie sich, Hauptmann. Ich habe sie gekannt, wie sie mit fünfzehn Jahren nach Ansbach kam. Der Mann, den sie heiratete, hat ihre Seele verwüstet. Sie glaubt niemandem mehr. Nur ein neuer Mensch, von dem sie noch gar nichts weiß, hat manchmal für kurze Zeit einen Einfluß."

St. Pierre war erschrocken und erregt von den Worten des Kammerherrn. „Der wilde Markgraf", wie ihn das Volk nannte, konnte wohl aller bösen Dinge fähig sein. In seinem tiefen Schrecken überlegte St. Pierre nichts mehr. Er ging hinunter in den Garten, wo er die Markgräfin wußte. Jetzt, da er eine Botschaft hatte, nahm er sich den Mut.

Er fand Friedrike Luise an ihrem Lieblingsplatz, den Rundmauern, die den Prospekt eröffnen.

Sie saß auf einer steinernen Bank hart an der Wand. Von dem leichten Kleid aus weißer Seide, das nicht ganz nach der Mode des Tages war, sondern schlicht und in einfachen Falten, wie sie es in der ersten Jugend getragen, hob sich ein amarantfarbener Seidenschal ab. So saß sie, die schönen Hände gesenkt, den Blick hinaus gerichtet in das Spiel der Linden.

St. Pierre, der diesen Blick nicht hatte, sondern sie nur inmitten des Gesteins sah, bekam für eine Sekunde lang den Eindruck von Verbannung und Kerkerwänden.

Friedrike Luise hob die Augen. Sie war über sein Erscheinen so verwundert, daß sie es nicht für ein Durchbrechen der Etikette, sondern für Zufall nahm.

Und er faßte sich ein Herz. Er redete zu ihr, ähnlich wie Auffeß gesprochen hatte: in ehrlicher Besorgnis um eine Gefahr für ihre Freiheit.

Doch über diese kühle Frau ging kein Schatten einer Sorge hin. Sie sagte: „Wenn es des Markgrafen Recht wäre, dies alles zu tun, wäre es wohl schon geschehen. Ich werde Schwaningen nicht verlassen. Hier ist alles, wie ich es will. Ich vertrage die Menschen nicht, ich verstehe nicht ihren Sinn, nicht ihre Leiden, nicht ihr Glück. Hier ist es still. Hier habe ich alles gemacht, wie es schön ist und zu mir paßt. Hier will ich sein."

St. Pierre sah, in ihrer Vorstellungskraft war kein Bild von einem anderen Zustand. Er besann sich, was er noch sagen konnte, da fuhr sie fort: „Die Menschen sind nie, wie man sie träumt. Sie enttäuschen immer. Hier in diesem Tal, in meinen Gärten, lebe ich mit Menschen, die ich mir denke. Wenn der Mond kommt, kommen auch Gestalten. Wenn es Nacht wird, treten sie aus den Gebüschen. Stören Sie mich nicht mehr — wie heißen Sie, Hauptmann — ? Julian St. Pierre," wiederholte sie, „ein schöner Name. Der Sohn des Architekten wohl? Eines Künstlers Kind. Das ist seltsam. Sind Sie sehr glücklich? Es soll doch Menschen geben, die glücklich sein können."

Er lächelte, wie einer lächelt, dem die Geliebte sagt: Hab es gut, fern von mir.

Dann war St. Pierre wieder in seinem Pavillon. Aber er schrieb nicht in das Memoire von Schwaningen.

Sie hatte mit ihm gesprochen! Sie hatte ihm einen Einblick tun lassen in ihr Sein.

Er vergaß, daß er sich vor Stunden so gesorgt hatte. Er war hingenommen davon, daß sie mit ihm gesprochen.

Der Mond stand über den Tälern. Der Mondschein lag über dem französischen Garten und seinen gespensterhaften Mauern. Der Mond beschien die weiten Kanäle.

Und St. Pierre wußte, draußen auf dem Wasser ruderte sie in dem vergoldeten Kahn.

Niemand durfte sie stören. Er hätte es nicht gewagt, hinüberzugehen. Mit ihren Schatten war sie da allein. Und er haßte plötzlich diese Schatten, diese wesenlosen Gestalten ihrer Phantasie. Er ward voll Zorn, er hätte sie ihr entzaubern, in ihrer Armseligkeit aufdecken mögen, diese blutlosen Schemen, die nur eine Freude für solche sind, die nicht zu leben wissen. Denen kein lebendiges Herz sich erschloß.

Aber er fürchtete sich vor ihren kühlen Augen, er fürchtete sich vor einer Gebärde ihrer Hand, die es ja vermochte, ihn wegzustoßen aus ihrem Gesichtskreis.

Gequält von diesen Dingen legte er sich endlich halb entkleidet auf sein Bett. Der Mondschein fiel durch die gardinenlosen Fenster in den Raum.

Es war Julian St. Pierre, als erwache er. Aber er konnte die Augen nicht öffnen. Es war ihm, als höre er ein leises Geräusch, aber er war unfähig, sich zu rühren.

Einen Schreck fühlte er über sich, der ihm das Herz stillestehen machte — — und plötzlich wußte er, daß er nicht mehr allein war.

Er fühlte eine kühle Hand auf seiner Stirn, er fühlte tastend: über ihm waren die Wellen weichen Frauenhaares.

Und er stammelte ein ersticktes Wort: Du — —

St. Pierre sah in ein weißes Gesicht über sich.

Mit geschlossenen Augen neigte es sich zu ihm herab. Der rote Mund, hochmütig wie ein Kartenherz gestellt, war halb geöffnet.

Da riß Julian St. Pierre diese Gestalt an sich und küßte den roten Mund. Er küßte ihn, wie ein Verzweifelter küßt, der nach diesem Augenblick eine endlose Zeit gebangt hat.

Ein Seufzer kam von dem roten Mund. Und eine kühle Hand streichelte ein dunkles Gesicht — und dann ging diese Gestalt, wie eine Traumgestalt, oder wie das Mondlicht geht, wenn die Nacht im Dämmer sich verliert.

Am anderen Morgen stand Julian St. Pierre im Vorzimmer der Markgräfin. Er wartete, wartete viele Stunden schon. Sie, die er diese Nacht geküßt, sie, deren Hände ihn berührt hatten, ließ ihn warten.

Endlich kam sie. Sie sah ihn hochmütig an. Sie sprach kein Wort. Sie ging durch das Zimmer, als hätte sie ihn nie gekannt.

St. Pierre verbrachte einen entsetzlichen Tag. Er dachte, er habe geträumt, er sei irrsinnig gewesen in dieser Nacht.

Und voll Bangen und zitternden Herzens erwartete er die nächste. Er wartete ohne Hoffnung — und wußte doch, es mußte so sein, als er den leisen Schritt wieder hörte — —

Und wieder war dieses geliebte Gesicht über ihm, nicht kalt und verschlossen, wie am Tage — — in einer süßen Verwirrung, vom Hauch unbewußter Jugend überspielt, war dieses geliebte Gesicht bei dem seinen — bis der Mond ging.

Und nun wartete Julian St. Pierre durch die Zeiten, auf den Lauf des Mondes.

Er schrieb das Memoire von Schwaningen, er ging ins große Schloß und war heiter und belebt mit den Menschen dort, er ritt zur Jagd in die ferngestreckten Wälder, wenn der Mond nicht am Himmel stand.

Kam der Mond wieder, dann wartete er auf diese tödlich süßen Nächte, wenn sie, geführt vom bleichen Lichte, kam und ging, wie der Mondstrahl ins Gemach gleitet.

So formte die Zeit ihre Geschehnisse, und Julian St. Pierre hatte nicht viele Gedanken. Er war eingesponnen in diesen Traum von Schwaningen. An den Tagen, die waren, saß er oft draußen in dem Rund mit der Markgräfin — nicht mit der zärtlich-verwirrten Gestalt aus geheimnisvollen Nächten.

Er beherrschte sich. Er glaubte ihren Willen zu verstehen.

Manchmal sprach sie von ihrer Vergangenheit. Von ihrer Kindheit und dem harten, launenhaften Vater, von den schrecklichen letzten Zeiten in Ansbach.

St. Pierre nahm diese Dinge an sein warmes Herz. Er sprach sanfte, leise Worte zu Friedrike Luise. Langsam, langsam, hoffte er auch ihr menschliches Vertrauen zu gewinnen.

Und manchmal küßte er ihre schönen Hände, das machte sie ein wenig scheu und gab ihrem Gesicht einen Hauch der Verwirrung, den er kannte aus den sonderlichen Nächten, die „vor dem Tag nicht Worte hatten".

„Ist es nicht schön hier?“ sagte sie gerne. „Ist mein Garten nicht ein holder Zauber und die stillste Verschlossenheit?“ Und er lächelte dazu, er dachte, sie weiß es kaum, daß ihr Garten keine Einsamkeit mehr ist.

Aber auf solche Stunden, da sie ihm eine Art von menschlichem Vertrauen gab, folgte wieder der leere, kalte Hochmut, und der Hauptmann St. Pierre wartete vergeblich in den Vorzimmern oder bekam nur einen kalten Blick und oberflächliche Befehle, wenn er ihr im Garten begegnete.

Da kam ein Oktobertag im Park. Das goldene Laub fiel gleitend zur Erde — der Himmel war von jenem vergehenden Blau, das traurig und sehnsüchtig macht.

Da hielt Julian St. Pierre seine wunderliche Lage nicht mehr aus. Er wollte eine Gewißheit haben, eine Wirklichkeit. Er wollte nicht mehr nur der Freund in Mondnächten sein, den man am Tage nicht kannte. Er wollte nicht mehr nur zuweilen ein freundliches Vertrauen genießen, das man nach Laune abbrach, nicht mehr nur der Offizier vom Dienst sein, den man kühl entließ.

Er sah diese Frau vor sich, die ihm das Herz verwundete, die ihn beglückte und quälte zugleich. Er sah herunter auf ihr leicht gepudertes Blondhaar, auf ihre blühende Haut.

Und plötzlich warf er die Maske ab, die er vor dem Tage trug. Er hielt Friedrike Luise in seinen Armen — und er redete zu ihr, wirre Worte, heiße, stürzende Worte. Er ertrüge es nicht mehr, daß sie einmal ihm gut sei und alle Lieblichkeit für ihn habe und dann wieder starr und stolz ihn mied, als kenne sie ihn nicht. Sie wollten fliehen von hier, in ein anderes Land gehen. Denn er könne nun nicht mehr leben, ohne sie ganz zu besitzen.

Da geschah etwas, vor dem er ohne Begreifen stand — etwas, das ihn in Fassungslosigkeit stürzte.

Friedrike Luise riß sich aus seinen Armen und sah ihn an, wie einen Feind. Wie eine Entgeisterte starrte sie ihn an und jammerte:

„Was habe ich getan? Was ist geschehen? Sie haben mich aufgeweckt zum Entsetzen. Gehen Sie, Sie dürfen mich niemals wiedersehen.“

Und wie eine Fliehende war sie durch den französischen Garten geeilt — und Julian St. Pierre stand verzweifelt vor ihrer verschlossenen Tür.

Er hatte eine Nachtwandlerin geweckt. Er hatte ihr das Bewußtsein gegeben, das einem Gefühl nicht in die Augen sehen konnte, das es nur trug, wie man eine heimliche Schuld trägt.

Sie konnte nicht mehr lieben in dem Augenblick, da ihre Liebe ins Leben gehen und eine Kraft und ein gestaltetes Schicksal werden sollte.

Dies alles begriff Julian St. Pierre nicht, als er voll Entsetzen sah, wie Friedrike Luise sich von ihm abwandte. Er nahm es zunächst als eine Laune ihres Ranges.

Und erst langsam, in vielen Tagen der Einsamkeit, begann er zu fassen, daß, was er erlebt, in einem Traumzustand von ihr geschehen sein möchte.

Worte des Kammerherrn fielen ihm wieder ein. Aber sein Herz war von Schmerz und Zorn erfüllt, wenn er glauben sollte, was ihn beglückt, was seine Leidenschaft bis zur Raserei hatte wachsen lassen, solle nur ein unbewußtes Wandeln in der Nacht gewesen sein.

Dann wieder — voll Hoffnung, sie möge die Szene im Park vergessen — dachte er, wie süß es war, daß er durch ihre Träume ging.

Und er wartete. In einem Zustand schier unerträglicher Erregung wartete er, bis der Mond wiederkäme. Aber der Mond kam und ging — und er blieb allein.

Schattenhafte Gerüchte drangen jetzt manchmal zu St. Pierre. Wenn er die Dienerschaft überraschte, flüsterten sie von Geistern, mit denen die Markgräfin rede — und daß sie Stimmen höre, die niemand sonst vernehmen könne, ja, daß man zuweilen noch ein Gedeck auflegen müsse, und sie spräche dann mit dem leeren Stuhl.

Die Leute stoben auseinander und wußten nichts, wenn St. Pierre irgendeine Frage stellte.

Sie taten dann, als wären sie Idioten und antworteten monoton dasselbe: Ihre Königliche Hoheit fühle sich krank und erlaube niemandem, ihre Zimmer zu betreten, die sie selbst auch nicht verließe.

So schleppten sich viele Tage hin, die St. Pierre endlose schienen. Es wurde November. Regen fiel und weichte die Wege auf. Die Dämmerung brach früh herein, und die Abende wurden immer düsterer und länger.

Den Hauptmann fror — es fror ihn am Herzen, und er fühlte nichts als eine verzweifelte Kälte, die ihn überkroch, auch wenn der Porzellanofen noch so sehr geheizt war, der weiß und rötlich gefleckt, als sei er aus Marmor, in der Gestalt eines edlen Leichensteins seine Barockformen reckte.

Da kam eines Abends der Kammerherr zu St. Pierre. Er warf einen alten Reitermantel in eine Ecke und stellte sich an den Ofen.

„Bei uns droben klappert und zittert man vor Nässe," sagte er. „Sie haben es gemütlich. Fast lustig. Ich würde sagen, würfeln wir den Ofen aus, wenn nicht Wichtigeres zu tun wäre."

Und er setzte sich St. Pierre gegenüber an den Tisch, auf dem das glücklich-traurige Memoire von Schwaningen lag.

„Sind wir völlig allein hier?" fragte Auffeß. „Nun gut, Hauptmann, dann will ich mit Ihnen sprechen. Haben Sie Pfeifen hier? Bei einer Tabagie plaudert sich's harmloseren Gesichts."

St. Pierre zündete die Pfeifen an. „Ein kleines Potsdam," sagte er dann, mit einem kärglichen Versuch, zu scherzen.

Der Baron Auffeß streckte seine langen Beine unter den Tisch und sah mit seinen großen, umbuschten Augen St. Pierre durchdringend an.

„Ich war heute bei der Markgräfin. Ich stellte es als eine Notwendigkeit hin, daß sie mich empfinge. Ich habe sehr ernste Eindrücke erhalten. Nun muß ich mit Ihnen reden, Hauptmann. Die Markgräfin sieht Geister; das Personal sagt mir, sie fürchte jetzt Sie, Hauptmann, wie einen Verfolger.

Es kommt eine Katastrophe, wenn man da nicht eine Änderung schafft. Es muß gehandelt werden, Hauptmann. Sie wird uns sonst in diesem öden Winter hier noch ganz in Melancholie und Schwarzseherei, um nicht zu sagen: Verrücktheit, fallen. Also hören Sie meinen Plan: der König Friedrich, ihr Bruder, steht fünf Tagereisen von hier. Er muß unterrichtet werden. Er soll ein Regiment schicken und die Markgräfin heim nach Preußen holen. Hier geht ihr Verstand zugrunde in der Einsamkeit."

St. Pierre trat kalter Schweiß auf die Stirne. Er fühlte, der Kammerherr hatte recht. Er wußte, nicht einmal seine Liebe war stark genug gewesen, Friedrike Luise aus ihren seltsamen Vorstellungen zu erlösen.

„Sie sind meiner Meinung, Hauptmann? Nun gut, wer von uns beiden soll zum Quartier des Königs reiten?"

„Sie, Baron," sagte St. Pierre ohne Zögern.

„Das wollte ich auch so vorschlagen, St. Pierre. Sie werden sie im entscheidenden Moment überreden können, dem Ruf des Königs zu folgen. Ich bin dann nicht hier. Denn wer gegangen ist, für sie Hilfe zu holen, kann kaum zurück ins Ansbachsche."

„Wo aber wollen Sie bleiben, Baron?"

„Der König hat eine Bataille vor, da wird man mich schon brauchen können. Es ist besser, ich reite, denn der König kennt mich. Ich nehme keinen Urlaub in Ansbach. Fragt die Markgräfin nach mir, gut, so bin ich krank. Drüben sage ich, daß ich meine Verwandten besuche."

„Und wann reisen Sie, Baron?"

„Morgen. Darum müssen wir diese Nacht noch alles Weitere miteinander besprechen."

St. Pierre war wieder voll neuen Mutes. Er dachte sich aus, daß er die Markgräfin begleiten würde. Jetzt, da der Winter hereinbrach, mochte sie eher geneigt sein, die Gärten von Schwaningen zu verlassen. Andere Eindrücke, das neue Bild der Welt würden sie beleben.

Der Kammerherr hatte es ihm auf die Seele gebunden, der Markgräfin mit keinem Wort den Plan anzudeuten. Und dazu wäre ja auch nicht die geringste Gelegenheit für St. Pierre gewesen.

„Sie würde mißtrauisch werden," sagte Aufseß, „und sie hängt an Schwaningen. Kommt aber wie ein Dieb in der Nacht der Ruf des Königs, so folgt sie vielleicht, weil alles Neue sie fasziniert." —

So manche Nacht hatte St. Pierre verwacht, hinaushorchend, hinüberspähend nach den fernen Wäldern. In dieser Nacht war er in einen festen Schlaf gefallen.

Da weckte ihn Lärm auf dem Hof. Er stürzte ans Fenster; da sah er den Platz unten mit Soldaten erfüllt, die ihre Pferde führten.

Er flog in seine Kleider. Er raste hinunter in lebhaftem Erschrecken. Die durcheinanderlaufenden Husaren, die mit ein paar Fackeln sich zu orientieren suchten, waren ein wilder Anblick. Wenn die Markgräfin aus dem Fenster blickte, würde sie voll Angst sein.

Der Husarenoberst kam St. Pierre entgegen. Er war erhitzt vom Ritt und wischte sich den Schweiß von der Stirn, während er sprach.

„Sie sind der Offizier vom Dienst? Eilen Sie, wir haben Befehl vom König, die Markgräfin zu holen. Eine Stunde ist Zeit. Wir müssen, ehe der Tag graut, drüben im Wallersteinschen sein. So habe ich Befehl. Wir können nicht Händel anfangen mit den Ansbacher Truppen. Der König geht zu einer Bataille in Schlesien, er kann keinen Aufruhr hier brauchen."

„Keine Gewalt," sagte Pierre. „Ich werde Hoheit benachrichtigen. Ich bitte um möglichste Ruhe, einen Schrecken bei ihr zu verhüten."

„Dann rasch," rief der Oberst. „Rasch, es darf nicht lange dauern."

Julian St. Pierre lief zurück in seinen Pavillon, lief durch den Verbindungsbau hinüber zu den Gemächern der Markgräfin.

Die Türen waren verschlossen. Er hörte zu seinem Schrecken von unten dumpfe Axtschläge gegen das Hauptportal.

St. Pierre rüttelte an den Türen, er warf sich mit seiner ganzen Kraft gegen die eine, die ins Wohnzimmer der Markgräfin führte. Sie sprang auf. Es war dunkel in dem Raum. St. Pierre rief verzweifelt um Einlaß in das nächste Gemach; er schlug endlich auch jene Türe ein.

Und da sah er Friedrike Luise beim Flackerlicht einer Kerze. Totenbleich, bebend stand sie da. Von einer aufgelösten Kammerfrau umjammert, war sie bemüht, einen Schrank zu öffnen, was ihren zitternden Händen nicht gelingen wollte.

„Sie sind da, die Feinde sind da und wollen mich ermorden," rief die Markgräfin, und St. Pierre erkennend, schrie sie fast:

„O das ist er, der Entsetzliche, der mich betrogen hat!"

„Der König ruft Sie," sagte St. Pierre mit starker Stimme. „Euer Hoheit Bruder hat ein Regiment geschickt. Fassen Sie Vertrauen, ich beschwöre Sie. Ich begleite Sie zu Majestät, der Sie sprechen muß."

In diesem Moment war es der Markgräfin gelungen, den Schrank zu öffnen. Sie stürzte hinein und warf die Tür hinter sich ins Schloß.

St. Pierre, keiner Fassung mehr mächtig, sprengte mit seiner Degenklinge das Schloß des Schrankes. Da sah er, es war kein Schrank, es war die Türe zu einer geheimen Treppe.

Er flog diese Treppe hinunter. Weiter — weiter. Klangen da nicht Schritte? Weiter, im Dunkel weiter.

Er kam in einen Kellerraum. Er sah nichts. Es war völlig finster. Er hörte nur, wie jenseits dieses Raumes wieder eine Türe zufiel.

St. Pierre irrte suchend im Dunkel; er fand, die Wände mit den Händen abtastend, endlich eine kleine Pforte, und es gelang ihm, sie zu öffnen. Sie führte ins Freie, durch eine Grotte hin in den französischen Garten.

Durch die labyrinthischen Laubengänge, die schwarz lagen in der kühlen, sternenlosen Nacht, floh die Markgräfin.

Als St. Pierre sie nach Stunden fand, in den Lindenalleen erschöpft zusammengesunken, ritt die Schwadron des Husarenregiments lange jenseits der Täler.

Der Versuch, die Markgräfin aus Schwaningen zu entführen, war gescheitert.

Außer sich vor Schmerz und Zorn, in den bittersten Selbstanklagen, die Markgräfin nicht vorbereitet zu haben, verbrachte St. Pierre die Tage. Der Medikus und der Pfarrer von Schwaningen gingen bei der Markgräfin ein und aus. Sie lag mit einer fieberhaften Erkältung danieder. Das war aber nicht das Schlimmste: sie sah in jeder Nacht ihre vermeintlichen Angreifer wieder. Sie flehte und schrie um Hilfe.

Was ihre Rettung werden sollte, hatte ihr Gemüt noch ganz zerstört. Sie verließ ihre Räume nicht mehr und gestattete keinem Zutritt. Auch nicht dem Kammerherrn v. Aufseß. Denn dieser war doch zurückgekommen. Der König hatte ihm befohlen, weiter in der Nähe der unglücklichen Schwester zu bleiben, um allenfalls die Sache des Eindringens der Truppen in Ansbach zu erklären. Aber in Ansbach hatte man entweder davon nichts gehört, oder man befand es für gut, das Vorkommnis zu ignorieren. Der Markgraf tat, als gäbe es kein Schwaningen mehr auf Erden.

So schleppte sich der lange, dunkle Winter hin, und St. Pierre hoffte vergeblich von einem Tag auf den anderen.

Endlich, nach langen, trübseligen Monaten, ging es der Markgräfin besser. An einem Märztag kam sie wieder in ihre Gärten hinunter. Es war ein linder Frühling, und die Veilchen blühten schon; die Amseln rannten über die Rasenflächen und sangen in den Gebüschen.

Da sah St. Pierre die Markgräfin wieder. Und er, der ihr in dem französischen Garten begegnete, war so erschüttert von diesem Wiedersehen, daß er weinte; daß er als ein Fassungsloser vor dieser so schmal gewordenen, geliebten Gestalt stand.

Da sprach ihn Friedrike Luise an.

„Gehen Sie," sagte sie kalt und verächtlich; „warum sind Sie immer noch hier? Ich kann das Entsetzen, das Sie mir bereitet haben, niemals vergessen. Sie haben einst gesagt, Sie wären mein Freund, und haben mich betrogen wie kein anderer Mensch. Gehen Sie. Ich hasse Sie. Ich glaube keinem auf Erden mehr."

Er warf sich ihr zu Füßen, er beschwor sie mit allen Worten, ihm wenigstens einmal Gehör zu geben, damit er ihr endlich die Schrecknisse jener Nacht erklären könnte.

Aber sie ging kalt an ihm vorbei und ließ ihn auf der Erde knien wie einen lästigen Bettler.

Da war eine Nacht im Mai. Der arme St. Pierre lag und schlief. Er schlief jetzt manchmal wie ein Toter nach all den quälenden Gedanken seiner Tage, nach all der Leere, die er nicht mehr durchdringen konnte.

Und da war es, daß der Mond in sein Gemach schien. Und da war es, daß eine weiße Gestalt sich über ihn beugte.

Und er atmete auf wie ein Erlöster. Er küßte wieder diesen roten Mund, und seine Hände streichelten die Wellen blonden Frauenhaares.

Julian St. Pierre war zu sehr benommen, zu sehr ein Verlangender, als daß er hätte sprechen können. Er seufzte nur und stammelte kleine Worte: „Bist du wieder da? Und du hattest uns ganz vergessen, du Liebste?"

Da löste sich die weiße Gestalt wieder von ihm. Sie sagte etwas, und bis er es begriff, hatte sie ihn verlassen.

Die Worte waren: „Nun weißt du, was du verloren hast."

Er aber dachte, sie meint es nicht? Wie konnte sie wiederkommen, um dieses zu sagen! Sie will mich nur quälen, dachte er, sie meint es nicht.

Am anderen Tag stand Julian St. Pierre im Vorzimmer der Markgräfin. Aber er wartete umsonst. Es blieb alles wie vorher, als sei es nicht gewesen.

Er wartete, wartete von neuem durch schreckliche, unbegreifliche Tage.

Sie hatte jetzt Befehl gegeben, daß niemand mehr als die Arbeiter ihre Gärten betreten durften. St. Pierre schlich sich im Kleid eines Gärtners hin, aber sie sah ihn nur mit leerem Blick an und ging vorüber.

Er schrieb an sie, verzweifelte, zerquälte Briefe, in denen er sie bat und beschwor, ihm wenigstens zu gestatten, daß er ihr jene Dinge der mißglückten Befreiungsnacht erzähle. Die Kammerfrau gab ihm seine Briefe uneröffnet zurück.

Es wurde Sommer draußen im Land.

Da tat St. Pierre einen schweren Gang zu Herrn v. Auffeß und bat ihn, einen Brief der Markgräfin zu überreichen, einen ungesiegelten Brief.

Der Baron Auffeß war ein guter Freund. Er sagte: „Sie wissen, ich habe Ihnen zu Anfang erzählt, die Markgräfin hat kein Gedächtnis für das Gute, was ihr ein Mensch gab und war. Sie behält es nur, wenn man ihr einmal mißfiel."

Da konnte sich St. Pierre nicht mehr fassen, und Herr v. Auffeß sah sein verzweifeltes Gesicht; er nahm den Brief und erzwang sich eine Audienz bei der Markgräfin.

Er kam mit dem Brief zurück. Er legte ihn auf den Tisch, wo das Memoire von Schwaningen in einem verschlossenen Kasten lag, und murmelte: „Pauvre garçon!"

In einer Augustnacht, da der Mond wie ein brandendes Feuer der Leidenschaft am Himmel stand und schmerzlich-flammend niederging, schrieb Julian St. Pierre in das Memoire von Schwaningen. Er schrieb wie ein Träumender aus seiner Not heraus:

Der Mond steht über altem Land,
Und lange ging die Mitternacht —
Da bin ich wieder aufgewacht,
Als fühlt ich deine liebe Hand —
Ach, und ich bleibe doch allein.

Wirst du nie wieder bei mir sein?
O sieh, der Mond ist schrecklich nah,
Und in der Kammer liegt sein Schein —
Weißt du, was dir und mir geschah?
Die Täler ruhen noch wie einst.

Und in den Büschen schläft der Wind,
Und in den Wolken schläft der Schwan —
Und meines Herzens Wunden sind,
Als wären sie heut aufgetan —
Du schläfst vielleicht in dieser Nacht.

Vielleicht schläft mancher einen Schlaf
Und weiß es nicht — und weiß es nicht —
Und das Erwachen, das mich traf,
Ist es, das mir das Herz zerbricht —
Wir hätten besser nichts gewußt — —

Weil uns hienieden nichts gehört
Und nur der Traum, ach nur der Traum
Uns Zärtliche so sanft betört —
Und wissen's kaum:
Wir schlafen in der Ewigkeit.

O, weißt du noch den Frührotschein,
Der uns aus Finsternissen rief?
Wirst du nie wieder bei mir sein — —
Der Mond ist groß, der Mond steht tief,
Liebste, und scheint so bang.

Sein Licht ist traurig und ist wild,
Und er verscheint am Hügelrand —
Und nie gestillt — ach, nie gestillt,
Such ich im Dunkel deine Hand —
Eia, der Tod ist lang.

Es ist nicht viel mehr zu erzählen.

Der Tod ist lang, hat Julian St. Pierre geschrieben. Und er hat es nicht erlebt, daß die Leidenschaft seines Herzens eine Versteinerte wieder erweckt.

Der Hauptmann Julian St. Pierre hat sich an einem Oktoberabend am Rund der Mauern von Schwaningen aus Gram erschossen.

Der Kammerherr Baron Aufseß hat den Toten in aller Stille da begraben, wo er seine letzten Stunden durchkämpfte — am Rund der Mauern von Schwaningen.

Die Frau, die in Starrheit und Maske über sein Leben hinweggeschritten war, mochte wohl manchmal nun noch über die Rasennarbe den Fuß setzen. —

Friedrike Luise, Prinzessin von Preußen, Markgräfin zu Brandenburg-Ansbach, lebte noch ein langes Leben. Ihr Herz war tot und versteinert, sagte das Volk dieser Landschaft, und noch heute weiß es davon.

Der Kammerherr Baron Auffeß hat eine Notiz in das Memoire von Schwaningen gemacht: „Armer Kerl, jetzt wo du tot bist, singt sie dir ein Liebesliedlein!"

Ja, oft zur Nacht, wenn der Mond am Himmel stand — ein seliges Gestirn für die Ruhevollen, ein Verführer der Sehnsüchtigen und ein Aufruhr für die Niegestillten der Leidenschaft —, war die Markgräfin in ihrem vergoldeten Kahn draußen auf dem Wassergraben und den stillen Teichen.

Und zuweilen hörte man sie singen. Abgerissene Worte klangen durch die Nacht:

Stiller Mond,
Dort, wo die Mutter wohnt,
Ist der Liebste mein.

Stille Nacht,
Dort, wo kein Mund mehr lacht,
Bin ich sein.

Wir verwehen,
Und wir gehen
In die Ewigkeiten ein.

Ja, nun mußte sie seinen Schatten suchen — durch all die langen, endlosen Jahre, die sie noch lebte.

Das ist die Geschichte von Friedrike Luise, wie ich sie geholt habe aus dem Dunkel der Vergangenheit. — —

Rosenkreutz schwieg, und ich stellte keine Fragen zu dieser Geschichte, die kam wie ein Revenant alter Tage.

Da sagte Rosenkreutz: „Ich will noch gewissenhaft sein wie ein Chronist: Es ist noch einmal eine Markgräfin von Ansbach hierhergekommen, die letzte regierende, die ebenso wenig glücklich war wie die Mutter ihres Mannes.

Auch sie ist in dem alten vergoldeten Kahn über die Wassergraben gefahren in den Nächten, wo der Mond am Himmel stand.

Die unbewußte Poesie des Volkes hat beide Gestalten in der Überlieferung zu einer verschmolzen. Die Erinnerungen gelten der Armen, die jung und schön hierherkam, und deren Geist in seine Dämmerungen einging, bis sie endlich nach einem langen, langen Leben den Tod empfing."

Es war dunkel geworden. Die Schatten der Augustnacht hüllten alles ein. Und so ging ich von Schwaningen: ich konnte es nicht mehr sehen. Finsternis umgab die Ruinen des alten Gartens, der mit seinen toten Wasserbecken und Mauertorsen wie eine Stätte der Trauer liegt im verlassenen, fränkischen Land.

Literarische Rundschau.

Ernst v. Bergmann.

Ernst v. Bergmann. Von Arend Buchholtz. Mit Bergmanns Kriegsbriefen von 1866, 1870/71 und 1877. Leipzig, F. C. W. Vogel.

Noch sind nicht ganz fünf Jahre verflossen, seit Ernst v. Bergmann die hellen und gütigen Augen geschlossen hat, und schon ist ihm in diesem Werk ein Denkmal errichtet worden, von dem man wahrlich sagen darf, daß es seiner würdig sei, so eindringlich, in so meisterhafter Form führt es uns die Person des Berliner Chirurgen, sein Leben und sein Wirken vor Augen.

Ein starker Band von mehr als 600 Seiten ist es, den Arend Buchholtz dem großen Gelehrten und der großen Persönlichkeit widmet. Es ist keine häufige Erscheinung in der medizinischen Literatur, daß einem Arzte solche Ehre zuteil ward. Aber Bergmann stand als Arzt mitten im Strom der Zeit, er war, wenn nicht als Kämpfer, so doch als Helfer bei allen großen kriegerischen Entscheidungen der letzten Jahrzehnte, er trat dem deutschen Kaiserhause in den Tagen der tiefsten Trauer als Arzt und als Mensch nahe, und sein Name hat der deutschen Wissenschaft in allen Weltteilen Ruhm bereitet. Bergmann gehörte zu jenen großen Ärzten, zu denen man aus weiter Ferne wallfahrtet, weil die mächtige Suggestion, die von ihrem Rufe ausgeht, den Kranken die sicherste Gewähr der Heilung verspricht. Im letzten Dezennium seines Lebens war Bergmann wohl der am meisten berufene Konsiliarius der Welt, er machte zahlreiche weite Reisen zu Kranken, die nach ihm verlangten und empfing in seiner Ordination Patienten, die aus den fernsten Ländern kamen, weil sie allein von ihm die Heilung erhofften.

Ein ansehnlicher Teil der Buchholtzschen Biographie besteht in der Wiedergabe von Briefen, die Ernst v. Bergmann an seine Lieben daheim geschrieben hat. Briefe sind die allerpersönlichsten Dokumente und geben in der Regel das echteste Spiegelbild eines Charakters; wenn man es der Mühe wert hält, sie zu sammeln und zu veröffentlichen, so muß derjenige, aus dessen Feder sie stammen, selbst in seinen menschlichsten Menschlichkeiten bedeutend oder zumindest interessant gewesen sein. Bergmann war beides, und er war obendrein ein ausgezeichneter Schriftsteller, der es liebte, sich mitzuteilen. Die Briefe und Aufsätze, die der Biograph in reichlichem Maße in seine Darstellung verwebt — die letzteren nur, insoweit sie nicht fachliche Arbeiten, sondern Schilderungen von Erlebnissen sind —, sind das Erzeugnis eines lebhaften, offenen Geistes, eines Mannes von edelstem Charakter und reichem Gemüt, aber auch eines Menschen von Phantasie, der die Erscheinungen rings um sich herum — fast möchte man sagen — mit den Augen des Dichters sieht und sie in plastischer Unmittelbarkeit wiederzugeben versteht. Von mehr als bloß biographischem Interesse sind namentlich die Kriegsbriefe, zumal die aus den welthistorischen Begebenheiten von 1866 und 1870, wozu bemerkt sei, daß Berg-

mann im Jahre 1866 erst nach Königgrätz auf den Kriegsschauplatz kam, während er den Deutsch-Französischen Krieg von Anfang an mitgemacht hat. Bei diesen Gelegenheiten war es, daß sich Bergmann auch journalistisch betätigte; er schrieb einige Feuilletons für Zeitungen in Riga und Dorpat, die an Lebendigkeit und Glanz der Darstellung den allermeisten ähnlichen Leistungen jener stürmischen Tage überlegen waren und die in der engeren Heimat, aber auch in ganz Deutschland, mit dem lebhaftesten Interesse gelesen wurden.

Die Hauptstationen im Leben Bergmanns hat Buchholtz mit übersichtlicher Klarheit herausgehoben. Die baltische Heimat und das Elternhaus, Kindheit und Schule, die Universitätsjahre in Dorpat, wo er zuerst klinischer Assistent und Dozent für Chirurgie war, und wo ihm sein erstes, leider nur allzu kurzes Liebes- und Eheglück erblühte, die Reisejahre und der Krieg von 1866 — dies kann die erste Periode seines Lebens genannt werden. Die zweite reicht bis zum Jahre 1882; sie umfaßt den großen Krieg von 1870 und die Zeit, da Bergmann Professor in Dorpat und hernach in Würzburg war. Den Abschluß und den Höhepunkt seiner wissenschaftlichen Karriere bildete die Professur in Berlin, die von 1881 an, ein ganzes Vierteljahrhundert, bis zu des Gelehrten Tode währte.

Das Leben eines solchen Mannes will auch in seiner Vorgeschichte begriffen sein. Buchholtz widmet einen angemessenen Raum der Herkunft seines Helden. Bis zurück in das Ende des 16. Jahrhunderts verfolgt er die Geschichte derer von Bergmann. Die letzten Vorfahren des Mediziners waren Pastoren, und das Seelenhirtenamt wurde in der Familie beinahe erblich; Gelehrte und würdige Männer waren es, die eine Rolle im geistigen Leben der russischen Ostseeprovinzen, die damals noch völlig deutsch waren, spielten. Als Kuriosität mag hier erwähnt sein, daß ein Urgroßvater Bergmanns bei einer akademischen Veranstaltung zu Leipzig, da er von dem jungen Studiosus Johann Wolfgang Goethe provoziert wurde, den späteren Dichterfürsten ohrfeigte, worauf er sich im Duell mit ihm schlug und ihn leicht verwundete. Sicherlich lag die Medizin dem nachmaligen großen Arzte nicht im Blute, aber selbst in die Chirurgie kam er nicht durch eine besondere Vorliebe für dieses Fach, sondern weil sein damaliger Lehrer das Vertrauen in ihn setzte, er werde auch hier Tüchtiges leisten. Noch seine Inaugural-Dissertation war ein Thema aus der Pharmakologie gewesen.

Zu den anziehendsten Kapiteln des Buches gehört die Schilderung der wissenschaftlichen Reise, zu der Bergmann als Assistent in Dorpat von der russischen Unterrichtsverwaltung „abkommandiert" wurde, wie es im russischen Amtsstil heißt, und die ihn in einige große deutsche Kliniken führen sollte. Für unsere Stadt ist das Kapitel Wien von besonderem Interesse. Wiens medizinische Schule war damals noch das Ziel der besten dieser Wissenschaft Beflissenen, und auch Bergmann betrat mit Spannung den berühmten Boden. Auch hier läßt der Verfasser der Biographie vor allem Bergmann selbst zu Worte kommen und seine Wiener Eindrücke wiedergeben. Zu einem ansehnlichen Teil sind diese Beschreibungen, die in Briefen an seine Braut sich finden, nicht wissenschaftlichen Inhaltes. Das Leben und Treiben in Wien wird geschildert, von Theater und Musik gesprochen, Ausflüge in die wundervolle Umgebung der Stadt werden beschrieben, all dies höchst lebendig, anmutig und in einem Stil, der mit Ausdrücken des Entzückens und der Bewunderung nicht spart, aber auch die Kritik zu Worte kommen läßt und von dem scharfen Urteil des jungen Gelehrten Kunde gibt. Aber immer schlägt der Mediziner und Chirurg durch. Einige der berühmtesten Vertreter der Wiener medizinischen Schule von damals sind in diesen Briefen mit überraschender Treue getroffen, und das Bild, das wir von ihnen besitzen, erfährt interessante Zusätze und Retuschen. Witzig und vielleicht gerade jetzt, in der Zeit der Sherlock Holmes-Epidemie, besonders aktuell sind einige Bemerkungen über Hebra, den berühmten Spezialisten für Hautkrankheiten. Bergmann nennt Hebra „einen genialen Bonvivant, der mit der Erkennung von Krankheiten Kunststücke mache,

die ans Märchenhafte grenzten . . ." „Aus den Schwielen von Händen und Füßen," schreibt er seiner Braut Hildegard, „sagt er jedem, was er für ein Handwerk treibt, und er hat sich noch nie geirrt. Neulich sagte er einem: Du bist ein merkwürdiger Kerl, bist früher Schuster gewesen und jetzt Schmied. Ja, Herr! war die Antwort des Patienten, ich bin vor zwei Monaten zum neuen Amt übergegangen. Die folgende Anekdote, die ich heute bei Hebra erlebt, gehört freilich nicht in einen Liebesbrief, aber es ist auch für eine Braut gut, die großen Männer in der medizinischen Wissenschaft bewundern zu lernen, und die Beobachtungsgabe eines Hebra ist vielleicht das Vollkommenste, was in unseren Kliniken erreicht ist. Ein ältlicher Mann tritt heute ein. Hebra sieht ihn an und sagt nach kaum einer Minute: Nun, mein Freund, was haben Sie verbrochen, daß Sie aus dem Gefängnis kommen? A biss'l g'stohlen, wurde ohne Erröten geantwortet. Und dafür nur eine Woche Haft? fragt der Professor. Halten zu Gnaden, nur sechs Tage, 's waren halt nur zwanzig Kreuzer. Ich war wirklich verwundert, wie Hebra das durch bloßes Ansehen herausbekam. Er löste das Rätsel. Der Mann hatte am Halse und Nacken Spuren von Läusen, und zwar ganz frische Spuren; sie veranlaßten ihn, die Hilfe des Professors der Hautkrankheiten in Anspruch zu nehmen. Der Mann hatte auffallend reine Hände und Füße, obgleich die Schwielen ihn als Taglöhner verrieten. Es war ein bejahrtes Individuum. Hieraus schloß Hebra, daß er ein Mann war, der seit Jahren auf körperliche Reinheit hielt, und doch hatte er ein Ungeziefer, das man sich nur durch die größte Unreinlichkeit der Kleider an dieser Stelle zuziehen kann. Also war er wider seine Natur in aufgezwungene Kleider gesteckt worden. Das konnte nur im Gefängnis gewesen sein. Die Spuren der bissigen Tiere waren frisch, die Kleider wieder rein; also konnte er nur kurze Zeit gesessen haben. Das ist wohl ein Stück Menschen- und Krankheitserkenntnis, das man bewundernd ansieht."

Von ergreifender Schönheit sind die folgenden Stellen, die uns einen Einblick in sein innerstes Seelen- und Gefühlsleben gewähren. Der einer frommen Pastorsfamilie entstammende Forscher schreibt seinem Vater: „Kein Mensch kann sich von den Wurzeln ganz losreißen, aus denen er gewachsen, und wenn diese Wurzeln so schön sind wie die Worte Christi, so ist dieses Losreißen vollends nicht möglich. Aber alles Gefühl und alles Glück schweigt vor der Arbeit des Lebens. Die ganze Arbeit des Naturforschers ist eine ununterbrochene Kette von Zweifeln: bei jedem Schnitt, den ich tun will, bei jeder Krankheitsdiagnose ist es meine Aufgabe und Pflicht zu zweifeln. So führt uns die stete Beschäftigung, unser Amt und Gewissen zum Zweifel. Da muß es so kommen, daß wir auch dort zweifeln, wo die beseligende Kraft des Glaubens uns Frieden auf Erden verspricht — gegenüber dem Unfrieden, den unsere Arbeit in der eigenen Brust schafft. Gewiß, so hat man sich den Unglauben der Naturforscher heutzutage zu erklären: kein sinnloser Widerspruchsgeist diktiert ihnen ihre ängstlichen Zweifel, das gemarterte Herz erliegt ihnen, so oft sie wahr gegen sich und andere sein wollen." Die Skrupel, ob er bei solcher Denkart ein schwaches, frommes Mädchenherz an sich zu binden wagen dürfe, löst er in dem Sinne, wie seine Liebe es wünscht, indem er erklärt, er sehe das eheliche Verhältnis als ein menschliches an, ihm sei es kein Sakrament. Und dann fährt er fort: „Daß Staat und Ehe der Kirche heute noch angehören, ist der schlimme Grund zu den Verfolgungen und Anfeindungen der Menschen untereinander: es kann nicht zur Herrschaft der Wahrheit hier kommen, so lange ein äußerer Grund die Gewissen zwingt. Die irdischen Beziehungen sind Gläubigen und Ungläubigen gemeinschaftliche; seinen Vater und seine Mutter und sein Weib liebt der Ungläubige ebenso wie der Gläubige. An der irdischen Arbeit nimmt in ganz gleicher Weise der Ungläubige wie der Gläubige Anteil; der gläubige Newton entdeckte die Gesetze des Falles und der ungläubige Örsted den Weg der Elektrizität. Wo in die irdische Arbeit das Gesetz des Glaubens eingreift, wirkt es nur störend: es bringt einen Galilei

auf die Folter. Daher Freiheit für den realen Boden der Welt. In den weltlichen Dingen muß man einig sein: mit dem faulen und selbstsüchtigen Menschen könnte ich nicht zusammengehen, mit dem fleißigen römischen Heiden, der seiner Bürgertugenden voll ist, zu jeder Zeit. Daß die alten Römer und Griechen eine so hohe Bedeutung für alle Zeiten gehabt haben, liegt nur daran, daß sie das richtige Verhältnis der Menschen zueinander kannten und danach lebten. Der Staat des Plato ist mein Idealstaat. Und in einem ähnlichen Sinne fasse ich die Ehe auf: für diese Welt in erster Instanz, hier Arbeit und Mühe und ein liebendes Aufopfern und Tragen; erfüllt man so das Menschliche, dann muß das Göttliche kommen, der Segen von oben, und kommt er im Gebet und Glauben, so ist das Schönste, was man nach vollendeter Laufbahn sagen kann: Mit unserer Macht ist nichts getan."

Das ist wohl eines der edelsten Bekenntnisse zu Toleranz und Geistesfreiheit, die man von einem Gelehrten in unserer Zeit vernommen hat.

Buchholtz' Buch hat auch einen sozusagen „sensationellen" Teil, sensationell aber nur in dem Sinne, daß er sogleich in ungewöhnlichem Maße zuerst die Aufmerksamkeit der Presse erregt hat und seinem wesentlichen Inhalte nach in zahllosen Exzerpten durch die Zeitungen verbreitet worden ist. Es sind die Briefe vom Krankenlager des Kronprinzen und nachmaligen Kaisers Friedrich. Diese Aufzeichnungen vom Leiden und Sterben Friedrichs lesen sich spannend, aufregend, erschütternd. Der Herausgeber hat sie fast in ihrer ganzen Ausdehnung wiedergegeben, und er hat wohl daran getan. Denn kaum jemals zuvor hatte ein Arzt eine so schwere und verantwortungsvolle Mission wie die deutschen Mediziner am Krankenlager des künftigen deutschen Herrschers. Der Konflikt mit dem englischen Spezialisten Mackenzie, der das Vertrauen des Kronprinzen und seiner Gemahlin besaß, die Schwierigkeiten der Diagnose und die Bedeutung von Leben und Tod, die von ihr abhing, müssen jene Tage für Bergmann so aufregend und qualvoll gestaltet haben, wie er in seinem Leben vorher und nachher sie niemals durchgemacht hat. Man weiß heute, daß der wissenschaftliche Streit, der um die Krankheit des edlen Fürsten ausgebrochen war, zugunsten der deutschen Ärzte entschieden ist, und man begreift nachfühlend den Seelenschmerz eines Bergmann, der eine feste Überzeugung hatte und nicht nach ihr handeln durfte noch konnte. In diesen tagebuchartigen Briefen an seine Frau offenbart sich das Darstellungstalent des Gelehrten vielleicht in seiner ursprünglichsten Art; ein Platz in der Zeitgeschichte ist diesem traurigen document humain für immer gesichert.

Auf jeder Seite der Biographie findet man Belege, daß der Professor eines Faches, das wie kein anderes gegen fremde Leiden leicht abzustumpfen vermag, zeitlebens ein weiches, warm fühlendes Herz sich bewahrt hat. Bergmann hat niemals gelernt zu operieren, ohne an das Leben zu denken, das von seinem Messer abhing. Er konnte tagelang verzweifelt sein, wenn ihm eine Operation durch irgendeinen unglücklichen, nicht vorhergesehenen Umstand mißlang. Gegen seine Patienten war er voll Aufmerksamkeit. Auf größere Operationen bereitete er sie immer selber vor, überließ dies niemals seinen Assistenten; er redete ihnen gütig zu, tröstete und beruhigte sie und brachte sie immer so weit, daß sie ergeben und voll Hoffnung sich ihm in die Hand gaben. Überaus bezeichnend ist sein Wort: „Die Chirurgen, die mehr eines Kindes als eines Löwen Herz haben, sind mir die lieberen." Er stellte in der Tat ungewöhnlich hohe Anforderungen gerade an das menschliche Gefühl des Operateurs und wollte von jemandem, dem er in dieser Beziehung mißtraute, nichts mehr wissen. Mit seinen Studenten stand er auf dem allerbesten Fuße; er war einer der populärsten Professoren der Berliner Fakultät, trotzdem er als Examinator überaus gefürchtet war und es, wo er kein tüchtiges Streben fand, an Tadel nicht fehlen ließ.

An seiner baltischen Heimat hing Bergmann mit ganzem Herzen. Seine Jugend wie seine erste Dozententätigkeit in Dorpat fiel in die Zeit, da das

Deutschtum in den Ostseeprovinzen noch um seine Existenz rang, das seitdem immer mehr der Russifizierung verfallen ist. Aber gerade aus dieser Biographie, in der das deutsche Leben Livlands so überaus anziehend geschildert wird, erkennt man aufs neue, welch großen Verlust für das Kulturniveau dieser Provinzen die Entnationalisierung der dortigen Deutschen bedeutet und welch großartiges Kulturelement damit in seiner Existenz untergraben und zerstört worden ist.

Die Verlagshandlung hat das Buch prächtig ausgestattet und zwei Stiche, Porträts Bergmanns aus seinen Mannesjahren und aus seinem Alter, ihm beigegeben. Ein Bild aus der ersten Jugend wäre wohl gleichfalls erwünscht gewesen, und vielleicht hätte sich auch die Wiedergabe jenes berühmten Gemäldes möglich machen lassen, das Skarbina gemalt hat; es zeigt den Meister auf dem Felde seiner ruhmvollen Tätigkeit: als Operateur auf der Klinik, und gibt eine besonders eindrucksvolle Vorstellung von dem großen Gelehrten, den einer der ersten deutschen Künstler verewigt hat.

Wien. Eduard Schiff.

Der Maler und Radierer Ludwig Grimm.

Erinnerungen aus meinem Leben. Von Ludwig Emil Grimm. Herausgegeben und ergänzt von Adolf Stoll. Leipzig, Hesse & Becker. 1911.

Drei Umstände sind es, die dem künstlerischen und menschlichen Nachleben des Malers und Radierers Ludwig Grimm zustatten kommen: die im Steigen begriffene Wertung seiner liebenswürdigen Kunst, die öffentliche Anerkennung durch Goethe, und daß er Jacob und Wilhelm Grimms Bruder war. Seine künstlerische Begabung war der seiner Brüder wesensgleich. Wie sie auf Volks- und Naturpoesie, auf das scheinbar Unbedeutende in Sprache, Sitten und Gebräuchen liebevoll ausgingen, so faßte er die belebte und unbelebte Natur in ihren charakteristischen Erscheinungen, das Antlitz des Menschen aus dem Volke sowohl wie aus dem Kreise seiner Verwandtschaft und Bekanntschaft zeichnend und radierend auf. Er ist dadurch der Porträtist jener engeren Literatur-, Kunst- und Kulturgemeinschaft geworden, innerhalb deren seine Brüder emporkamen: er war Romantiker wie sie.

Ludwig Grimm ist bald fünfzig Jahre tot, die persönlich-lebendige Verbindung mit seiner Kunst gelöst, und es liegt auf der Hand, daß nunmehr sein Leben und seine Stellung als ausübender Künstler geschichtlich erforscht und dargestellt werden muß. Der erwärmende Hauch persönlicher Neigung breitet sich noch über die erste umfassende Behandlung, die Herman Grimm als Kunsthistoriker seinem Oheim in Ersch und Grubers Realenzyklopädie widmete und in seinen Essais 1882, S. 306, wieder abdruckte. Vor zwanzig Jahren habe ich selbst, als ich über „Goethe und die Brüder Grimm" schrieb, des Künstlers besonderes Verhältnis zu Goethe darzustellen gesucht. Eine eigene Quelle war aber noch eine handschriftliche Selbstbiographie Ludwig Grimms, die sich lange in seines Neffen Hand befand (auch von mir damals gelesen) und noch von diesem selbst den Nachkommen zurückgestellt wurde. Diese Handschrift hat nun Adolf Stoll, wohlvertraut mit der einschlägigen Literatur, zum Abdruck gebracht, sie reichlich, fast überreichlich kommentiert und ihre tatsächlichen und absichtlichen Lücken mit unverdrossenem Fleiße ergänzt. Zu diesem Zwecke stand ihm viel ungedrucktes Material durch die Nachkommen des Künstlers und die Kasseler Grimm-Gesellschaft zu Gebote. Es ist von seiten des Autors alles geschehen, was möglich war, das Leben Ludwig Grimms auszubauen und den Ertrag seiner Arbeit genauer als bisher zu verzeichnen.

Ohne der Selbstbiographie durch Nacherzählung nehmen zu wollen, was ihre Eigenart ausmacht, sei nur in allgemeinen Zügen der Gang seines Lebens und die Art seiner Kunstausübung angedeutet. Er wurde 1790 in Hanau geboren, wuchs aber in Steinau auf und besuchte dann kurze Zeit das Gymnasium in Kassel, nachdem es seine beiden älteren Brüder schon verlassen hatten. Auf Grund seines ausgesprochenen Zeichentalentes vertauschte er das Gymnasium mit der Zeichenakademie in Kassel, kopierte, porträtierte und radierte bereits auf eigne Hand, als seiner Brüder Freunde Arnim und Brentano ihn 1808 zu sich nach Heidelberg riefen, um ihnen für „Wunderhorn" und „Einsiedlerzeitung" zu arbeiten. Ihnen beiden und Görres, als dem dritten im Bunde, ist er sein ganzes Leben freundschaftlich zugetan gewesen, namentlich verehrte er Arnim und Bettina. Durch Savignys Vermittelung, der im Herbste 1808 einem Rufe nach Landshut folgte, kam Ludwig Grimm nach München in die Lehre des Professors Heß, wo er zunächst bis 1814 verblieb. Oft war er Gast der Savignyschen Familie in Landshut, deren Mitglieder er porträtierte, insbesondere Bettina 1809, die er schon Ende 1807 in Kassel zu zeichnen versucht hatte. Bettina schrieb 1809 an ihre Schwester Lulu nach Kassel (ungedruckt): „Wenn Du den Grimm (wohl Jacob) siehst, so grüß ihn herzlich von mir und sage ihm, daß sein Bruder Louis, der mich in Kupfer gestochen hat, sehr brav wird und ungemein viel mehr Sinn äußert, als man hinter ihm gesucht habe; auch daß er schön wird und sehr liebe Briefe schreibt." Bettina schickte bekanntlich diese Radierung an Goethe, der sie ähnlich fand und dem jungen Künstler etwas Freundliches sagen ließ. Schade, daß Grimm es verabsäumt hat, Arnims Porträt uns zu hinterlassen, der ein steter Förderer seiner Kunst war, seinen Namen in der „Gräfin Dolores" verewigte, Radierungen von ihm zum Titelschmuck seiner Schriften verwandte und sie in öffentlichen Blättern dem Publikum empfahl. Ich füge einen ungedruckten Brief Grimms an Arnim zu (München, 13. September 1809): „Lieber Herr von Arnim. Ich freue mich recht Ihres Wohlseins und immer, wenn ich etwas von Ihnen höre; schon wird es bald ein Jahr, daß ich Sie nicht gesehen habe, oft habe ich so bei mir selbst gedacht, daß Sie wohl diesen Sommer einmal hierher kommen würden, aber es ist nichts daraus geworden, auch geht Mademoiselle Bettine Brentano von hier weg, dann werde ich als lange nichts von Ihnen hören, es sei dann durch die Brüder. — Ich habe eine gar große Freude über die schöne Münze, die ich durch Herrn Heß von Ihnen bekommen habe, besonders die Seite mit dem heiligen Lucas ist gar schön, ich betrachte sie oft und freue mich, ich werde sie mir zum ewigen Angedenk von Ihnen aufbewahren. — Ich habe die Mademoiselle Bettine gezeichnet und bin jetzt am Radieren, und sobald sie fertig ist, bekommen Sie gleich Abdruck geschickt. Außer dem Radieren steche ich und zeichne nach Antiken und nach der Natur immer fort und freue mich recht die Gelegenheit(!) und bei einem so lieben Mann wie Herrn Heß zu sein, der mir gewiß allen guten Rat mitteilt. Überhaupt besteht seine ganze Familie aus lauter guten Menschen, wo ich oft und gern bin. — Neulich war ich ein paar Tage in die herumliegenden Gegenden gereist, am Starenberger See und am Seefelder- und Ammersee, wo ich manchmal rechte schöne Gegenden gesehen habe, wir waren nur noch sechs bis acht Stunden von dem Tiroler Gebürge, ich konnte sie so ziemlich deutlich sehn. Unter den Seen gefällt mir der Starenberger am besten, wir fuhren gerade darauf, als die Sonne recht schön schien, das war prächtig zu schauen, auf der Reise habe ich auch manches nach der Natur gezeichnet. — Neues gibt's hier wenig, außer daß man manchmal, aber selten gefangene Tiroler hier bringt, die interessieren mich sehr. Was das große, schöne Leute sind, bald einer mit einem langen, schwarzen Bart, bald ein Greis mit einem ganz weißen; so sind die meisten, und dabei ihre malerische Tracht. Herr Brentano wird schon in Berlin sein, wollen Sie so gut sein und ihn vielmal grüßen. Schenken Sie Ihre Freundschaft ferner Ihrem aufrichtigsten Ludwig Aem. Grimm." Der Aufenthalt in München führte Grimm

in die maßgebenden Künstlerkreise ein, so daß er sich völlig dort heimisch fühlte, und währte über fünf Jahre, bis er anfangs 1814 in das hessische Armeekorps eintrat und als Leutnant den Krieg gegen Frankreich mitmachte. Verabschiedet, widmete er sich wieder ganz seiner Kunst, genoß im Frankfurter Brentanoschen Hause das Glück der persönlichen Bekanntschaft Goethes und ging dann wieder nach München. Von dort holte ihn unverhofft Georg Brentano, der nach dem Verluste seiner Frau sich zerstreuen wollte, Ende Mai 1816 zu einer Reise nach Italien ab, auf der er die hauptsächlichsten Kunstschätze Italiens kennen lernte und mit der römischen Künstlerschaft bekannt wurde; Oktober 1817 traf er wieder in Kassel ein. Von jetzt ab arbeitete er in der Heimat wie in den benachbarten Gegenden und Ortschaften. Ein eigenes Werk bildeten seine radierten Porträts Göttinger Professoren, das Goethe wieder anerkannte. 1828 feierte er mit seinem Kasseler Freunde Werner Henschel das Dürerfest in Nürnberg mit. 1832 bekam er die Anstellung als Professor bei der Akademie der bildenden Künste in Kassel und verheiratete sich. Nun floß sein Leben still in festbegrenztem Laufe hin, von dem er nur bisweilen abwich, um zu ermunternder Abwechselung mehrmals nach München, wo er Clemens Brentano porträtierte, einmal nach Berlin zu reisen; der 4. April 1863 war sein Todestag.

Ohne in späteren Jahren durch die Not des Tages zu emsigster Tätigkeit angespannt zu sein, sondern mehr nach seiner Gemächlichkeit arbeitend, hat er doch die Gesamtheit seines Werkes zu sehr beträchtlichem Umfange gesteigert. Es birgt und bewahrt ein kostbares geschichtliches Material zur Erkenntnis jener romantischen Epoche, der er angehörte. Seine radierten Blätter zu den Märchen seiner Brüder schmeicheln sich heute noch oder heute wieder jedem deutschen Kinde mit den Märchen ein. Die Porträts, die er schuf, vergegenwärtigen uns getreulich die Züge derer, die auf das geistige Leben unseres Volkes so nachhaltig gewirkt haben. Seine Blätter gelten heute dem, der sie besitzt, als Kostbarkeiten, die er nicht entbehren möchte, und je voller die Zeit, welcher sein Leben angehört, in das geschichtliche Bewußtsein unserer Nation zurückkehrt, desto höher steigt sicherlich der Wert seiner künstlerischen Lebensarbeit.

Reinhold Steig.

Zur Kunstgeschichte.

Meisterminiaturen aus fünf Jahrhunderten. Herausgegeben von Ernst Lemberger. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 1911.

„Ein sensationsreiches, glitzerndes Schauspiel voll Pracht und Glanz mit flimmernden Dekorationen und blendenden Effekten zieht in bunt wechselnden Szenen an dir vorüber. Eine farbensprühende Pantomime in unzähligen Akten. Die Mitwirkenden sind Fürsten und Bürgerliche, Feldherren und Priester, Künstler und schöne Frauen, Berühmte und Namenlose. Die Spielzeit aber dauert fünf Jahrhunderte."

Mit diesen funkelnden Worten entläßt uns Lemberger am Schluß seiner geschichtlichen Einleitung über die Bildnisminiatur, und wir fangen an, nach Belieben in dem schönen Buche zu blättern. Es glitzert und sprüht wirklich darin. Fällt doch die Hochblüte dieser Kleinkunst in das Zeitalter der Galanterie und des Puders, das Zeitalter der Koketterie und Affektation, das Zeitalter der zartesten, duftigsten Farbenakkorde. Die Malerei hatte damals keine anderen Aufgaben als die galante Konversation und Literatur, sie mußte geistreich im

Konzept, delikat im Kolorit, witzig und graziös im Detail sein. Die Miniatur schien ihr hierfür geeigneter als das lebensgroße Bildnis. Dieses war in jener Zeit eigentlich nur eine vergrößerte Miniatur. Nattier, Boucher, Chodowiecki und selbst auch Reynolds zeigen sich vom herrschenden Miniaturstil weit abhängiger als dieser von der Wand- oder Leinwandmalerei. Eröffnete doch schon Callot die Perspektive in die Kunst en miniature.

Ursprünglich fiel der Name Miniatur nicht mit dem Begriff minus zusammen. Er stammt von minium, womit die Römer verschiedene rote Farben, insbesondere Mennige bezeichneten. Mit Mennige (Bleizinnober), einer der ältesten bekannten Farben, zog man in den Handschriften des frühen Mittelalters die Schreib- und Einschlußlinien und die Anfangsbuchstaben, und später die Umrißlinien in den Federzeichnungen. Der Schreiber, der zugleich auch der Maler der Bücher war, empfing danach den Namen Miniator, der sich dann später, nachdem die beiden Berufe sich längst getrennt hatten, für den Buchmaler erhielt. In dieser Zeit spielte das Porträt noch eine geringe Rolle. Vom 9. Jahrhundert an treten ja wohl in der Buchmalerei Darstellungen bestimmter Personen auf; aber auf die Porträtähnlichkeit wird kaum Wert gelegt. Man muß die Dargestellten aus ihren Attributen oder beigegebenen Inschriften erkennen. Die große Epoche des Bildnisses setzt erst mit den individualisierenden Tendenzen des 15. und 16. Jahrhunderts ein. Jetzt spielt es in Malerei und Plastik, jetzt auch, insbesondere durch den Kupferstich vermittelt, in der Kleinkunst eine Rolle. Lemberger bringt als erstes Blatt der Tafelfolge ein Stammbuchblatt aus dem Besitz des Großherzogs von Hessen, das er Lukas Cranach dem Älteren zuweist. Das Blatt ist sauber und zierlich in Deckfarben ausgeführt und bleibt auch interessant, wenngleich die Zuweisung kaum aufrecht zu erhalten sein wird. Es ist eine leicht veränderte Kopie des Selbstbildnisses auf dem weimarischen Altarwerk, das von der Cranach-Schule des öfteren kopiert wurde. Von frühen Werken folgt dann eine Miniatur des Tirolers Anton Waiß, des Hofmalers des Erzherzogs Ferdinand von Tirol. Ein sehr elegant gemaltes Bildnis eines Aristokraten, das wohl die Kopie nach einem Werk des Antonis Mor sein könnte. Die Engländer des 16. und 17. Jahrhunderts, die Hilliard und Oliver, Hoskins, Cooper, Penelope Cleyn fehlen leider; ebenso auch die Begründer der englischen Miniaturistenschule, Holbein der Jüngere, von dem man besonders die reizende „Anna von Cleve" der Sammlung Salting vermißt, und Petitot. Dafür finden wir ein schönes Jünglingsbildnis des Holländers Slingeland, ein vortreffliches Damenporträt des Frankfurters Laurentius v. Sandrart und ein allerliebstes, voll Schelmerei und Laune gemaltes Kinderbildnis der Gräfin Schrattenbach von dem temperamentvollen Kapuzinerpater Pietro Boselli, der mit seiner anmutigen Kunst am Hofe Maria Theresias gern gesehen war. Den feinsten Charme des Miniaturbildnisses entdeckten die Franzosen. Das geistsprühende Porträt einer Dame von Massé führt uns in die hochwogende, graziöse Gesellschaftskultur des Rokoko Ludwigs XV. Le Feures rosenknospengeschmückte Schöne setzt diesen superben Ton fort. Das jauchzende Rot oder Rosa vieler Knospen und Bänder oder willkürlich als Staffage gebauschter Stoffe spielt sich ungemein delikat gegen den blonden oder grauen Ton des gepuderten Haares und das Porzellankolorit des geschminkten Antlitzes mit dem blaßrötlich geränderten Schmachtaugen aus. Im Gegensatz zu dieser vorwiegend in Frankreich beliebten Schule der „Pünktler" steht die von Rosalba Carrièra — in dieser Kunst vermochten selbst Frauen bahnbrechend zu wirken! — begründete, auf große, malerische Gesamtwirkung gehende Richtung. Ihr gehört der Wiener Alphen an, der durch einen wundervollen Männerkopf, wohl dem Bildnis eines Schauspielers, und Füger, der unter anderen mit dem fein durchgeistigten Bildnis der Kaiserin Maria Louise von Österreich vertreten ist. Füger überschreitet eigentlich das Gebiet der Kleinkunst. Er geht in dem Maße in die Großmalerei hinein, als umgekehrt die französischen Maler des Rokoko sich den

Miniaturstil zum Vorbild nehmen. Füger verwandt, aber pariserischer ist der Russe Augustin Ritt. Ein fabelhaft leicht gezeichnetes Köpfchen von Fragonard, Isabeys brillant hingewirbelte Kostümflocke, Augustins Raffinement in der satten Behandlung des Teints charakterisieren den späteren Stil der Franzosen. Um diese Zeit beginnt in England eine zweite Glanzepoche, die uns durch schöne Beispiele von Cosway, Plimer, Bone und Roß gezeigt wird. Von dem berühmtesten Meister der Wiener Schule, Moritz Michael Daffinger, ist besonders eine bisher noch nicht veröffentlichte Arbeit interessant: „Königin Maria Theresia von Sizilien als Kind" nach einem Gemälde von Lawrence um 1818. Die Kleine, ein allerliebstes Kind, sitzt in einem weißen Kleidchen auf dem Boden und schnürt sich die roten Schuhe zu, während sie freundlich auf uns herausblickt. Das Bild ist ein Jugendwerk des Meisters. Auch sonst sind Daffinger und seine Schule, Robert Theer, Emanuel Peter, Karl v. Saar, Schwager, Albanesi und der sensitive Kronnowetter gut vertreten; nicht minder der in eigener Bahn wandernde Suchy, dessen Bildnis Kaiser Ferdinands I. zu den feinsten unter den ausgewählten Stücken gehört. Von zartem, milchigem Duft im Stofflichen wie im Inkarnat ist das Doppelbildnis von Desverno „Königin Karoline von Bayern mit ihrem Söhnchen Maximilian"; von verwandter Zartheit das Familienstück der Gräfin Fries v. F. L. von Vieth, einem sächsischen Künstler, der ebenfalls der Wiener Schule zugehört. Etwas schwerer im Stil, aber dennoch sehr reizvoll wirkt der Schlesier Schmeidler. Die Elsässer, die Guérins vor allem, die vielleicht noch eine interessante Note hereingebracht hätten, fehlen; aber dafür werden uns zwei bedeutende Kopenhagener Künstler, Fraenckel und Lippmann, die den strengen nordischen Klassizismus verkörpern, gezeigt. Den Schluß bildet ein modernes Freilichtporträt des in Paris tätigen Italieners Jeannerat. Als wertvoller wissenschaftlicher „Anhang" folgt noch ein Künstler-Lexikon der Miniaturmalerei mit den biographischen Daten von mehr als 6000 Miniaturisten, das der Spezialforschung gewiß gute Dienste leisten wird. Im übrigen ist das Buch in seiner vornehmen Aufmachung mehr ein Prachtwerk für den Salon oder das Boudoir einer Dame, wo man den gelehrten Anhang überblättert und sich lieber darauf beschränkt, das zu tun, worauf diese schöne, zierliche und elegante Kunst zielt — sich an ihrem bunten Glanz und sensiblen Esprit zu freuen.

Mela Escherich.

Das Vorbild des „Landvogts von Greifensee".

Den Landvogt von Greifensee und seine fünf Flammen rückt mancher Verehrer Gottfried Kellers an die allererste Stelle seiner Schöpfungen und an die erste der deutschen Novellistik überhaupt. Daß hier dem Dichter ein Anderer dichterisch auf eine Weise vorgearbeitet hat, wie es nicht leicht ein zweites Mal geschehen mag, das ist nicht jedem bekannt oder gegenwärtig. Dieser Vorgänger und Vorarbeiter ist der Züricher David Heß, der von 1770—1843 lebte und unter anderen mit der Mutter Conrad Ferdinand Meyers verkehrte, die er über die Art und Zukunft des, wie ihr zu Unrecht schien, etwas ungebärdigen Sohnes zu beruhigen suchte. Nachdem er gegen seine Neigung als Offizier neun Jahre in holländischen Diensten gestanden, zeichnete, malte und schriftstellerte er ein halbes Jahrhundert hindurch, frei von jedem Amt und behaglich seinen Liebhabereien nachgehend. Er zählte eben fünfzig, als er seinem zwei Jahre vorher verstorbenen und annähernd drei Jahrzehnte älteren Freunde Salomon Landolt ein Denkmal setzte: „Salomon Landolt. Ein Charakterbild nach dem Leben ausgemalt von David Heß."

Dieses Büchlein bedeutet ein Ereignis nicht nur in der schweizerischen, sondern auch in der deutschen Biographik. Der Brugger Arzt und Philosoph Johann Georg Zimmermann, der Verfasser des berühmten Buches „Über die Einsamkeit", hat zuerst einen bedeutenden Zeitgenossen ausführlich nach dem Leben gezeichnet, als er 1755 in einem stattlichen, aber durch hundert Rücksichten beengten Bande das Leben seines ehrgeizigen und empfindlichen Lehrers Albrecht v. Haller beschrieb, der seinem Schüler mit Papieren und Winken kräftig zur Hand ging. Vierzig Jahre später fand der zweite Schweizer Dichter, der neben Haller und noch mehr als dieser zu Weltruhm gelangte, Salomon Geßner, einen Biographen und Nachrufer in Johann Jakob Hottinger, der 1796 seine kleine Monographie herausgab, ein Werk jener Sorte, die auch heute noch nicht vom Erdboden verschwunden ist und nie verschwinden wird: es ist arm an dem, was der Spätere sucht und was der Verfasser reichlich zur Verfügung hatte, d. h. an Tatsächlichem, an Lebensvorgängen, und reich an dem, was wir billig gäben, nämlich an emphatischen Lobpreisungen und rauschenden Unsterblichkeitsverleihungen. Ihm folgte ein Vierteljahrhundert darauf (1820) David Heß und entfaltete alle Vorzüge des Bildnismalers. Er hat die Fülle des Tatsachenmaterials emsig zusammengetragen, indem er, wie er nachdrücklich unterstreicht, ein halbes Hundert Gewährsmänner in Kontribution setzte. Diese Urkunden und Berichte kombinierte, gruppierte und formulierte er aufs sorgfältigste. Alles ist Geschehnis, alles Anschauung. Dazu ein gelassener, echt epischer Vortrag von persönlicher Haltung, so daß man nicht selten meint, keinen anderen als Gottfried Keller zu lesen.

Von dem Bestreben geleitet, ja keine Besonderheit im Leben und Bild seines Helden zu versäumen oder zu verlieren, hat David Heß sein Buch in zwei Teile geteilt, in eine „Lebensgeschichte" und in eine „Charakteristik", anstatt das eine Moment auf Schritt und Tritt mit dem anderen zu verbinden und beide gegenseitig sich durchdringen und färben zu lassen. In seinem 1821 erschienenen zweiten biographischen Werk „Joh. Caspar Schweizer" hat dann der Künstler David Heß den Urkundenmann entschieden zurückgedrängt und der Wahrheit unbeschadet alles nach seinen Bedürfnissen eingerichtet. Jakob Bächtold hat das Buch 1884 zuerst im ganzen Umfang herausgegeben und Gottfried Keller darüber geurteilt: es stecke darin ein großer Roman und ein halbes Dutzend der besten Novellenstoffe.

Die Porträtkunst des „Salomon Landolt" setzt voraus die Beobachtungsschärfe, die Intuition, das Einfühlen, die Seelenkunde, das Menschendarstellungsvermögen Goethes in „Dichtung und Wahrheit". Immerhin schenkte David Heß der deutschen Literatur ein Bildnis, nicht Selbstbildnis, wie sie vorher keines besaß, so reich an konkreten Einzelheiten, so ganz auf das Greifbare gestellt, so sehr den vollen Schein des äußeren und inneren Lebens vortäuschend. Im Reichtum der überall herausgeschälten Besonderheiten liegt das Neue und wohl auch darin, daß sowohl Handlungen wie Figuren bildmäßig gesehen und herausgearbeitet sind, was zusammenhängt mit der malerischen Anlage und Schulung des Verfassers, der unter anderen ein glücklicher Karrikaturenzeichner war. Auch die Schreibart Goethes hat den Schweizer gefördert, der der leicht stilisierten Natürlichkeit, wie er sie an Goethe bewunderte, durch vorsichtig und feinfühlig ausgelesene Helvetizismen ein gewisses Lokalkolorit verlieh. Der Erzähler Gottfried Keller, der sich ebenfalls an Goethe schulte, setzte dann dieses Verfahren mit der Macht und dem Erfolge souveräner Sprachkraft fort.

Bei all seinen Vorzügen bewährt sich indessen David Heß als vollendeter Könner und Künstler doch nur da, wo er möglichst studien- und aktengetreu wirkliche Schicksale und wirkliche Charaktere dem Leben abnimmt. Seine poetische Erfindung trägt nicht eben weit, wie seine Gedichte und Erzählungen sattsam beweisen, und seine zaghafte Dichterlust erkühnte sich gewiß keine Stunde zum Gedanken, die Gestalt Salomon Landolts mit Erfindungen zu umranken. Freilich muß man einräumen, daß er zu einem solchen Unterfangen in den Tagen,

da sich über dem merkwürdigen Manne kaum die Gruft geschlossen hatte, dem Stoffe noch zu nahe stand. Aber es ist ein wahres Glück, daß er den originellen Jägerhauptmann nicht in das Reich der Poesie emporhob. Denn sonst hätte sicherlich Gottfried Keller die Hand von der Figur gelassen, und wir wären um den „Landvogt von Greifensee" gekommen. So aber war ihm gegönnt, über den gefüllten Speicher köstlicher Situationen und Züge zu geraten, den David Heß geöffnet hatte. Wie energisch und glücklich Keller diese Kostbarkeiten ausbeutete und um ungeahnte Herrlichkeiten vermehrte, das soll hier nicht untersucht werden, zumal Max Nußberger das schon vor Jahren in einer aufschlußreichen Arbeit dargelegt hat.

Was wüßten, was hätten wir ohne David Heß heute noch von Salomon Landolt? Was hätte Gottfried Keller von ihm gewußt? Ein oder zwei dürftige Erwähnungen, eine oder die andere gelegentliche Anekdote. Er kannte die paar von Landolt gemalten Bilder, denen übrigens der Achtundzwanzigjährige viel weniger Geschmack abgewann als der bald Sechzigjährige. Jedenfalls hätte sich aus alledem kein annähernd deutliches Gesamtbild Salomon Landolts gewinnen lassen. Man darf getrost behaupten, Landolt wäre wie so viele andere tüchtige und originelle Menschen bei den Späteren verblaßt und verdämmert, wenn nicht David Heß ihn im Lichte zurückgehalten hätte. Sehr bezeichnend schreibt diesem 1821 Goethe, der zweiundvierzig Jahre früher anläßlich seiner zweiten Schweizerreise Landolts persönliche Bekanntschaft gemacht hatte: „Aus einer grauen Geistertiefe rückten die Züge eines bedeutenden geschätzten Mannes uns näher und näher; Umgebungen, Ereignisse und Charaktere entwickelten sich."

Also: ohne David Heßens Büchlein wäre Gottfried Kellers „Landvogt von Greifensee" nicht entstanden. Freilich, eine Figur so rund, so plastisch, so geschlossen herauszubringen und die Masse der sprechenden Züge am rechten Orte einzufügen, das vermochte nur eine Künstlernatur, die den glücklichen Vorwurf mit Sicherheit erkannte und mit seltenem Können erledigte, wie denn Heß in einem Verse selber, wenn auch halb ironisch, den Gedanken äußerte, er habe Landolt die Unsterblichkeit gegeben. Es ist kein Zufall, daß außer dem Grünen Heinrich, der eben sein Selbstbildnis bedeutet, kaum eine Figur Gottfried Kellers so viele markante Linien zeigt, in so viele originelle Situationen hineingestellt wird wie der Landvogt. Die Züge des Grünen Heinrich trug Keller an sich, die des Landvogts hat er bei David Heß gefunden. Dafür hat er auch in den fünf Flammen seines Helden eine würdige wundersame Gegengabe für den herrlichen Fund geboten. Hier tritt wieder einmal die alte Wahrheit zutage, daß eine reiche Quelle, weit entfernt, die poetische Erfindung zu lähmen, diese vielmehr hebt und fördert, weil sie Handhaben und Fruchtansätze bietet.

Nun ist das köstliche Büchlein des alten Zürichers, das längst nicht mehr leicht aufzutreiben war, von neuem erschienen, und zwar in einer reizenden Ausgabe[1]), in Format und Lettern ungefähr des Erstdrucks, mit zwei Bildnissen Salomon Landolts und mit der Wiedergabe eines seiner Kriegsbilder und einer seiner Landschaften. Eduard Korrodi hat der von ihm veranstalteten Neuausgabe eine geistvolle Einleitung und ein sorgfältiges Namenregister auf den Weg mitgegeben.

Keiner würde eine lebhaftere Freude über diesen Neudruck empfinden als Gottfried Keller selbst, der schon in seiner Novelle dem „geistreichen Dilettanten" David Heß für das „treffliche Büchlein" seinen Dank erstattet hat.

Adolf Frey.

[1]) Salomon Landolt. Ein Charakterbild nach dem Leben ausgemalt von David Heß. Zürich und Leipzig, Rascher & Co. 1912.

πβ. **Marie-Louise intime.** Par Édouard Gachot. I Sa vie à côté de Napoléon (1809—1814). Bibliothèque Historia. Paris, Tallandier. 1911.

E. Gachot, der seinen Forschungen zur Geschichte des napoleonischen Zeitalters bisher hauptsächlich die Papiere Massenas zugrunde legen konnte, hat sich jetzt auch den Nachlaß des 1809 gefallenen Marschalls Lannes, Herzogs von Montebello, und seiner Witwe, der Oberhofmeisterin Marie-Louisens, zu erschließen verstanden. Er fand darin unter anderen nicht weniger als 243 eigenhändige Briefe der Kaiserin an die Herzogin; sie bilden, neben einigen anderen archivalischen Dokumenten, den Hauptinhalt und den Hauptwert dieses neuen Werkes über „Marie-Louise intime", dessen erster Band (1809—1814) mit reichem Bilderschmuck eben erschienen ist. Bedeutungslos für die politische Geschichte, führen uns die gemütlichen Vertraulichkeiten dieser Plauderbriefe in das Hofleben unter dem ersten Kaiserreich, in das Schlafzimmer der Kaiserin Marie-Louise, vor allem aber in ihr Krankenzimmer. War sie eine malade imaginaire oder — fast möchte man es glauben — ihr Appetit zu schrankenlos? Genug, zahlreiche Briefe sind wahre Bulletins über allerhöchste Magenverstimmungen. Für Napoleon selbst fällt dabei kaum etwas anderes ab als der Hinweis auf seine Schwäche, keinen verschlossenen Brief sehen zu können, ohne ihn zu nehmen und zu öffnen.

γ. **Hebbel, sa vie et ses oeuvres** (1813—1845). Par André Tibal, aggrégé de l'université, docteur ès lettres. Paris, Hachette. 1911.

In seinem Buch „Der Pantragismus als System der Weltanschauung und Ästhetik Friedrich Hebbels" hat Scheunert versucht, bei Hebbel ein philosophisches System nachzuweisen, das zwar von ihm selbst nicht dogmatisch entwickelt sei, das sich aber aus seinen Schriften zusammenfügen lasse und im ganzen Laufe seines Lebens dasselbe bleibe. Dieser Ansicht tritt Tibal in seinem Werke entgegen. Nach ihm ist Hebbel, wie er das selbst in mehr als einem Augenblick der Selbsterkenntnis gesagt hat, kein Denker; die Eigenschaften eines Theoretikers fehlten ihm; dafür war er ein Dichter ersten Ranges. Wie er sich bis zum Jahre 1848 entwickelt hat, welche Züge seine Persönlichkeit ausmachen, das will Tibal in einer eingehenden Untersuchung, welche auch auf die zeitgenössischen Einflüsse ihr Augenmerk richtet, uns darlegen. Wir stehen nicht an, sein Werk als eine ausgezeichnete Leistung zu rühmen, welche zu den standard-works der Hebbel-Literatur zu rechnen ist. Mit größter Sorgfalt, mit allseitiger Erwägung aller in Betracht kommenden Fragen, mit reichster und reifster Kenntnis Hebbels und seiner Werke ist es geschrieben; wir werden auch in Deutschland nicht viele Gelehrte haben, welche sich mit Tibals Zuständigkeit auf diesem Gebiete ganz vergleichen können. Hebbels Übersiedelung nach Wien macht einen tiefen Einschnitt in seinem Leben und Dichten. Die Heirat mit Christine Enghaus, „wobei er, ein seltener Fall, Liebe, Ehre und Geld zu vereinigen wußte", überhebt ihn aller materiellen Sorgen, und auch seine Dichtung wird unter dem Einfluß dieses Umschwunges freier, man möchte fast sagen sonniger und künstlerisch wärmer. Leider legt Tibal gerade an der Schwelle dieser neuen Zeit seine Feder nieder und scheint nicht zu beabsichtigen, sie wieder zur Hand zu nehmen.

ομ. **Croyances, rites, institutions.** Par le Comte Goblet d'Alviella. Paris, Librairie Paul Genthner. 1911.

Der gelehrte belgische Graf hat eine große Zahl von Arbeiten zur vergleichenden Religionsgeschichte in drei Bänden vereinigt, die er in etwas pedantischer Einteilung (II, 94; 193) als „Hierographie", „Hierologie" und „Hierosophie" überschreibt. Sie gehen zumeist von einer wichtigeren neuen Untersuchung aus, an deren durchsichtige Analogie der Verfasser seine eigenen Gedanken knüpft, meist in einem ironisch-skeptischen Ton. Es fällt hierbei wie beim Studium der drei Bände auf, daß Goblet d'Alviella zu der gerade für seine Fächer so wichtigen deutschen Wissenschaft augenscheinlich keine Beziehungen hat. Natürlich kennt er Namen wie Mannhardt und Kuhn; aber wenn es schon bedenklich ist, daß er den Königsberger Lobeck (II, 101) in einen „Lobecq" verwandelt, so erweckt es noch mehr Verdacht, daß Namen wie Rohde, Wellhausen, Edvard Lehmann (den wir ja nun zu den Unsern zählen dürfen, und mit mehr Recht als der Verfasser I, 237 Eduard Reuß zu den Franzosen!) niemals begegnen. Die interessante Studie über das Kreuz Christi kennt Zöcklers Buch nicht: zum Hakenkreuz wird v. d. Steinen nicht genannt, zur Jona-Mythe nicht Schmidt, zur „Christusmythe" (I, 191) weder die älteren wie Bruno Bauer noch die neueren wie Drews und Steudel, zur Entstehung des Christentums nicht einmal — Harnack! Sollte der Gelehrte, der mit ägyptischen und babylonischen Urkunden so vielfach arbeitet, deutsche Bücher zu lesen außerstande sein? — Gut vertraut ist der Verfasser dagegen mit der englischen Wissenschaft, der er als „gemäßigter Folklorist" auch am nächsten steht, allerdings zu dem anthropologischen Radikalismus des früheren Andrew Lang (vgl. II, 216) in lebhaftem Gegensatz. Sein Bestes leistet er wohl, wie in seinem älteren Hauptwerk, in der Darstellung „Monographie der Entwicklungen" (I, 105); doch ist auch seine Kritik der zu allgemein gefaßten Messiasidee (I, 197) oder des ganz neuen „Dioskurismus" (I, 297) zu beachten. — Die Zukunft der Religion sieht Goblet d'Alviella in einer lehrreichen Auseinandersetzung mit Guyau und Spencer in einem neuen Syn-

kretismus (III, 135), oder, wie er lieber sagt, einer Synthese der Religionen (III, 185). Die „vernünftige Befriedigung der religiösen Empfindungen" ist (III, 29) auch ihm wie Tyndall „das Problem der Probleme". Die Frage, wie weit schon in dem „Rationellen" selbst eine solche Befriedigung enthalten sei, hat der Verfasser nicht berührt; denn auch Nietzsche scheint für ihn nicht zu existieren — das merkwürdigste Beispiel für eine „neue Religion"! (vgl. III, 124).

γ. **Am Wendepunkt der christlichen Weltperiode.** Philosophisches Bekenntnis eines ehemaligen Kapuziners. Von Dr. Gideon Spicker, Geh. Regierungsrat und o. Professor an der Universität Münster. Stuttgart, Frommann. 1910.

„Am Wendepunkt der christlichen Weltperiode" stehen wir nach Spicker insofern, als die geistige Herrschaft des Christentums als eines spekulativen dogmatischen Systems nach tausendjähriger Dauer sich unaufhaltsam ihrem Ende zuneigt; der seit Jahrhunderten immer mehr fortschreitende Zersetzungsprozeß zerstört nacheinander alle Grundlagen dieses Systems, das dualistisch ist, und die Weltanschauung der Zukunft ist der Monismus — allerdings nicht der, welcher Gott und Welt als identisch setzt, die relativ selbständigen Individuen leugnet und die Entwicklungsidee auf das Absolute überträgt, sondern einer, welcher diese Fehler vermeidet. Seine Grundzüge werden von Spicker S. 30 ff. näher entwickelt. Das Christentum kann und wird daneben insofern fortbestehen, als es die Religion der werktätigen Liebe ist — „daß Christus gerade diesen Quellpunkt aller menschlichen Gemeinschaft zum Prinzip erhob, ist eine unvergängliche, wahrhaft göttliche Tat" (S. 11) — und die rissige dogmatische Kruste ihm erst später aufgeklebt worden ist. Wir heben hervor, daß diese Gedanken in einer kraftvollen und klaren Prosa entwickelt werden, wie man sie bei den Philosophen nicht oft findet. Dasselbe gilt von der Schrift, auf welche wir alle nachdrücklich hinweisen möchten, die sich für Spicker und ein merkwürdiges Menschenschicksal näher interessieren: sie ist betitelt „Vom Kloster ins akademische Lehramt" (Stuttgart, Frommann, 1908) und legt dar, wie Spicker, ein Sohn der Reichenau, vom Kapuzinernovizen den Weg zum späten Studium der Philosophie und schließlich zum akademischen Lehrstuhl, seinem eigentlichsten Beruf, gefunden hat. Solcher Lebensbeschreibungen sollten wir recht viele haben!

γ. **Pädagogik.** Von Friedrich Paulsen. Stuttgart, J. G. Cotta. 1911.

Mit wehmütigen Empfindungen nimmt man diesen Band zur Hand, der im wesentlichen aus Vorlesungen Paulsens erwachsen ist, den der uns so früh entrissene unvergeßliche Mann aber nicht hat selbst für den Druck abschließen können. Privatdozent Dr. Willy Kabitz hat im Auftrage der Witwe Paulsens die Vollendung besorgt, wozu ihm Nachschriften von Hörern Paulsens dienlich waren. Leider ist Kabitz nicht imstande gewesen, den vierten Teil der Vorlesung, in dem Paulsen — am Schluß des Ganzen — eine Reihe von Fragen der Schulorganisation und Schulpolitik zu behandeln pflegte, aus seinen Vorlagen mitzuteilen; meistens war die Zeit für diese Dinge so kurz, daß die Niederschriften dafür nicht viel ausgaben. Die Lücke soll aber dadurch ausgefüllt werden, daß demnächst (auch im Cottaschen Verlag) die zahlreichen Einzelaufsätze Paulsens über Schulfragen gesammelt erscheinen. Was in dem vorliegenden Bande geboten wird, ist die reife Frucht eines langen, gewissenhaften Nachdenkens über das wichtige Problem der Erziehung; man wird keines der dreißig Kapitel ohne großen Nutzen und ohne bleibenden Gewinn lesen. Die Einleitung handelt vom Begriff der Pädagogik und deren Voraussetzungen bei Kind und Erzieher; dann folgen die anthropologisch-psychologischen Vorbemerkungen; dann im ersten Buche die Bildung des Willens; dann im zweiten die allgemeine und die besondere Unterrichtslehre (Aufmerksamkeit, Gedächtnis, einzelne Unterrichtsfächer); im Anhang ist von der leiblichen Pflege und Bildung die Rede. Als Beispiel für die Art, wie Paulsen die Fragen der Erziehung behandelt, möchten wir nur den Abschnitt über die geschlechtliche Aufklärung (S. 164—170) anführen, worin er deren Zweck und große Schwierigkeiten darlegt, sich schließlich am ehesten mit der durch einen Arzt befreunden kann, aber am Schluß den Nagel auf den Kopf trifft mit den Worten: „Zuviel wird man allerdings auch hiervon nicht erwarten dürfen. Selbstbeherrschung ist Sache nicht des Wissens, sondern des Willens . . . Ein kraftvoller, gegen das sinnliche System und seine Triebe sich selbst erhaltender Wille wird die einzige Schutzwehr sein, die Sicherheit verspricht."

γ. **Die Einwände gegen Sonderschulen für hervorragend Befähigte.** Von Joseph Petzoldt. Leipzig, Teubner. 1911.

Wie man Sonderschulen für minderbegabte Schüler verlangt und solche auch schon da und dort eingeführt hat, so hat sich auch der Ruf nach solchen Sonderschulen für hervorragend Begabte erhoben, und Joseph Petzoldt hat die dafür sprechenden Gründe schon 1905 in seiner Schrift „Sonderschulen für hervorragend Befähigte" entwickelt. In der daraus erwachsenen Erörterung haben etwa sechzig Pädagogen das Wort ergriffen, und dabei ist das Für und Wider wohl vollkommen und erschöpfend zur Sprache gebracht worden. Petzoldt hat es deshalb unternommen, auf die Gegengründe abschließend zu antworten. Er hält daran fest, daß die begabten Schüler, indem man sie mit schwachen und mittelbegabten zusammenspannt, schwer benachteiligt werden;

sie können ihre volle Kraft nicht entfalten, und das wirkt auch auf die Ausbildung ihres Willens und Charakters lähmend ein. Die Schule soll Führer erziehen; statt dessen verkümmern die Führernaturen bei dem gegenwärtigen System. Pegasus im Joch! Wenn man unter anderem einwendet, daß durch Sonderschulen hochmütige Geistesaristokraten gezüchtet würden, so antwortet Petzoldt, es geschehe das vielmehr gerade dadurch, daß die hervorragend Befähigten auf die schwachen Mitschüler herunterzusehen lernen. Die Frage ist gewiß von erheblicher Bedeutung, und wir gestehen, daß wir unter dem Eindruck der Petzoldtschen Beweisführung ihr nicht mehr so abgeneigt gegenüber stehen wie vorher.

βλ. **Principles of Biography.** By Sir Sidney Lee. Cambridge University Press. 1911.

Sidney Lee ist Verfasser einer mustergültigen Shakespeare-Biographie. Er gab das Beispiel dessen, was vom Künstler und Mann der Wissenschaft auf diesem Gebiet verlangt werden muß, bevor er zur Theorie überging. Die seinige beruht auf strenger Scheidung zwischen der Aufgabe des Historikers und der des Biographen. Die Geschichte hat sich mit Ereignissen zu befassen, die Biographie offenbart die wahren und innerlichen Motive, aus welchen die Taten geboren wurden; das individuelle Dasein ist ihr ebenso interessant wie das öffentliche Wirken; ethische Zwecke bei Darstellung eines Menschenlebens in den Vordergrund zu rücken, ist ein überwundener Standpunkt: es muß alles gesagt werden, denn früher oder später kommt alles ans Tageslicht, Überflüssiges muß mit kundiger Hand ausgeschaltet bleiben, keines Menschen Leben kann vor seinem Tode geschrieben werden, denn das Sterben ist eine der Aufgaben des Lebens. Nur der beste Stil ist gut genug für eine Biographie, aber mit bloßer Rhetorik hat sie nichts gemein: Boccaccios leidenschaftliche Beredsamkeit bleibt das Leben Dantes schuldig. Boswells mit mikroskopischer Treue verfaßte Wiedergabe seines Verkehrs mit Dr. Johnson ist das Ergebnis einer einzig dastehenden und einzig ausgenützten Gelegenheit und spottet aller bekannten Regeln. Das ausschließlich mit seinem Gegenstand sich befassende, riesige Buch verdankt es der Bedeutungslosigkeit des Verfassers, als biographisches Denkmal geradezu unerreicht dazustehen. Das zweitbeste biographische Meisterstück der englischen Literatur ist Lockharts „Leben von Sir Walter Scott". Der Dichter hält ihm das Material bereit, einen fleckenlosen Charakter zu schildern, ist ein nur wenigen Biographen vergönntes Glück. Die biographische Literatur der Neuzeit eröffnet Amyots Übertragung des Plutarch. Eine ihrer größten Leistungen ist die von Leslie Stephen geplante, von Sir Sidney Lee weitergeführte Sammlung der nationalen Biographien. Ihr zur Seite geht die Encyclopaedia Britannica. Dem seinen Zeitgenossen gänzlich unbekannten Biologen, Abt Gregor Mandel, sind in dieser zehn Spalten gewidmet. Wie viele in ihren Tagen von der Mitwelt vergötterte Mittelmäßigkeiten erzielten kaum zehn Zeilen.

βλ. **Le Bernin. Collection: Les Maîtres de l'Art.** Par Marcel Raymond. Paris, Plon. 1911.

Apologien sind der Gefahr der Übertreibung ausgesetzt. Diese hier tritt „für Wiederherstellung des Ruhmes eines zu lange verkannten Genies, des größten seit Michel Angelo" ein. Es handelt sich um den Architekten und Bildhauer Bernini. Ganz vorzügliche photographische Wiedergaben der künstlerischen Werke, die diese Sammlung auszeichnen, setzen das lesende Publikum instand, auch in bezug auf Bernini ein selbständiges Urteil sich zu bilden. Es dürfte zwischen abfälliger Kritik und übermäßiger Bewunderung die Mitte halten. Zweifellos ist die Begabung des Künstlers, der diese entzückend anmutigen Gruppen und Porträtbüsten geschaffen und den lebendigen Hauch des Lebens im Marmor erweckt hat. Gerade diese Virtuosität ist ihm zum Verderben geworden, wenn der Stoff eine maßvollere Behandlung und strengere Formgebung verlangte. „Die Extase der heiligen Theresia" z. B. ließ sich nicht mit denselben Mitteln wiedergeben, die mit „Apollo und Daphne" ein Kunstwerk herstellten, und alles überschwengliche Lob des französischen Bewunderers täuscht nicht über die Tatsache hinweg, daß Bernini eine dekadente Epoche eingeleitet hat, die durch Effekthascherei und Übertreibung des Formenreichtums zu ersetzen suchte, was ihr an einfacher Größe und Tiefe der Empfindung mangelte. Berninis unzweifelhaftes Können machte seine Fehler erträglich. Seine Nachahmer sorgten dafür, daß seine Manier unerträglich wurde. Die Zeitgenossen des Künstlers, Mansard unter anderen, der Berninis Plan zur Fassade des Louvre nicht ausführen ließ, handelten in der Erkenntnis, daß die Pracht und Großartigkeit seiner architektonischen Entwürfe sich dennoch nicht in den Stil einfügte, dem Europa die größten und vollendetsten Denkmäler der klassischen Meister verdankt.

με. **El Greco.** Von August L. Mayer. Mit 50 Abbildungen. Delphin-Verlag, München. 1911.

Nach dem forcierten Enthusiasmus, mit dem Greco für den Kunsthandel hochgetrieben wurde, berührt es angenehm, über den in seiner Art durchaus originellen und merkwürdigen Künstler eine wohltemperierte sachliche Würdigung zu lesen. A. L. Mayer, durch sein „Toledo" (Berühmte Kunststätten) auf dem Gebiete der spanischen Kunstgeschichte gut eingeführt, bietet eine solche. Er zeigt uns den Maler Domenico Theotocopuli, genannt El Greco, in dem ganzen Umfang seiner eigenartigen Entwicklung, die vielleicht nirgends so wie in Toledo zur Entfaltung hätte kommen können. Greco verkörpert

stärker als Murillo die Mystik des Barocks. Bezeichnend hierfür ist, daß er in Venedig von Tintoretto die stärksten Eindrücke empfängt und von Tizian nur da, wo dieser — „Assunta!" — das spiritualvisionäre Gebiet betritt. Der „Traum Philipps II." und das wunderbare „Begräbnis des Grafen Orgaz" zeigen ihn dann auf der Höhe als Mystiker. Es ist natürlich, daß die Art, alle Erscheinung ins Visionäre und Verzückte zu steigern, zu technischen Experimenten führt. Proportionale Verzerrungen und Verrenkungen, außerordentliche Lichteffekte sind daher — bei Grünewald haben wir ein deutsches Beispiel — Greco geläufig. Er ist aber gerade darum als Zeichner interessant, wenngleich die Gegenwart mehr seine Qualitäten als Maler schätzt, wie er zurzeit auch als Architekt und Bildhauer nicht genug Beachtung findet, obwohl doch zahlreiche von ihm erbaute Kirchen und Altäre und besonders das durch seine Akustik berühmte Predigerseminar (später Senatspalast) in Madrid glänzende Zeugnisse für ihn ablegen. Interessant zu wissen wäre es, wie Greco dazu kam, in seinem „Traum Philipps II." den König Dürers Allerheiligenbild abzuborgen. Daß Dürers Dreifaltigkeitsholzschnitt, dessen Einfluß auf Grecos „Gnadenstuhl" auch Mayer nicht entging, in des Künstlers Hände gelangte, ist natürlich sehr leicht möglich. Wie viel wird man noch von Greco entdecken, nachdem man einmal angefangen hat, ihn kritisch zu betrachten! Mayer hat bis jetzt sehr recht, wenn er sagt: „Die Quelle alles Übels liegt darin, daß man Grecos Kunst in falsche Prämissen hineingesetzt, sie zu sehr mit modernen Dingen in Verbindung gebracht hat, anstatt sie vor allem als das zu betrachten, was sie wirklich ist und ihr schließlich ihren Wert verleiht: als Ausdruck ihrer Zeit."

μ. **Ulmer Kunst.** Im Auftrag des Ulmer Lehrervereins. Herausgegeben von Dr. Julius Baum. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 1911.

Der pergamentfarbene Band, geschmückt mit Goldbuchstaben und dem aus gotischen Ranken und Spruchbändern blickenden Selbstbildnis Meister Zeitbloms, sieht schon äußerlich sehr verlockend aus. Er ist einer von denen, die in dem Gedränge unserer Buchhändlerauslagen nicht verloren gehen. Ulmer Kunst — eine höchst willkommene Gabe für unser mit wachsendem Interesse sich den deutschen Meistern zuwendendes Publikum; doppelt willkommen, wenn ein so ausgezeichneter Spezialkenner dieses Gebietes wie Dr. Julius Baum der Herausgeber ist. Die Ulmer Kunst rekapituliert im engern den großen Entwicklungsgang der deutschen Kunst, die Entwicklung von der Plastik zur Malerei. In Ulm drängen sich die Übergänge sehr nahe zusammen, so nahe, daß sie sich uns zu einer bestimmten Gestalt verdichtet haben — Hans Multscher. Als Bildhauer noch mit der älteren Steinplastik zusammenhängend, eröffnet er als Maler die große Epoche der schwäbischen Malerei — vorausgesetzt, daß die verschiedenen — und in der Tat sehr verschiedenen! — Skulpturen und Tafelwerke, in denen manche Forscher einen, manche mehrere Meister erkennen wollen, ihm wirklich zuzuschreiben sind. Diese Frage wird wohl noch lange eine ungelöste bleiben; aber schließlich ist sie auch nur für den engeren Fachkreis wichtig. Für das große Publikum ist es sogar empfehlenswerter, weil faßlicher, die großen Etappen einer Lokalkunst in bestimmten Persönlichkeiten zu fixieren. In diesem Sinne, als epochalen Inbegriff, stellt uns Baum den Meister Hans Multscher vor, der gleichzeitig mit den ebenfalls schwäbischen Meistern, Lochner in Köln und Witz in Basel, ein Hauptvertreter der Generation von 1430—50 ist. Unter seinen Nachfolgern sehen wir dann eine große Erbteilung stattfinden. Die Schwesterkünste, von Multscher gemeinschaftlich geübt, werden getrennt. Es sind nun zwei große Persönlichkeiten, auf die unser Blick fällt: Jörg Syrlin der Bildschnitzer und Hans Schüchlin der Maler. Sie führen uns in die zweite Hälfte des Jahrhunderts, gegen deren Neige dann Bartholomäus Zeitblom erscheint, dem als letztem größeren Meister der die Renaissance bringende Martin Schaffner folgt. Ein Jahrhundert Ulmer Kunst! In anschaulicher und anregender Sprache schildert Baum die Entwicklung, charakterisiert, ohne weitschweifig zu werden, die wichtigsten Werke und weiß den Leser für die einzelnen Persönlichkeiten zu interessieren. Ein ganz vortreffliches und sehr reiches Bildermaterial macht das Werk auch zu Studienzwecken unentbehrlich. Es wäre zu wünschen, daß auch die übrigen deutschen Schulen bald in derartigen Publikationen einem größeren Publikum vertraut gemacht würden.

γ. **Le progrès brésilien.** Par le baron d'Anthonard. Paris, Plon. 1911.

Die südamerikanischen Freistaaten, lange eine, wie es schien, rettungslose Beute innerer Unruhen und ehrgeiziger Streber, haben sich seit einigen Jahren rasch aufwärts entwickelt, und ihr Reichtum an Naturschätzen verheißt ihnen großes Gedeihen, sobald erst Ordnung und Sicherheit bei ihnen bestehen. Vor allem ist Brasilien ein Land von unermeßlicher Zukunft, das heute schon 20 Mill. Einwohner zählt, Kaffee, Kautschuk, Zucker, Tabak, Baumwolle in Massen erzeugt, ungeheure Mineralien- und Holzvorräte und reiche Kornebenen besitzt und über die größte Wasserader der Welt verfügt. Wie es sich im einzelnen entwickelt und gehoben hat, schildert uns der frühere französische Gesandte in Rio de Janeiro, mit reicher Sachkenntnis und nicht ohne Stolz darüber, daß das lateinische Element durch dieses Anwachsen des südamerikanischen Faktors an Bedeutung in der Welt erheblich gewinnen muß. Das ist in der Tat ein Phänomen, das zu denken gibt.

Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 15. Januar zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Ackerknecht. — Dmitry Mereschkowski. Von Dr. Erwin Ackerknecht. Leipzig, Schulze & Co. O. J.

Adolf Friedrich Herzog zu Mecklenburg. — Durch Steppe und Urwald. Abenteuer und Erlebnisse der Afrika-Expedition des Herzogs Adolf Friedrich zu Mecklenburg. Mit Genehmigung Sr. Hoheit nach dem Reisebericht „Das innerste Afrika" dargestellt von Otto Gebhard. Mit 8 farbigen Bildern nach Originalen von W. Kuhnert und Müller-Münster, sowie 128 Abbildungen. Leipzig, Klinkhardt und Biermann. 1911.

Anders. — Vom lachenden Leben. Eine Auslese aus Fritz Anders Schriften. Von Wilhelm Poeck. Leipzig, Grunow. O. J.

Bachem. — Ludwig Windthorst. Ein Lebensbild von Dr. Julius Bachem. Freiburg i. B., Herder. O. J.

Baumgarten. — Jesuspredigten, gehalten an der Kieler Universität von O. Baumgarten, Professor der Theologie in Kiel. Tübingen, J. C. B. Mohr. 1911.

Beck. — Der Karlsgraben. Eine historische, topographische und kritische Abhandlung. Von Dr. Friedrich Beck. Nürnberg, Friedrich Korn. 1911.

Becker. — Die Frauenbewegung. Bedeutung, Probleme, Organisation. Von Liane Becker. Kempten, Kösel. 1911.

Beyerlein. — Das Wunder des heiligen Terenz. Ein Lustspiel aus dem Mittelalter in drei Aufzügen von Franz Adam Beyerlein. Berlin, Vita Deutsches Verlagshaus. O. J.

Birt. — Menedem. Die Geschichte eines Ungläubigen. Von Theodor Birt. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1911.

Bohnenblust. — Gedichte von Gottfried Bohnenblust. Frauenfeld, Huber & Co. 1912.

Bougret. — L'envers du décor. Le mensonge du père. Les Moreau-Janville-tragédies secrètes. Le déserteur. Par Paul Bourget. Paris, Plon-Nourrit et Cie. S. A.

Bourgin. — L'industrie de la boucherie à Paris pendant la révolution. Par Hubert Bourgin. Paris, Ernest Leroux. 1911.

Bovet. — Lyrisme, épopée, drame. Une loi de l'histoire littéraire expliquée par l'évolution générale. Par Ernest Bovet. Paris, Armand Colin. S. A.

Boy-Ed. — Charlotte von Kalb. Eine psychologische Studie. „Das heißt: Ich bin kein ausgeklügelt Buch, ich bin ein Mensch in seinem Widerspruch". Von Ida Boy-Ed. Mit acht Abbildungen. Jena, Eugen Diederichs. 1912.

von Brandt. — Der Chinese in der Öffentlichkeit und der Familie, wie er sich selbst sieht und schildert, in 82 Zechnungen nach chinesischen Originalen. Von M. von Brandt. Berlin, Dietrich Reimer (Ernst Vohsen). O. J.

Braun. — Die Emanzipation der Kinder. Eine Rede an die Schuljugend. Von Lily Braun. München, Albert Langen. O. J.

Brehm. — Brehms Tierleben. Allgemeine Kunde des Tierreichs. Vierte, vollständig neubearbeitete Auflage, herausgegeben von Prof. Dr. Otto zur Straßen. Vögel. Zweiter u. dritter Band. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 1911.

Brentano. — Aristoteles' Lehre vom Ursprung des menschlichen Geistes. Von Franz Brentano. Leipzig, Veit und Co. 1911.

Brentano. — Aristoteles und seine Weltanschauung. Von Franz Brentano. Leipzig, Quelle u. Meyer. 1911.

Brentano. — Clemens Brentanos sämtliche Werke. Dreizehnter Band. Spanische Novellen, Der Goldfaden. Herausgegeben von Heinz Amelung und Carl Schüddekopf. — Vierzehnter Band, erste Abteilung. Religiöse Schriften. I. Herausgegeben von Wilhelm Oehl und Carl Schüddekopf München, Georg Müller. 1911.

Camon. — Clausewitz. Par Colonel Camon. Paris, R. Chapelot. 1911.

Caro. — Heinrich von Kleist und das Recht. Zum 100jährigen Todestage Kleists. Von Heinrich Caro. Berlin, Puttkammer und Mühlbrecht. 1911.

Castell. — Bernards Versuchung. Roman von Alexander Castell. München, Albert Langen. O. J.

Cervantes. — Don Quijote de la Manchia. Edition y notas de Francisco Rodriguez Marin. Madrid, „La Lectura". 1911.

Chervillon. — In Indien. Von André Chervillon. Leipzig, Julius Zeitler. 1911.

Curtius. — Der politische Antisemitismus von 1907 bis 1911. Von Lorenz Curtius. München, Kommissions-Verlag des National-Vereins für das liberale Deutschland. 1911.

Dante. — Dantes Poetische Werke. Neu übertragen und mit Originaltext versehen von Richard Zoozmann. Vier Bände. Zweite, umgearbeitete Auflage. Freiburg i. B., Herder. O. J.

Dörrer. — Andreas Hofer auf der Bühne. Von Anton Dörrer. Brixen, „Tyrolia". 1911.

Duret. — Die beiden Napoleons und die Napoleonlegende. Von Théodore Duret. Aus dem Französischen ins Deutsche übertragen von Dr. Emil Waldmann. Berlin, Paul Cassirer. 1911.

Engel. — Die verirrte Magd. Roman von Georg Engel. Berlin, Concordia, Deutsche Verlagsanstalt. O. J.

Erdmannsdörffer. — Kleinere historische Schriften. Von Bernhard Erdmannsdörffer. Mit einem biographischen Geleitwort herausgegeben von Heinrich Lilienfein. Zwei Bände. Berlin, Deutsche Bücherei. O. J.

Ettlinger. — Philosophische Fragen der Gegenwart. Gesammelte Aufsätze von Max Ettlinger. Kempten, Kösel'sche Buchhandlung. 1911.

Fickert. — Die staatsbürgerliche Erziehung mit besonderer Berücksichtigung der Aufgaben der Lehrerseminare. Von Artur Fickert. Leipzig, B. G. Teubner. 1912.

Frei. — Das leuchtende Reich. Roman von Leonore Frei. Stuttgart, J. G. Cotta. 1911.

Friedländer. — Interessante Kriminal-Prozesse von kulturhistorischer Bedeutung. Darstellung merkwürdiger Strafrechtsfälle aus Gegenwart und Jüngstvergangenheit. Nach eigenen Erlebnissen von Hugo Friedländer. Eingeleitet von Justizrat Dr. Sello-Berlin. Berlin, Hermann Barsdorf. 1912.

Gebauer. — Herzog Friedrich VIII. von Schleswig-Holstein. Ein Lebensbild von Dr. Gebauer. Mit 8 Abbildungen und einer Stammtafel. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1912.

Gerhardt. — Karl August Böttiger und Georg Joachim Göschen im Briefwechsel. Von L. Gerhardt. Leipzig, H. Haessel. 1911.

Geucke. — Rust, die Geschichte eines Lebens. Von Kurt Geucke. Mainz, Jos. Scholz. 1911.

Giese. — Die fremde Macht. Roman von Fritz Giese. Leipzig, Grunow und Co. O. J.

Goethe. — Goethes sämtliche Werke. Propyläen-Ausgabe. Zwölfter Band. München, Georg Müller. O. J.

Greyerz. — Von unsern Vätern. Bruchstücke aus schweizerischen Selbstbiographien vom 15. bis 19. Jahrhundert. Herausgeg. von Otto von Greyerz. Bern, Alexander Francke. 1912.

Gronau. — Altmeister der Kunst. Giorgione. Berlin, W. Spemann. O. J.

Grüters. — Erweckte Träume. Gedichte von Fritz Grüters. Hamburg, Otto Bröcker. 1911.

Gulden. — „Ach, ich armer Narre". Novellenzyklus von Erica H. Gulden. Dresden, E. Pierson. 1911.

Hahn. — Keine Todesstrafe mehr! Eine rein menschliche, nicht kriminalistische Studie und Aufruf. Leipzig, Bernhard Hermann. 1911.

Halbe. — Der Ring des Gauklers. Ein Spiel in vier Akten von Max Halbe. München, Albert Langen. O. J.

Harrach und Schröder. — Schokolade am Dreikönigstag. Zeichnungen von Helene Gräfin Harrach. Verse von Rudolf Alexander Schröder. Leipzig, Insel Verlag O. J.

Hartmann. — Meine Erlebnisse zu hannoverscher Zeit 1839—1866. Von Julius Hartmann, weiland Generalleutnant z. D. Mit fünf Beilagen und zwei Übersichtskarten zur Schlacht bei Langensalza. Wiesbaden, J. F. Bergmann. 1912.

Hartmann. — Zwischen Dichtung und Philosophie. Von Alma von Hartmann. Erster Band: Lessing. Herder. Schiller — Zweiter Band: Emerson, Ruskin, Maeterlinck, Novalis, Tolstoi. — Dritter Band: Carlyle, Nietzsche, Goethe, Eduard v. Hartmann. Berlin, „Deutsche Bücherei". O. J.

Hearn. — Japan. Ein Deutungsversuch von Lafcadio Hearn. Frankfurt a. M., Rütten und Loening. 1912.

Hebbel. — Friedrich Hebbel. Sämtliche Werke. Historisch-kritische Ausgabe, besorgt von Richard

Maria Werner. Erste Abteilung. Dramen. IV. 1862. Die Nibelungen. Berlin, B. Behr. O. J.

Hebel. — Hebels Werke. In vier Teilen. Herausgegeben mit Einleitungen, alemannischem Wörterbuch und Anmerkungen versehen von Adolf Sütterlin. Mit Hebels Bildnis, einer Karte und einer Faksimilebeilage. Berlin, Bong und Co. O. J.

Heitz. — Bilder aus meinem Vogesennest. Von Helene Heitz. Straßburg, J. H. Ed. Heitz. O. J.

Hellmann. — Wie studiert man Geschichte? Vortrag, gehalten im freistudentischen Ortsverband München von Dr. Siegmund Hellmann. Mit einem Anhang: Bibliographisches zum Studium der deutschen Geschichte. Leipzig, Duncker & Humblot. 1911.

Hennig. — Elisa Radziwill. Ein Leben in Liebe und Leid. Unveröffentlichte Briefe der Jahre 1820—1834, herausgegeben von Dr. Bruno Hennig. Zweite Auflage. Berlin, E. S. Mittler und Sohn. 1912.

Herzog. — Heinrich von Kleist. Sein Leben und sein Wert. Von Wilhelm Herzog. Mit Titelbild nach einem Porträt von Max Slevogt und einer Gravüre des Miniaturbildes aus dem Jahr 1801. München, E. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung. 1911.

Hoffmann. — Florenz in der Dichtung von Dante bis Goethe. Gedichte, Briefe und Tagebuchblätter über Florenz. Herausgegeben von K. Emil Hoffmann. Berlin, Wiegandt & Grieben. 1911.

Höffner. — Gideon der Arzt. Roman. Von Johannes Höffner. Berlin, F. Fontane & Co. 1911.

Holy. — Rund um die Erde. Weltreise zweier österreichischer Offiziere. Von Jakomir Holy. Mit 48 Illustrationen und einer Karte. Wien, Braumüller. 1911.

Jäckh. — Im türkischen Kriegslager durch Albanien. Bekenntnisse zur deutsch-türkischen Freundschaft. Von Dr. Ernst Jäckh. Heilbronn, Eugen Salzer. 1911.

Kalbeck. — Johannes Brahms. III. Zweiter Halbband. 1881—1885. Von Max Kalbeck. Berlin, Deutsche Brahms-Gesellschaft m. b. H. 1912.

Kannengießer. — Friedrich der Einzige. Ein Charakterbild des großen Königs in seinen Worten. Zusammengestellt u. mit erläuternden Anmerkungen versehen von Prof. Dr. A. Kannengießer. Dresden und Leipzig, C. A. Koch. 1912.

Kipling. — Rudyard Kiplings Balladen aus dem Biwak. Einzige autorisierte vollständige Ausgabe der „Barrack Room Ballads". Aus dem Englischen übersetzt von Max Möller. Berlin-Charlottenburg, „Vita". O. J.

Kittel. — Die alttestamentliche Wissenschaft, in ihren wichtigsten Ergebnissen mit Berücksichtigung des Religionsunterrichts dargestellt von D. Rudolf Kittel, o. Professor an der Universität Leipzig. Mit neun Tafeln und achtzehn Abbildungen im Text. Zweite Auflage. Leipzig, Quelle und Meyer. 1912.

Koser. — Friedrich der Große. Von Reinhold Koser. Volksausgabe. Mit einem Bildnis des Königs nach dem Gemälde von J. H. Chr. Franke. Stuttgart, J. G. Cotta. 1911.

Kraeger. — Briefe von und an Heinrich Bulthaupt. Herausgegeben von Heinrich Kraeger. Oldenburg, Schulzesche Hofbuchhandlung. 1912.

Kresse. — Die Überwinder des Todes von Oskar Kresse mit Zeichnungen von Carl Reimann. 5. bis 6. Aufl., 1. bis 2. der illustr. Ausgabe. Berlin, John Schwerin. O. J.

Kühn. — Die Frauen um Goethe. Weimarer Interieurs von Paul Kühn. Leipzig, Klinkhardt und Biermann. 1912.

Lagerlöf. — Liljecronas Heimat. Roman. Einzige berechtigte Übersetzung aus dem Schwedischen von Pauline Klaiber. München, Albert Langen. O. J.

Lembach. — Samson. Drama in vier Akten von August Lembach. Berlin, G. Johnke. 1911.

Lippmann und Stern. — Forschung und Unterricht in der Jugendkunde. Im Auftrage des Ausschusses für Jugendkunde herausgegeben von Otto Lippmann und William Stern. Erster Teil: Systematische Übersicht über die bestehenden Veranstaltungen. Leipzig, B. G. Teubner. 1912.

Ludwig. — Schiller. Sein Leben und Schaffen. Dem deutschen Volke erzählt von Albert Ludwig. Berlin, Ullstein und Co. 1912.

Luntowski. — Die Jugendbibel, ein Buch von deutscher Art. Herausgegeben von Adalbert Luntowski. Berlin, Wilhelm Borngräber. O. J.

Mackay. — Gedichte von John Henry Mackay. Treptow, Bernhard Zack. 1909.

Mackay. — Gesammelte Werke von John Henry Mackay. In acht Bänden. Erster Band: Gedichte. Zweiter Band: Gedichte Schluß). Neue Gedichte. Dritter Band: Kinder des Hochlands. Helene. Sturm. Vierter Band: Moderne Stoffe. Zwei Berliner Geschichten. Die Menschen der Ehe. Schilderungen aus der kleinen Stadt. Fünfter Band: Die letzte Pflicht und Albert Schnells Untergang. Eine Geschichte in zweien. Sechster Band: Zwischen den Zielen. Kleine Geschichten. Siebenter Band: Der Schwimmer. Die Geschichte einer Leidenschaft. Achter Band: Die Anarchisten. Kulturgemälde aus dem Ende des XIX. Jahrhunderts. Treptow, Bernhard Zack. 1911.

Mackay. — Max Stirner. Sein Leben und sein Werk. Von John Henry Mackay. Mit vier Abbildungen, mehreren Faksimiles und einem Anhang. Zweite, durchgesehene und um eine Nachschrift „Die Stirner-Forschung der Jahre 1898—1909" vermehrte Auflage. Treptow, Bernhard Zack. 1910.

Mackay. — Zwischen den Zielen. Kleine Geschichten von John Henry Mackay. Neue Ausgabe. Treptow, Bernhard Zack. 1912.

Magyaren und Sachsen 1848 bis 1911. Ein politischer Leitfaden für Deutsche. Leipzig, Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung. 1912.

Mandelik. — Selige Botschaft. Ein Buch der Liebe. Von M. G. Mandelik. Wien, Wilhelm Braumüller. 1912.

Mann. — Frau Sophie und ihre Kinder. Von Franziska Mann. Frankfurt a. M., Rütten und Loening. 1912.

Marcks. — Männer und Zeiten. Aufsätze und Reden zur neueren Geschichte von Erich Marcks. Zwei Bände. Leipzig, Quelle und Meyer. 1911.

Marin. — La mission Crequi Montfort et Monsieur Gabriel Hanotaux, Président du Comité France-Amérique. Par P. Marin. Paris, Daragon. O. J.

May. — Alexander von Humboldt und Charles Darwin. Von Prof. Dr. Walther May. Humboldt-Bibliothek Heft 5. Brackwede i. W., Dr. W. Breitenbach. 1911.

Michaelis. — 1812, der ewige Schlaf. Von Sophus Michaelis. Berlin, Erich Reiß. 1912.

Michelsen. — Ein Wort an den geistigen Adel deutscher Nation. Von Johann Michelsen. München, E. W. Bonsels und Co. O. J.

Montaigne. — Ausgewählte Essais. Von Michel de Montaigne. Berlin, Erich Reiß. 1911.

Müller-Poyritz. — Jung-Krimhild. Ein lyrisches Drama in drei Aufzügen. Von Karl Müller-Poyritz. Kairo, Verlag der Druckerei „Union". O. J.

Narfon. — La séparation des églises et de l'état. Origines, étappes, bilan. Par J. de Narfon. Paris, Félix Alcan. 1912.

Neuwirth. — Illustrierte Kunstgeschichte von Prof. Dr. Josef Neuwirth. Lieferung 12. Berlin, Allgemeine Verlagsgesellschaft m. b. H. O. J.

Nicati. — Femme et poète Elizabeth Browning. Par Mme W. Nicati. Paris, Perrin et Cie. 1912.

Niedlich. — Friedericus rex, du mein König und Held. Ein Ring Gedichte von Joachim Kurd Niedlich. Breslau, B. G. Korn. 1912.

Novicow. — La morale et l'intérêt dans les rapports individuels et internationaux. Par Novicow. Bibliothèque de philosophie contemporaine. Paris, Félix Alcan. 1912.

Otto. — Die Reformation der Schule. Von Berthold Otto. Groß-Lichterfelde, Verlag des Hauslehrers. 1912.

Pfeiffer. — Dramaturgische Aufsätze. Von Dr. Wilhelm Pfeiffer. Leipzig, Xenien-Verlag. 1912.

Philippi. — Strafvollzug und Verbrecher. Von Fritz Philippi. Tübingen, J. C. B. Mohr. 1912.

Piépape. — Histoire des princes de Condé au XVIIIe siecle. Les trois premiers descendants du grand Condé. Par le général de Piépape. Avec trois gravures hors texte. Paris, Plon-Nourrit et Cie. 1911.

Plener. — Reden von Ernst Freiherr von Plener. 1873—1911. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1911.

Potthoff. — Privatangestellte und politisches Leben. Von Dr. Heinz Potthoff. 1.—5. Tausend. Heft 6 der „Politischen Handbücherei". München, Buchhandlung Nationalverein. 1912.

Reimers. — Die deutschen Bühnen und ihre Angehörigen. Eine Untersuchung über ihre wirtschaftliche Lage von Dr. Charlotte Engel Reimers. Leipzig, Duncker und Humblot. 1911.

Reinsch. — Intellectual and political currents in the far east. By Paul S. Reinsch. Boston and New-York, Houghton Mifflin Company. 1911.

Rémond et Voivenel. — Le génie littéraire. Par les Drs A. Rémond et Paul Voivenel. Paris, Félix Alcan. 1912.

Ritter. — Das Nibelungenjahr. Kulturroman aus der Zeit der Hohenstaufen von Albert Ritter. Leipzig, Dietrich'sche Verlagsbuchhandlung, Theodor Weicher. 1912.

Rodochanachi. — Rome au temps de Jules II et de Léon X. E. Rodochanachi. Paris, Librairie Hachette et Cie. 1912.

Romberg. — Sophie Schwerin. Ein Lebensbild aus ihren eigenen hinterlassenen Papieren zusammengestellt von ihrer jüngeren Schwester Amalie v. Romberg. Zweiter Band, im Auftrag Sr. Exzellenz des Grafen Udo zu Stolberg-Wernigerode (†) zum ersten Male herausgegeben von Paul Schreckenbach. Leipzig, Fritz Eckardt. 1911.

Rosenthal. — Unser täglich Brot. Ein Beitrag zur Wirtschafts- und Bürgerkunde. Von B. Rosenthal. Leipzig, B. G. Teubner. 1912.

Roß. — Im Banne des Eisens. Skizzen von Ingenieur Dr. Colin Roß. München, Lese-Verlag. 1911.

Roth. — Die Rosenprinzessin. Altbergischer Roman aus dem Jahre 1044. Von Rudolf Roth. Dresden, E. Pierson. 1911.

Ruederer. — Das Grab des Herrn Schefbeck. Eine Münchner Geschichte. Von Josef Ruederer. München, Süddeutsche Monatshefte. 1912.

Sauzey. — De Munich à Vilna à l'état-major du corps bavarois de la grande armée. En 1812. D'après les „papiers du général d'Albignac". Par Lieutnant-colonel Sauzey. Paris, R. Chapelot et Cie. 1911.

Schmeidler. — Die Gedichte des Archipoeta, übersetzt und erläutert von Bernhard Schmeidler. Leipzig, Selbstverlag der Deutschen Gesellschaft, Karl W. Hiersemann 1911.

Schopenhauer. — Arthur Schopenhauers Briefwechsel und andere Dokumente. Ausgewählt und herausgegeben von Max Brahn. Leipzig, Insel Verlag. 1911.

Schröer. — Grundzüge und Haupttypen der englischen Literaturgeschichte. Von Dr. M. M. Arnold Schröer. Zweite, vermehrte Auflage. Sammlung Göschen Nr. 286. 287. Leipzig, G. J. Göschen. 1911.

Schuch-Mankiewicz. — Platz der Jugend! Fünf Novellen von Schuch-Mankiewicz. Leipzig, Xenien-Verlag. 1912.

Schüler. — Brasilien, ein Land der Zukunft. Von Heinrich Schüler. Mit 115 Abbildungen, 16 Tafeln und 1 Karte. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1912.

Schumacher. — Lord Nelsons letzte Liebe. Roman von Heinrich Vollrat Schumacher. Berlin, Richard Bong. O. J.

Séché. — Les amitiés de Lamartine. Par Léon Séché. Première série. Paris, Mercure de France. S. A.

Seidenberger. — Staatsbürgerliche Erziehung im Geschichtsunterricht der höheren Schulen. Von Dr. J. B. Seidenberger. Leipzig, B. G. Teubner. 1912.

Seillière. — Arthur Schopenhauer als romantischer Philosoph. Von Ernest Seillière. Autorisierte Übersetzung von Fr. von Oppeln-Bronikowski. Berlin, Hermann Barsdorf. 1912.

Shakespeare. — Obras completas de Shakespeare, traducidas por Jacinto Benavente. I. El Rey Lear. Madrid, „La lectura". O. J.

Sievers. — Bilder aus Indien. 65 photographische Originalaufnahmen mit einer Einführung von Johannes Sievers. Berlin, Paul Cassirer. 1911.

Soyka. — Revanche. Komödie in drei Akten von Otto Soyka. München, Albert Langen. O. J.

Spemann. — Spemanns goldenes Buch der Weltliteratur. Eine Hauskunde für Jedermann. Berlin, W. Spemann. 1912.

Staden. — Schillers politisches Vermächtnis. Zusammengestellt von Hermann von Staden. 1. bis 5. Tausend. München, Buchhandlung Nationalverein. 1911.

Steinle. — Ernstes und Heiteres für kleine und große Kinder. Zu Bildern von Edward v. Steinle gesammelt von Alphons M. v. Steinle. Kempten, Jos. Kösel. 1911.

Stunden mit Goethe. Herausgegeben von Dr. Wilhelm Bode. VIII, 2. Berlin, E. S. Mittler und Sohn. 1911.

Submare. — Unterseeboote an die Front! Von Submare. Minden i. W., Wilhelm Köhler. 1911.

Telemann. — Die Lawine. Ein Roman. Von Konrad Telemann. Berlin, Wilhelm Borngraeber. O. J.

Thieme. — Der Weg zum Staatsbürger durch die Volksschule in Fühlung mit der Mittel- und Fortbildungsschule. Von Dr. Paul Thieme. Leipzig, B. G. Teubner. 1912.

Toepffer. — Das kecke Lüftchen. Von Rudolf Toepfer. Mit 217 Illustrationen. Berlin, Erich Baron. O. J.

Toepffer. — Das geliebte Ding. Von Rudolf Toepffer. Mit 219 Illustrationen. Berlin, Erich Baron. O. J.

Toepffer. — Die Weltreise. Von Rudolf Toepffer. Mit 210 Illustrationen. Berlin, Erich Baron. O. J.

Türck. — Eine neue Fausterklärung von Dr. Hermann Türck. Fünfte Auflage. Schwerin i. Meckl., Stillersche Hofbuchhandlung. 1911.

Turner. — Van Dyck. Von Pergy M. Turner. Aus dem Englischen übersetzt von Alice Fliegel. Illustriert durch acht farbige Reproduktionen. Berlin, „Harmonie". O. J.

Wachenfeld. — Die Tötungsdelikte. Von Dr. Friedrich Wachenfeld. VIII. Band der Sammlung „Das Recht". Berlin, Puttkammer und Mühlbrecht. 1911.

Wegweiser-Bibliothek. Erstes Heft. Was muß ich von der Reichsverfassung wissen? Dargestellt von Dr. Max F. Michel. — Zweites Heft. Was muß ich vom Vereins- und Versammlungsrecht wissen? Dargestellt von Hans Maier. München, Buchhandlung Nationalverein. 1912.

Weidmann. — Johann Faust. Ein allegorisches Drama von fünf Aufzügen. Von Paul Weidmann. Zum Erstenmahl Aufgeführt auf der Königl. Prager Schaubühne von der v. Brunianischen Gesellschaft. 1775. Prag, gedruckt bey Joseph Emanuel Diesbach. (Neudruck. Wien, Brüder Rosenbaum. O. J.)

Weisbach. — Impressionismus. Ein Problem der Malerei in der Antike und Neuzeit. Von Werner Weisbach. II. Band. Mit 8 Farbentafeln, 2 Kupferätzungen, einem Lichtdruck und 102 Textbildern. Berlin, G. Grote. 1911.

Wertheimer. — Kritische Miniaturen. Essais zur modernen Literatur. Von Paul Wertheimer. Wien, Carl Konegen. 1912.

Werula. — Renaissance und Reformation. Sechs Vorträge von D. Paul Werula. Tübingen, J. C. B. Mohr. 1912.

Winkler. — J. J. W. Heinse. Briefe aus der Düsseldorfer Gemäldegalerie 1776—1777. Mit einer Skizze der deutschen Geniezeit, des Lebens und der Werke Heinses und einer Entwicklungsübersicht der ästhetischen Grundbegriffe im 18. Jahrhundert, herausgegeben von Dr. Arnold Winkler. Leipzig, Edmund Schmid. 1912.

Winterstein. — Gedichte. Von Alfred Freiherr v. Winterstein. Wien u. Leipzig, Hugo Heller und Co. 1911.

Wissenschaft und Bildung. Bd. 98. Kulturgeschichte der Deutschen in der Neuzeit. Von G. Steinhausen. — Bd. 4. Politik. Von F. Stier-Somlo. 2. Aufl. Leipzig, Quelle und Meyer. 1912.

Wittner. — Aus sterbenden Zeiten. Von Doris Wittner. Berlin, „Concordia". 1911.

Wolff. — Wilhelm Meisters theatralische Sendung. Vortrag auf der 51. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner am 4. Okt. 1911. Von Eugen Wolff. Oldenburg, Schulzesche Hofbuchhandlung. O. J.

Wretschko. — Zur Frage der Errichtung einer Technischen Hochschule in Innsbruck. Von Dr. Alfred R. v. Wretschko. Innsbruck, Wagner. 1912.

Zabel. — Der Roman einer Kaiserin. Katharina II. von Rußland. Geschichtlicher Roman von Eugen Zabel. Berlin W., Rich. Bong. O. J.

Zapolska. — Die Hölle der Jungfrauen. Von Gabryela Zapolska. Berlin, Oesterheld und Co. 1911.

Ziegler. — Gedichte. Von Hans Ziegler. Mit einem Vorwort von Johannes Trojan. Würzburg, Curt Kabitzsch. 1912.

Zimmer. — Erziehung zum Gemeinsinn durch die Schule. Von Friedrich Zimmer. Berlin, W. Spemann. O. J.

Zoller. — Janpeter Bruns Abenteuer in den Tessiner und Graubünder Bergen. Erzählt von Otto Zoller. Mit vier Tonbildern. Zürich, Orell Füßli. O. J.

Verlag: Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel), Berlin. Druck: Piersersche Hofbuchdruckerei, Altenburg.
Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Bruno Hake in Berlin.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

Catrejns Irrfahrt.

Novelle aus Altflandern

von

Walter Harlan.

(Schluß.)

Wie der Respekt sich einstellte.

Diesen Tag über blieb Catrejn in ihrem Zimmer, stundenlang stand sie oder saß am weit offenen Fenster, durch das ein Seewind lau hereinwehte, und ihre Seele weilte bereits im warmen Spanien. Immer wieder stellte sie sich vor Augen, wie sie in diesem weißen, frommen Gewand im Bergparke des Klosters wandeln würde, etwa in einer Sommernacht, den alten, roten und goldenen Rosenkranz in Händen haltend. Orangeblüten dufteten würzig und überirdisch, ganz in der Nähe murmelte auch der Bach, und weich und warm sang eine Nachtigall in den mondsilbernen Büschen.

Als aber Catrejn am nächsten Morgen die Schale ihrer Hände mit Wasser füllte, um das Antlitz zu waschen und abzukühlen, schlürfte ganz gegen ihren Willen der brennende Durst ihres Leibes das kühle Naß. Wie eine seelische Ohnmacht war es; sie hielt es für ein Wunder des ewigen Quertreibers. Da faßte sie den Entschluß, durch einen langen Marsch Durst und Hunger noch zu verdoppeln, dann wollte sie die Krampfschere abermals nehmen und wollte jenes Quertreibers Festung im Sturm erobern.

Als sie nachher, noch in der Nähe des Palastes, einen Scheldearm überschritt, wehte ein gar entsetzlicher Geruch über die hochgewölbte Brücke; ein Tjalk lag dort vor Anker und wurde mit rohen Rinderhäuten beladen, die wohl ein Gerber irgendwo mochte bestellt haben, wahrscheinlich in Antwerpen. Nach Antwerpen flogen Catrejns Gedanken und wilde Schmerzen: wie haßte sie diesen Bäcker! Diesen Plebejer, den sie geheiratet hat in einer unbegreiflichen Dummheit! Auch an die beiden Brustbilder dachte sie, die bei ihm in seiner Herdstube über der Wandbank hingen, die Bilder seines Vaters und seiner Mutter. Sie hatte diese Leute niemals gekannt, sie hatte den Maler niemals gekannt, der diese beiden friesischen, knochigen Bauerngesichter gemalt hatte; jetzt aber glaubte sie diesem Maler ins Herz zu sehen

ein Schalk ist er gewesen, der zwei Emporkömmlinge gar launig gemalt hat. Und sie mußten diese Verhöhnungen ihrer selbst mit hundert Gulden bezahlen, jede mit hundert Gulden! Und mußten die Fratzen in ihrer eigenen Herdstube aufhängen!

Ja, dieser Eltern Sohn ist Pieter! Ein Mensch ist Pieter, mit welchem Catrejn sich nie würde freuen können, denn seine Bauern- und Krämerfreuden sind nicht ihre. Und wieder seufzte Catrejn im Geiste, wie sie seit ihrer Flucht wohl tausendmal geseufzt hatte; sie hätte einen Staatsmann heiraten müssen oder auch einen Maler. Oder auch einen Gelehrten. Einen Mann, der in der Menschheit etwas geleistet hätte, irgend was, etwas Großes und Schönes . . .

Sie war an einer Hökerin vorbeigegangen, sie hatte gelblich grüne Äpfel auf schrägem Brettertisch liegen sehen; im Geiste kostete sie die Äpfel, und jetzt war sie der Meinung, daß ihr leiblicher Hunger schon durchaus die erwünschte Unerträglichkeit erreicht hätte. O, ohne Zweifel! Wenn sie jetzt wieder droben zwischen den weinroten Brokattapeten säße, wenn einige von diesen Äpfeln vor ihr auf dem Tisch lägen, als ein lockender Lohn für das Werk, wenn es vollbracht sein würde — ah, jetzt würde die Schere schneiden!

Da kehrte Catrejn um, auf nächstem Wege wollte sie heim; auch nahm sie in der linken Tasche ihres Gewandes zwei Hände voll von diesen Äpfeln mit.

Auf dem Fischmarkt pfiff und fiedelte eine Musik, eine echt flandrische, die Catrejn an jenen girlandengeschmückten Tanzsaal erinnerte, in welchen sie der Quertreiber gestern versetzt hatte: auch ein Dudelsack war es und auch eine Geige . . .

Da verstummten die Instrumente, ein Mann mit einem roten Halstuch trat auf die Bretter, die über stehenden Fässern lagen; er ließ in seiner erhobenen Linken ein Bündel breiter, papierener und bedruckter Bänder flattern, lange und kürzere, weiße und grüne, und seine Messingstimme gellte:

„Der Bäcker von Antwerpen."

„Welcher Bäcker?" klopfte das Herz Catrejns und fragte. Köche aber, lustige Müßiggänger und das andere Marktvolk waren stehen geblieben, warm strahlte die Morgensonne.

Der Liederhändler über den Köpfen erledigte seine gewohnte Vorrede, er tadelte die Feinde der Kunst, von denen einer oder zwei wohl auch unter den Umstehenden arglistig sich befänden, um ein Straßenlied sich kunstvoll rezitieren zu lassen, dann aber Reißaus nähmen, gleich nach der letzten Strophe, und weder dieses Straßenlied kauften noch irgendein anderes von den „Kleinodien der Weltgeschichte und der Rhetorik", die er auf diesen Zetteln „zur freien, fröhlichen Auswahl" feil hätte.

Dann zog er eines von den grünen Papierbändern aus seinem Pack und legte die übrigen in eine Hand, die sich von unten ihm hinstreckte. Ein Gedränge war um den Händler und Künstler entstanden; eine metallene Scheibe wurde zweimal geschlagen, alles harrte und wurde stiller.

So las die Messingstimme:

Der Bäcker von Antwerpen.

Straßenlied von Hendrik Spiegel, dem weltberühmten, unsterblichen Rederejker, kurzweilig und unvergeßlich zu hören.

„In dem Spitzenbette saß er,
Franz von Anjou, dem die Blattern
Zeichneten sein Fantgesicht,
Ihn umstanden Lotterbuben —
‚Bin ich eines Königs Bruder,‘
Rief er, ‚oder bin ich's nicht?

„‚Kam ich dazu nach Antwerpen,
Daß ich dieser Pfefferſäcke
Puppe sei und Popanzgraf?
Daß ich auf dem Leierkasten
Ihres Wilhelm von Oranien
Tanze als ein Jahrmarktsaff?‘

„Und er wunk die Spießgesellen
Näher an das Spitzenbette,
Sagte ihnen was ins Ohr,
Und sie dachten an die nette,
Fette Beute, Wein und Perlen,
Grinsend stand der Bubenchor,

„Und es sprach der Prinz: ‚Auf morgen!‘ —
Als am andern Tag vom Dome
Mittag brummte, schob sein Brot
In den Ofen Meister Abels,
Auf dem nackten Bäckerleibe
Sprang umher das Glutenrot.

„Und am Troge der Geselle
Meinte: ‚Vor Antwerpens Schwelle
Lagert Franz von Anjous Heer,
Und er darf nicht vor den Toren
Truppen halten, hat's beschworen —
Nicht geheuer ist es mehr.

„‚Vor der Zitadelle saßen
Unsre Wachen gestern abend,
Plötzlich stand ein Irgendwer
Einundvierzig Schritt von ihnen,
Eine Maske vor den Mienen —
Nicht geheuer ist es mehr.‘

„Um die Stirn des jungen Meisters
Lag es schwül. Verdammte Zeiten . . .
Und — was war das? War's . . . ein Schuß? —
Wieder einer! — Auf der Straße
Stand er, Meister Pieter Abels.
Seitwärts rückte er den Fuß.

„Frisch beschneit war Dach und Pflaster,
Und ein Frostwind kam gefahren,
Aber nackend, wie er buk,
Harrte Abels auf die Räuber;
Mehl, das ihm die Haut bestäubte,
War der Mantel, den er trug.

„Hei, da kam ein Küraßreiter,
‚Hoch die Messe!‘ tät er schreien,
Seines Schimmels Nase schnob,
Fester greifet Meisters Daumen
Um den Schaft der Eisenschaufel,
Die das Brot ins Backloch schob.

„Nach der Stirne zielt das Eisen,
Krach! — Am Boden liegt der Reiter,
Und ein Milchgesicht wird bloß.
Feines Bürschlein schlug der Bäcker,
Und mit Bürschleins eignem Säbel
Gab er ihm den Gnadenstoß.

„Baß verwundert stand der Schimmel.
Hurtig in des Bügels Glitzern
Trat ein holzbesohlter Schuh,
In den Sattel schwang sich Abels. —
Zween berittne Söldner kamen,
Nur heran, du Lump, und du!

„Weißen Leib auf einem weißen
Rosse sahn die beiden gleißen,
Säbel blitzte silberhell,
Und ein Grausen tät sie peitschen:
Ist es . . . ist es nicht — der Deutschen
Erzpatron? Sankt Michael?

„Linksum, rechtsum ihre Gäule
Rissen sie, und große Eile
Hatten sie für Leib und Seel.
Den Genossen in den Gassen
Schwuren sie: ‚Er ficht leibhaftig
Wider uns, Sankt Michael!‘

„Doch der kluge Bäckermeister
Jagte durch Antwerpens Straßen,
Und im Jagen ward ihm warm,
Rief heraus, die Mittag aßen,
Rief, die am Kontorpult saßen,
Aus den Fenstern blies Alarm,

„Und aus Domes Höhe dröhnte
Fieberläuten. — An der Börse
Stand die Schlacht, und — selten fehl
Schossen des Verrats Musketen —
Da, ein Hasenherze zetert:
‚Michael! Sankt Michael!‘

„Und er ist's, der weiße Reiter.
Franz von Anjous Raubkumpanen
Schlottert am Gewehr die Hand.
Als der erste ausgerissen,
Laufen hundert; schlecht Gewissen
Kommt ja leicht um den Verstand.

„Aus den Fenstern wohlgezielet
Fliegen auf die Musketiere
Topf und Beil und siedend Öl,
Ofenbänke, Kleiderschränke.
Sieben Räuber eigenhändig
Schlachtet er, Sankt Michael.

„Freilich eisig durch die Straße
Zwänget sich des Jänners Blasen,
Flocken kommen hergeweht,
Auch ein Hagel kommt gefahren,
Mag den Meister Gott bewahren,
Daß er's leidlich übersteht! —

„Dreizehnhundert Küraſſiere
Und viertausend Musketiere
Trieb hinaus des Bäckers Hand,
Menschenarme, Pferdebeine
Drängen durch das Tor, das eine,
Stürzen von der Brücke Rand. —

„Draußen, wo der Mühle Flügel
Kreisen, stand im Silberbügel
Franz der Prinz, Prinz Mißgeschick;
Seine Ritter, seine Haufen
Sah er Grabenwasser saufen,
Und ein Fluchen war sein Blick.

„Schweigend in die Purpurzügel
Griff er, ritt hinab den Hügel,
Hat Antwerpen nicht gegrüßt,
Schlug in seinen Gaul die Sporen —
Hundsfott hat sein Spiel verloren,
Und ein Rößlein hat's gebüßt."

Wieder nahm der Künstler und Händler den Pack von großen und kleinen Zetteln, ließ ihn flattern, rief laut, daß er ausschließlich Meisterwerke führe, und wohl drei oder vier Hände erhoben sich aus dem Gedränge, um den „Bäcker von Antwerpen" mit heimzunehmen zu ruhigem Genuß oder für Weib und Nachfahren. Geschoben und gestoßen stand Catrejn, wußte nun, daß die Liederhändler im Lande umherzogen und eine schöne, tapfere Tat des Bäckermeisters Pieter Abels auf ihren Brettern vortrugen . . . Aber mußte dieser nackte Bäcker und Held sich nicht gar entsetzlich erkältet haben — in Schnee und Hagel? Da brauste in der Seele der Hungrigen ein so unbändiger Sturm der Fragen und Schmerzen, und eine solche leibliche

Übelkeit befiel die Hungrige, daß ihr gar angst wurde, sie möchte hier in dieser zwiebelduftigen Menge aufs Pflaster zusammensinken. Doch eine Stimme im Innern gab ihr den Rat, rasch, rasch in einen der Äpfel zu beißen, die ja in ihrer Tasche hingen . . . anders und vielleicht schöner lägen ja nun die Dinge, mindestens fraglich sei es ja nun, ob dieses ganze Fasten noch einen Sinn hätte. Außerdem läge es ja durchaus in ihrer Hand, gegebenenfalls ein zweites, endgültiges Fasten im nächsten Augenblick zu beginnen. Einen ganzen Apfel verzehrte Catrejn in unerhörter Geschwindigkeit, gleich noch einen, und säuerliche, sehr gute Äpfel waren es, eine köstliche Sorte.

Dann drängte Catrejn sich vor und forderte einen von diesen langen, grünen Zetteln. Sie wollte den Beutel ziehen, aber vergeblich suchte sie ihn in beiden Taschen und immer wieder vergeblich, woran die Umstehenden ihren weidlichen, lauten Spaß hatten. In Ärger und Schmerzen erinnerte sich Catrejn, daß sie doch noch vorhin die Äpfel aus ihrem Beutel bezahlt hatte. Zweimal hatte sie ihren Monatslohn von Donna Polyxena erhalten, und obwohl sie einige Wäsche von diesem Geld sich besorgt hatte, waren doch sicherlich noch fünf bis acht Gulden in ihrem Beutel gewesen. Ein Taschendieb hatte sie wohl geplündert, ein Bube, der sich während des Vortrages die Qualen ihres Herzens zunutze gemacht hatte! Und nun mußte sie gehen, von einem schallenden, furchtbaren Gelächter geleitet. Und hatte nichts, wonach sie ihre Entschlüsse richten könnte, als das, was sie da eben mit beinahe berstendem Herzen gehört hatte: auf einem Schimmel sah sie den mehlbestäubten Gatten, ein Reitersäbel blitzte hoch. — — —

Wohl wußte Catrejn, daß die politischen Begebenheiten in diesen Straßenliedern immer nach den Bedürfnissen der Kunst verschoben und erhoben wurden; dennoch, und wenn diese Begebenheit auch nur zur Hälfte wahr wäre, hielt es Catrejn auf jeden Fall für ihre Pflicht, persönlich nach Antwerpen zu reisen, persönlich festzustellen, was Wahrheit und was Zutät wäre.

Das große Unglück freilich, daß Pieter Ketzer geworden war, blieb ja bestehen in seiner ganzen Furchtbarkeit! Ganz unmöglich war es ja wohl, daß ein Menschenpaar nebeneinander hinzuleben vermöchte in zweierlei Glauben . . . Und sollte etwa sie den unbegreiflichen Wahn der Ketzerei gutheißen? Es ist ein Wahn! Gott ist katholisch!

Catrejn blieb auf der Straße stehen und küßte inbrünstig das Kreuz an ihrem roten und goldenen Rosenkranz. Im übrigen aber blieb sie selbstverständlich bei ihrem Willen, persönlich festzustellen, was die wahre Begebenheit wäre, die jenem wunderbar schönen Straßenliede zugrunde läge. Sie verzehrte im Gehen einen dritten und einen vierten Apfel, und weil sie ja nun kein Geld mehr hatte, um etwa mit der Post zu reisen, noch sich unterwegs zu beköstigen, kam sie auf einen anderen Einfall.

Um die Mittagszeit, nur wenige Stunden später, fuhr eine Tjalk scheldeabwärts, aus den Mauern von Gent ins weite, flache Land, und vorn am Bug, an dem viereckigen Loch, das in die Knechtskoje hinabführte, stand Catrejn in ihrer blauen Samtjacke.

Sie hatte den Eigentümer der Tjalk mit großer Beredsamkeit bewogen, sie auf Kredit in dieser leerstehenden Knechtskoje mitzunehmen, auch auf die Dauer der Fahrt sie vorschußweise zu beköstigen. Den Agnus aber mit den Diamantenaugen, ingleichen das weiße, fromme Gewand hatte sie auf ihrem Zimmer zurückgelassen nebst einem Abschiedsbrief an Donna Polyxena.

Freilich beklommen dachte sie jetzt an diesen Brief: so furchtbar eilig hatte sie schreiben müssen! Und sie hatte geschrieben beispielsweise, daß sie lieber mit ihrem Mann in der Hölle sein wollte, als ohne ihn im Paradiese; das ist Unsinn! Das ist Unsinn!

Catrejn sah keinerlei andere Schiffe. An beiden Ufern des Stromes schoben sich noch die großen, gelben Eisschollen, ein unaufhörliches Krachen war es. Und ein ganz flauer Seewind blies jetzt, seit die Stadtmauern passiert waren, in Catrejns linke Seite; ein wenig senkte die Tjalk den Steuerbord. Der Schiffer konnte sein Segel aufsetzen, nun bog er ein und wollte kreuzen; nun hatte die Frau an der Knechtsluke den Wind im Rücken, ein Schneckenkriechen war es und eine Qual! Schon aber suchte Catrejn Antwerpens Türme, sehr lächerlicherweise; und gar entsetzlich stanken die Rinderhäute.

Was der Heilige Franz meinte.

Vor dem Kloster der Franziskaner stieg Donna Polyxena erregt aus ihrer maurischen Sänfte und wollte den ehrwürdigen Bruder Chrysostomus sprechen.

Der Bruder Pförtner brachte sie schweigend ins Wartezimmer, ein weißgetünchtes, kaltes Gewölbe war es, das beinahe nur mit einem Kruzifix möbliert war.

Bruder Chrysostomus ließ alsbald sagen, daß Donna Polyxena auf unbestimmte Zeit warten müsse, da augenblicklich die heilige Vesper bevorstünde, und kaum war dieser Bescheid erstattet, so durchbimmelte ein schier unendliches Läuten die hallenden Treppen und Räume.

Es wurde Abend und beinahe Nacht im Wartezimmer, da brachte der Bruder Pförtner eine sauber strahlende Laterne, die stellte er auf den Tisch. Auf Polyxenas ängstliche Frage, wie lange die geistliche Vesperübung wohl währen könne, schwieg er und ging. Denn überhaupt und immer verwünscht ist ja jegliches Weib im Reiche des Heiligen Franz.

Als Chrysostomus endlich kam, legte Polyxena einen Brief in den Schein der Laterne, und aus bitterem Herzen sprach sie: „Catrejn Abels hat uns verlassen."

Da holte der Mönch mit dem zerschlissenen Gürtelstrick tief Atem, er sagte kein Wort, setzte sich vor die Laterne und las:

„Datum im Jahre Gottes 1583 am ersten Tage des Frühlings.

„Meiner gnädigen Herrin, Ihrer Herrlichkeit Donna Polyxena del Rio zu handen.

„In großer Eile sende ich Euer Gnaden und Herrlichkeit meinen Abschiedsgruß und meinen herzlichen, vielfältigen Dank. Ich war in einer schweren Verblendung befangen, als ich in Eurer Herrlichkeit Dienst eintrat, nämlich ich habe meinen Gemahl für einen Bäcker und Krämer gehalten, doch er ist mehr als ein Offizier und als ein Stadtschreiber. Darum will ich vor ihm das Haupt beugen, es ist noch nicht geschoren, durch Gottes unerforschliche Weisheit, Liebe und Gnade, die höher ist als alle Vernunft: ich eigne mich nicht zu einer Heiligen!

„Denn lieber will ich mit meinem herzallerliebsten Schatz und Helden in der Hölle sein, als ohne ihn im Paradiese.

„Grüßet auch den geliebten und süßen Bruder Chrysostomus! Ich habe ihn betrogen und Euch durch ihn, aber Gott weiß, daß ich es ehrlich meinte. Dies kann ich meinem Verstand nicht erklären, obwohl es wahr ist bei allen Heiligen, darum schließe ich kürzlich aus Mangel an Gelehrsamkeit.

Catrejn Abels,
des Stadtschreibers Egidius Tochter
und eines herrlichen Helden Gattin."

Als Chrysostomus dies unbegreifliche Schriftstück wieder hinlegte, dachte er jener Stunde auf jenem Heuboden, da er die Heilige Clara von Assisi um Rat gefragt hatte — hat sie ihn nicht . . . an der Nase geführt? Sind auch die heiligen Frauen im Paradiese, sind sie denn auch — Weiber?

Doch augenblicklich merkte Chrysostomus, daß es in seinem Geiste der Teufel war, der so fragte, der solche Fußangeln aufstellte. Chrysostomus eilte, ohne um Donna Polyxena sich zu kümmern, in die finsterste Ecke des Wartezimmers, er fiel auf seine Knie, und so lange betete er, bis es wieder still war auf seinem Meere.

Da trat Franziskus selber vor ihn hin, freundlich und ohne Glorie, nur das Herz leuchtete milde in seinem Astralleib, und also meinte der Heilige Franz: „Ich sprach in dir vor jener Herberge und warnte. Frivolum est mulieris colloquium. Du aber und Clara, ihr wußtet es besser. Mit Recht nun triumphieret Eva, des Teufels Sendbotin. Du bist betrogen, du bist es! Und weder den Bäcker führtest du heim in unsere Kirche — den sie nun einen ‚herrlichen Helden' benamset, auf einmal! — noch vermochtest du dieses Weib nach Spanien zu retten. Aber ich werde dir Gottes Gnade erwirken, denn über Manneskraft ist es, daß einer von den mulieribus niemals betrogen werde. Sie führen sich selber an ihrer Nase, ewig und alle; wem aber seine Narrheit ehrlich ist, der hat leicht anstecken, und vor dem hüte dich als vor der Pest."

Die Fahrt im Nebel.

Der leichte Wind, der die Fahrt mit den Rinderfellen notdürftig unterstützte, hielt sich bis gegen Morgen. Als aber Catrejn aus der Knechtskoje an Deck stieg, dehnten und reckten sich dichte Nebelschwaden über dem Strom, nur ganz selten einmal erschien an einem der Ufer als dunkelgraues Schatten-

bild eine Pappel, ein Haus. Und wenn's eine Windmühle war, so stand sie still.

Es war nichts mit dem Segeln. Also nicht schneller machte die Tjalk ihren Weg, als eben die Schelde selbst, die ja nun für die letzten vier Tagereisen ihres Weges noch etwa drei Treppenstufen Gefälle hat oder zwei. Der Schiffer hatte sich schlafen gelegt, und seine Frau allein regierte Steuer und Schiff. Catrejn aber, an der Seite der Schifferin stehend, dachte wieder und wieder, daß das Steuern ein sehr schönes Gefühl sein müsse. —

Sie hielt um ihre Schultern die Schlafdecke aus der Knechtskoje, denn sonst würde der Nebel ihrer Samtjacke übel mitgespielt haben, er war schon dicht am Regnen. Catrejns Haar aber hatte die Neigung, bei feuchter Witterung sich zu ringeln, gar lieblich entsprachen nun an den Schläfen den silbernen nach oben stehenden Spiralen kleine rote, nach unten hängende.

Und so laut krachten die Schollen von beiden Ufern her, daß man die Stimme verstärken mußte. Zum zehnten Male seit gestern nachmittag suchte Catrejn sich eine Gewißheit zu verschaffen, wann sie nun etwa in Antwerpen ankommen würde. Aber die Schifferin sagte nichts anderes als der Schiffer: es richte sich nach dem Winde.

Und es wäre verschieden.

Catrejn fröstelte. Darum fing sie alsbald wieder an, den schmalen, nassen Pfad zu umschreiten, der um den Laderaum ein Viereck bildete, und sie zählte nun, daß dieses Viereck neunzehn Schritt lang war und fünf Schritt breit.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Etwa um Mittag tauchte der Schiffer wieder auf, reckte noch eine Weile seine Beine und Arme, dann löste er die Gefährtin seines Berufes ab.

Bald rauchte die Esse an der gardinengeschmückten Hauptwohnung der Tjalk, und mit dem Geruch der Rinderfelle mischte sich der von Hirsebrei und von dampfendem Schmalz.

Am Nachmittag aber blieb die Schiffersfrau mit ihrem Buben unten und unterrichtete ihn im Stricken, wobei Catrejn zuschaute.

Immer wieder wollten bei diesem Anblick ihr die Augen zufallen, zumal sie in der vergangenen Nacht schlecht geschlafen hatte. Zum erstenmal in ihrem Leben. Was ja in dieser schmierigen, fensterlosen Knechtskoje nicht anders hatte sein können.

Als aber Ungeduld und Heimweh den Anblick des Strickens nicht länger ertragen konnten, stieg Catrejn wieder an Bord.

Der Nebel war nun wirklich ein feiner Sprühregen geworden, aber Catrejn konnte nicht wieder hinabklettern in diese grauenhafte Strickschule. Sie zog die Schlafdecke fester um ihre Schultern und wandelte, wandelte wie eine Jahrmarktsbärin in ihrem Käfig, dem viel zu engen, dem entsetzlichen.

Da rief es wieder in ihrem Herzen wie gestern mittag, als sie den Abschiedsbrief an Donna Polyxena mit fliegender Feder hinschrieb: „Lieber mit ihm in der Hölle als ohne ihn im Paradies!"

In diesem Augenblick erhob das Hündlein auf dem Bretterdache des Laderaums ein gar unheimliches Bellen ohne jedweden erkennbaren Anlaß,

war es das Freudengeheul der Hölle? Rasch bekreuzigte sich Catrejn an Brust und Stirne. Sie blickte hinauf in den ganz nahe herabgekommenen Himmel, und ihre Seele stöhnte: „Gott ist katholisch."

In einem Wechselfieber lag ihre Seele.

Und jetzt erinnerte sie sich: zu dem einzigen Zweck fährt sie ja nach Antwerpen, um festzustellen, ob jenem Straßenlied eine wahre Begebenheit zugrunde läge . . .

Welche Not und Angst aber ist es, über solch einen Vorgang den Kopf quälen zu müssen, stundenlang, tagelang, wovon man — beinahe nichts weiß! Nebel im Kopf ist Nebel im Herzen. Und wieviel gräßlicher ist solcher Nebel im ganzen Innern als der Nebel ringsum über der Schelde — welche höllische Marter!

Gegen Abend fragte Catrejn den Schiffer noch einmal, wann wohl Antwerpen sichtbar würde, da sagte er: wenn das Wetter sich nicht abermals verbessere oder verschlechtere, könnte man wohl am nächsten Vormittag ankommen.

Also zum zweiten Male mußte Catrejn in ihre dumpfige, fensterlose, gräßliche Knechtskoje.

In dieser zweiten Nacht aber schlief sie nun ohne Aufwachen und ohne Träumen. Und als sie endlich in der pechschwarzen Finsternis von neuem sich ihres Daseins und ihres Leides bewußt wurde, glaubte sie ganz deutlich zu fühlen, daß es wohl droben an Deck schon Tag wäre.

Wie sie dann aber den Deckel ihrer Wohnung hinaufdrückte, hatte sie einen herrlichen Schreck: in lauter Glanz und Sonne ragte die liebe, reiche, strahlende Vaterstadt! Antwerpen!

Da warf Catrejn die mitgenommene Schlafdecke die Leiter hinunter und stand schon oben. Zwar noch draußen befand sich das Schiff, noch vor den ersten Speichern, ganz deutlich aber blinkten schon auf den Türmen die goldenen Kreuze und Hähne. Und jedes Haus stand klar umgrenzt vor dem blaugrünlichen Frühlingshimmel, und jede Esse.

Eine Möwe kreischte über der Tjalk. O Seligkeit, auf einem breiten, stolzen Strom zu stehen, ganz nahe dem Meer! Über das Wasser und flache, weite Land ins Grenzenlose zu schauen! In frischer, salziger Morgenluft die Brust auszudehnen! Das Herz auszudehnen! Ins Grenzenlose!

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Freilich erlebte Catrejn gleich wieder einen gar schmerzhaften Anblick: stromaufwärts trieben die Schollen, an der Tjalk vorbei. Lärmend ruckte und riß der große Kahn an seiner Kette, wollte zurück nach Gent . . .

Die Flut!

Da überblickte Catrejn das Schiff, am Steuer war niemand, doch auf dem Dache der Hauptwohnung saß der Schiffer und wurde von seiner Frau rasiert.

Catrejn lief die neunzehn Schritte, tief atmend fragte sie: „Wann ist Ebbe? Wann fahren wir ein?"

Da schob der Schiffer den Frauenarm mit dem Rasiermesser von sich, blickte ruhevoll nach dem linken Ufer hinüber, und seine sachverständigen Augen

maßen die schwarzschlammige, schilfbestandene Fläche, die das Ausatmen des Meeres erst wieder bedecken mußte. „In drei Stunden", sagte er, „fahren wir weiter."

Der neidische Diakon.

Die ganze Nacht hindurch hatte Kalliope, die liebe Muse der Geschichtenerzähler, in der schwarzen Finsternis der Knechtskoje ihr Ohr auf Catrejns Herz gehabt. Denn dieser Göttin ist solch hastiges Schmerzhämmern süße Musik.

Als aber jetzt noch dieses dreistündige Vorankerliegen über Catrejn verhängt wurde, konnte sogar die grausame Muse derartige langsame, raffinierte Folter nicht länger ansehen.

Darum fuhr sie in eine der Möwen, erhob sich höher als die Turmspitze der Kathedrale und suchte sich einen anderen Blickpunkt.

— —

Halbangekleidet saß Jean Farel, der Diakon, am Fenster seiner gemieteten Stube und sah auf eine Stelle des Pflasters hinunter, die etwa hundert Schritt von hier entfernt lag. Wohl tausendmal in den zehn Wochen seit der Französischen Furie hatte er nun auf diese Stelle geblickt. Zum tausendsten Mal erlebte er jene wenigen Augenblicke wieder, die ihn fast um den ganzen Frieden seiner Seele gebracht hatten.

So war's gewesen. Er arbeitete an einer Taufrede, in diesem Zimmer auf und ab gehend. Da poltert es auf der Straße unten, ein hastiges Reden und Kommandieren schallt an die Häuser. Er tritt hierher ans Fenster, da sieht er, wie dort unten aus mehreren Haustüren ein Stuhl, eine buntbemalte Lade und allerlei Hausrat auf die Straße gebracht werden.

O dies scheußliche Immerwiedererleben! Wie eine Vision ist es!

. . . Dort entsteht eine Barrikade. Es wird einen Straßenkampf geben. Richtig! Schon gestern munkelte der Hausherr, französische Truppen stünden vor dem Kipdorper Tor. Jean Farel holt die lange Pistole aus der Truhe.

Und in einiger Entfernung fällt schon ein Schuß. Der Diakon tritt wieder an sein Fenster. Jenseits der Barrikade, da hinten an der Straßenbiegung, halten Küraßreiter mit einer weißen, goldbestickten Standarte. Wie sich die Pferde drängen! Wohl ein paar hundert Reiter sind es. Sie stutzen. Haben die Barrikade gesehen. Auf ein Kommando sitzen die meisten ab und geben den übrigen die Zügel. Sie stürmen zu Fuß heran mit blitzenden Säbeln. Kochgeschirr fliegt auf die Angreifer und alles mögliche Schwere, da blitzt es auf, drüben an jenem Fenster, und knallt. Nun fallen auch aus anderen Fenstern Schüsse.

Es fragt im Herzen des Diakons: soll ich nun für Antwerpen kämpfen? Ich bin aus Valenciennes! Dem Fleische nach. Dem Geiste nach bin ich aus Genf. Soll ich nun für Antwerpen kämpfen? Doch in demselben Herzen antwortet eine brave Stimme: Auch Valenciennes ist Niederland.

Und Jean Farel nimmt einen der anrennenden Römlinge aufs Korn.

Hat ihn gefehlt.

Noch einen fehlt er. Die Laufenden sind schwer zu treffen. Und ganz entsetzlich ist es, durch diesen patriotischen Allerweltstrieb zu einem Kampf gezwungen zu werden. Für so — für sehr fernliegende Interessen!

Unlustig wählt sich Jean Farel ein drittes Vielleicht-Opfer. Den an der Barrikade, der eine gelbe Schärpe über dem Küraß trägt. Und Jean Farel bringt ruhig Korn und Kimme zusammen, visiert nun in die Mitte des wutverzerrten Gesichtes. Der mit der gelben Schärpe schlägt rückwärts auf den Hinterkopf.

Jean Farel hat einen Menschen getötet, den ersten in seinem Leben. Gottlob einen Papisten!

Aus immer mehr Fenstern knallt es nun und knattert, das Straßenecho verdoppelt und verdreifacht das fortwährende Lärmen, Schreien, Schießen und Wiederschießen.

Auch Jean Farel lädt abermals. Da sieht er unten einen Hilfstrupp von Antwerpenern heranlaufen, den wohl der wüste Lärm gerufen hat. Einer mit einem roten Wams ist mitten darunter, und kein anderer ist es als der Hauptprediger, der Freigesprochene! Ein Säbel blitzt in seiner Hand, er ist schon an der Barrikade, er steigt auf einen Tisch. Breitbeinig stellt er sich hin, man sieht es ihm an: auch er will seinen Mann stehen.

Da flüstert's in dem Herzen des Diakons, und er erschrickt nicht heftiger vor diesem Flüstern, als man beim plötzlichen Anblick eines Engels erschrickt: wenn ich den Roten da unten, den Feind Jesu, jetzt über den Haufen schieße, bei dieser Schießerei aus allen Fenstern, so weiß nur Gott, wer ihn erlegt hat. Ist es nicht eine Fügung, daß der Gottlose gerade hier, daß er gerade an dieser Barrikade kämpft und nicht sonstwo? Ist's nicht ein Fingerzeig und eine Fügung, ganz offenbar und auf wundersam deutliche Weise? Und kämpfen nicht Papst und Könige für ihren Glauben mit Schwert und Folter und Scheiterhaufen? Tötete nicht auch Calvin den Michael Servet? Und zwar auf eine viel schmerzvollere Art?

Fast ohne Beben richtete Jean Farel die lange Pistole auf diesen ziegelroten Rücken, aber — er ist aus Valenciennes! Es ist unrecht, gegen das Vaterland zu kämpfen!

Er will wieder Franzosen schießen.

Da schreit es in der Seele des Diakons: der Atheismus predigt vor den Rederjkern und Führern der Zeit, das Christentum aber, das einzig reine, das predigt vor den Damen! Und Korn und Kimme suchen wieder den roten Rücken. Der Schuß fährt aus dem Lauf.

Die Luft ist voller Pulverdampf. Dem Jean Farel ist es zumute wie einem, den seit Monaten immer hungerte; nun ist er satt von Fleisch und Wein . . .

Doch siehe, da drüben humpelt der Ziegelrote am Arm eines anderen Mannes! In jene rundbogige Haustür humpelt er . . . Ist er denn — bloß verwundet? Und ein Schrecken bläht sich im Herzen des Diakons: Gott wollte den Atheisten gar nicht vernichten! Denn sonst hätte die Kugel getroffen!

„Was ich getan habe, war — mein eigener Wille! Und vielleicht — nur mein Wille: eine Sünde!"

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Da ging die Zimmertür und schreckte den Unglücklichen aus der Vision, die Frau des Hauswirtes brachte den morgentlichen Mehlbrei und ging wieder.

Nicht übel duftete der Dampf aus der Schüssel. Geröstete Zwiebeln schwammen in der reichlichen Butter.

Der Diakon fuhr in sein Wams und frühstückte.

Doch der treffliche Imbiß mundete nicht, denn unbarmherzig nahm das Wiedererleben seinen Fortgang während des Löffelns und während des Schluckens.

Am Tage nach der Französischen Furie hatte der Hauptprediger einen Zettel geschickt, einen eigenhändigen: Er sei ans Bett gebunden, durch eine Wunde; der Diakon müsse Predigt und Seelsorge auf etwa zwei bis drei Wochen allein besorgen.

Nun hatte der Diakon unablässig taufen, predigen, trauen und begraben müssen. Und er wußte es wohl: zerstreut hatte er immer und überall gepredigt, saftlos und elend.

Als aber die ersten drei Wochen durchlitten waren, hatte er einen weiteren Zettel erhalten: das zerschossene Wadenbein wolle leider durchaus nicht wieder zuverlässig werden. Und Jean Farel hatte weiter gepredigt und für die Seelen gesorgt. Nur das heilige Abendmahl auszuteilen hatte er sich auf keine Weise entschließen können. Hat er nicht eine Tat auf dem Gewissen, die doch fast sicher wider Gottes Willen war und also Sünde? Denn dabei bleibt es: hätte die Allmacht den Atheisten vernichten wollen, so hätte die Kugel getroffen! Und Jean Farel war seit dem letzten Jahr seiner Genfer Studentenzeit niemals an Gottes Tisch getreten, ohne zuvor bei irgendeinem Prediger zu beichten, aus freien Stücken. Bei welchem aber soll er nun beichten? Jeder würde ihm sagen: gehe hin und beichte dem Dionysius von Flandern selbst, den du töten wolltest! Ach, wollte man beichten, so wär's das einzig Mutige, Herrliche, man ginge ohne weiteres zu Dionysius hin, zu ihm selber! Und eines Tages war Jean Farel schon auf dem Wege gewesen, zu solcher „herrlichen Beichte" — gar schwungvoll waren auch seine schweigenden Selbstgespräche. Aber da war ihm eingefallen, daß dieser skrupellose Humanist ihn wohl nur eben dem weltlichen Gericht übergeben würde mit einem Hohnlachen wegen des dummen Geständnisses. Dem Unglücklichen waren die Füße zu schwer geworden.

Und vor zwei Wochen hatte der Hauptprediger zum dritten Male geschrieben. Der Chirurgus, der ihn zuerst behandelt hätte, habe sich mit der schwierigen Aufgabe gar übel abgefunden; das Wadenbein sei falsch zusammengeheilt und müsse nochmals gebrochen werden. Also müsse der Diakon des Amtes Lasten durch drei weitere Wochen tragen. —

Der Mehlbrei war mit Seufzen verzehrt, aber noch immer saß Jean Farel vor der Schüssel. Und die seltsamen, sanfteren Furien, die ihn quälten,

blieben bei ihrer Arbeit. Auch die Damen merken es ja und sagen es eine der anderen, wenn einer plappert anstatt zu predigen. — Fast keine Zuhörer waren gestern in der Kathedrale.

An diesem Frühlingsmorgen, in Catreins dritter Wartestunde, saß Dionysius von Flandern in einem winzigen Hofzimmer seines neuerworbenen Hauses. Er saß am offenen Fenster vor dem großen, schrägstehenden Korrekturenpult und hatte den Bürstenabzug eines Blättchens vor sich, des Titelblattes für ein ungewöhnlich kleines, mehr breites als hohes Büchlein, darauf in klaren, schönumrankten Antiqualettern die Worte standen:

Was Dinge reden.
Inschriften auf Haus und Gerät
von
Hendrik Spiegel.

Der Drucker beschloß, die Buchstaben des Haupttitels „Was Dinge reden" doch noch illuminieren zu lassen.

Ein mildgewürzter, lauer Duft kam aus dem Gärtchen im Hof: Märzveilchen. —

Das genesende Bein aber lag unter dem Pult auf einem sinnreichen Lager. In sauberen, weichen Binden lag es, eingepanzert zwischen vier langen Brettern.

Den ganzen gestrigen Sonntag, auch schon den Sonnabend, hatte der Humanist und Buchdrucker an diesem Pult verbracht, und heute saß er seit zwei Stunden wieder hier, leibvergessen.

Der zweite Chirurg hatte die Kunst verstanden.

Nun dachte Dionysius an die erste von Spiegels Inschriften, die offenbar den Titel des ganzen Büchleins den Dümmeren erklären sollte. Dionysius schloß das Pult auf, hob die großmächtige Klappe, darunter er die ersten erworbenen Handschriften so ordentlich wie liebe Schätze aufbewahrte, und las nochmals — genießerisch, wie es wohl ältere Bücherkaufleute nie mehr tun — den ersten von Spiegels kleinen, sauberen Zetteln:

Auf einen Stiefelknecht.

Ein Kinderspiel ist Sprüchemachen:
Auf Stiefelknecht und Kaiserthron,
Auf allen Siebensachen
Steht unsichtbare Inschrift schon.
In allen Siebensachen
Erscheint ein Daseinszweck und handelt,
Und alle Siebensachen
Sind Willen, in ein Ding verwandelt.
Und sind ein Schaffen und Götterlachen.

Dionysius stimmte freudig in solches Götterlachen ein: „Unsichtbare Inschrift!" Es ist nichts anderes als die platonische Dingseele, des Stiefelknechtes in ihm Gestalt gewordener, tätiger, in ihm lebender Wille, des Stiefelknechtes objektive Idee. —

Da platzte Rosalia in das Gemach, Sappho auf ihrem Arm tragend wie immer. Und leider saß Dionysius hier so, daß er das Haupt mit den Lockenwickeln gerade vor sich hatte. Rosalia sagte, der Diakon wäre drüben, ob er vorsprechen dürfe. Er wolle durchaus erst wissen, ob Dionysius auch ganz und wirklich wohlauf wäre.

Dionysius bat vor allem, Rosalia möge ihm doch das Kohlenbecken unter dem Pult fortnehmen, er wäre durchaus gesund. Und obendrein wär's Frühling. Der Diakon aber möge nur eintreten.

Als Rosalia mit Sappho und mit der hitzestrahlenden Messingpfanne gegangen war, strich der Platoniker mit der Hand über die Stirne. Vor zehn Wochen, an seinem ersten Schmerzenstag, hatte er wiederholt versucht, die Gegend etwa auszurechnen, woher der unbekannte Jammerschütze und Esel wohl mochte geschossen haben. — Freilich hatte Dionysius nur eine gänzlich unbestimmte Erinnerung, wie er gerade in diesem Unglücksaugenblick wohl ungefähr gestanden hatte. Trotzdem war unter anderen Qualgedanken auch dieser ihm durch den Sinn gegangen, daß ja des öfter beleidigten „katholischen Protestanten" Wohnung in jener Gegend lag. Auch hatte sich Dionysius später gewundert, daß ihn der jüngere Amtsbruder gar nicht mal aufsuchte. — Aber nun kam er ja also. Muß man wegen böser Verdachte jemanden um Verzeihung bitten? Oh, nein! Verdachte kommen ungerufen. —

Der Diakon trat ein, hoch aufgerichtet.

Seine Nasenspitze war weiß.

Auf eine seltsam auftrumpfende Art sagte er, er wolle morgen den Leib des Herrn einnehmen, und also wolle er beichten.

Erstaunt und freundlich entgegnete der Hauptprediger: „So machet Euer Herz ganz leicht."

Da sagte Jean Farel, und seine schwarzbraunen Blinkaugen suchten das gepanzerte Bein unter dem Pult: „Meine Sünde war freilich Euer Schaden; Gott aber verlangt von Euch, daß Ihr ohne Ansehen der Person richtet."

Dionysius staunte noch mehr; nun sah er in des Beichtenden Gesicht und wußte genug.

Und noch höher hob sich des Diakons weiße Nase. „Es ist möglich," sagte er, „daß ich aus eigenem Haß abfeuerte. Aber es ist wahrscheinlicher, daß Gott die reine calvinische Lehre schützen wollte vor einem Verderber und Heiden, daß ich nur Gottes Werkzeug war."

Des Dionysius' Faust schlug auf das Pult: „Auch die Ochsen glauben sich eines Willens und Geistes mit der Weltseele." Dann aber legte er die Stirn in seine Hand; so verweilte er lange, lange.

Doch als er weiter sprach, klang seine Stimme von der Fröhlichkeit aus dem Tiefsten: „Es ist ein Jammer, daß Ihr für Plato kein Organ habt. Sonst würdet Ihr wissen, daß die objektive Idee, die in mir lebt und auch in einem Stiefelknecht, auf keinem Scheiterhaufen verbrannt wird und von keiner Kugel erschossen. Gott wird siegen."

Und eine Weile blickte der Hauptprediger durchs offene Fenster in seinen efeuumrankten Veilchenhof.

Dann tat er diesen Richtspruch: „Wenn ich dem weltlichen Richter Euch übergebe, sterbt Ihr am Galgen den Schandentod eines Verräters. Da nun diese Gewalt in meiner Hand liegt, verbanne ich Euch aus allen Ländern der flämischen Zunge, auch der wallonischen, auch der deutschen."

Da wurde Jean Farels Nase noch weißer, und sein ganzes Gesicht wurde so weiß wie Kalk. „Auch aus Österreich?" fragte er. „Auch aus der Schweiz, wo deutsch geredet wird?"

Dionysius beharrte: „Da diese Gewalt in meiner Hand liegt, schütz ich vor Euch die Länder, wo meines Geistes Heimat ist."

Gar wehevoll rief Jean Farel: „Ich habe nichts gelernt als calvinische Theologie, in französischer Sprache kann ich nicht predigen — wie soll ich leben?"

Dionysius sagte hart und ruhig: „Den tückischen Verräter will ich mit Ruten strafen. Und solltet Ihr meinen Bann mißachten, so werde ich über Eure Tat und Euch einen lateinischen Sendbrief schreiben und drucken nach der Singweise des Ulrich von Hutten, eines trefflichen deutschen Ritters, nach der wahrhaftigen und lustigen Singweise. Und ich sage voraus: Keine Gemeinde der Christenheit wird Euch alsdann zu ihrem Hirten wünschen."

Da warf sich Jean Farel auf die Kniee: „Seht Ihr nicht," rief er, „daß ich freiwillig hergekommen bin, daß ich freiwillig mich und mein Schicksal in Eure Hand legte?"

Der am Pult schüttelte seinen Kopf. „Ihr seid gekommen, weil keiner predigen kann, der solche Sünde noch nicht gebeichtet hat. Am Kragen packte Euch Gott, warf Euch dahin."

Der Diakon blieb auf den Knieen liegen und rief: „Es stehet geschrieben: ‚Liebet eure Feinde!'"

Dionysius sagte und rümpfte die Adlernase: „Stehet nun auf."

Zum zweiten Male schrie Jean Farel: „Es stehet geschrieben: ‚Liebet Eure Feinde!'"

Dionysius sagte: „Ihr wolltet an eines Niederländers Leben. Auf die Weise eines tückischen Schurken. Ließen wir solchen Feind ohne Strafe, wäre das Narrenreich gekommen."

Jean Farel blieb auf den Knieen und schrie zum dritten Male: „Es stehet geschrieben: ‚Liebet Eure Feinde!'"

Da sagte Dionysius laut und heiter: „Es war ein Irrtum Jesu. Denn wie könnte Gott siegen in der Menschheit, wenn er den Kampf nicht wollte."

Der neue Hausknecht.

Beinahe Mittag war's an der Kathedrale, als Catrejn die Hafengassen durcheilte, den wohlbekannten Weg.

Sie trug ein Wäschebündel unter dem Arm, das mit Stricken verschnürt war: Die Leibwäsche, die sie zu Gent von ihrem Duennagehalt sich geschafft

hatte. In diesem Bündel aber, gleich wie der Pfirsichkern im Pfirsich, befand sich der vor drei Monaten mitgenommene Perlmutterkoffer samt Inhalt, außer jenem Gulden. Und also: obgleich der Genter Taschendieb Catrejn bestohlen hatte, kehrte sie reicher heim als sie abgereist war damals im Schlitten.

O, sie hatte diese ganze Zeit über aus eigener Kraft gelebt! Und ohne jegliche Hilfe Pieters . . .

Nun wollte sich Catrejn endgültig einprägen, was nach allen auf ihrer langen Scheldefahrt gepflogenen Erwägungen endgültig von Pieter zu verlangen wäre. Zuerst wollte sie offen und ehrlich eingestehen: ich kehre heim und will versuchen in deinem Hause weiterzuleben, weil du dich um Antwerpen verdient gemacht hast! Weil du nun freilich mehr bist als ein Bäcker! Erheblich mehr! Dann aber wollte sie unerbittlich fordern, daß er ihr schriftlich und in Gegenwart einer Gerichtsperson verspräche, ihre häuslichen Gebete sowie alle sonstige Ausübung ihres römisch-katholischen Glaubens in keiner Weise zu stören oder gar zu bekämpfen, etwa mit spöttischen Worten oder Liedern. In ebendemselben Schriftstück aber müßte er sich verpflichten, seine Ketzergebete und alle sonstigen, etwaigen Andachtsübungen niemals in ihrer Gegenwart zu verrichten und überhaupt nicht innerhalb des Hauses.

In diesem Augenblick war Catrejn stolz auf ihre klare Vernunft, die diesen religiösen Ehekontrakt so schlicht, so klar und so milde entworfen hatte, wie es ihr seliger Vater selbst oder der beste Advokat nicht besser hätte tun können.

Doch . . . warum plaudern die Leute an ihren Türen? In Sonntagskleidern? Heut am Montag? . . .

Sieh doch: vor dem Rathaus, in dieser strahlenden Mittagsstunde, brennen Pechpfannen . . .

Und gleich nachher erblickte Catrejn aus einiger Entfernung die jüngste von ihren Schwestern, auch sie trug ihren Sonntagsstaat und in den Baumelzöpfen zwei kornblumenblaue Schleifen, die noch ganz steif waren. Catrejn versteckte sich in einen Hausflur, sie wußte selber nicht, warum.

Dann aber benutzte sie das Versteck, ihr Wäschebündel zu öffnen, und legte den dichten, schwarzen Schleier wieder ums Haupt, der sie schon damals, bei ihrer Flucht, vor unerwünschten Fragen geschützt hatte.

Vom Grünplatz, über den ja ihr nächster Weg führte, klang eine Blechmusik ihr entgegen.

Und keine Buden standen, sondern ein rotes, großes Zelt mit gelben Fransen leuchtete in der Mitte des Marktes; darunter bliesen die Musikanten, und von den Häusern schmetterte rings das Echo, posaunte und paukte.

Als Catrejn in die Krumme Gasse bog, hatte sie eine Atemnot. Gräßlich war es! Und jedes Haus rief ihr entgegen, anklagend: „Drei Monate ließest du ihn im Stich! Drei Monate!"

Und sie vergaß nicht, daß sie ja an den Schiffer Fahrgeld und Zehrung noch zu bezahlen hatte, bis spätestens morgen mittag . . .

Jetzt aber erblickte sie den roten, trauten Treppengiebel mit seinem Flaschenzug. Die obere Hälfte der Haustür war ausgehängt, als wäre schon Sommer

Kundigen Griffes öffnete Catrejn, steckte den Schleier in die Tasche und ging in die Herdstube.

Niemand. Wenn ein Dieb käme, hier könnte er sich unter Tellern, Gläsern und allem Hausrat in Ruhe das Schönste aussuchen. Wenn keine Frau im Haus ist . . .

Catrejn ging über den Flur in den Laden. Ein fremdes Gesicht mit einem blonden Bocksbart sah ihr über die festlichen Fettwaffeln entgegen, die beinahe den ganzen Auslagetisch bedeckten. Und auf eine seltsam ausgelassene Weise fragte der Bocksbärtige nach ihrem Begehr; eben sei eine „andere Jungfrau" dagewesen, die habe sich eine große Bretzel geholt, „nicht zum Essen, sondern zum Andenken an diesen Tag, an des unsterblichen Bäckers Ehrentag, nicht zum Essen, sondern zum Einrahmen!"

„Welcher — Ehrentag?" fragte Catrejn.

Der Bocksbärtige lachte. Er sei selber ein Flamländer und ein Fopper, sagte er; ihn aber zu foppen, bedürfe es eines ungewöhnlich gewandten Geistes.

Catrejn mußte eine Notlüge zusammenfabeln: Wohl wisse sie, daß der Bäcker am Tage des französischen Staatsstreiches sich ausgezeichnet habe, aber soeben erst sei sie mit Postpferden aus Brüssel hier angekommen, in Sachen eines Grundstückshandels. Nun wolle sie diese Gelegenheit benützen, um den Berühmten von Angesicht zu schauen.

Da wurde der Bocksbärtige ernst. „Ja", rief er stolz, „er hat viel Zuspruch! Vor allem von den Damen! Er wird bald wieder heiraten. Denn wer die Wahl hat, greift auch zu."

Catrejn mußte sich auf einen Stuhl setzen.

Der aber hinter dem Ladentisch verspottete sich selber: „Auch ich, gleich einem verliebten Fräulein, auch ich bin ihm ja nachgelaufen! Am nächsten Morgen nach seiner Tat! Denn eines Braven Freund wollte ich sein, eines braven und ganzen Mannes! Wer aber eines Tages berühmt wurde, mißtraut nun den Leuten, die plötzlich seine Freundschaft suchen. Da sah ich, daß er zum Hausknecht einen gar elenden Bauernjungen hatte, mit einem schwerhörigen Geist, — und bot mich an fürs gleiche Geld. Ich ersetze wohl eine Hausfrau, denn ich war Koch bei einem Tagedieb und Wanst und Völler, oberster Koch!"

Da drängte Catrejn: „Wo ist Euer Herr?"

Der Hausknecht antwortete, mit seinem Daumen aus dem Fenster weisend: „Vor zweithalb Stunden ging er zu seinem Freunde, dem Hauptprediger. Den die Französische Furie ins Bein gebissen hat. Der nun im Bette liegt all diese Zeit her. Doch träfet Ihr schwerlich den Meister Abels jetzt noch dort an. Denn im Gildehause der Bäcker findet heute ein Schmauß statt, zu Ehren des Pieter Abels, des Bäckermeisters. Hat ein Bäcker die Stadt gerettet, heben sich alle Bäckernasen: Ja, wir Bäcker! Wir! — Nach dem Schmauß aber, zur vierten Stunde des Nachmittags, muß Meister Pieter im Stadthaus der Großen Allegorie beiwohnen. Es sind dreitausend und sechshundert Verse, ihm und einigen kleineren Helden zu Ehren; vierzehn Rederejker haben daran gedichtet."

Immer banger starrte Catrejn in den Laden, immer schwerer ward ihre Beklommenheit. Plötzlich, wie eine Zürnende, fragte sie: „Warum feiert Ihr dieses Fest erst heute?“

Der Hausknecht antwortete: „Wir warteten auf ihn. Wisset Ihr nicht, daß er krank war? An seinem großen Tage sog er den Eiswind in seine Lunge; es war am 16. Januar, am 18. Januar aber warf ihn das Fieber. Erst wußte er nichts von sich, drei Wochen lang. Nur seine Schmerzen fühlte er wohl, denn oftmals schrie er, und wir mußten ihn bändigen, ich und die Seidenhändlerin, die ihn freiwillig pflegte. Und ich hatte viel Spaß an ihr; sie fing einen Prozeß mit der Stadt an, denn die Stadt wollte Ärzte und Apotheker bezahlen; dagegen meinte die Seidenhändlerin, dies wäre ihre Sache. Als aber der Meister wieder gesund war, endete der Prozeß, denn der Meister bezahlte selber. Er kann andere Frauen haben als diese Seidenhändlerin, ich wette, sie ist über die Dreißig. Wem aber die erste mit einem schönen Mönch durchbrannte, der wählt nun vorsichtig. Ah, welche Gans muß diese erste gewesen sein! Die einen solchen Mann verließ! Und welche Kanaille!“

Da zog Catrejn den Schleier wieder aus ihrer Tasche, band ihn vors Antlitz, lief aus dem Laden und auf die Straße.

Auch das Wäschebündel hatte sie wieder mitgenommen.

Wie der Respekt allzu groß wurde.

Von dem achtzigjährigen Mordbrande der Konfessionen und Völker, den der Luthergedanke über dem niederländischen Boden entzündet hat, waren, als Catrejns Irrfahrt sich zutrug, erst fünfzehn Jahre überstanden. Der große Festsaal des Antwerpener Stadthauses aber erzählte doch schon von Tagen des Grausens. Die Spanische Furie, die acht Jahre vor der Französischen, mit viel besserem, gar gründlichem Erfolg die Stadt verwüstet hatte, war auch ins Stadthaus gefahren und hatte von diesem „Weltwunder der Baukunst“, wie die Brabanter früher gesagt haben, nur die Grundmauern stehen lassen. Nun war das ganze Stadthaus nur erst vorläufig wieder in einen notdürftig brauchbaren Zustand gezimmert und gemalt worden. Die bunten, stolzen Bilder aus Antwerpens früherem Leben, die den großen Festsaal geschmückt hatten, waren durch eine graue Tünche ersetzt.

Doch aus dieser Not hatte der flandrische Farbensinn eine Tugend gemacht: gar festlich sah in dem vielen Grau das himmelblaue Podium aus, das an der einen Schmalseite des Raumes für die heutige Große Allegorie erbaut und mit leichtfallendem, dem Frühlingsäther gleichfarbigem Stoff umrahmt war und umschlungen.

Der erste Zuschauer, der sich einstellte, beinahe drei Stunden vor Spielbeginn, war eine zierliche Frau mit einem dichten schwarzen Schleier: Catrejn. Sie wußte aus ihren Mädchentagen, daß bei den Allegorien im Stadtsaal der kleine, lattenvergitterte Raum fürs Volk allzeit schon lange vor Spielbeginn überfüllt war.

Und kaum hatte sie sich den Eckplatz hinter den Latten gesichert, an der Fensterseite des Saales, so fanden auch schon zwei weitere Zuschauer sich ein: zwei eben erblühende Jungfrauen. Sie stellten sich zur Rechten Catrejns auch an die Latten, wobei sie einen erbitterten Streit auskämpften: Nämlich die mit der ätherischen Stimme hatte an jenem Tage des Musketenschießens und der Angst gesehen, daß der angebliche „nackte Bäcker" ein „weißes, überirdisch herrliches Gewand" getragen hatte. Ja, als die Nüchterne hierauf in einer geschmacklosen und verletzenden Weise lachte, besann sich die Ätherische sogar vollkommen deutlich, daß auf dem überirdischen Stoff Kreuze geschimmert hätten, goldene Kreuze. Und hieraus zog die Ätherische den Schluß, daß „also eigentlich" der Heilige Michael wirklich und selbst die Verräter durch das Kipdorper Tor verjagt habe. Was auch die feste, heilige Überzeugung ihres Onkels wäre, des Rederejkers und Obermeisters der Pelikangilde. Der Heilige Michael sei in den Bäcker Abels nur eben gefahren! Habe sich seiner Gestalt bedient! . . .

— —

Immer mehr Neugierige und Begeisterte füllten den kargbemessenen Raum hinter den Latten, schon eine Stunde vor Spielbeginn protestierte Catrejns nächste Umgebung entrüstet gegen das Wäschebündel zu ihren Füßen. Und ob sie denn in Antwerpen und in der schönen, weiten Welt gar keinen vernünftigeren Platz hätte für ihr Gelumpe!

Die Tochter des Stadtschreibers gab keine Antwort. Sie hätte doch dem Tjalkschiffer das Bündel als Pfand lassen sollen für das gestundete Fahrt- und Kostgeld! Trotz seines Widerspruches! . . .

Allmählich nahmen die Ratstöchter und andere vornehmere Leute im vorderen, weit größeren Teil des Festraumes ihre vorbehaltenen Plätze ein.

Und endlich, endlich erschienen die Herolde auf der Empore, hoben ihre langen Trompeten, daran die Banner der Stadt vor dem Geländer niederwallten. Fanfaren schmetterten, und unten durch die Mitteltür, führte der Zeremonienmeister drei Männer in den Saal, die drei, die nach dem Spruche des Rates am Tage der Französischen Furie „die Stadt, das Land und die Freiheit gerettet" hatten. Als der mittelste aber zwischen den beiden anderen Helden schritt Pieter Abels, der Bäcker und Gildemeister. Schmaler war er geworden durch seine Krankheit, auch bleich sah er noch aus, ernst und gar düster.

Ein Marsch und ein Siegesblasen durchdröhnte den Raum, der nun wieder einmal einen weltgeschichtlichen Tag erlebte. Die drei Gefeierten mußten just vor dem Podium Platz nehmen, auf rotsamtenen Armstühlen, Abels wiederum in der Mitte. Wenn Catrejn auf die Querlatte trat, konnte sie seinen weißblonden Hinterkopf sehen.

In einer zweiten Reihe standen zwei weitere, gleich prunkvolle Armstühle; hierhin wurde der Bürgermeister geleitet und noch einer, den alle kannten. Ein spanisches Hofkleid trug er, doch ein ganz schwarzes, einen Spitzbart über der weißen Krause und heute ein heiteres Antlitz: Der große Schweiger war es, Wilhelmus von Nassau, Prinz von Oranien.

In einer dritten, viel breiteren Reihe mußten die calviniſchen und übrigen proteſtantiſchen Geiſtlichen ſich ſetzen, in der vierten Reihe die katholiſchen Prieſter, in der fünften Reihe die Ratsherren. Auf ihren pelzverbrämten Gewändern prunkten die goldenen Amtsketten. In der ſechſten Reihe waren diejenigen Adligen unter ſich, die in Antwerpen eigene Wohnung hatten, in der ſiebenten Reihe dagegen die aus Zufällen in der Stadt anweſenden Landadligen. Endlich aber, auf allen übrigen Stuhl- und Bänkereihen folgte die Bürgerſchaft, die aus anderen Gründen das Recht hatte, vor den Latten zu ſitzen.

Während des allgemeinen Platznehmens ſtand der Prinz von Oranien von ſeinem rotgepolſterten Armſtuhl wieder auf, ſetzte ſich an der Seitenwand auf einem dort ſtehenden ganz gewöhnlichen Stuhl und ſchlug ein Bein über das andere.

Dem Zeremonienmeiſter ſchoß rotes Blut in alle Adern ſeines Antlitzes, er ſtürzte hinzu, der Prinz aber wollte „nicht nur der Großen Allegorie, ſondern zugleich auch den Zuſchauern zuſchauen“ . . .

Da ſprang ſchon aus dem Schlitze des Vorhangs ein gar ſeltſam gekleideter Mann und ſagte luſtig, in ruhigen, ſchön hinfließenden Verſen, er trüge dieſen heiligen Prieſterrock, dazu „auf ſeiner Stirn und ſeinem unerſchöpflichen Hirn“ die Sammetmütze des Edelmannes und an den Beinen die Hoſen des Bürgers: dies aber bedeute, daß eben alle drei Stände des Landes hier ſtünden in ſeiner dreieinigen Perſon, er ſei „der Geiſt von Flandern und Brabant und von dem ganzen wackeren Niederland.“

Im weiten Saale wurde ein erſtes allgemeines Murmeln des Wohlgefallens hörbar; das Wörtlein „wacker“ war es wohl geweſen, das als ſo richtig empfunden wurde und als ſo ſchön.

Nun verkündete der Dreieinige das Feſtprogramm: Ein „Vorſpiel auf den Wolken“ werde den Aktus gebührenderweiſe einleiten, dann aber werde der ehrenfeſte Herr Bürgermeiſter perſönlich und mündlich einen Beſchluß des hochedlen Rates zur allgemeinen Kenntnis bringen, einen Beſchluß, der dieſer ganzen ſchönen Feier Kern und Urſache wäre. Drittens und endlich würde die Große Allegorie folgen und bis in die neunte Stunde andauern.

Überraſchenderweiſe ſtieg hierauf der dreieinige Geiſt auf der auch ätherblauen Treppe herab, die von der Mitte des Podiums in den Saal führte; er rief, daß er im Namen aller drei Stände vor den drei Helden und heutigen Ehrengäſten der Stadt ſich nach der Kunſt und wie vor königlichem Blut verbeugen wolle, worauf er nun zuerſt vor Meiſter Pieters rechtem Nachbar ein tiefes, ganz vorſchriftsmäßiges und ſehr ſchönes Kompliment ausführte, zweitens ein ſolches vor dem anderen Nachbar, dann aber machte er eine Pauſe.

Er verkündete weiter, daß er in Ausführung eines beſonderen Ratsbeſchluſſes vor dem Bürger und Bäckermeiſter Pieter Abels ſeine Dreieinigkeit in ihre Beſtandteile auflöſe und mithin dreimal die Große Verneigung ausführen werde.

Als nun dieſe ganz neue, eigens für Pieter Abels erfundene Huldigung ausführlich anhub, durchbrauſte ein fröhlicher, allgemeiner Beifall den

Saal, immer wieder setzte das Klatschen und Vivatrufen ein . . . Da dachte die Schwarzverschleierte hinter den Latten zum erstenmal, daß sie wohl gar nicht wert wäre, in das Haus eines dermaßen berühmten Mannes je wieder ihren Fuß zu setzen — und ihre Kniee zitterten.

Die Vivatrufe aber wurden nicht eher still, als bis der Vorhang vor dem Podium sich teilte — für das verheißene Vorspiel.

In der Mitte der Bühne, in lauter Blau und wildphantastischen Wolken stand Gottes Thron, leer selbstverständlich, denn Gott ist unsichtbar, sowohl nach katholischer als auch nach protestantischer Lehrmeinung — scheinbar leer.

Rechts und links an den Vorderecken der Bühne qualmten Sonne und Mond, dargestellt durch zwei orangefarbene, seidene Transparente, die vor den Flammen zweier Talgfackeln befestigt waren. Zwei weißgekleidete Jungfern aber trugen die Sonne und den Mond, zwei wohlausgesuchte Jungfern von zweierlei sehr verschiedener Schönheit; eine Riesin trug die Sonne, die ja wohl auch erheblich schwerer ist, dagegen war die Trägerin der orangenen Mondsichel ein kleines Fräulein von träumerischer Lieblichkeit und mit einer Stumpfnase. Bis hinter die Latten aber waren der Mond und die Sonne zu riechen.

Plötzlich stand eine gar seltsame Gestalt auf der Bühne, ein gepanzerter Ritter mit großen Flügeln, und — eine Nachtmütze trug er, mit seitlich überhängendem Zipfel, an welchem eine Troddel sehr komisch baumelte. In schlichten Worten teilte dieser wunderliche Ritter den Versammelten mit, daß er der Erzengel Michael wäre, und brachte nun dem Unsichtbaren auf dem Thron eine empörende Zeitung: Der Prinz von Anjou unten in Antwerpen sei mit einer glänzenden Kavalkade aus seinem Palast geritten nach dem Kipdorper Tor, auf der Zugbrücke aber habe einer von seinen Offizieren geschrieen, seines Vordermannes Pferd habe ihm sein Schienbein zerschlagen. Da sei der ehrliche, wackere Stadtsoldat, der just die Wache am Tor gehabt habe, christlicherweise herzugesprungen, dies aber sei eben die Absicht des Elenden gewesen, dem durchaus nichts gefehlt hätte, vielmehr habe er jetzt seinen Säbel gezogen und habe den wackeren Stadtsoldaten niedergestochen.

Im gegenwärtigen Augenblick — so berichtete der entrüstete Erzengel dem Allwissenden weiter — hielten die Verräter das Kipdorper Tor besetzt, und Anjou selber galoppiere zu seinen draußen zusammengezogenen Truppen. Kein Zweifel wäre es, daß er die brave Stadt durch einen Handstreich nehmen, plündern und seine durch eine weise Konstitution beschränkte Herrschaft in eine unbeschränkte verwandeln wolle, in eine Despotie und spanische Tyrannei!

Da tönte von dem scheinbar leeren Thron eine donnerähnliche Baßstimme: „Was du da sagst! Ei ei! Ei ei!"

Der Heilige Michael aber entwickelte nun seinen Plan, er wolle in irgendeinen braven Antwerpener hinabfahren, und in solcher Menschengestalt wolle er sich auf eine Wolke setzen, sie könne ja ungefähr wie ein Schimmel aussehen, und wolle den braven Antwerpenern helfen.

Nun rieb St. Michael den Zeigefinger an seiner Nase. Er müsse nachdenken, sagte er, da ja an braven Antwerpenern die allergrößte Auswahl ver-

fügbar wäre, welcher von diesen fünfundachtzig Tausenden doch alles in allem noch der würdigste wäre. Und plötzlich glänzte des Heiligen Michael Antlitz. In keinen anderen wollte er fahren als in den tugendfesten Pieter Abels, den Bäckermeister.

Wieder erscholten Vivatrufe aus den hinteren Bankreihen, aber sie wurden zur Ruhe gewiesen: zu groß war die Spannung, die Lust und die Erregung, gar keine Zeit war mehr für solchen selbstverständlichen, überflüssigen Beifall.

Da wandelten aus dem Wolkengeschiebe sechs Unholde. Einer mit grausigen Krallen trat an die Rampe, griff gar lächerlich tief in seine Taschen, zog sie aus seinen Hosen und mußte, um dieser Taschen Geräumigkeit zu zeigen, nun die Arme nach beiden Seiten ausstrecken, soweit er konnte. Es war — „der Raub," wie er alsbald ausführlich erläuterte. Ein zweiter Unhold war „der Mord," unablässig durchbohrte er die Luft mit einem gleißenden Dolch; „der Verrat" aber machte das Publikum auf das Gewand von Fuchsfellen aufmerksam, das er unter dem harmlosen, schneeweißen Schafspelz trug.

Die anderen drei von diesen unholden Sechsen waren gerechterweise dem weiblichen Geschlecht entnommen.

Es waren „die Geldgier", die einen prallen Beutel in ihrer Rechten hielt und unter den Zuschauern, ja selbst im Himmel nach weiteren Gold- und Silbermünzen lüstern umherblickte. Dann aber, dem weiteren Sinn ihrer Ansprache entsprechend, liebäugelte sie mit dem Raube, ja schließlich schob sie ihren Arm in den seinen und zwar auf eine Weise, die an die äußerste Grenze des Schicklichen beinahe herankam.

An ihrer Seite hielt eine dürre Vettel eine Daumenschraube in ihrer Hand, mit welcher diese herzlosen, grausamen Vettelaugen zu kosen schienen: „Die Inquisition." Die längste Rede aber hielt nun „die Herrschsucht", denn sie war dieses ganzen grausigen Chores Führerin. Sie drückte ein Schiffssteuer an ihren hohen Busen. Ein großes, kaltschönes Weib war sie und sagte, daß alle übrigen bösen Geister, auch diese alte Vettel da, die Frau Inquisition, aus ihrem Schoße geboren wären. Und also müßten sie ihr gehorchen. Auch unter den Menschen unten auf der Erde hätte sie tausend Legionen Sklaven, die ihr mit ihrer ganzen Jammerseele verfallen wären — Sklavinnen aber hätte sie zweitausend Legionen. Denn wo wäre das Weib zu finden, das nicht über den braven Ihren herrschen wollte und ihn regieren?

Aus allen Teilen des Saales lachte die Resignation der Männer, lachte der unverhohlene Triumph der Frauen, nur die Verschleierte hinter den Latten nahm sich furchtbaren, allertiefsten Ernst aus diesen Worten, und immer unerträglicher zitterten ihr die Kniee.

Nun endlich aber besann sich die Herrschsucht und Chorführerin auf ihre eigentlich dramatische Aufgabe. Ganz dicht an den scheinbar leeren Thron trat sie heran, im Plaudertone begann sie ihre Rede an den Unsichtbaren. Mit einem Seitenblick auf St. Michael schickte sie listig-lustig voraus, daß zwar die Troddel an einer Nachtmütze etwas Weibliches wäre, im geistigen Sinne aber hieße es der Troddel! Und nun verteidigte sie mit warmquellenden

Worten den „armen Herzog von Anjou", an dessen sogenanntem Verrat „die Niederländer selbst schuld" wären, „selbst und ausschließlich". Denn welcher Prinz aus königlichem Geblüt könne sich das gefallen lassen, daß man auf einem Pergament aufschriebe, was er dürfe und was er nicht dürfe! Außerdem sei doch Franz Herkules von Valois „trotz seiner frischfröhlichen Lebenshaltung" ohne Zweifel ein Katholik. Wenn also der Unsichtbare den Heiligen Vater in Rom schützen wolle und unterstützen, so müsse er die gänzlich unberechtigte Einmischung des Heiligen Michael in diesen Menschenkampf sofort und auf das strengste verbieten. —

Der Unsichtbare antwortete sehr diplomatisch. Er habe zwar allezeit auf niederländischer Seite gestanden, doch müsse er selbstverständlich auch der römischen Kirche Wunsch und Willen im Auge haben, denn in seinem tiefsten Gemüte wären Allgegenwart und Allgüte, — er schütze mit seiner rechten Hand den Papst, die linke sei Protestant.

Da schrie es in der Seele der Schwarzverschleierten hinter den Latten: „Nein! Du bist katholisch! Mit beiden Händen!"

Da näherten sich von der anderen Seite zwei neue, hochgewachsene, gar herrliche Gestalten, und ehe sie ihren Mund auftaten, löften sie Jubel im ganzen Saal aus: die eine stellte sich als „der Mut" vor, jedoch ein mehlbestäubter, nur mit einem Schurzfell bekleideter Bäcker war es. Und hielt einen französischen Offiziersäbel in seiner Rechten. Seine stolz wandelnde Begleiterin aber hielt beide Hände den Antwerpenern hin, zwei Enden einer zerrissenen Kette zeigend, die nun gar sinnlos rasselte und gar lächerlich.

Der Mut empfahl dem Unsichtbaren, er solle nur ja und ohne jedes weitere Zögern den Heiligen Michael hinunterlassen. Denn auf des Teufels List und Hohn gebühre ein Blitz von Gottes Thron. Die Freiheit sprach: „So lang es Ketten gibt, wird Gott noch nicht genug geliebt."

Und siehe, sogar die Sonne schien sich in die Affäre einmischen zu wollen. Die Riesin mit dem orangefarbenen, immer qualmenden Transparent trat vor die Mitte der Rampe, zunächst behauptend, wer nur die rechten Augen hätte, in ihres allegorischen Herzens tiefere Tiefe zu schauen, dem offenbare sich darin „des Herzens Herz, des Sinnes Sinn".

Sie enthüllte ihr zweites, im Kern des ersten schlagendes Herz:

„Ich bin des Himmels Angesicht,
Doch bin ich auch „die Weltgeschicht",
Weil ich zu Licht und Farben kläre,
Was ohne mich stockfinster wäre."

Diese nochmals vertiefte Tiefe wurde von den Kunstkennern und Allegorieschwärmern als eine ganz neue, unerhörte Feinheit mit Kopfnicken genossen.

Und nun erteilte die Weltgeschichte dem Allwissenden eine ausführliche Darstellung der gegenwärtigen politischen Situation, welche Darstellung für St. Michaels Vorschlag wirklich mehrere Zentnergewichte in die Wage des göttlichen Entschließens legte.

Und sollte etwa der Mond durch solche tiefere Tiefe der Sonne sich ausstechen lassen? Die Träumerisch-Liebliche mit dem sichelförmigen Transparent enthüllte sich als „die Rhetorik“:

„Gewiß, der Gang der Welt,
Der Menschenwelt, wird euch erhellt
Vom grellen Tageslichte,
Der Schwester Weltgeschichte;
Doch ich, der Liebespaare Nachtlaterne,
Nur ich führ euch ins Reich der Sterne,
Tu ich das nicht?
Und ich, der Dichtung trautes Mondenlicht,
Führ euch bis vor Allvaters Angesicht,
Bis an der Welten Quell. — Tu ich das nicht?“

Nach dieser Selbstvorstellung aber machte „die Rhetorik“ den Quell der Welten darauf aufmerksam — in ihrer stumpfnäsig naiven, gar drolligen Tonart — daß ja auf diese ganz nahe bevorstehende Französische Furie doch auch wieder, wie auf alle wichtigeren Staatsaktionen, eine Große Allegorie würde gedichtet werden müssen, und Gott könne sich gar nicht vorstellen, welcher unschätzbare Vorzug eines rhetorischen Stoffes es wäre, wenn eben zum Beispiel ein Erzengel herniederzischte und in die irdische Handlung mit seinem Flammenschwert eingriffe.

„Ein armes menschliches Gedicht,
In das gar keine Götter niederschweben,
Kann auch niemanden zu den Göttern heben.“

Da plötzlich schwebte und glühte über dem Thron ein Herz. Jawohl, es schwebte! In leerer Luft! Was ja auch ganz natürlich war. Es war eben das liebe, große, neunmal heilige Herz des Unsichtbar-Dasitzenden, der ja die Macht hat, gerade in *diesem* Teil seiner selbst *uns zu erscheinen*. Immer dunkler glühte das Herz, aus des glühenden Herzens Mitte lohte drei Ellen hoch eine blutrote Flamme, und gar leutselig, menschlich und freundlich sprach der Allvater und Quell der Welten:

„Wer Kummer hat in seinem Haus,
Den will ich draußen schadlos halten.
Der Orden höchsten gönn ich diesem Bäcker:
Er soll des himmlischen Willens walten
Als mein Statthalter und Vollstrecker.
Wer Kummer hat in seinem Haus,
Den will ich draußen schadlos halten —
Wohlan, mein Michael, fleuch aus!“

Inzwischen hatten die bunten Flügel des Erzengels sich schon gereckt und entfaltet und so weit ausgespannt, daß sie die ganze Bühnenbreite ausfüllten. Blau, gelb, rot, grün stand Michael nun da, wie ein riesiger, wirklich prachtvoller Papagei. Und während sich nun der Vorhang schloß, stürzte der Bote Gottes durch die Wolken hinunter.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Meister Pieter klatschte nicht mit. „Der Andere Schweiger“ war ja ein Mann, der zum Gefeiertwerden sich überhaupt schlecht eignete. Außer-

dem aber hatte er die soeben geschehene Erwähnung seines häuslichen Kummers als eine Beleidigung empfunden. Könnte nicht Catrejn wiederkommen, irgendmal? Woher nehmen diese täppischen Rederejker das Recht, sie bloßzustellen! Mit solchen infamen Anzüglichkeiten! . . .

Aber das Fest ging weiter. Der dürre, blasse van der Meteren, der Bürgermeister, bestieg das Podium. Ein Witzbold, der hinter Catrejn im dichten Gedränge stand, sagte, daß van der Meteren auch in die Allegorie hineingehöre, denn er bedeute die sieben mageren Jahre.

Des Bürgermeisters Rede war eine Rechnung, eine sehr einfache, sehr einleuchtende: die Spanische Furie, die vor acht Jahren Antwerpen heimgesucht hätte, wäre ein Brandschaden von sechs Millionen Gulden gewesen, und etwa ebensoviel sei durch die Plünderung an Bargeld, Edelsteinen und anderen Schätzen als verloren gemeldet. Also mindestens zwölf Millionen Gulden hätten die Helden von der Französischen Furie der Stadt gerettet und erhalten. Dann aber erinnerte der Bürgermeister an das Verkehrtaufhängen und all die anderen scheußlichen Greuel, die von den Spaniern damals waren exekutiert worden, um jene Millionen zu erpressen. Oder aus spanischer Grausamkeit und Blutlust überhaupt. Der Bürgermeister rechnete weiter: siebentausend Antwerpener, Männer, Frauen und Kinder, seien damals vor acht Jahren um ihr Leben gekommen; also mit allerbestem Rechte könne man sagen, daß die Helden *von diesmal* siebentausend Antwerpener Bürgern einen Tod in Folter und Qualen hätten, und nun säße man fröhlich hier, gottlob samt Frauen und Kindern. Zum Zeichen aber — so schloß der Bürgermeister — daß Antwerpen solche untilgbare Dankesschuld niemals vergessen wolle, sollten auf einstimmigen Beschluß des Rates den dreien, die hier und heute als die Vorbilder der Vaterlandsliebe gefeiert würden, alljährlich jedem dreihundert Gulden als Ehrengabe gezahlt werden, jedem bis zum Sylvester seines Todesjahres.

Da sprang zum allgemeinen Erstaunen und zur Verzweiflung des Zeremonienmeisters der Friese und Riese Pieter Abels von seinem Armstuhl auf und redete. Auf eine verwirrte Weise zuerst. Von seinem Arzt sprach er. Daß er auch seinen Arzt allein bezahle und seinen Apotheker und alles. Im Tone seiner Stimme aber hörte man doch die wundersame Ruhe und Freiheit, die das Bewußtsein jedweder vollbrachten großen und schönen Tat verleiht. Am deutlichsten hörte es Catrejn, daß dieser Mann eine andere Stimme hatte als früher, eine wundersam vornehmere. Und nun richtete sich der Meister Pieter hoch auf, redete weiter im Ton eines erzürnten Königs: „Ich will keinen Ehrensold. Ich meine, was ich brauche zu meinem Leben, das habe ich. Ich meine, das habe ich zur Hälfte, die andere Hälfte verdiene ich mir. Meine Ware kann sich mit jedem anderen Bäcker messen. Mindestens!" Hiermit setzte sich Pieter Abels wieder.

Zwar waren diese letzten Worte kein Paukenschlag gewesen, wie er am Ende einer jeglichen richtigen Rede stehen muß, aber sogleich klatschte der Prinz von Oranien in die Hände, gar herzlich und laut schallend. Hendrik Spiegel, der Rederejker und Gastwirt, der an einem der hohen Fenster stand,

entlud sein übervolles Freundesherz in einem leidenschaftlichen „Vivat!", und nun durchdröhnte den Saal ein rasch anschwellender Donner des Wohlwollens, des allgemeinsamen Bürgerstolzes. Ein Beifall war's, wie keine Kunst ihn ernten kann.

Bei diesem Lärmen krampfte sich Catrejns Herz zusammen. Ja doch, unwürdig ist sie, in dieses Mannes Haus zurückzukehren! Unwürdig auf immer und ewig! Denn sie hat Pieter im Stich gelassen! Drei Monate lang! Sie hat ihn — verscherzt! Was hat sie noch auf diesem Feste zu suchen! Plötzlich ergriff Catrejn ihr Wäschebündel und wandte sich rückwärts. Aus diesem Saal wollte sie! Aus diesem Dunst von Talgfackeln und schreiendem, tobendem Pöbel! Aus diesem entsetzlichen Gedränge! Auf eine rasende Weise brauchte sie ihre Ellbogen.

Wie eine Rebhenne, die den Jäger gesehen hat, durcheilte sie den langen Flur, und alsbald wankte sie die Freitreppe am Stadthaus hinunter. Wie kühl war doch hier draußen die Luft, wie kühl und köstlich! Aber die Schwarzverschleierte mußte stehen bleiben, sie legte das Bündel auf die steinerne Brüstung. Wohin wollte sie nun? . . .

Ist's nicht, um etwa hier auf eine Stufe zu knien und mit der Stirn auf die Steine zu schlagen? Aber es würde ja schwerlich mit einem Schlage getan sein. Es gibt schmerzlosere Todesarten, die nicht so grausig sind . . .

Catrejn stand immer noch an der Treppenbrüstung, blickte von oben über den weiten Platz in jene Straße und nun in diese. Wohin wollte sie? . . .

Der große Markt lag schon im Abendgrau. Nur noch den Turm der Kathedrale trafen die rötlichen, müden Sonnenstrahlen. Und viel schöner als vorhin in der Mittagstunde brannten die Pechpfannen.

Ist Gott katholisch?

Wohin wollte sie nun? Wie angeleimt stand sie auf dieser Stufe.

Sie hätte nur über den Platz zu gehen brauchen und um die halbe Kathedrale, so wäre sie bei den Schwestern gewesen, die ja gewiß und ohne Murren wieder so eng zusammenrücken würden in den winzigen Kammern, wie sie vor Catrejns Hochzeit geschlafen und gewohnt hatten.

Hochzeit . . . Auf einen Atemzug war die Unglückliche zurückversetzt an jene prangende, fröhliche Tafel. Juliana, die Spitznäsige, und Adriana, die Immerkühle, hatten an jener Tafel ihr, der Braut, just gegenüber gesessen, und es war ihnen beiden trotz alles ehrlichen Wohlwollens älterer Schwestern mißlungen, den Neid aus ihren Augen zu bannen, den sie doch auch empfanden neben dem Wohlwollen — sehr begreiflicherweise.

Außerdem ist dies Fahr- und Kostgeld noch zu bezahlen — soll sie vielleicht die Schwestern um die vierundsechzig Kreuzer anbetteln? Nein! Lieber in die Schelde als zurück zu den Schwestern! Catrejn dachte an jenen Strudel, der alles nach unten zieht und für die Boote so gefährlich ist. Man braucht nur von der hohen, senkrechten Ufermauer hinabzuspringen.

Da lösten sich endlich die angeleimten Füße, Catrejn ging in der Richtung nach jenem Strudel. Ganz am unteren Stadtrand ist es, wo sich der Strom um jenen düsteren Turm drängt, um das Ende des Wehrganges.

Als Catrejn die erste Gasse durchlaufen hatte, zuckte ein bitterwehes Lächeln um ihre Lippen. Warum schleppt sie sich eigentlich mit diesem Wäschebündel? Will sie denn Strümpfe, Nagelfeile in die Ewigkeit mitnehmen? Am liebsten hätte sie gleich all diese lächerliche Erdenhabe von sich geworfen, in einem weiten Bogen.

Aber es waren ja Leute in der Straße.

Ein schreckhafter Gedanke zwang sie, stehen zu bleiben: den Sohn und Seefahrer bleibt sie nun freilich ihrem Mann schuldig. Den oft Versprochenen bleibt sie endgültig und auf ewig schuldig . . .

Hiermit aber war in dem Wechselfieber der Seele wieder ein Umschlag gekommen: Catrejn konnte sich plötzlich vorstellen, daß sie nachher, nach dem Schlusse der Großen Allegorie, bei Pieter einträte, trotz all seiner Berühmtheit, in die Herdstube . . . Freilich kann sie für den strahlenden Ehrenglanz, den er ja nun ins Haus gebracht hat, nichts Ebenbürtiges einbringen. Keine Freude für ihn, keine!

Da stockte das Blut in ihren Adern. Denn eine Möglichkeit war ihr eingefallen, eine ganz dumme, fast lächerliche. Wenn sie nun etwa ihm, der ihr Herz hatte ohne Abzug und ohne Rückhalt, auch ihre Seele noch hinopferte? Wenn sie nun etwa sich überwinden könnte, sich . . . mit der Zeit überwinden könnte, ihm zuliebe den Calvinischen Glauben äußerlich anzunehmen, wie ja auch Fürstinnen und Königinnen in ähnlichen Fällen oft genug getan haben?

Doch eine zornige Stimme rief, unhörbar allen anderen Leuten auf der Straße: „Gott ist katholisch! Gott ist katholisch!" Und niemand konnte diese Worte in dieser Stunde herabgerufen haben in die verzweifelte Frauenseele als die Heilige Clara, die sich das Haar vom Haupt geschnitten hatte, die Weltentsagerin. Catrejn blickte hinauf in den graurötlichen Abendhimmel und erglühte von bitterer Scham.

Ah, was ist's für ein lächerlicher Unsinn, wenn solch ein Rederejker und verstockter Calvinist den Vater im Himmel sagen läßt: „Den Papst beschützet meine rechte Hand, die linke aber ist Protestant" . . .

Wenn freilich, wenn dieses zuträfe, dann würde jedwede fromme Protestantin genau so selig wie eine römisch Fromme . . .

Und saß nicht die katholische Geistlichkeit auch im Zuschauerraum? Warum hat keiner widersprochen? Warum ist nicht ein einziger wenigstens aus dem Saal gegangen?

Freilich, der Bruder Chrysostomus, oh, der hätte freilich widersprochen! Aber es ist ja gewißlich einseitig, über die Frage, ob Gott katholisch ist, und über sonstige solche konfessionelle Streitfragen nur just den allerstrengsten Katholiken zu fragen. Es ist einseitig und ungerecht! Man müßte beide Parteien anhören und ruhig abwägen. Ohne jedwede vorgefaßte Absicht.

Da beschloß Catrejn, zu Dionysius hinzugehen, dem calvinischen Hauptprediger, jetzt gleich. Und wie sie damals den herrlichen Franziskaner um seinen geistlichen Rat gefragt hatte, so wollte sie nun den Ketzerpriester um seine Meinung fragen. Gerechterweise!

Darum verschob sie vorläufig den Sprung ins Jenseits.

Und unterwegs kam sie in eine gar wunderliche, ja unbegreifliche Fröhlichkeit. Sie sagte sich, daß der calvinische Hauptprediger sich über ihren Besuch doch auch sehr freuen würde. Denn jeder größere oder kleinere Apostel freut sich selbstverständlich, wenn er Gelegenheit hat, vielleicht eine Seele zu fischen. Und es war ja nicht ganz unmöglich, daß der calvinische Glaube ihr etwa wirklich in wichtigen Punkten glaubhaft erschiene; denn alles, was sie von den Ketzern wußte, wußte sie aus der Vorbereitung zum Sakramente des Heiligen Geistes, einiges auch von ihrer guten, frommen, klugen Mutter; aber auch diese war ja katholisch gewesen. Und immer fröhlicher pulste das flandrische Blut, fast schon wie damals, als Catrejn in Gent das Straßenlied eben gehört hatte. Als sie ihr Wäschebündel packte und jenen Sprudelbrief an Donna Polyxena hinschrieb: „Lieber mit ihm in der Hölle, als ohne ihn im Paradies!" Ob das flandrische Blut schon gewußt hatte damals, wie es nun kommen würde? — Und immer eiliger liefen Catrejns Füße, immer stürmischer fragte das flandrische Blut: ‚Wenn ich nun heute abend meine Seele ihm einbrächte? Als eine verspätete Mitgift! Als eine Gegengabe für den Ehrenglanz, den er seinerseits nun ins Haus brachte, gleichfalls nachträglich! Als eine sehr ebenwertige, herrliche Gegengabe! Wenn ich nun heute abend meine Seele ihm einbrächte!'

Um diese Zeit, wie alle Tage, wusch Rosalia ihre Sappho am ganzen Körper; aber auch diese doch sicherlich wonnereiche Arbeit verrichtete die Tochter des Heringhändlers mit jenem Mißvergnügen, welches ihr angeboren und seit ihrer Verheiratung mit Dionysius von Flandern nur immer trostloser geworden war. Übrigens lagen die Reste ihres Haupthaares zu dieser Tagesstunde in schlechthin gleichgroßen, sauber begrenzten Wellen um ihre Stirn; wie eine holländische Stube am Sonntag waren ihr Antlitz und ihre Kleidung anzusehen, so reinlich und ordentlich.

Doch ihre Augen blickten heute noch sauerer drein als gewöhnlich. Während sie ihre Kleine kräftig abtrocknete, seufzte ihr Herz und stöhnte: ‚Warum hat er sich wieder geweigert heute beim Mittagbrot, von seiner Morgenunterhaltung mit seinem Diakon, der ohne Gruß und kreidebleich davonlief, ihr zu erzählen! Wie soll das Glück in eine Ehe einziehen, wenn eine Frau an ihres Mannes Leben gar keinen Teil hat! Wenn sie nur gut ist, seine Kinder zu waschen! Was hat sie nun von ihrem Leben?'

Als aber das Mägdlein nachher in seiner Wiege lag und eingeschlafen war beim zehnten oder zwölften Atemzug, wurde Rosalias Herz, das einsam war in seinem tiefsten Kern, noch viel schwerer: ‚Wäre er nicht verrückt, dann würde er nicht so predigen, daß er Erbitterung und lauter Haß erntet, daß von hinten auf ihn geschossen wird! Er ist verrückt, und eines Tages kommt

er ins Irrenhaus! Man wird mit Sappho hier sitzen und sparen, immer sparen, um die Schulden der Druckerei zu bezahlen.' —

Da ging das Glöcklein an der Haustür; Rosalia hatte den Ärger wieder, der sie den ganzen Tag nicht aus den Krallen gelassen hatte. Gestern war Nebel und Regen gewesen; nun brachte ihr jeder, der hereinkam, das Halbtrockene aus den Gassenpfützen auf die vorgestern gescheuerte, mit frischem, weißem Sand bestreute Flurdiele! — Aber natürlich eilte sie zu öffnen. War's doch beinahe die einzige Lebensfreude, die diese Ärmste noch hatte, daß unter den vielen, die zu Dionysius kamen, dieser oder jener auch ihr etwas erzählte, und wenn's im Flur war, etwa von einem Kinde, das aus dem Fenster gestürzt war, oder von sonstigen wichtigen Vorgängen.

Als die Schwarzverschleierte den Wunsch geäußert, den Herrn Hauptprediger zu sprechen, dann auf Rosalias Verlangen ihren Namen genannt hatte, machte die Hausfrau und Türhüterin Augen wie jemand, der eine aus dem Grabe Auferstandene erblickt — ein Gespenst.

Denn selbstverständlich wußte Rosalia, daß die junge Ehefrau des beinahe gegenüber wohnenden reichen Bäckers mit einem vielumschwärmten Franziskaner die Stadt verlassen hatte.

Doch Rosalia war eine Diplomatin; sie wußte wohl: sie würde nichts und gar nichts erfahren, wenn sie mit ihrer persönlichen sittlichen Auffassung des vorliegenden Falles nun irgendwie hervorträte. Süß fragte sie: „Ihr waret auf Reisen?"

„Ja," sagte Catrejn und enthüllte ihren lieblichen Kopf. „Ich möchte Seine Hochwürden sprechen in einer Sache des Gewissens, in einer sehr eiligen Sache." Und weiter sagte sie nichts.

Düster blickte die Frau mit den spärlichen Haarwellen auf Catrejns Pelzjacke und auf das überreichliche rote Haar, das noch mit silbernem Lärmzeug zum besseren Männerfang versehen und verziert war. Und Rosalia wußte selbstverständlich, daß diese schöne Bäckin der katholischen Kirche angehörte. Es ist eine Phrase und eine dreiste Lüge, daß diese gefallsüchtige, verworfene Besucherin „in einer Sache des Gewissens" zu Dionysius wollte. —

Mit einem Schweigen der Verachtung und des Hasses brachte Rosalia diese höchst verdächtige Besucherin bis an die Tür, die neuerdings des Predigers und Buchdruckers Häuser verband; sie wies den Weg mit ausgestrecktem Arm.

Dann aber kehrte sie in ihren vorgestern gescheuerten Flur zurück, schürzte den Rock und nahm den immer mit frischem Wasser bereitstehenden Eimer. Was hat sie nun von ihrem Leben!

. . . Rote Haare! Werden vielleicht nicht übel zu einem gewissen roten Wams passen! Was hat sie nun von ihrem Leben!

Mit einer Wurzelbürste tilgte sie Catrejns Fußspuren, mit beiden Händen und auf eine verzweifelte Weise.

Indessen hatte Catrejn Abels begonnen, dem calvinistischen Prediger ihre Irrfahrt nach Gent und in den Wahn der Weltentsagung aufs umständlichste zu beichten.

Das wieder zusammengewachsene Wadenbein lag noch genau so unter dem Pult wie heute morgen bei der Beichte des Jean Farel, das Fenster aber war nun geschlossen. In dem lederbezogenen Armstuhl für die Papierhändler, Rederejker und sonstigen Geschäftsfreunde lehnte Catrejn auf ihre vornehme, freie Weise, und in dem warmroten Schein der beiden Kerzenflammen, die auf der Höhe des Pultes leise flackerten, blinkten die silbernen Musikanten an den überflochtenen Schläfen.

Gar fröhlich vernahm Dionysius die Geschichten vom Scherenwunder, vom Straßenlied auf dem Fischmarkte zu Gent und all das übrige; er freute sich für Pieter Abels, den jüngsten Sohn seines Geistes. Daß die Entflogene nun doch eben wieder da war! Und nun mit einem Herzen, erzogen durch ein so sichtbares und hörbares schmerzenreiches Heimweh! Mit einem Herzen, das über und über blutete!

In solcher Freude wurde der Hauptprediger auch durch die keineswegs schon gänzlich ausgerottete Selbstbeflunkerung Catrejns gar nicht gestört. Denn welcher Mensch auf Erden beflunkert sich nicht!

Als aber Catrejn endlich erzählt hatte, wie sie vorhin in der Richtung nach jenem Wasserstrudel gelaufen war, suchte sie Worte, um den Zweck ihres Besuches mitzuteilen. Wie sollte sie dies nun sagen? Und was eigentlich war es gewesen, was sie gewollt hatte?

Es war still im Gemach eine längere Zeit. Schließlich entgegnete Dionysius, und gar geduldig klang seine Stimme, betrachtsam: „Der Pieter Abels, mein lieber Freund, hat mir gesagt, daß Ihr keinen Respekt vor ihm hättet. Und aus allem, was Ihr mir da erzählt, auch aus einigen Worten, die Ihr gewählt habt, und aus einigen stolzen, schönen Tönen in Euerer Stimme ersah ich nur: er hat mit solcher Erklärung Euerer Flucht den Nagel auf den Kopf getroffen. Weil Ihr keinen Respekt hattet, darum littet Ihr an der Steuersucht. Nun aber seid Ihr genesen durch Gottes Fügung, durch Eueren klaren Verstand und Euer treues Herz, also brauchet Ihr weder mich noch sonst einen Arzt."

Ein Wölklein lagerte vor Catrejns Stirn. „Meinet Ihr," fragte sie, „daß eine Frau ihres Mannes Magd sei? Wer ist es, der steuern soll: Mann oder Weib?"

Dionysius antwortete: „Ich sage nicht, er soll dein Herr sein. Aber ich sage, daß in jeglicher Ehe der steuern soll, der tüchtiger ist. Und in Euerem Fall hege ich keinen Zweifel: der Pieter Abels ist stärker und frömmer als ich und Ihr. Er ist ein Arbeiter und ein Held; durch Taten dienet er dem himmlischen Vater. Und ich wüßte von keiner Sünde, die er hätte. Wißt Ihr eine?" In seinem Heimlichen dachte Dionysius bei diesen Worten an seine eigene Sünde, daß er aus lauter Freiheitsgier die Tochter des Heringhändlers zur Frau genommen hatte. Dionysius faltete seine Hände, ohne daß er es selber gewußt hätte. Langsam sprach er: „Ich meinerseits bin ein Sünder und sitze in einer milderen, erträglichen und gnädigen Hölle; der Meister Pieter aber sitzet in Abrahams Schoß. Und Ihr, wenn anders Ihr wollt, sitzet mit ihm."

Da gingen, gleich unbändigen Pferden, Catrejns Lippen ihr durch und riefen: „Also ich will calvinisch werden, Euer Hochwürden sollen mich augenblicklich auf die calvinische Weise taufen."

Doch stirnrunzelnd schüttelte Dionysius den Kopf. „Etwas so Wichtiges", sagte er hart, „muß man mindestens zwölf Wochen lang gewollt haben, unausgesetzt. Und es ist überhaupt nicht nötig, daß eine von Eurer Allerweltsart den Glauben wechselt. Nämlich niemals ist es den Allerweltsmenschen um den Glauben selber, sondern immer denken sie an den Frieden mit ihrem Mann oder an andere Vorteile und Nützlichkeiten. Ihr wolltet in das spanische Kloster, nicht um eine Heilige zu werden, sondern aus einer Narrenwut, weil Euer Mann seinem Gewissen folgte und Euch nicht fragte. Nun aber wollt Ihr, daß ich in unsere Gemeinde Euch aufnehme, und wieder fehlet es Euch am Ernst."

Da rief Catreju und sprang von ihrem Stuhl auf: „Euer Hochwürden kennen mich wenig! Und vorhin, als ich meine Geschichte erzählte, hab ich freilich das Allerwichtigste vergessen. In der Großen Allegorie, der ich beiwohnte, sagte Gottvater: ‚Den Papst beschützet meine rechte Hand, die linke aber ist Protestant.' Erst seit ich dieses weiß, ist es mir möglich, meinen Glauben zu wechseln. Denn ehedem glaubte ich, daß Gott katholisch wäre."

Dionysius antwortete: „Für einen Rederejker wie auch für einen Prediger auf der Kanzel hat Gott Hände. Ein Rederejker mag auch sagen, daß Gottes rechte Hand katholisch ist, die linke aber protestantisch. Denn in Bildern müssen wir dichten und predigen. In der bildlosen Wahrheit aber sind alle confessiones und religiones nur Arten der Anbetung. Und weil nun Gott sich selber nicht anbetet, kann er auch weder katholisch noch calvinisch sein."

Hier aber merkte Dionysius am bangen Lächeln seiner Zuhörerin, daß er doch wieder, wie ihm so oft schon vorgeworfen war, „auf hebräisch gepredigt" hatte. Und eilig sagte er etwas ganz anderes; er sagte: „Geht heim und seid getrost! Zwar Meister Pieter gönnet Euch nicht, daß Ihr die Seele ihm gängelt, und versuchet Ihr dieses wieder, so ist er Euer Feind. Doch ich bleibe bei meiner Rede: seid getrost! Er ist ein Weiberfeind, doch auch ein Weibersklave; wie ich. Kein Mann ist anders, und wär er anders, so wär er anders, als Gott ihn will! Ja, ich sage Euch, wer nicht begehret, Kinder zu erlangen, der ist kein Heiliger, sondern ein armer Dummkopf. Denn heilig ist, wer Gottes Willen tut. Nicht, als Ihr in dem Genter Palaste das weiße Gewand truget und den Agnus, auch nicht, als Ihr Euch scheren wolltet, fastetet und eine Asketin waret, nicht in jenen Tagen waret Ihr heilig, sondern Ihr seid es heute. Geht heim und legt ein frisches Tuch auf den Tisch Eurer Herdstube, stellt ein einladendes Abendbrot auf dieses Tuch, setzt Euch dazu und wartet auf Euren Mann. Übrigens fällt es mir eben ein, daß Hendrik Spiegel, der Wirt zum ‚Goldenen Herzen', gestern hier war; er offerierte mir frische Ostender Austern. Heut morgen sollten sie ankommen im ‚Goldenen Herzen'. Meines Beines Genesung, das einige Wochen krank gelegen, war mir nicht Fest genug, um Austern zu essen. Euer Fest aber, das Ihr heut abend feiern werdet, dies ist ein Fest der Seelen. Darum geht nun und holet auf Borg im ‚Goldenen

Herzen' zwei Dutzend Austern, und wenn Ihr schmausen werdet mit Meister Pieter, so richtet ihm aus, daß ich gesagt habe: ‚Eine Bacchantin ist mir lieber als eine Asketin'."

— —

Alsbald eilte Catrejn aus der Druckerei, die einen eigenen Ausgang nach der Straße hatte, band auch den Schleier wieder vor. Doch an dem Haus mit der großen goldenen Bretzel und mit dem Flaschenzuge am Speicherloch ging sie vorbei, denn sie mußte ja erst die Austern einkaufen.

Als sie dem Grünmarkte sich nahte, hatte sie einen leidenschaftlichen Einfall. Ja, dies wollte sie tun! Und beinahe dreimal umschlenderte sie den großen Platz. Sie brauchte ein kleines, fremdes Mädchen. Endlich erblickte sie eine nach ihrem Geschmack. Ein Kind war es von etwa zehn Jahren, mit einem Korb am Arm, ein Samtband hielt das blonde Flatterhaar zusammen.

Auf dieses Kind eilte die Schwarzverschleierte zu, indem sie ihren Rosenkranz aus Korallen und Gold vom Gürtel ablöste. Sie sagte dem Kinde, sie sei eine Fee aus dem Korallenland und sei gekommen, um gute Kinder mit schönen Kettlein zu belohnen. Bei diesen Worten hatte sie rasch den Rosenkranz, den viele tausend Male durchbeteten, dem fremden Kind um den Hals gehängt und eilte davon.

Wir sind Götter.

Als die dreitausendsechshundert Verse der Großen Allegorie ihren fröhlichen Dienst getan hatten, blieben am Ausgang des Stadthauses die Hinausströmenden im Loderlichte der Pechpfannen stehen, um den Bäcker und Helden singend heimzugeleiten.

Als aber diese Absicht dem Anderen Schweiger mitgeteilt wurde, schwollen die Adern an seinen Schläfen. Und über kurz glitt er an einem Seil in die fast schwarzfinstere Gasse hinter dem Stadthaus. Ah, wie recht hatte Spiegel: Die Tat ist Lust, der Ruhm ist Last!

Richtig übel war es dem Pieter Abels von dem Geruch der Sonne, des Mondes und der anderen Fackeln, die durch vier Stunden im Saal gebrannt hatten.

Den kürzesten Weg nach seinem Haus durfte er nicht einschlagen; beinahe in entgegengesetzter Richtung lief er davon, und einen weiten Umweg nahm er sich vor, auf welchem ihn zuverlässig keiner suchen würde.

In den spärlich erleuchteten Gassen laufend, ärgerte sich Meister Pieter noch lange und sehr gründlich über die mehreren Anzüglichkeiten auf sein seltsames Witwertum, die diese widerlichen Rederejker sich nicht hatten versagen können: Nur darauf kommt es ihnen an, daß die Zuschauer mit ihnen zufrieden sind! Der Vielgepriesene aber, der „Held", ist ihnen Vorwand. Nichts weiter.

Als aber auch diese letzte Stunde des Mißvergnügens durchlitten war, nahm gleich die geschäftliche Unternehmung wieder Besitz von Pieters Kräften und all seinen Gedanken, die schöne, große, liebe Unternehmung, die er alsbald nach Catrejns Flucht in die Wege geleitet hatte.

Nämlich Pieter hatte ein Mittel gefunden, daß die Antwerpener Bäcker auch bei bänglichen Ernteaussichten dennoch erschwingliches Korn einkaufen könnten, also daß jedermann ausgebackenes Brot bekäme, ohne mitwiegendes Teigwasser, ein wohlschmeckendes und gesundes Brot. Meister Abels hatte die Börsenboten, die ohnehin allwöchentlich dreimal aus Dordrecht, Brüssel und den anderen wichtigen Plätzen die jeweiligen Preise der Wolle, des Goldes und anderer Waren meldeten, beauftragt, ihm persönlich auf seine Privatkosten auch die jeweiligen Preise des Kornes, des Weizens, der Gerste sowie der verschiedenen Mehlsorten nach Antwerpen zu übermitteln, ingleichen die jeweilige Menge der Anfuhren. Dieser Meldedienst nun war so eingerichtet, daß Meister Abels jeweils am Abend vor dem Markttag seine Nachrichten hatte; daraus machte er eine Antwerpener Preisliste für diese Waren, nach seiner Erwägung; am anderen Morgen aber, bei Sonnenaufgang, erschien er auf dem Kornmarkt, in Begleitung seines neuen, tüchtigen Hausknechts; die Windmüller, die in seinem Lohn mahlten, warteten schon auf die gefüllten, zahlreichen Säcke, die Meister Abels ihnen zuweisen würde, und — was der Kluge geahnt, hatte sich schon in diesen drei Monaten über Erwarten erfüllt: wenn er jetzt auf dem Marktplatz erschien, fragten ihn Käufer und Verkäufer, was er heute bezahle. Er nannte seinen Preis, den er ohne zwingende Gründe nicht änderte. Diese Bestimmtheit aber, gegenüber dem üblichen Feilschen, liebten auch viele von den Bauern und ländlichen Rittern. Also neuerdings war seine Marktmacht bereits so groß geworden, daß niemand kaufen oder verkaufen wollte, ehe der Meister Abels auf dem Platze gewesen war.

Und Pieter zweifelte nicht, daß er im kommenden Sommer die Macht, die er schon jetzt hatte, erst recht haben würde: Das Wogenspiel der Getreidepreise konnte er sanfter machen. Und er wußte noch eine Möglichkeit. Von unabsehbar prachtvoller Tragweite: er konnte einen Speicher gründen, einen großen Getreidespeicher!

Bei dem heutigen Mittagsschmaus aber war ihm zu Ohren gekommen, daß die Leinenhalle am Eiermarkt versteigert werden solle, und gegen Ende der Großen Allegorie war Pieter in ein gründliches, gar heiteres Rechnen geraten, zuerst, ob wohl die Leinenhalle groß genug wäre, den ländlichen Preistreibern und Kornwucherern das Handwerk endgültig zu legen, zweitens aber, ob sein Vermögen wohl ausreichen würde, die Leinenhalle zu erstehen.

Meister Pieter richtete den weiten Umweg, auf dem er heimging, so ein, daß er zuletzt über den Eiermarkt kam. Er besuchte den Verwalter der Leinenhalle und wußte bald, daß er dies herrlich geräumige Gebäude zwar wahrscheinlich würde erstehen können, daß er jedoch nicht nur sein ganzes Vermögen in dies Geschäft würde eintun müssen, sondern auch noch ein Darlehn war aufzunehmen, ein Darlehn von etwa sechstausend Gulden.

Und fröhlich trat er wieder ins Freie. Hat seine Rechnung nicht auch gestimmt, als er vor sieben Jahren den Vater bewog, das Haus im Rücken des eigenen Hauses zu kaufen? Seit länger als einem Jahre hat er's nun schuldenfrei. Auf beide Häuser wird er die neue Anleihe auf-

nehmen. Wer aber rechnen kann, mag ruhig alles, was er hat, in sein Geschäft eintun! Mehr als er hat, mag er in sein Geschäft eintun! Immer das Doppelte!

Als Pieter in die Krumme Gasse bog, ging ihm ein lustiges, seltsam helles Licht auf: Seine gefeierte Tat gegen den Lotterherzog, der ja nun fort ist, hat ihm selber viel weniger Freude gemacht als dieser Kampf gegen die ländlichen Preistreiber. Der auch Mut fordert. Und Verstand!

Freilich, es ist kein Siegen, das etwa Catrejns Herz erwärmen könnte. Oder sonst ein weibliches Herz. Oder das Herz eines Redereikers.

Hier aber blieb Meister Pieter stehen und wandte sich um. Er warf einen Blick auf die Laterne, die vor dem Haus des Dionysius brannte, und wie er weiter ging, war es noch heller in seinem Herzen als vorher, so hell, als es von siebentausend Laternen nicht hätte sein können. Denn der Stolz brannte in diesem Mannesherzen, den der calvinische Seelsorger darinnen angezündet hatte. Die großen Sorgen drücken die kleinen an die Wände des Herzens; da geben sie ihren armseligen Geist auf. Und wer nur schafft, wer irgend etwas schafft, ist ein Finger des Schöpfers; wir sind Götter!

— —

Von der Balkendecke in Meister Pieters Herdstube hing an eisernen Ketten ein hölzernes Kreuz herab, das ein Kronleuchter war, doch nur ein einziges Mal bisher seinen festlichen Dienst getan hatte, nämlich an Pieters und Catrejns Hochzeit. Als nun der Bäcker in die Herdstube eintrat, strahlten auf dem hölzernen Kreuz vier Kerzen, ein Duft von zerschnittenen Zitronen, Wein, Austern und hausbackenem Brot erfüllte den ganzen Raum, über dem Tischtuch, neben dem ungewöhnlich umfänglichen Schinken funkelten zwei dunkelrote Kelche und glühten — doch Meister Pieter hatte gar keine Sinne für dieses alles, stand an der Tür und sah nur Catrejn, sah nur die lockeren Zöpfe, durch die Catrejns Kopfklammer blinkte.

Wohl mußte Catrejn die schweren Schritte im Flur gehört haben, erst recht das laute Türöffnen; gar angelegentlich aber durchschürte sie die rote Glut mit dem Feuerhaken auf eine umständliche, überflüssig sorgfältige Weise; denn zwischen den Herdringen hindurch spritzte das Feuer seine Funken und war ganz außer sich.

Und Catrejn hatte die roten Zöpfe nicht abgeschnitten!

Wie aber die Winde des Äolus, solange sie noch im Schlauch warten müssen, den Schlauch aufblähen und seine Wände von innen stoßen, also blähte des Bäckers Freude sein Herz und stieß von innen. Dennoch war es Pieters erster Gedanke, daß er — erst hören müsse! Daß er jetzt keinen Fehler machen dürfe!

Nachdem er diesen Gedanken gedacht hatte, wandte Catrejn das Antlitz mit den silbernen Musikanten ihm zu, gar bang heraufblickend. Da war's, als ob den steifen Friesen und Riesen ein Wirbelsturm erfaßte, und warf ihn vor der Zierlichen auf die Dielen, also daß nun sein Kopf in ihrem Schoß lag.

Avilir puis démolir.

Ein angeblicher Ausspruch des Fürsten Felix Schwarzenberg.

Von
Heinrich Friedjung.

Die Gestalt des Fürsten Felix Schwarzenberg, österreichischen Ministerpräsidenten zwischen 1848 und 1852, beschäftigte vielfach die Phantasie seiner Zeitgenossen wie der Nachlebenden. Vollbrachte er doch in einer kurzen Spanne Zeit Taten, die ein Menschenalter hätten ausfüllen können. Unter seinem Ministerium stieg der Neffe des Kaisers Ferdinand mit achtzehn Jahren auf den Thron, und bald sah der junge Kaiser Franz Josef Ungarn völlig überwunden. Ein deutsch regiertes, einheitliches Reich wurde unter Einschmelzung Ungarns und seiner Nebenländer aufgerichtet, dann Preußen gedemütigt und die Vormacht Österreichs in Deutschland wiederhergestellt. Dazwischen ein stetes diplomatisches Degenkreuzen mit dem hervorragendsten englischen Staatsmanne der Zeit, Lord Palmerston, der zwar den Staatsstreich Louis Napoleons und die Dänenherrschaft in Schleswig-Holstein begünstigte, seine Popularität in England aber dadurch befestigte, daß er sich in Italien, Polen und Ungarn als Hort der Völkerfreiheit gegen die österreichische und russische Herrschaft aufspielte; er und Schwarzenberg waren vor Europa die Gegenspieler in der Partie zwischen Liberalismus und Reaktion. Schon früh erzählte oder erdichtete man kräftige Aussprüche des österreichischen Ministerpräsidenten, von denen nicht alle beglaubigt sind. „Wir werden die Welt durch die Größe unserer Undankbarkeit gegen Rußland in Erstaunen setzen", soll er nach und trotz der russischen Waffenhilfe gegen Ungarn gesagt haben. „Preußen will uns den Platz vor der Tür anweisen" — nämlich Deutschlands, aus dem es Österreich ausgeschlossen haben wollte. „Seit den Pharaonen ist es allen Herrschern schlecht bekommen, wenn sie mit dem Volke Israel angebunden haben", hätte er erwidert, als man ihm Ausnahmsmaßregeln gegen die Juden vorschlug. Dahin gehört auch der grimmige Ausspruch „Avilir puis démolir" — Erniedrigen, dann zerstören, den er auf Preußen gemünzt haben soll. Er hätte sich die diplomatische Demütigung des Nebenbuhlers Österreichs als Vorstufe der Zerschlagung der preußischen Monarchie gedacht.

Prüft man die gedruckten und ungedruckten Denkmäler zur Geschichte jener Zeit, so kommt man bezüglich der Drohung: „Erniedrigen, dann zerstören", zu einem Ergebnisse, das durchaus nicht mit der Überlieferung übereinstimmt. Es ist der Mühe wert, darüber eine Untersuchung anzustellen.

Der Träger der deutschen Reichspolitik Preußens in den Jahren 1849 und 1850 war Josef v. Radowitz. Er war es, der den König Friedrich Wilhelm IV. nach der Ablehnung der ihm durch das Frankfurter Parlament angebotenen Kaiserkrone bestimmte, die Einigung Deutschlands selbst in die Hand zu nehmen und unter Ausschluß Österreichs alle deutschen Staaten zu einer Union unter Führung Preußens zu vereinigen. Da Preußen den deutschen Fürsten Truppen zur Besiegung der Revolution in ihren Gebieten zur Verfügung stellte, Österreich dagegen noch durch den ungarischen Krieg beschäftigt war, so begann das Werk unter einem günstigen Sterne. Nur Bayern und Württemberg hielten sich von der preußisch-deutschen Union fern, 28 deutsche Staaten jedoch scharten sich um Preußen. Sie schlossen am 26. Mai 1849 einen Bund und nahmen am 28. Mai die von Radowitz entworfene Verfassung an, die nur Österreich abseits ließ, die anderen Stämme aber zu einem Deutschen Reiche unter Führung der Hohenzollern zu vereinigen beabsichtigte. Nur sollte der König von Preußen nicht den Titel eines Deutschen Kaisers, sondern den eines Reichsvorstandes tragen. Österreich wäre damit aus Deutschland ausgeschlossen gewesen — das Berliner Kabinett bot ihm jedoch zum Ersatze ein unauflösliches völkerrechtliches Bündnis mit dem zu gründenden Reiche an.

Das Wiener Kabinett, durch diese Anstalten tief betroffen, ließ sich nicht gutwillig zum Verzichte auf die uralte Stellung Österreichs in Deutschland herbei. Schwarzenberg spannte alle Kräfte an, um den drohenden Schlag abzuwehren. Vorstellungen bei Friedrich Wilhelm IV., Berufung auf das bestehende deutsche Bundesrecht, lockende Anerbietungen verschiedener Art, Appell an den Kaiser Nikolaus, ein Gegenbündnis mit den kleineren königlichen Höfen Deutschlands, Kriegsdrohungen — kurz, jedes nur mögliche Mittel wurde angewendet. In die Reihe dieser diplomatischen Maßnahmen gehörte ein Angebot, welches im Juli 1850 seitens des Wiener Kabinetts nach Berlin erging.

Es war der Vorschlag eines Ausgleiches der Machtinteressen. Schwarzenberg entwickelte dem preußischen Gesandten Grafen Bernstorff am 8. Juli 1850 den Plan einer neuen Verfassung des in Gärung befindlichen Deutschlands. Österreich und Preußen sollten gemeinschaftlich die Herrschaft führen in der Art, daß alle deutschen Staaten ihnen die Vollziehung der Beschlüsse des Deutschen Bundes übertrugen. Diese Gleichstellung der beiden Mächte hätte dadurch sichtbaren Ausdruck bekommen, daß Österreich das ihm seit 1815 zustehende Präsidium am Frankfurter Bundestag mit Preußen teilte; sie sollten abwechselnd den Vorsitz führen. Natürlich verlangte Schwarzenberg für dieses Angebot eine Gegenleistung; er forderte *den Verzicht Preußens auf die Reichsverfassung vom 28. Mai 1849* und die Suspension der damals gegründeten Union. Gemildert war diese harte Bedingung durch

den Hinweis darauf, daß, wenn Deutschland einmal die also vorgeschlagene neue dualistische Ordnung erhalten hätte, es Preußen freistehen sollte, Bündnisse mit den verschiedenen deutschen Fürsten zu schließen — natürlich innerhalb der österreichisch-preußischen Verträge. Schwarzenberg wendete sich also *nicht* gegen eine preußische *Union* als solche, wohl aber gegen die Schöpfung einer *deutschen Reichsverfassung*, welche den Ausschluß Österreichs aus dem künftigen Deutschen Reiche in feierlicher Form aussprach.

Dieses Angebot Österreichs entfesselte in Berlin aufs neue den Kampf der Meinungen, der seit längerer Zeit im Rate des Königs herrschte. Es gab im Ministerum eine Minorität, welche den Zwist mit Österreich gütlich beigelegt wünschte. Von dieser Seite wurde ein Krieg zwischen den beiden deutschen Mächten als Unheil betrachtet; die Höfe von Wien und Berlin hatten soeben mit Mühe die Revolution niedergeworfen, und es war zu befürchten, daß, wenn sie die Waffen gegeneinander kehrten, die Demokratie, ihre gemeinsame Feindin, wieder das Haupt erheben würde. Die konservative Partei stimmte deshalb für den Ausgleich. Für diese Lösung führte der Minister des Innern, Freiherr v. Manteuffel, das Wort; die Generaladjutanten Rauch und Gerlach bestürmten den König in gleichem Sinne, ebenso wie Graf Bernstorff den Rat gab, die von ihm mit Schwarzenberg getroffene Verabredung gutzuheißen. Es ist bekannt, daß Bismarck sich mit allen seinen politischen Neigungen auf seiten der Konservativen befand, doch stand er damals den Geschäften noch fern und hatte keinen Teil an den Beratungen im Juli 1850.

Die Mehrheit des preußischen Ministeriums, mit dem Präsidenten Grafen Brandenburg an der Spitze, war anderer Meinung. Sie erklärte es für Preußen unmöglich, der Forderung Österreichs nachzugeben und die Verfassung vom 28. Mai 1849 selbst zu zertrümmern. Man sagte damals in Berlin, Preußen dürfe nicht wie Saturn sein eigenes Kind verschlingen. Am lebhaftesten setzte sich Radowitz für sein politisches Werk ein. Er selbst war nicht Minister, aber Vorsitzender im Fürstenkollegium der preußisch-deutschen Union; in dieser Eigenschaft wurde er in der Regel dem Ministerrate zugezogen, und hier vertrat er den Gedanken, daß Preußen durch die Schaffung der Maiverfassung eine Pflicht gegen die deutsche Nation erfüllt hätte, von der es sich nicht selbst lossagen könne. Diese Verfassung war am 15. April 1850 von dem nach Erfurt berufenen deutschen Parlament gebilligt worden, folglich, so setzte der beredte Staatsmann auseinander, könnte sie wieder nur durch ein Parlament abgeändert oder aufgehoben werden.

Und hier nun, in den Debatten innerhalb und außerhalb des Ministerrats fiel, soviel wir wissen, zum ersten Male das Wort „Avilir puis démolir" — und zwar, was bisher nicht beobachtet wurde, aus Radowitz' eigenem Munde. Zeugnis dessen ist das Tagebuch des Generals v. Gerlach, in dem berichtet ist, Radowitz habe Gerlach am 14. Juli gesagt, das Aufgeben der Verfassung vom 28. Mai 1849 „würde eine ewige Schande für Preußen sein, es würde dadurch aviliert und vernichtet" [1]). Nicht bloß in einer Privatunterredung

[1]) *Gerlach*, Denkwürdigkeiten. Bd. I, S. 504.

mit einem politischen Gegner, wie es Gerlach war, sondern auch im Ministerrat wendete Radowitz die vielberufene Redewendung warnend an. Denn Gerlach kommt auf sein mit Radowitz geführtes Gespräch nochmals zurück und schildert nach dessen Angaben den Verlauf der entscheidenden Ministerkonferenz folgendermaßen:

„Österreich fordert nicht mehr Aufgeben der Union, aber Aufgebung der Verfassung der Union. Die Minister wollen in diesem Punkte nachgeben, Manteuffel hat dabei einigermaßen unvorsichtig und ungenau ausgesprochen, man müsse der Union eine neue Verfassung geben; dem hat sich nun Radowitz widersetzt. Ein Aufgeben der Verfassung wäre ein Avilieren und Vernichten von Preußen . . ." [1]).

Am 26. Juli 1850 verzeichnet Gerlach abermals denselben Ausspruch des Herrn v. Radowitz [2]). Es ist also klar, daß die Redewendung zuerst von diesem zur Verteidigung seiner Ansicht im preußischen Ministerrat angewendet wurde, um ein Nachgeben gegen Österreich zu verhindern.

Das ist aber nicht genug. Gerlach erzählt weiter, daß am 7. August 1850 eine Art Beratung stattfand, an der der König, dann die Generäle Radowitz, Graf von der Groeben und Gerlach selbst teilnahmen. Es handelte sich wieder darum, ob die vielbestrittene Maiverfassung um des lieben Friedens willen geopfert werden solle. Damit war der König nicht einverstanden, und Gerlach berichtete nun unter anderem: „Radowitz sprach sehr übermütig von Ehre, avilieren, vernichten usw., worauf ich entgegnete, daß niemand die jetzige preußische Politik für ehrenvoll hielte."

Man sieht, daß Radowitz in diesen Wochen die in Frage stehende Redewendung zu wiederholten Malen gebrauchte, und nicht etwa mit dem Hinweise darauf, daß sie von Schwarzenberg in die Welt gesetzt worden wäre. Es ist also kaum zweifelhaft, daß er derjenige war, der den politischen Wortschatz durch jenes Schlagwort bereicherte, wenn er es auch wohl nicht selbst geprägt hatte, sondern bloß zu seinem Zwecke herübernahm. In den Juliverhandlungen erreichte er auch seinen Zweck, denn das Angebot Österreichs wurde zurückgewiesen und die gegründete Union nicht preisgegeben.

Der ihn leitende Gedanke war, daß, da sich Preußen einmal so weit hervorgewagt hatte, es sichtlich eine schwere Demütigung gewesen wäre, den 1849 gewonnenen Genossen der Union den Laufpaß zu geben, um Österreichs Wünschen zu entsprechen. Sein Irrtum bestand darin, daß er König Friedrich Wilhelm zu bestimmen hoffte, mit ihm bis zum Äußersten zu gehen. Er hätte sich sagen sollen, daß der König in seiner Friedensliebe und seiner Anhänglichkeit an das Haus Habsburg vor einem Waffengange doch zurückschrecken werde. Bei solchen Gesinnungen des Königs wäre es besser gewesen, sich im Juli 1850 mit dem Wiener Kabinett zu verständigen, statt die Dinge auf die Spitze zu treiben.

Da der Ausgleich scheiterte, zog Fürst Schwarzenberg schärfere Saiten auf. Es gelang ihm, den Beistand des Zaren Nikolaus zu gewinnen, so daß

[1]) Die ganze Stelle findet sich bei Gerlach, S. 505 und 506.
[2]) Gerlach, Bd. I, S. 509.

Preußen vor die Wahl gestellt wurde, sich entweder den Wünschen Österreichs zu fügen oder den Kampf — vielleicht mit zwei Fronten — zu wagen. Der König erschrak über diese Aussichten, und nach schweren inneren Kämpfen gab er in der entscheidenden Ministerratssitzung vom 2. November die Union preis, worauf Radowitz seine Entlassung nahm.

Auch in dieser Beratung vom 2. November wurde von Erniedrigung und Zerstörung Preußens gesprochen. Diesmal war es kein Geringerer als der Prinz von Preußen, der nachmalige Kaiser Wilhelm I., der sich so ausdrückte. Am Abend dieses Tages begab sich Minister Manteuffel zum österreichischen Gesandten, Freiherrn von Prokesch-Osten, um ihm die angenehme Kunde von dem Sturze des Gegners Österreichs zu bringen. Prokesch berichtete sofort an den Fürsten Schwarzenberg, was er soeben vernommen hatte. Dieser Brief vom 2. November 1850 liegt im Wiener Staatsarchiv und ist bisher ungedruckt; die uns interessierende Stelle lautet:

„Er (Manteuffel) erzählte mir den Hergang im Konseil. Der Prinz von Preußen, ganz Radowitz, behauptete, die österreichische Armee werde binnen kurzem im preußischen Gebiete sein; man wolle Preußen (zufolge einer Äußerung der Großherzogin Stephanie) erst avilieren, dann demolieren."

Der Prinz von Preußen zitiert also die drei Worte nicht als Äußerungen Schwarzenbergs; er hat sie auch nicht von Radowitz gehört, sondern führt sie auf die Großherzogin Stephanie von Baden zurück. Diese Dame war eine Nichte der Kaiserin Josephine, der Gemahlin Napoleons I., und wurde von dem Eroberer mit dem Erbgroßherzog Karl von Baden vermählt; dieser regierte Baden von 1811—1818, worauf Stephanie bis an ihren Tod Witwe blieb. Es läßt sich nicht feststellen, ob sie zuerst jene Worte auf die Lage Preußens anwendete; vielleicht kamen sie aus Berlin nach Karlsruhe und blieben nur an ihr haften. Das ist aber Nebensache — diese Möglichkeiten ändern nichts an der Tatsache, daß man den Ausdruck Avilir puis démolir in Berlin durch Monate gebrauchte, ohne ihn je dem Fürsten Schwarzenberg zuzuschieben. Auch Prokesch-Osten denkt nicht daran, den österreichischen Ministerpräsidenten als ihren Urheber zu betrachten.

Endlich finden sich die in Frage stehenden Worte auch in dem Briefe, den der Prinz von Preußen am Abend der entscheidenden Ministerratssitzung vom 2. November 1850 an seine Gemahlin richtete. Es heißt hier: „Unsere Schmach ist ausgesprochen, und sie wird zu nichts helfen, denn Österreich wird uns doch den Krieg machen, et nous démolir après nous avoir avilis, letzteres ist geschehen." (So in dem Werke „Aus dem literarischen Nachlaß der Kaiserin Augusta", herausgegeben von Schuster und Bailleu, Berlin 1910.)

Während nun immer wieder in Berlin die Rede davon ist, man dürfe sich nicht erniedrigen lassen, da die Vernichtung des Staates die notwendige Folge davon sein würde, schweigen die Quellen zur Politik Schwarzenbergs völlig darüber, daß er jenes Wort gebraucht hätte. In den Berichten des preußischen Gesandten in Wien, Grafen Bernstorff, kommt nichts derartiges vor, ebenso wenig wie in denen Prokesch-Ostens aus Berlin. Diese sich ergänzenden Dokumente wurden von mir als Vorarbeit für den zweiten Band

des Werkes „Österreich von 1848 bis 1860" genau durchgesehen; dabei machte ich förmlich Jagd auf den Ausdruck Avilir puis démolir, ohne ihm aber zu begegnen. Bernstorff war seit der Verschärfung des Gegensatzes zwischen Berlin und Wien ein geradezu erbitterter Feind Schwarzenbergs geworden und schreibt ihm die Absicht zu, plötzlich über Preußen herzufallen und unter Österreichs Willen zu beugen. Würde er etwas davon gehört haben, daß der österreichische Minister sich mit Bezug auf Preußen jener höhnischen Wendung bedient hätte, so wäre er der letzte gewesen, dies in seinen Berichten zu verschweigen. Es muß also in Wien nicht davon gesprochen worden sein.

Damit ist der Sachverhalt klargestellt. Als sich die Redewendung eingebürgert hatte, als in der Fortdauer der Krise der preußische Minister des Äußeren genötigt war, nach Olmütz zu gehen und sich den ungünstigen Friedensbedingungen Österreichs zu unterwerfen — dann erst glaubte man, der Fürst hätte im Übermute des Sieges triumphierend gesagt: Avilir puis démolir. Man bemerkte nicht, daß der Satz auf seine Politik durchaus nicht paßte. Denn nachdem Preußen förmlich und feierlich auf die Gründung eines seiner Führung folgenden deutschen Bundesstaates verzichtet hatte, stellten sich zwischen den beiden Kabinetten gute Beziehungen ein. Österreich schloß 1851 mit Preußen einen Vertrag, durch welchen es sich für drei Jahre die Erhaltung seines Reichsgebietes, die Lombardei und Venetien eingeschlossen, verbürgen ließ. Wie Schwarzenberg auch über Preußen gedacht haben mochte, er war nicht so unklug, sich einer so tödlich verletzenden Redensart zu bedienen. Da seine Gegner ihm dies auch während der großen, nach Olmütz führenden Krisis nicht vorgeworfen haben, so ist es wohl ausgeschlossen, daß er sich zu einer solchen Herausforderung hätte hinreißen lassen sollen.

Eduard von Hartmann.

Aus der Jugendzeit eines Philosophen.

Von

Alma von Hartmann.

Der geräuschvollen Gegenwart gegenüber umfängt uns rein und ruhig in der Vergangenheit eine bedeutungsvolle Stille, die bereit ist, die Fülle ihrer Geheimnisse dem erwartungsvollen und geschickten Frager zu enthüllen. Seine Sache ist es nun, die Fragen so zu stellen, daß der dadurch gewonnene Aufschluß auch wirklich ein aufklärendes Licht vorwärts auf die zu enthüllenden Tatsachen oder Personen, rückwärts auf die Zeitströmungen und Stimmungen, in denen der Werdeprozeß seinen Anfang genommen hat, wirft.

Frühreife Kinder rechtfertigen in den wenigsten Fällen die Erwartungen, die von Eltern und Lehrern auf ihre Gaben hin in sie gesetzt worden sind, selbst wenn ihre Entwicklung nicht auf äußere Anlässe, z. B. ein gewaltsames Vordrängen seitens der Erzieher, zurückzuführen ist, sondern scheinbar mühelos aus eigenen Kräften vor sich gegangen zu sein scheint. Aber immer wieder finden sich im Reiche der Geister führende Männer, deren Jugendgeschichte den Beweis liefert, daß ganz eigenartige Veranlagung früh den Kreis des Hergebrachten durchbricht und sich trotz aller entgegenstehenden Hindernisse Geltung zu erzwingen weiß. Den Dominanten des sie umgebenden Lebens treten sie als Oberdominante entgegen, wenn ich diesen Ausdruck aus der modernen Naturphilosophie hier gebrauchen darf, und zwingen ihr Leben in Bahnen, die den anfänglich vorgezeichneten oft diametral entgegenlaufen. Wer hätte in der Jugendzeit dieser Knaben gedacht, daß der Sohn des Kaiserlichen Rats Goethe, des Regimentsmedikus Schiller, des biederen Kamenzer Pfarrers Lessing sich zu Heroen der Dichtung entwickeln würden! Die Väter dieser Söhne gewiß am allerwenigsten. Die Natur ist manchmal gerade da eine großmütige Spenderin, wo man den gegebenen Bedingungen nach nur eine geistige Durchschnittsleistung zu sehen erwartet. Die rein materialistische Vererbungstheorie (wenn man nicht auf die wunderbare Möglichkeit einer vielleicht Jahrhunderte überspringenden physiologischen Übertragung geistiger Eigenschaften zurückgreift) läßt dem Genius gegenüber völlig im Stich. Wie ein Leuchtturm ragt er aus dem Meer der Mittelmäßigkeit

und den leichten Wellenhöhen des besseren Durchschnitts empor, und seine Flamme leuchtet nicht nur dem Heimkehrenden in den sicheren Hafen, sondern geleitet auch den jungen kühnen Seefahrer hinaus in die unbestimmte Weite, so als Ausgangspunkt für neue Bahnen dienend, indem er über die ersten Klippen und Untiefen sicher hinweghilft.

Jeder große Mensch ist zu gleicher Zeit Ziel und Anfang und weiß das auch. Die Kenntnis des Zieles, d. h. das Durchdrungensein von einer großen Lebensaufgabe bringt Festigkeit und Ausdauer, das Bewußtsein der Relativität aller, auch der augenblicklich höchsten Errungenschaften bringt die Bescheidenheit hinzu, ohne die der Genius nicht zu denken ist. Diese Bescheidenheit wird durch äußere Erfolge eher gemehrt als gemindert, da die mit der Reife bei jedem nachdenklichen Menschen eintretende Einsicht in die Unzulänglichkeit des Erreichten den auf das Geistige gestellten Forscher schon früh dazu führt, den Tagesruhm leise von sich abzuwehren. Aber auch die auf die Realität des Lebens gerichtete Tätigkeit des wirklich genialen Menschen gewinnt ihre höchste Steigerung erst nach dem Schwinden aller weltlichen Rücksichten; wenn auch die kritische Besonnenheit des Philosophen dem Helden der Tat und dem schaffenden Künstler bis zu einem gewissen Grade fehlen darf, ja muß, könnte man fast sagen, weil sie, in zu großer Stärke entfaltet, lähmend zu wirken vermag, so sollte doch auch bei ihnen das Bewußtsein der eigenen hohen Gaben nicht zur persönlichen Eitelkeit ausarten, die immer ein Zeichen mangelnder Größe ist. Höchstens in der Jugend ist sie zu dulden, wenn die Anerkennung der anderen, namentlich der zum Vorbild gewählten Führer die später eintretende Selbstkritik ersetzt. Da ist auch das selbstbewußte Schopenhauersche Wort am Platze: „Die Tugend der Bescheidenheit ist nur als Schutzwehr gegen den Neid erfunden", das sich der junge Eduard von Hartmann in einem kleinen Notizbuch aufbewahrt hat.

Vorläufig dachte er noch nicht an Schopenhauer. In dem Verzeichnis der von ihm gelesenen Bücher, das von 1858—1871 geführt worden ist und an Stelle eines Tagebuchs in wuchtigen Zügen das Bild einer seltenen Jugend wiedergibt, finde ich für das Jahr 1858, in dem er im Herbst mit sechzehn Jahren das Abiturium bestand (wonach er in das Gardeartillerieregiment eintrat), verzeichnet: Oersteds „Geist in der Natur", Schubarts „Technische Chemie", Schindlers „Beethoven", Otto Johns „Mozart" und Valentins „Grundriß der Physiologie". Für das Jahr 1859, das er als Avantageur und Fähnrich im Gardeartillerieregiment verbrachte — er hatte den Beruf des Vaters erwählt, weil er hoffen durfte, die damals dabei noch mögliche größere Muße zu eigenen Studien ausnutzen zu können —, reihen sich an: Müller-Pouillets „Große Physik", Liebigs „Chemische Briefe", Büchners „Kraft und Stoff", Lessing, Burmeisters „Geschichte der Schöpfung", Liebigs „Agrikulturchemie", Hartwigs „Das Leben des Meeres", Winkelmanns „Geschichte der Kunst" und ein Teil seiner zerstreuten Abhandlungen, Engels „Mimik", „Deutschlands Denker seit Kant" (ein merkwürdigerweise anonym erschienenes Buch), Lavaters „Physiognomik", Mills „Induktive Logik" und Schachts „Grundriß der Anatomie und Physiologie der Pflanzen". Über

Mills Logik, die ihn angelegentlich beschäftigt zu haben scheint, finden sich zusammenhängende Aufzeichnungen.

Aber noch aus einer früheren Zeit liegen Beweise vor, daß schon die Seele des Knaben erfüllt war mit Anläufen zu rein philosophischem Denken, das freilich stark gekreuzt wurde durch die reichen künstlerischen Anlagen und den Wunsch, auch dem musikalischen Talent, das ihn später zu selbständigen Kompositionen drängte, und der Neigung zur Malerei gerecht zu werden. Zwei Selbstbildnisse, eins, das den fünfzehnjährigen Knaben, eins, das den jungen Offizier zeigt, sind die wertvollen Früchte einer planmäßig seit dem vierzehnten Jahr neben der Schule betriebenen Ausbildung in dem Atelier des alten Professor Brücke. „Aus der Knabenzeit" steht über einer Anzahl loser, ungelenk geschriebener Blätter, auf denen sich Aufzeichnungen finden über die Zweifel an der Unsterblichkeit, über die Willensfreiheit, die Beweise für das Dasein Gottes, die Bestimmung des Menschen, ferner Versuche selbständiger Behandlung rein philosophischer Gegenstände wie Subjekt und Prädikat, Begriff, Unterschied von Wahrnehmung und Vorstellung, sowie Exzerpte aus Jean Paul und eine Formulierung ästhetischer Prinzipien. Aus Jean Pauls „Kunst, heiter zu sein", hat er sich den Ausspruch aufgeschrieben: „Bereuen ist Unsinn, man suche besser zu machen", der bedeutungsvoll ist im Hinblick auf die spätere Behandlung der Reue im „Sittlichen Bewußtsein". Man sieht, daß das Reich der Gegenstände, die diesen Knaben interessierten, keine engen Grenzen hatte. Es ist anzunehmen, daß diese Aufzeichnungen aus der Zeit zwischen der im vierzehnten Jahr stattgehabten Einsegnung und dem Abgang vom Gymnasium entstanden sind, also in einer Lebensperiode, in der seine Altersgenossen sich, noch ungehemmt von solchen Reflexionen, frohen Jugendspielen hingeben. Es ist, als ob dieser Knabe von Anfang an mit vollem Bewußtsein bemüht gewesen sei, seinen Geist in die allervollkommenste Zucht und Disziplin zu nehmen, um ihn zu jenem feinen Werkzeug auszubilden, dessen er zur Durchführung seiner großen Ziele bedurfte.

Dem Willen schreibt er in jener Zeit noch keine große Bedeutung zu, sondern möchte ihn nur den Mittler nennen zwischen der vom Geiste diktierten Überlegung und der Handlung. Man kann nicht von einem freien Willen, sondern höchstens von einem freien Entschluß sprechen. „Denken wir uns die Überlegung hinweg, so entschwindet notwendigerweise auch der Wille." Nicht den Willen selbst will er leugnen, sondern nur jenen geheimnisvollen „freien" Willen, der sich völlig grundlos, ohne ein Motiv, zu einer Handlung entschließt, jenes liberum arbitrium indifferentiae, dem er später im „Sittlichen Bewußtsein" eine so vernichtende Kritik bereitete. Daneben quält ihn natürlich auch die Antinomie zwischen angeborener Anlage und Verantwortung, zwischen Prädestination mit der unausbleiblichen Folge des Fatalismus, und der Willensfreiheit. Er hat noch nicht den Unterschied erfaßt zwischen der Empfindung der Notwendigkeit der Handlungen auf Grund äußerer Anlässe (wozu auch eine krankhafte Veranlagung zu rechnen ist) und der inneren Notwendigkeit, die aus dem Kern des die Handlung bestimmenden Charakters entspringt.

In der Schulzeit ist der junge Denker noch ganz in den Fesseln des Theismus und naiven Eudämonismus. Er hat selbst später berichtet, daß es das zehnte Schuljahr gewesen sei, in welchem er dem Theismus am nächsten gestanden habe, als er auf der „Seminarschule" (in der er drei Klassen höher saß, als sein Alter rechtfertigte, weil er vor Eintritt in die Schule durch Privatunterricht schon Latein gelernt hatte) durch den Religionsunterricht des Direktors Fürbringer zu eigenem Nachdenken angeregt worden sei. Der Wille Gottes geht auf das größtmögliche Glück aller Geschöpfe, und mit Helvetius, wenn auch mit ein wenig anderen Worten, sagt er: „Ein tugendhafter Mensch ist der, welcher das größtmöglichste Glück aller Geschöpfe will". Der jetzt natürlich noch bewußt vorgestellte Endzweck der Schöpfung ist die Glückseligkeit aller Geschöpfe; die Bestimmung des Menschen: darauf hinzuwirken, daß alle Geschöpfe glückselig werden. Dazu hat uns Gott die Liebe zu uns selbst und zu den Menschen, die uns am nächsten sind, ins Herz gepflanzt. Zufriedenheit ist das größte Gut, sie zu erlangen, dazu bedarf es der Weisheit. Von einem Gegensatz zwischen Kultur und Glückseligkeit ist noch keine Rede; der Heranwachsende befindet sich vollständig in den Banden des Utilitarismus, über die er aber hinausstrebt, wenn er in einer Aufzeichnung über den Tod und die Todesfurcht dem pessimistischen Gedanken Raum gibt, daß das Leben an und für sich kein begehrenswerter Zustand sei: „Es wäre ja ein entsetzliches Unglück, wenn wir nicht sterben könnten und uns eine Ewigkeit in kindischer Gebrechlichkeit hinschleppen müßten; lieber doch gar nicht existieren als in einem so elenden Zustand!" Auch sonst mehren sich bald die pessimistischen Ideen; ganz theologisch sucht er die Lehre von der Unsterblichkeit, die ihm zunächst noch festzustehen scheint, durch den Hinweis auf die Erbärmlichkeit der Welt zu stützen, die einen Ausgleich im Jenseits erfordere. „Denn auf allen Welten wird kein Leiden vergütet, keine Hoffnung erfüllt, kein Herz verewigt, keine Liebe befriedigt," sagt der junge Pessimist und fügt den echt philosophischen Ausspruch hinzu, daß selbst, wenn alle Wünsche erfüllt würden, „so hättest du doch nichts davon als einen größeren Wunsch, der nicht zu erreichen wäre." Über die Unsterblichkeit sagt er einmal in fast Klopstockschen Worten: „Kann der Unendliche verflatternde Schattenbilder lieben, da nicht einmal wir Endlichen unser Herz an Schatten hängen mögen? Als der Einzige Lebendige stände er auf dem Totenacker der Welt!" Die Natur ist ihm nur die Summe alles Vorhandenen (an anderer Stelle freilich auch der vollkommenste Organismus); sie kann keine Einsicht haben, es muß über ihr etwas anderes geben, das die Naturgesetze geschaffen hat. Die Lösung des Welträtsels, die der Jugend sonst keine Schwierigkeiten zu bereiten pflegt, schien ihm keineswegs eine so selbstverständliche Sache. Er verlangt auch gar nicht, alle Geheimnisse enthüllt zu sehen. „Welches Weltall wäre erbärmlicher, als das ich mit meinem beschränkten Verstande begriffe!"

Wie stark ihn von Anfang an ästhetische Probleme beschäftigt haben, zeigt folgender Ausspruch in den Knabenheften: „Das Schöne ist das in seiner Gattung Vollkommene, und ein Wesen, das in seiner Gattung vollkommen ist, nennt man ein Ideal." Bemerkenswert für den später so klar

und scharf ausgebildeten konkreten Idealismus in der Philosophie des Schönen ist der Satz:

„Kunst ist die Darstellung des Schönen durch sinnliche Mittel und sinnliche Bilder. Alle die verschiedenen Künste haben das Ideale zum Inhalt, nur die Mittel, es darzustellen, sind verschieden. So ist die Poesie die Darstellung des Schönen, das man durch die Phantasie oder das Gefühl aufgefaßt hat, durch die Sprache."

Seine Gottesidee schließt sich in diesen Jahren hauptsächlich an die von Pastor Jonas im Konfirmationsunterricht erhaltenen rationalistischen Ansichten an; das bemerkenswerte darin ist nur die Frühzeitigkeit der Beschäftigung mit abstrakten Fragen überhaupt.

„Gott muß vor allen Dingen Denkkraft besitzen, den höchsten Inbegriff aller Denkkraft und aller Weisheit, da alles in der Natur so überschwenglichweise eingerichtet ist; zweitens muß er den höchsten Grad der Liebe gegen alle Wesen der Natur besitzen, eine Eigenschaft, die ebenfalls dem Geiste eigentümlich ist."

Gott ist außerdem das glücklichste aller Wesen, denn die Liebe zu sich selbst und den anderen gerät bei ihm niemals in Widerspruch miteinander, und eben in seiner Liebe zur Welt befriedigt er die Liebe zu sich. Aber schon hier wendet der nachdenkliche Knabe sich gegen den Zweifel der Materialisten an der selbständigen Existenz des Geistes, der nach Ansicht dieser seiner Gegner nur eine Eigenschaft oder ein Produkt der Materie sein soll, mit den Worten: „Wenn jemand das Dasein eines Geistes, eines Gottes, einer ordnenden Vernunft leugnet, was glaubt er denn, das die Welt regiert, da Notwendigkeit oder Natur es nicht sind? etwa ein Knotenpunkt von Nerven?" Das Dasein Gottes zu leugnen, weil man seine Entstehung nicht kennt, erscheint ihm töricht, da man ebensowenig wie die Entstehung Gottes die Entstehung der Materie erklären kann, die man doch nicht leugnet. Aus der Existenz Gottes als eines Geistes folgert er dann die Existenz der Seele als eines von der Materie gänzlich unabhängigen Wesens. Das Selbstbewußtsein, das der Materie fehlt, ist eine die Seele auszeichnende Eigenschaft. Materie und Geist sind beide unvergänglich, man spricht aber nur von der Unsterblichkeit der Seele, weil nur das Selbstbewußtsein wahres Leben verleiht, die Materie dagegen tot ist, außer wenn sie gerade durch eine Seele regiert wird.

„Es hat den Anschein, als ob die Denkkraft aus dem Körper hervorginge; sie ist aber ein abgesondertes Ding und bloß mit dem Körper verbunden, so daß, wenn der Körper vergeht, die Denkkraft weiter nichts als ihre Stütze verliert."

Das Jahr 1858 bringt die erste zusammenhängende größere Abhandlung, die aufbewahrt ist, „Betrachtungen über den Geist". Der Kenner Hartmanns wird darin manche Gedanken finden, denen er in späteren Jahren beredtere und prägnantere Worte zu geben gewußt hat. Die große Leichtigkeit der Übersetzung der Gedanken in schriftlichen Ausdruck, die ihn befähigte, seine Manuskripte oft, ohne sie nach der ersten Niederschrift noch einmal durchgesehen zu haben, in die Druckerei wandern zu lassen, war ihm nicht

eigentlich angeboren; wenigstens verrät der Stil in dieser Erstlingsarbeit noch nichts von jener seltenen Gabe, den in die Tiefe dringenden Gedanken einen entsprechenden Ausdruck zu verleihen, die den großen Schriftsteller unter den Philosophen vor so vielen seiner Vorgänger auszeichnete, sondern bewegt sich in einer steifen, trockenen, schwerflüssigen Prosa, die erst durch große Vorbilder gemodelt werden mußte. Nur die Kraft des jugendlichen Denkens imponiert auch hier schon, denn man muß sich immer vergegenwärtigen, daß man es mit einem sechzehnjährigen Jüngling zu tun hat, der seine Ideen über Gott und Welt zu fixieren, ja in eine Art von System zu bringen sucht. Der Akzent dieses jungen Lebens liegt ganz augenscheinlich auf dem reinen Gedanken; die Beschäftigung mit der Kunst kommt, die Musik ausgenommen, erst in zweiter Reihe und geht auch mehr aus dem intellektuellen Bedürfnis, seine Kräfte auf allen Gebieten zu erproben, hervor, als aus der intuitiven Schaffenskraft des Künstlers.

In den 1858 geschriebenen „Betrachtungen über den Geist" wird zunächst vom absoluten Geist gesagt, daß

„die Bewegung in dem Seienden nicht aus Notwendigkeit oder Zufall so vor sich gehe, wie wir sie wahrnehmen, sondern daß die Gesetze, die wir in demselben erkennen, aus der Empfindung der Liebe und dem Prozeß des Denkens entstanden sind."

Denn das steht dem jungen Eudämonisten trotz aller pessimistischen Anwandlungen durchaus fest, daß die Welt aus Liebe, um größtmöglichstes Glück zu verbreiten, geschaffen sei. Freilich kann stets nur ein unvollkommenes Glück vorhanden sein, da das Glück nur im Werden, nicht im Sein besteht.

„Das absolute Sein (vor allem Werden) schließt jeden Gedanken, jede Empfindung, also jedes Bewußtsein aus. — Es ist also das absolute Sein eine absolute Ruhe und gleich der Ruhe des Nichtseins, da schon, um in dieser Ruhe den Gedanken des Unterschiedes zu fassen, ein Werden unerläßlich ist. Ebenso würde nun auch, wenn wir uns das absolute Glück erreicht dächten, die Ruhe des Seins eintreten, es also mit jedem Glück ein Ende haben."

Die Grundgesetze der Natur sind durch das Denken entstanden; sie sind einerseits nicht notwendig (soll heißen: durch keine äußere Nötigung bewirkt), andererseits möglichst von jeder Willkür entfernt. Wir können erkennen, daß „unmöglich die Notwendigkeit oder der Zufall die Ursache der Erscheinungen sein kann, sondern daß überall ein ordnender Verstand es sei, der sie hervorgerufen." Freilich, warum die Materie von Gott geschaffen sei, das vermögen wir nicht einzusehen; vom Schaffen wie vom Vernichten können wir uns keine Vorstellung machen. Die Materie ist eine Kombination von räumlichen, der Geist eine von zeitlichen Kräften. Raum und Zeit sind also im Ursein vertreten. Am auffallendsten ist, daß unser Philosoph die Geistesvermögen auf zwei, nämlich Empfinden und Denken, beschränkt und das Begehrungsvermögen ganz auf die Seite der Empfindung hinüberschiebt.

Den Anspruch des Denkens auf apodiktische Gewißheit verwirft er zu gunsten des Wahrscheinlichkeitsbegriffs; auch die Lehren der Mathematik wissen wir nur unter der Bedingung, daß unser Denken das allein mögliche sei. Freilich muß Gott bei Erschaffung der Naturgesetze schon nach logischen

Gesetzen gedacht haben, er hätte ja sonst ohne (Denk-)Gesetze denken müssen. Nur eine einzige Ausnahme gibt es, „nur ein einziges wissen wir absolut, daß es geistige Bewegung gibt, denn wir wissen, daß wir denken und empfinden." Es gehört zu den unlösbaren Widersprüchen, daß „der Verstand sagt: es kann nichts sein, denn es hätte ja werden müssen, und aus dem Nichts kann und konnte nichts entstehen, wogegen die sinnliche Wahrnehmung spricht: es ist etwas." Es ist also das beste, „von dem Umstande, daß das Seiende aus dem Nichts geworden sei, zu abstrahieren und uns so zu benehmen, als ob dieser Widerspruch, der einzige, den es in der Welt gibt, und darum um so schrecklicher, der schon so wahnsinnige philosophische Systeme hervorgebracht hat, gar nicht existiere, weil wir sonst in einen Skeptizismus verfallen, der uns bei dem Nichts stehen bleiben heißt."

Übergehend zu dem mit der Materie verknüpften absoluten Geist wird die Unsterblichkeitsfrage zugunsten einer Fortdauer des Geistes nach Abstreifung der Individualität entschieden, da kein Teil des Seienden verloren gehen könne. Aber wie die Kraftzentra der Materie sich anders zusammensetzen können, ohne deshalb aufhören zu sein, so kann auch die geistige Beschaffenheit, die Individualität, sich ändern nach Trennung von der Materie, aber Hartmann entscheidet sich dann doch für eine Vereinigung mit dem „Urgeist", d. h. der Summe aller vorhandenen nicht individuellen Kräfte, welche uns als mit Gott identisch anzunehmen, nichts hindert. Vielleicht ist der (menschliche) Geist dann doch noch befähigt, Eindrücke auch ohne Vermittlung der Materie empfangen und von sich ausgehen zu lassen, da Denken und Empfinden ebensowohl dem absoluten wie dem menschlichen Geist zukommen. „Soviel steht jedenfalls fest, daß die zur Individualität eines Menschen oder Tieres vereinigten geistigen Kräfte oder Fähigkeiten nach dem Tode desselben nicht aufhören können zu sein, sondern daß sie vielmehr in Ewigkeit fortbestehen müssen wie jedes Teilchen des Seienden."

Nun springt die Betrachtung zu der Psychologie über, zu dem Geiste, wie er sich mit dem tierischen Leibe verbunden zeigt. Die Unterschiede zwischen Tier und Mensch sind meistens nur quantitativer Art, aber „einen qualitativen weiß ich zu nennen, das ist der Trieb des Menschen, bei einem Ereignis nach dem Grunde desselben zu fragen. Dieser Trieb, für den die Sprache unerklärlicherweise kein Wort hat, ist die Grundsucht, die die Ursache ist zu jedem Denken, das sich nicht auf das Handeln bezieht, also zum wissenschaftlichen Denken".

Die Begierde ergibt sich ihm so unmittelbar aus der Empfindung der Unlust, daß wir, „um sie zu erklären, des störenden und unbegründeten Begriffes Begehrungsvermögen nicht bedürfen" [1]). Ohne die Sinne gibt es kein Empfinden (man sieht hier deutlich die Schwierigkeit, die sich durch die vorhin wiedergegebene Behauptung, daß auch das absolute Sein Empfindung — die der Liebe — besitzt, drohend erhebt), ohne sinnliches Empfinden kein Denken.

[1]) Ich ziehe hier zum Vergleich eine Stelle aus dem „Grundriß der Psychologie" heran: „Gefühl und Empfindung sind die einzigen Elementarphänomene, aus denen auch der komplizierteste Bewußtseinsinhalt erbaut ist. Die bewußte Vorstellung ist erst von

Das Empfinden ist das Produkt aus einem inneren und einem äußeren Faktor, dem Empfindungsvermögen und äußeren Umständen, das Denken ein Produkt der äußeren Umstände und des Denkvermögens. Die Begierde ist die unmittelbare Folge der Empfindung, und die Tat wieder die notwendige Folge der Begierde. Kein Begehren ohne Empfinden, ja die Begierde ist nur eine Art des Empfindens, die notwendig aus einer Empfindung der Unlust aufsteigt. „Wir sehen also hier die Begierde oder das Begehren, welche Tätigkeit man mit Recht als eine Art von Empfinden ansehen kann, sich unmittelbar aus der Empfindung der Unlust erheben und gleichsam als einem unzertrennlichen Bestandteil mit derselben zusammenhängen und als ein solcher stets vereint mit ihr auftreten." Der Begriff des Begehrungsvermögens ist eigentlich nur gemacht, um der Lehre vom freien Willen etwas mehr Haltbarkeit zu geben. Aber die Begierde entspringt nicht allein aus der Empfindung, sondern auch aus dem Denken, das den Menschen zuweilen zwingt, leichte Empfindungen der Unlust zu übernehmen, um von einer größeren Empfindung der Unlust befreit zu werden. So gibt es zwei Arten von Begierden, eine, die, wie z. B. das Essen bei quälendem Hunger, direkt auf die Empfindung folgt, während bei anderen Handlungen das Denken eine Rolle spielt. Der freie Wille ist für Hartmann natürlich ein Unding; er polemisiert gegen die Gewohnheit, „jenes mit einer unbestimmten Vorstellung von einer gewissen geistigen Kraft verbundene Wort Willen als die Ursache von einer großen Menge geistiger Eigenschaften und Eigentümlichkeiten anzusehen, die sich ganz leicht auf das Empfindungs- und Denkvermögen zurückführen lassen." Da man den Willen weder mit dem Begehrungsvermögen noch mit dem Begehren oder der Begierde identifizieren kann, so bleibt die „Freiheit" dieses unerklärlichen Vermögens eine ganz überflüssige Bezeichnung. Frei ist ein vollständig absoluter Begriff, es gibt keine Stufen; daß aber die Begierde, die stets durch äußere Umstände und durch das Denk- und Empfindungsvermögen bedingt ist, frei sein soll, widerspricht jeder Erfahrung. „Überhaupt kann man nichts absolut Freies, d. h. durch keine Bedingung Bestimmtes denken als den absoluten Zufall, und der Zufall ist es ja gerade, den aus der Welt zu verbannen und dafür die gegenseitige Bedingtheit einzuführen, der Zweck der göttlichen Gesetze war." Was man durch den Begriff der Freiheit klarstellen will, ist: daß es einige Begierden gibt, die vornehmlich durch das Denkvermögen, das in seiner Anwendung auf das Handeln Vernunft heißt, bestimmt werden. Statt zu sagen, „der eine Mensch hat einen stärkeren Willen als der andere, müßte man sagen, er empfindet stärker als der andere, oder er hat mehr Vertrauen zu seiner eigenen Überlegung . . . denn die Stärke des Wollens oder Begehrens ist durchaus proportional der des Empfindens, abgesehen von der Modifikation, die es durch die Vernunft erleidet." Unter Temperament ist die Individualität des Empfindungsvermögens, d. h. die Gesamtheit aller in das Gebiet des Empfindungsvermögens fallenden Geisteselemente zu verstehen.

der Empfindung abgeleitet, und das Begehren, Streben und Wollen, soweit es Bewußtseinsinhalt zu sein scheint, ist tatsächlich nur ein bestimmter Komplex von Gefühlen, Empfindungen und Vorstellungen." Man sieht, daß bei diesem Denker trotz gelegentlicher Schwankungen eine große Kontinuität der Ideen stattgefunden hat.

Auch für das sittliche Handeln bedarf man des freien Willens nicht. Unter Sittlichkeit begreift Hartmann die das Glück des Nächsten bezweckende Liebe, die aus der Vernunft entspringt und die Selbstliebe auf ihr richtiges Maß zurückführt. Unsittliche Handlungen „entstehen ebenso häufig aus der Mangelhaftigkeit der Vernunft als durch ein ungleiches Verhältnis von Selbst- und Nächstenliebe". Getadelt werden darf niemand wegen seiner Unsittlichkeit, da ja seine Handlungen mit Notwendigkeit aus der Individualität seines Geistes und den äußeren Umständen folgen, aber es ist nötig, der mangelnden Einsicht des einzelnen durch Strafen nachzuhelfen, damit er aus Überlegung unterlasse, was er aus angeborener sittlicher Veranlagung nicht unterlassen würde. Dieselben Tätigkeiten sind in einem Fall unsittlich, in einem anderen sittlich, nur, und das ist wieder sehr charakteristisch, eine Tätigkeit weiß Hartmann zu nennen, die „immer unsittlich genannt zu werden verdient, weil sie der Idee nach die Grundlagen vernichtet, auf denen jede praktische Lebensgemeinschaft beruht, das ist die Verletzung des Eigentumsrechts". Die so oft zu hörende Definition, daß nur das sittlich sei, was mit Gottes Willen übereinstimme, ist schon deshalb hinfällig, weil ja alle Gedanken und Begierden nach den Gesetzen Gottes vor sich gehen. Allerdings ist der Grundgedanke, daß Gott das größtmögliche Glück bezwecke, richtig, dies kann aber nur ein unvollkommenes sein, deshalb sind die den allzuschnellen Fortschritt hemmenden Handlungen der göttlichen Absicht ebenso gemäß als die, welche ihn fördern. Ob der sittliche oder der unsittliche Mensch glücklicher ist, vermag man schwer festzustellen, die Existenz eines Gewissens jedoch ist höchst unwahrscheinlich, da

„es ja der göttlichen Liebe widerspräche, ohne weitere Veranlassung auf eine mit Notwendigkeit erfolgte Tat jedesmal eine Empfindung der Unlust folgen zu lassen; vielmehr ist das, was man als Gewissensbisse und als deren Folge die Reue ansieht, nichts weiter als ein in seinem Wesen verkanntes Gemisch aus Furcht vor Strafe und aus Verdruß über die Unkenntnis gewisser Prämissen, woraus bei ungebildeten und denkungewohnten Menschen der Verdruß über die Begehung der Tat selbst zu entstehen pflegt, während der denkende Mensch, der einsieht, daß durch diesen unnützen Verdruß nichts geändert wird, bloß eine Lehre für die Zukunft daraus abstrahiert."

Die innere Befriedigung nach dem Vollbringen einer sittlichen Tat ist keine Wirkung des „Gewissens", sondern erklärt sich aus der Befriedigung einer edlen Begierde, die immer höher ist als die durch Selbstliebe erfüllten Begierden. Das Glück darf man nicht verwechseln mit den Bedingungen desselben wie Gesundheit, Wohlhabenheit, Gemeinschaft mit den Menschen, die freilich, wenn sie fehlen, Unglücksempfindungen verursachen, deren Vorhandensein aber nur den Nullpunkt abgeben, auf dem das positive Glück errichtet werden soll. „Das Glück besteht in einer Empfindung der Lust.

„Eine Empfindung, welche unmittelbar durch die äußeren Umstände erregt wird, ist zunächst allemal eine Empfindung der Unlust, und aus ihr folgt unmittelbar die Begierde, dieser Empfindung der Unlust ledig zu werden, und erst durch die Befriedigung dieser Begierde entsteht die Empfindung der Lust . . . die edelste Begierde des Menschen ist die, welche der edelsten Fähigkeit des Geistes, dem Denkvermögen, angehört, die schon oben erwähnte Grundsucht, welche ihre Befriedigung durch das Beobachten, Forschen und Denken im Erkennen findet, daher besteht im Erkennen das höchste Glück des Menschen."

Die Zufriedenheit, die darin besteht, daß ein Individuum alle Begierden befriedigt hat, ist nicht an und für sich das größte Glück, sondern ein Zeichen von Beschränktheit, da die Menschen, die die wenigsten Bedürfnisse haben, am leichtesten befriedigt sind. Die sinnlichen und geistigen Eigenschaften unterscheiden sich dadurch, daß „die sinnliche Empfindung nur so lange andauert, als die Materie sich in dem Zustand oder vielmehr in der Bewegung befindet, durch die sie hervorgerufen wurde, wohingegen die geistige Empfindung rein geistige Bewegungen zur unmittelbaren Veranlassung hat und erst mittelbar materielle Bewegungen, aber entstehen und bestehen kann, während diese längst aufgehört haben. Beide Empfindungen treten im menschlichen Geiste so innig vermischt auf, daß es sehr schwer, oft unmöglich ist, sie voneinander zu sondern; den Schlüssel zu ihrem Zusammenhange zu finden, scheint ihnen versagt zu sein." Die auf bloß sinnliche Empfindungen der Lust gerichteten Begierden gewähren geringere Lust als die auf gemischte oder rein geistige Lust gerichtete Begierde.

Der im folgenden Jahre (1859) geschriebene kleine Aufsatz „Die Geistestätigkeit des Empfindens" nimmt den Gedankengang der ersten Arbeit, als deren Ergänzung er gedacht ist, im wesentlichen wieder auf. Hartmann führt die sinnliche Empfindung auf bloß quantitativ verschiedene Zusammensetzungen des Kraftzentrums zurück, aus der sich erst die Qualität entwickelt. „Es ist eine wichtige Tatsache für die tiefer eingehende Kenntnis der Natur, daß alle Verschiedenheiten der Dinge und Erscheinungen, die im subjektiven Eindruck qualitativ erscheinen, sich als rein quantitativ erweisen, sobald es der Naturforschung gelingt, sie in ihrem objektiven Wesen zu erkennen." Die allereinfachste Begierde ist die Begierde nach dem möglichst wenig Zufälligen, also nach den möglichst einfachen Zahlenverhältnissen. Hartmann nennt sie Vernunftbegierde und weist ihr die hervorragendste Stelle im menschlichen Geistesleben an. Wird sie befriedigt, so entsteht Lust-, anderenfalls Unlustempfindung.

„Stellen wir nun hiermit den vorhin abgeleiteten Satz zusammen, daß die Verschiedenheiten der Nerven- und Gehirn-Molekularbewegungen, ohne welche keine und durch welche jede sinnliche Empfindung erregt wird, rein quantitativer Natur sein, d. h. in Verschiedenheit der Zahlenverhältnisse der Schwingungen bestehen müssen, so leuchtet ein, daß jede sinnliche Lust- oder Unlustempfindung, gleichviel durch welchen Sinn sie erregt werde, in der Befriedigung oder Nichtbefriedigung keiner anderen als der Vernunftbegierde bestehen muß, wenn auch der Geist, in welchem diese Tätigkeiten vor sich gehen, sich der Entstehung derselben bei allen anderen Sinnen *ebenso unbewußt* ist wie bei den Tönen."

Im direkten Gegensatz zum ersten Aufsatz findet sich das Bemühen, die Geistestätigkeiten, anstatt in Empfindung und Denken aufzulösen, mit Ausschaltung des Willens als eines besonderen Vermögens, auf Gedanken, worunter er auch das „Bewußtwerden" versteht, und Begierden zurückzuführen, denen die Empfindungen anhängen.

Hartmann teilt die geistigen Empfindungen, nicht eben sehr glücklich, in fünf Klassen, von denen die erste (Glauben, Zufriedenheit) reine Gedanken, die zweite eine Spezialisierung der Begriffe Lust und Unlust, die dritte eine Verbindung der ersten und vierten, z. B. Furcht, die vierte reine Begierden,

wie Liebe und Haß, und die fünfte bloß Zustände der größeren Empfänglichkeit für Lust- und Unlustempfindungen enthält, kommt dann aber zu dem Resultat, daß man so heterogene Begriffe wie Gedanken und Begierden nicht mit dem gemeinsamen Namen Empfindung bezeichnen dürfe, womit dann auch der Begriff Empfindungsvermögen hinfällig werde. „Alles, was mit dem Namen geistige Empfindung bezeichnet wird, besteht entweder in einem Bewußtwerden (Gedanken) oder in einer Begierde oder in einer Verbindung beider oder endlich in einer Befriedigung oder Nichtbefriedigung einer Begierde." Die Begierde ist im Menschen eher als die Lust- oder Unlustempfindung, ist also das Primäre neben dem Bewußten (Gedanken). Lust- und Unlustempfindung, auch die sogenannten sinnlichen Empfindungen, entstehen immer aus der Befriedigung oder Nichtbefriedigung der Vernunftbegierde. „Es gibt keine primäre Geistestätigkeit Empfinden, sondern das, was mit dem Namen Empfindung bezeichnet werden darf, ist eine Funktion einer anderen Geistestätigkeit, des Begehrens." Es gibt also auch kein Empfindungsvermögen; die Empfindung hat nur quantitative Verschiedenheiten, Übergangsstufen von der Lust zur Unlust oder umgekehrt; es liegt im Begriff der Begierde, daß sie entweder befriedigt werden muß oder nicht.

Von den psychologischen Betrachtungen springt die Arbeit ziemlich unvermittelt auf die Kunst über, die kein „Produkt der Empfindung" sein soll, sondern ihre Wirkung aus der Befriedigung der Vernunftbegierde schöpft und nach Form und Inhalt betrachtet werden muß. Hartmann zollt der Form Beachtung, hält aber den Inhalt, die „charakteristische Schönheit" für wertvoller. Diese besteht darin, daß „durch sinnliche Darstellungen, d. h. durch Mittel, welche eine unmittelbare Einwirkung auf unsere Sinne ausüben, Gedanken und Begierden in solchen Kombinationen in uns wachgerufen werden, daß dadurch Lustempfindungen entstehen." Die Form ist um so schöner, je mehr das Walten des Zufalls in ihr beschränkt ist, die Kugel ist aber trotzdem nicht die schönste Form, da sie sich nicht durch Reichtum und Mannigfaltigkeit ihrer Gliederungen auszeichnet, also die Vernunftbegierde deshalb weniger befriedigt als ein reich gegliedertes künstlerisches Ganzes, das freilich durch das Gesetz (der Zahl) beherrscht sein muß.

Die Dichtkunst hat den Vorteil, nicht nur Handlungen, sondern auch Denken und Begehren unmittelbar darstellen zu können, weil diese selbst Tätigkeiten, also Bewegungen des Geistes sind. Das, was uns die Kunst der Natur vorziehen läßt, ist das Idealisieren, das unbedingt nötig ist. Hartmann versteht darunter: „bei der Nachahmung alle Unlustempfindungen erregenden Züge und Einzelheiten so sehr fortlassen, zurückstellen und verdunkeln, dagegen alle Lustempfindungen erregenden Züge und Punkte so sehr hervorheben und in vorteilhaftes Licht setzen, als es irgend die Einheit und der Zusammenhang des Ganzen erlaubt." Das Häßliche („das, was in einem wahren Kunstwerk zufällig erscheint und dadurch dem Grundgesetz der formalen Schönheit widerspricht") kann dadurch gerechtfertigt werden, daß der Künstler ein Mittel, die Vernunftbegierde zu befriedigen, aufgibt, um durch tausend andere Mittel diesen Zweck um so eher zu erreichen. In der Poesie

besteht die formale Schönheit im Versbau, in der bildenden Kunst in der Begrenzung der Ebene; die absolute Zufälligkeit der Form schließt jede Schönheit aus. Das Gesetz der Symmetrie wirkt ebenfalls auf die Vernunftbegierde, weil es weniger zufällig ist, wenn sich die Formen der einen Seite auf der anderen wiederholen; nur darf der Künstler nicht durch allzu ängstliches Anklammern an dies Mittel in Steifheit verfallen. Es kam Hartmann bei diesen Erörterungen wesentlich darauf an, zu beweisen, daß die durch die formale Schönheit in uns erregte Lustempfindung nur in der Befriedigung der Vernunftbegierde durch Bewußtwerden (was beileibe nicht Empfindung genannt werden dürfe) der Form bestehe.

Aus den Jahren 1859—1863 liegen keine Aufzeichnungen vor; die schriftlichen Arbeiten auf der Artillerieschule (die er stets mit „Königsbelobigung erledigte) und die Ausbildung in der musikalischen Komposition — er liest im August 1861 vier Bände von Marx' Kompositionslehre — und in der Porträtmalerei ließen ihn nicht dazu kommen; aber die Lektüre schreitet gleichmäßig fort. Müller-Pouillets große Physik wird 1860 zu Ende gelesen. Die Philosophie erscheint: Hegels Logik, Holbachs „Système de la Nature", Bieses Aristoteles 1861, daneben Goethe, Virchow („Goethe als Naturforscher"), Herder („Über den Ursprung der Sprache" und „Über den Geist der Ebräischen Poesie"), Scheves „Phrenologische Bilder" und Volgers „Erde und Ewigkeit". Im folgenden Jahr überwiegt wieder die Literatur. Shakespeare, Gervinus' Literaturgeschichte und Shakespeare, mehrere Bände Riehl, Richard Wagners „Oper und Drama", Adolf Stahr, der vierte Band von Jahns „Mozart", Theodor Mundts „Pariser Kaiserskizzen", daneben Werthers „Anorganische Chemie", Giebels „Tagesfragen aus der Naturgeschichte", Siegmund Schotts „Sterben und Unsterblichkeit". Ein buntes Allerlei zieht an dem Auge des Jünglings vorbei, die Wahl der Lektüre ist nicht planmäßig geregelt, sondern entspringt dem weitgehenden Bedürfnis nach Vertiefung der Allgemeinbildung; er war sich des unaussprechlichen Reichtums noch nicht bewußt, der in seinem Innern der Hebung harrte, aber in dem Gedächtnis des eifrigen Lesers bleiben die Spuren des Gelesenen haften, bereit, sich bei dem ersten Anlaß zur Verwertung finden zu lassen. Sein zeichnerisches Talent brachte ihm als ganz jungem Leutnant 1860 die Kommandierung zu den Schießversuchen in Jülich, die teilweise von seinem Vater geleitet wurden und ihn in die unmittelbare Nähe des späteren ersten Kaisers führten; eine glänzende militärische Laufbahn schien sich ihm zu eröffnen; da hatte eine 1861 erlittene Kontusion der Kniescheibe, die zuerst kaum beachtet wurde, ein Leiden im Gefolge, das ihn durchaus andere als militärische Wege leiten sollte. Zunächst trat ihm der Gedanke nahe, Maler zu werden, dann warf er sich auf die musikalische Komposition, aber er erkannte bald, daß seine künstlerische Veranlagung auf beiden Gebieten über einen allerdings hervorragenden Dilettantismus nicht hinaus kam. Es ist ihm nicht leicht geworden, auf weltlichen und künstlerischen Ehrgeiz zu verzichten und, bis zum Jahr 1867 in steigendem Maße an das Lager gefesselt, der tatkräftigen, auf praktisches Wirken gerichteten Jugend Lebewohl zu sagen, ohne

deutlich zu wissen, wohin er sein Lebensschifflein zu steuern habe. Wohl ist ihm, wie er mir gesagt hat, damals der Gedanke gekommen, seinem, wie es schien, nutzlos gewordenen Dasein ein Ende zu bereiten und von dem stets auf seinem Nachttisch liegenden Revolver Gebrauch zu machen; aber die Gesundheit seines Denkens und seiner auf hohe Ziele gerichteten Geisteskraft, die schon wieder nach neuen Auswegen spähte, zwang ihn von jenem verhängnisvollen Gedanken zurück. Mehr und mehr trat das philosophische Interesse hervor, verdrängte die künstlerischen Aspirationen und zog alle Geisteskräfte in seinen Dienst. Es ist eine herbe Nüchternheit, die uns aus den kleinen Aufsätzen des Jahres 1863 anweht. Vorangegangen aber war eine Epoche musikalischer und dichterischer Produktion, die uns den jungen Philosophen von einer ganz anderen Seite zeigt. Wenn man die Lieder und den Text der kleinen Oper „Der Stern von Sevilla" zur Hand nimmt, die in jenen Jahren entstanden sind, und die Gedichte liest, in denen er glutvollen Empfindungen Ausdruck gegeben hat, so zweifelt man nicht daran, daß es dieser Natur auch an künstlerischen Anlagen nicht gebrach. Ich ziehe einige Verse eines augenscheinlich sehr früh entstandenen Gedichtes, das wegen seiner pessimistischen Tendenz charakteristisch ist, heran:

In die Heimat sehnet leise
Jeder Pilger sich zurück,
Und die Heimkehr jeder Reise
Ist ihr schönster Augenblick.
In die Heimat drum zurücke
Sei auch unser Sinn gewandt,
Draus ein mitleidlos Geschicke
In das Dasein uns verbannt.

Wie sie rennen, wie sie jagen
Nach dem Glücke allzumal!
Und sie lassen sich's nicht sagen,
Daß die Lust „gestillte Qual!"
Weicht das Sehnen, fühlt man Wonnen,
Doch ist's nur im Augenblick;
Wie gewonnen, so zerronnen,
Nur im Schmerze wohnt das Glück!

Andere Gedichte besingen den Kummer und die Freuden der Liebe; sie sind wohl zumeist als Unterlagen für etwaige Kompositionen entstanden. Die Mendelssohnschen Lieder ohne Worte regten ihn zur Textdichtung an. Zu dem in Heft III, Nr. 4 enthaltenen Stück dichtete er ein Trinklied, das erst ein „Hoch den Frauen" vorschlug und dann ein „Hoch den Schmerzen", womit höchst charakteristisch das — Vaterland gemeint war. Auch ein Versuch zur Übersetzung horazischer Oden findet sich vor. Eine ungedruckt gebliebene Novelle, das Problem der Geschwisterliebe behandelnd, und die beiden Dramen „David und Bathseba" und „Tristan und Isolde", die er Anfang der siebziger Jahre schrieb und unter dem Pseudonym Karl Robert veröffentlichte, zeigen, daß er auch später noch der Dichtkunst zugewandt blieb, wenngleich die Beschäftigung mit den abstrakten Problemen der Metaphysik und Erkenntnis naturgemäß die dichterische Schaffenskraft mit der Zeit immer

mehr einschränkte. Wer dem leisen inneren Verlauf des Denkens nachgeht, das sich in Selbstbeschränkung auf sich selbst zurückzieht, der kommt zu anderen Resultaten des Schaffens, als wer der Gestaltungskraft der Phantasie oder den Ausbrüchen des Gefühls nachgibt. Aber die in der Jugend praktisch geübte Beschäftigung mit allen schönen Künsten versetzte ihn später in die glückliche Lage, auch in der Ästhetik nicht bloß Theoretiker zu sein, sondern im Rückblick auf die im eigenen Schaffen, z. B. in der musikalischen Komposition, erworbenen Kenntnisse einen kritischen Maßstab anzulegen, der aus der Erfahrung genommen ist und dadurch den so häufig gerade von Künstlern erhobenen Einwand entkräftet, daß ein Philosoph, der nur an abstraktes Denken gewöhnt sei, gar nicht der Kunst gerecht zu werden und ihre innersten Gesetze zu erkennen vermöge.

In dem 1863 geschriebenen Aufsatz „Über den Wert der Vernunft und Erkenntnis für das menschliche Handeln und Glück" erwägt der junge Verfasser zunächst die Vorteile, die dem Menschen aus dem richtigen Gebrauch der Vernunft erwachsen. Da die Vernunft, die uns von den Tieren unterscheidet, für das Handeln so überaus wichtig ist, muß man sie tunlichst pflegen. Ein dummer Mensch, der keinen Vernunftgründen Gehör gibt, ist schlimmer als ein böser, aber intelligenter Mensch, den man durch Vernunft zu bekehren hoffen darf. Da, wo das Interesse den Eintritt schlummernder Gedächtnisvorstellungen beschleunigt, erkennt man „den Punkt, wo das Reich des Begehrens auf das Reich des Erkennens influieren kann." Daß die Affekte das Urteil trüben, ist bekannt; man kann aber durch festen Vorsatz Übung in der Unterdrückung der Affekte erlangen.

„Dann wird immer die sonnenklare Ruhe des Intellekts ungetrübt über dem oft wild bewegten Grunde des Daseins schweben und der beneidenswerte Zustand erreicht sein, welcher in allen Situationen des Lebens eine so enorme Überlegenheit über alle verleiht, welche dieser ungetrübten Geistesklarheit entbehren, selbst wenn sie im übrigen überlegene Geisteskräfte besitzen."

Über den Willen sagt er hier:

„Der Wille ist im subjektiven Bewußtsein die einer Handlung unmittelbar vorhergehende und dieselbe verursachende Begierde, objektiv nach seiner Entstehungsweise betrachtet, zeigt er sich als die Resultante aller gleichzeitig erregten und auf ein und dieselbe Handlung Bezug habenden Begierden."

Das Begehren ist im Gegensatz zum Intellekt oder Erkenntnisvermögen, die bloße, ihren Inhalt von außen erhaltende Form sind, selbst Inhalt, und nur die Form, in der es auftritt, wird von außen durch Motive bestimmt. Eine Erkenntnis kann niemals unmittelbar auf den Willen Einfluß haben, sondern nur, indem sie als Motiv wirkt. Wenn es eine Erkenntnis gäbe, die niemals als Erregung einer Begierde wirkte, so würde diese Erkenntnis auch niemals auf das menschliche Handeln Bedeutung gewinnen können.

Die Vernunft muß alle möglichen Folgen einer vorliegenden Handlung ins Auge fassen, die Größe der zu erwartenden Lust- und Unlustempfindungen abschätzen und alle diese Vorstellungen als Motive für die Begierden einstellen. Der Leichtsinn, dessen höchste Potenz das Tier besitzt, besteht darin,

daß man bei der Willensentscheidung das Ich der Zukunft gegen das Ich der Gegenwart zu kurz kommen läßt. Das Ich der Vergangenheit, die als solche tot und abgefunden ist, hat nur dann noch Aussicht auf Beachtung, wenn es in der Zukunft einen Berührungspunkt mit dem Ich der Gegenwart hat. Und wie die Anwendung der Erkenntnis der Gleichberechtigung der zeitlich getrennten Subjekte des Begehrens auf Glück dem Leichtsinn vorbeugt, so muß die Erkenntnis der Gleichberechtigung der räumlich getrennten Subjekte des Begehrens auf Glück den Egoismus vernichten. — Man sieht, die Beziehung auf das praktische Handeln wird bei allen Betrachtungen niemals aus dem Auge verloren. — Die Vernunft erscheint deshalb so bedeutungsvoll, weil sie nicht allein die Vorteile lehrt, die man durch sie für das Glück erringen kann, sondern auch, weil sie zur sittlichen Erkenntnis verhilft. Der religiöse Glaube wird erst dann lebendiger Glaube, wenn er die Begierde zur Liebes Gottes, zur Ehrfurcht, zur Demut, zur Hoffnung auf das Jenseits usw. entfesselt. „Das subtilste Verständnis der Moral in ihrer Begründung auf die Vernunft fruchtet nichts, wenn diese Erkenntnis keine Begierde schlummernd vorfindet, als deren Motiv sie wirken kann." Die Moral muß also gelehrt werden, um tugendhafte Begierden einzupflanzen oder schlummernde zu wecken. Daß die Moral in Konflikt geraten kann mit dem Prinzip des größtmöglichen Gesamtglückes, kommt dem Autor auch jetzt noch nicht zum Bewußtsein; man muß immer in Betracht ziehen, daß er von John Stuart Mill, den er mit sechzehn Jahren eifrig gelesen hatte, damals stark beeinflußt war. Vielleicht rührt die im „Sittlichen Bewußtsein" später so scharf hervortretende Kritik des Utilitarismus und Eudämonismus davon her, daß Hartmann selber sich früher in den Banden dieser Lehren befunden hatte; man verurteilt am stärksten das, wovon man sich selber frei gemacht hat. Das Handeln nach dem Gefühl, das ihm wesentlich das Ergebnis eines unklaren, lediglich nach Analogien denkenden Kopfes zu sein scheint, mißbilligt der junge Intellektualist schon damals und predigt die Bevorzugung des bewußten, abstrakten, sich auf das Allgemeine, die Induktion, stützenden Denkens, das zur Überwindung des Affekts am dienlichsten sei. „Demnach heißt: nach seinem Gefühl handeln, nichts anderes als ohne bewußtes, abstraktes Denken handeln;" es ist also der direkte Gegensatz zu dem nach der Vernunft Handeln. Im besten Fall ist die „gefühlte Erkenntnis" das Resultat eines unbewußt gebliebenen abstrakten Denkprozesses. Unter besonders günstigen Umständen kann auch aus dem Gefühl, d. h. ohne abstraktes Denken, ein sittliches Handeln entspringen, „wie wir es oft bei den zartesten weiblichen Wesen vertreten empfinden, wo dann diese instinktive Schönheit des Handelns einen so gewaltigen Reiz der Naivität hat, da sie nur aus reiner, schöner und harmonischer Charakteranlage entspringt"; aber im allgemeinen muß doch, auch aus eudämonistischen Gründen, der Vernunft der Vorrang für das menschliche Handeln eingeräumt werden. Schon hier begegnet man einer scharfen Kritik des weiblichen Denkvermögens, das vorwiegend durch Analogien denke und dem deshalb so schwer mit Beweisen beizukommen sei, denn:

„Kommt man zufällig nicht hinter den einen Fall, auf dessen Analogie sie (die Frauen) sich stützen, so mag man ihnen ihr Unrecht demonstrieren soviel man will, ihre eine unausgesprochene Analogie gilt ihnen in der Regel mehr als die schlagendsten Induktionsbeweise, weil sie sehr selten fähig sind, das Allgemeine überhaupt zu fassen, geschweige sich dafür zu interessieren. Was ihnen an Fassungsvermögen für die Verallgemeinerung (Abstraktion, Induktion) abgeht, das ersetzen sie freilich zum Teil durch feinen Takt in Benutzung der Analogien und Berücksichtigung der feinsten Unterschiede in den ähnlichen Fällen, so daß sie an Feinheit der Unterscheidung dem Manne entschieden überlegen sind, der sich hierin nicht so übt, und deshalb durch diesen Mangel an Unterscheidung leicht in den Fehler verfällt, pedantisch zu werden, was einem Weibe auf diesem Gebiete nie passieren wird."

In den Schlußsätzen über die Möglichkeit einer Änderung des Charakters stellt er sich in Gegensatz zu Schopenhauer und faßt noch einmal die Wichtigkeit der Vernunfterkenntnis für das menschliche Handeln zusammen, indem er der Gewohnheit, d. h. der durch stete bewußte Wiederholung derselben Motive beeinflußten Handlungsweise, eine große Macht zur Charakterbildung zuschreibt.

In das Jahr 1863 fällt noch ein Aufsatz über die Phantasie, die Hartmann definiert als die Fähigkeit, sich sinnlicher Vorstellungen ohne direkte sinnliche Veranlassung, also nur nach dem Gedächtnis bewußt zu werden. Niemand kann Vorstellungen haben, die nicht durch Sinneseindrücke entstanden sind. Die Phantasie oder Einbildungskraft ist also darauf angewiesen, sich dieser im Gedächtnis aufbewahrten sinnlichen Vorstellungen zu bedienen. Zu der Erinnerung tritt die Kombination, die entweder karikierender oder genauer nachahmender) oder idealisierender Art ist, je nach der Anlage des betreffenden kombinierenden Menschen. Die letzte Art gewährt den höchsten Genuß; in der Kunst ist sie unentbehrlich.

„Sie besteht darin, daß in erhaltenen sinnlichen Eindrücken die schönen von den häßlichen Teilen gesondert werden und bei späteren Kombinationen so viele schöne Teileindrücke kombiniert werden, als die Einheit und Art der zu versinnlichenden Idee gestattet. Eine auf diese Weise sinnlich vorgestellte Idee heißt Ideal, und eine künstlerische Darstellung nach diesem Prinzip idealisierende Darstellung, oder wenn sie einen hohen Grad von Vollendung erreicht, ideale Darstellung. Es ist dabei natürlich vorausgesetzt, daß die darzustellende Idee in keiner Richtung überschritten wird, denn sonst wird die Darstellung unwahr (übertrieben, romantisch, unnatürlich)."

So ist der Zeus des Phidias eine ideale Darstellung, der Marquis Posa, der die erste Bedingung einer dramatischen Gestalt, die, Mensch zu sein, nicht erfüllt, aber unwahr.

„Sobald eine solche Unwahrheit an einem Kunstwerk erkannt wird, überwiegt die Unlust über sie die Lust an der sonstigen Schönheit; solange sie nicht erkannt wird, kann die Lust an dem unwahren Kunstwerk (z. B. an Schiller anstatt an Shakespeare) größer sein als an einem wahren; der Nachteil ist dann aber unermeßlich, daß man falsche Ideen für wahr nimmt und dann rückwärts an der Natur um so größere Unlust empfindet, die man mit dem Maßstab dieser falschen Ideen mißt (Weltschmerz der Romantiker). Überhaupt ist es mit der idealisierenden Kombination auch im praktischen Leben eine gefährliche Sache; die darauf gebaute Handlungsweise schlägt leicht zum eigenen Schaden aus, da es ein Widerspruch

mit der Idee wirklich existierender Personen und Verhältnisse ist, wenn man sie besser annimmt, als sie wirklich sind. Nur wenn man das klare Bewußtsein der eigenen idealisierenden Tätigkeit behält, die Personen also gewissermaßen zu Kunstobjekten erhebt, ist die Phantasietätigkeit ungefährlich; das Spielen mit der Romantik im Leben rächt sich doch in den meisten Fällen, da die Unterscheidung zwischen wirklichen und fingierten Personen sich gar zu oft verwischt bei denen, die einen Gefallen daran finden, idealisierende Kombinationen auf die Wirklichkeit zu übertragen."

Auch das verstandesmäßige Denken läßt sich auf die Kombination zurückführen, nur daß es sich hier um Urteile und Begriffe anstatt um sinnliche Vorstellungen wie bei der Phantasie handelt. Die Behauptung der Phrenologie, daß Phantasie ein besonderes Grundvermögen und mit Idealität, d. h. idealisierender Kombination gleichzusetzen sei, ist nicht aufrecht zu erhalten, da die Phantasie in erster Linie auf dem Gedächtnis beruht.

Von nun an nimmt die Philosophie in der Lektüre und in den Arbeiten einen immer größeren Platz ein. Helmholtz' „Tonempfindungen", Schopenhauer wiederum, Burmeisters „Geologische Bilder", Kirchhofs „Sonnenspektrum", Platons „Republik", Wieners „Grundzüge der Weltordnung" (wovon sich ausführliche Auszüge finden), Goethes Romane, Kants „Kritik der reinen Vernunft", die ebenfalls zu schriftlich fixierten Bemerkungen Anlaß gab, und „Anthropologie" beschäftigen ihn im Jahre 1863, und das folgende Jahr bringt eine geradezu überwältigende Fülle der Lektüre, zu der es ihm ja nun nicht mehr an Zeit gebrach, da sein Zustand ihn viele Stunden täglich ans Lager fesselte. Drei Bände von Waitz „Anthropologie der Naturvölker", Kuno Fischers Spinoza, Leibniz, Baco und Kant, Helvetius' „Discours de l'esprit", wiederum Kant, Reids „Untersuchungen über den menschlichen Geist", sechs Bände vom neuesten Pitaval (um, wie er mir später einmal sagte, seine Menschenkenntnis zu vertiefen), Ennemosers „mesmerische Praxis" und „Geschichte der Magie", Poggendorfs „Annalen", Macchiavelli, Trendelenburgs „Naturrecht auf dem Grunde der Ethik", Humboldts Briefe an Varnhagen, Raumers historisch politische Briefe, Goethes „Wahrheit und Dichtung", Schelling, Lotzes „medizinische Psychologie", Sophokles, Flemmings „Beiträge zur Philosophie der Seele", Burdachs „Blicke ins Leben", die römischen und griechischen Literaturgeschichten von Munk und Boekh, Wieland, Schelling, weiter Hegels „Phänomenologie des Geistes", Äschylos, Platon, Carus' „Psyche" und Goltz' „Zur Charakteristik und Naturgeschichte der Frauen" finde ich in dem kleinen Katalog für das Jahr 1864 aufgezeichnet. Die stille unablässige Geistesarbeit des Jünglings, die dem jetzt hinzutretenden Beobachter wie eine planmäßig betriebene Vorbereitung auf einen künftigen Beruf vor Augen tritt, eine Vorbereitung, die kein Nachlassen, kein Abschweifen, keine Ermattung duldet, sondern mit steter heiliger, aus dem Innersten strömender Kraft vorwärts treibt, ging lediglich aus dem Bedürfnis, sich monologisch Rechenschaft über die empfangenen Eindrücke zu geben, hervor, ohne jeden Gedanken der schriftstellerischen Verwertung. Zwar findet sich schon aus dem Jahre 1863 der kurze Entwurf einer „Terminologie, wie ich sie brauche," aber von diesen Definitionen ist keine in seine späteren Werke hinübergenommen worden.

Unter den Aphorismen, von denen nur zwei kleine Hefte aus den Jahren 1863 und 1865 erhalten sind, finden wir zunächst eine zusammenhängende Betrachtung über die Arbeit, die nur dann ihren Namen verdient, wenn die körperliche oder geistige Tätigkeit sowohl dem Tätigen als auch Anderen Nutzen bringt. Die Motive zur Arbeit liegen im Kampfe gegen die Not, in dem Erwerbstrieb zur Befriedigung künstlich gesteigerter Bedürfnisse, in dem geistigen Bedürfnis des Schaffens, das stets dem Talent entspringt, in der Langeweile, in dem Ehrgeiz und in dem Bewußtsein der Arbeit als sittlicher Pflicht. Die Folgen der Arbeit sind 1. Verannehmlichung des Daseins durch den Gewinn; 2. der unmittelbare Gewinn der Arbeit, der um so größer ist, je objektiver die Arbeit, d. h. je weniger sie mit dem subjektiven persönlichen Interesse (Gewinn) zu schaffen hat; 3. die Erhöhung des Wertes der Muße; 4. Verhütung vieler Laster; 5. die Ehre der Arbeit, die sich erst sehr langsam durchgesetzt hat und auch jetzt noch den Wert der Arbeit mehr von der sozialen Stellung der Arbeitenden als von dem Erfolg der Arbeit abhängig macht.

Über den Weltzweck äußert er sich im Jahre 1865 folgendermaßen:

„Wenn nun aber die Glückseligkeit nicht Weltzweck ist, und die Selbsterkenntnis zwar Zweck, aber nicht Endzweck der Welt sein kann, und ein drittes nicht gedacht werden kann. so bleibt nichts übrig, als entweder die Umwendung des Unbewußtseins ins Bewußtsein für zwecklos und somit die ganze Welt für endzwecklos zu betrachten oder nach einem Zweck für diese Form des Bewußtseins zu suchen. Als letzterer ist aber in der Tat nur einer denkbar, wenn es wahr ist, daß das Nichtsein dem Sein dieser Welt vorzuziehen ist, nämlich diese Erkenntnis selbst und infolge davon die Abwendung des Willens vom Sein ins Nichtsein, das Aufhören des Seinwollens, aber nicht in Individuen, wie Schopenhauer annimmt, sondern durch einen allgemeinen Weltstreich."

Die Negativität des Endziels, der Hartmann später in seinem reifsten Werk, der Kategorienlehre, eine logische Fassung gegeben hat, tritt uns hier zuerst als selbständiger Gedanke entgegen, ebenso die Betonung der Finalität als einer Erweiterung und Ergänzung der Kausalität. Er stützt sie durch eine Wahrscheinlichkeitsberechnung. „Wie kommt man zu der Annahme von Zwecken in der Natur?" fragt er und untersucht an einzelnen Vorgängen in der Natur, ob ein (unbewußt) vorgestellter Zweck die Ursache oder wenigstens eine der Ursachen dieser Vorgänge sein könne. Je größer die Menge der zu einem Zweck zusammen wirkenden Mittel, um so größer ist die Wahrscheinlichkeit eines Finalverhältnisses. Am wenigsten Zufälligkeit findet sich bei der Beobachtung der Entstehung und Erhaltung des organischen Lebens. Fast jede kleinste Einzelheit des Planetensystems ist conditio sine qua non für die Entstehung des Organischen, wodurch die Annahme, daß die Entstehung und Erhaltung der organischen Natur der Zweck ihrer eigenen Konstruktion sei, so nahe an Gewißheit kommt, als irgendeine menschliche Erkenntnis dies vermag.

Auch die Pessimismusfrage beschäftigt ihn. Der Pessimismus hat vor dem Optimismus, der die Frage stellt: ist von allen möglichen Welten diese wirkliche Welt die beste?, der also eine bekannte Größe mit einer unbekannten vergleichen will, das voraus, daß er nach dem Verhältnis zweier bekannten

Größen, nämlich des Wertes dieser Welt zu dem absoluten Nichts fragt, indem er die Frage stellt: ist das Sein oder das Nichtsein dieser wirklichen Welt vorzuziehen?

„Der Optimismus ist also ein Superlativ, der Pessimismus ein Komparativ, ersterer ein Vergleich zwischen einer bekannten und unendlich viel unbekannten Größen, letzterer ein Vergleich zwischen zwei bekannten Größen. Daher ist es möglich, daß einer Optimist und Pessimist zugleich ist, d. h. daß er von allen möglichen Welten die wirkliche für die beste, diese aber doch für schlechter als keine hält."

Hier findet sich also schon der Ansatz zu dem später wissenschaftlich begründeten und im Gegensatz zu Schopenhauer tretenden Pessimismus Hartmanns. Pessimistisch lauten auch die Sätze:

„Wie klein ist das Verhältnis zwischen der Freude, welche die Geburt, und dem Schmerz, welchen der Tod eines Menschen in der Welt verursacht!" und „eine Lotterie mit 90 Prozent Abzug, und die Loshändler laufen zu jedem und schreien: ‚Kaufen Sie das große Los! das ist das Leben!'" und „die Menschen sind so närrisch nach der Meinung anderer, daß sie nicht bloß gut, sondern sogar glücklich oft lieber scheinen als sein wollen." — „Das schlechteste Geschäft, das man mit seinen Geschäftsleuten machen kann, ist Freundschaft; nur eins ist noch schlimmer: mit Freunden Geschäfte machen." — „Es muß ein Mensch von nicht zuviel Hirn im Kopfe sein, der über sechzig Jahre alt geworden, und dem noch etwas übrig geblieben, von dem er nicht zurückgekommen ist. Nur eine Torheit macht hiervon eine Ausnahme, nämlich die, dasjenige, dessen Nichtigkeit man an sich selber erkannt hat, noch einmal an seinen Kindern erleben zu wollen."

Seine Aussprüche über die Frauen sind in dieser Zeit stark von Schopenhauer beeinflußt. Es ist psychologisch erklärlich, daß der große Intellektualist, dessen Stärke gerade das ausmachte, was den Frauen am meisten abgeht: die zu einem wissenschaftlichen System sich auslebende Schöpferkraft, nicht besonders günstig über die geistigen Fähigkeiten der Frauen dachte, deren Bildung und Bildungsstreben damals noch von allen Seiten eingeengt war. Dennoch hat Hartmann in der Gegenüberstellung der Geschlechter auch hier schon ein gutes Wort für die Frauen gefunden.

„In der Empfindung bleibt der Mann immer mehr oder weniger unzart oder roh; der zersetzende Verstand hat es verlernt, noch irgend etwas heilig zu achten, nicht einmal sich selbst; das letzte, an das er glauben darf und glaubt, ist die reine Weiblichkeit, und zum Bewußtsein derselben gelangt, wird er sich an dieser keuschen Hoheit noch zu veredeln suchen, da er weiß, daß er dieses Paradies niemals selbst erreichen, sondern im glücklichsten Fall mit einem edlen Weibe teilen kann. — Um vor der Welt zu scheinen, jagt der Mann nach Ruhm, Ehre, Rang, Orden, Titel, nicht weil er glaubt, dadurch etwas mehr zu sein. Selbst der Religionsschwärmer übt die Tugend nicht um ihrer selbst willen, sondern um vor Gott tugendhaft zu scheinen. Das Weib, das nicht die Aufgabe hat, die Welt zu fördern, sondern nur die Mitwelt zu beglücken und die Nachwelt zu schaffen, das edle Weib allein ist fähig, in Demut und Selbstverleugnung allem Schein vor den Menschen und vor Gott zu entsagen und sich mit dem bloßen Bewußtsein an sich selber genügen zu lassen, daß sie das Gute um des Guten willen getan hat."

Ich habe, da der Raum Beschränkung auferlegte, von den vorliegenden Aufsätzen nur die vier ersten zur Betrachtung herausgenommen, ohne auf

eine Kritik und die leicht zu erweisende Differenz mit den späteren Ansichten einzugehen. Den Aufsatz „Über das Gewissen" und die Bemerkungen zu Kants „Kritik der reinen Vernunft" aus dem Jahr 1863 und die drei 1864 geschriebenen Aufsätze: „Über den Kantschen Rechtsbegriff", „Über den Begriff Unendlich" und „Über die einfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde, angeknüpft an Schopenhauer", behalte ich mir für eine spätere Veröffentlichung vor.

Nach einem stets wiederkehrenden Gesetz in der Geschichte des Denkens tritt eine neue Erkenntnis nicht spontan an den ungeübten Forscher heran. Erst die Konzentration des Bewußtseins auf einen einzigen Gegenstand des Denkens hat zur Folge, daß diesem gleichsam eine höhere Wirklichkeit abgewonnen wird, die neue Seiten und Gesichtspunkte erschließt. Indem der Philosoph sich der unergründlichen Tiefe des Gedankens zuwendet — denn das Denken hat kein Ende — geht er gewissermaßen über die Grenzen des eigenen Wesens hinaus und wird zum Seher für das Gebiet des Transzendenten. Auch in der Jugendzeit Hartmanns war es nicht „der Duft der Poesie, der seine Seele speiste", sondern ähnlich wie bei Lessing, dem er sich verwandt fühlte, der scharf erfassende Verstand, der ihn bei seinen Untersuchungen leitete. Die Pforten des Göttlichen hatten sich ihm noch nicht weit aufgetan; er blieb der Nüchternheit des zersetzenden Verstandes verhaftet; seine Analysis entbehrt der Synthesis und zeigt noch nicht den genialen Systematiker, dem sich auch die disparaten Teile zur Harmonie zusammenschließen, sondern nur sprunghafte Ansätze, wie das überraschende Wort vom Verbannen des Zufalls in der Welt, die erst später zu folgenreichen Entwicklungen führten. Aber die jugendliche Begierde, den ihm entgegentretenden Problemen auf den Grund zu kommen, die er selbst damals „Grundsucht" genannt hatte, war doch schon von dem Pathos jener Leidenschaft erfüllt, die der Wahrheit um ihrer selbst willen nachjagt, unbekümmert um äußere Rücksichten und Erfolge. Wesen und Gestalt der Welt entstand ihm je länger je mehr nur aus der Beziehung auf das Transzendente, das ja schon in den Jugendschriften, wenn auch freilich auf theistischer Basis, eine große Rolle spielt. Eine Zeit völligen Agnostizismus hat er nie zu überstehen gehabt; vielmehr war sein Bestreben von Anfang an darauf gerichtet, dem geheimen Sinn des Wirklichen näher zu kommen, was er zunächst auf dem Wege der Naturwissenschaften versuchte. Das tiefe und ernste Wort, das er der Menschheit zu sagen hatte, war nicht in den bildenden Künsten oder in der Musik zu finden, wie er anfangs geglaubt hatte. In späteren Jahren hat er ausgesprochen, daß er es als eine glückliche Fügung betrachte, vor dem strengen Universitätsstudium bewahrt geblieben zu sein. Er bedurfte nicht der mündlichen Unterweisung. In der lautlosen Stille des Krankenzimmers redete die Vergangenheit seiner Wissenschaft durch die Schriften seiner erlauchten Vorgänger in genügend beredter Weise zu ihm und brachte ihm den Anschluß an die große Ideenkette, die sich als köstlichstes Besitztum von Jahrtausend zu Jahrtausend durch die Entwicklung der Menschheit hindurchzieht, jeden, der daran teilnimmt, aus der Einzelhaft zusammenhangloser Erscheinungen erlösend.

Die auswärtige Politik der ungarischen Revolution 1848/49.

Unter Benutzung neuer Quellen

von

Wilhelm Alter (Wien).

Viertes Kapitel.

Die diplomatische Kampagne gegen die russische Intervention.

Am 1. Mai hatte die „Wiener Zeitung", am 11. Mai die „Petersburger Zeitung" die russische Intervention in Ungarn angekündigt. In dem russischen Kriegsmanifest wird der ungarische Aufstand als ein Glied in der Kette der allgemeinen europäischen Revolution bezeichnet, zu deren Unterdrückung beizutragen die Pflicht aller geordneten Regierungen sei. Der größte Nachdruck wird aber auf die Feststellung gelegt, daß sich „Banden polnischer Verräter aus dem Jahre 1831" den Magyaren beigesellt und der ungarischen Revolution eine Rußland feindselige Richtung verliehen haben[1]), eine Argumentation, der die europäischen Regierungen sich nicht verschlossen. Man dürfte kaum fehlgehen, wenn man in dem stets als Demütigung, vielleicht beabsichtigte Demütigung Österreichs kommentierten Umstand, daß der Zar die Unterstellung seines Heeres unter österreichisches Kommando verweigerte und die Forderung stellte, die russische Armee müsse, stets konzentriert und auf einer einzigen Linie operierend, als eigene, selbständige Armee, nicht als Auxiliarkorps auftreten, eine demonstrative Betonung der russischen Auffassung sieht, daß Rußland nicht nur Österreich Hilfe leistete zur Unterdrückung einer Revolution, sondern daß der Zar einen Feind bekriegte, der auch Rußland bedrohte.

Die Ankündigung der russischen Intervention erregte in den breiten Massen Ungarns zunächst panischen Schrecken. So lange als möglich wurde von seiten der Regierung die dem ungarischen Kabinett wohlbekannte Tatsache der österreichisch-ungarischen Allianz bestritten, indem man durch die Blätter die Nachricht verbreitete, Österreich habe die russische Hilfe zurückgewiesen, dann, die beiden Mächte könnten sich über die Bedingungen der Allianz nicht einigen, ja schließlich sprachen die ungarischen Blätter sogar von einem

[1]) Springer a. a. O., Bd. II, S. 733.

aus dieser Uneinigkeit entsprungenen Konflikt, der unbedingt zum Kriege zwischen Österreich und Rußland führen müsse[1]). Erst am 17. Mai kündigte „Közlöny" die russische Intervention offiziell an. Das Entsetzen der breiten Massen suchte man, so gut es gehen wollte, zu beschwichtigen. „Közlöny" phantasierte von der unwiderstehlichen Siegeskraft der ruhmgekrönten, weltberühmten Honveds, von der Unmöglichkeit selbst für Gott, die Habsburger wieder nach Ungarn zurückzuführen, und den ungarischen Blättern gelang es tatsächlich, im Volke den Glauben daran zu erwecken, die russische Intervention müsse unausbleiblich zu europäischen Verwicklungen, zu einem allgemeinen europäischen Krieg gegen Rußland und Österreich führen. Nicht nur im Volke; eine nicht kleine Fraktion der Debreeziner Deputierten bezeichnete die russische Intervention sogar glattweg als einen Glücksfall, da sie unbedingt das Einschreiten der Mächte, vor allem Englands und Frankreichs, nach sich ziehen und so die Freiheit Ungarns begründen helfen werde[2]). Zahllose Gerüchte verkündeten den bevorstehenden glückbringenden Umschwung der Dinge. Als verbürgte Tatsache wurde verbreitet, daß die französische Republik die ungarische Schwester offiziell anerkannt und den Krieg an Deutschland erklärt habe; 100 000 Franzosen hätten bereits den Rhein überschritten, ebenso viele stünden zum Einfall in die Lombardei bereit; die englische Flotte sei in die Adria eingelaufen, um in Fiume Truppen zu landen. Kossuth kannte selbstverständlich die Haltlosigkeit dieser Gerüchte genau, aber er hütete sich, dem ermutigenden Glauben an ein Eingreifen der Mächte zugunsten Ungarns zu widersprechen, er bemühte sich im Gegenteil, ihn zu kräftigen und anzufeuern. In einem schwungvollen Aufruf „An die Nation!"[3]) erklärt er:

„Ungarns Kampf ist nicht mehr unser Kampf allein. Es ist ein Kampf der Volksfreiheit gegen die Tyrannen. Unser Sieg ist der Sieg der Freiheit aller Völker, unser Kampf der Kampf aller Völker, unser Untergang der Völkerfreiheit Untergang. Gott hat uns ausgewählt, damit wir durch unseren Sieg die Völker von der Knechtschaft erlösen, wie Christus die Menschheit von der Knechtschaft erlöst hat. Wenn wir die von den Tyrannen über uns gesandten Horden besiegen, so wird infolge unseres Sieges der Deutsche, Italiener, Tscheche, Pole, Walache, Slowake, Serbe und Kroate frei werden. Wenn wir unterliegen, dann geht die Völkerfreiheit unter."

In pathetischen Perioden wird dann das Volk zum Kreuzzug, zum allgemeinen Guerillakrieg gegen die Österreicher und die Russen aufgerufen.

Der Protest des Auslandes gegen die russische Intervention, den Kossuth erwartet hatte, blieb, wie bereits erwähnt, aus. Kossuth erprobte deshalb nochmals in einem pathetischen Aufruf an die Völker Europas[4]) die Macht des Wortes. Aber der leidenschaftliche Appell, der die Völker veranlassen sollte, auf die Regierungen einen Druck zugunsten Ungarns auszuüben, vielleicht auch die kaum unterworfenen Nationen wieder zum Aufstand auf-

[1]) „Közlöny" vom 15. Mai 1849.
[2]) Korn, Die Russen in Ungarn. S. 27.
[3]) Im Wortlaut bei Korn a. a. O., S. 29 ff.
[4]) Im Wortlaut bei Korn, Kossuth und die Ungarn in der Türkei. S. 25 ff.

rufen wollte, verhallte ungehört. Die Völker, bei denen unter Umständen Neigung bestanden hätte, noch einmal das Waffenglück gegen ihre Unterdrücker zu versuchen, seufzten unter der harten Militärherrschaft; bei den anderen war keinerlei Neigung vorhanden, sich für die ungarische Sache einzusetzen, am allerwenigsten in England, auf das Kossuth noch immer seine größte Hoffnung setzte, wie seine unausgesetzten Versuche beweisen, England zu einer Stellungnahme zu drängen. Und doch war, wie gesagt, nirgends geringere Aussicht vorhanden, Unterstützung für Ungarn zu erhalten als in England, wo Ungarn genau so wenig wie auf die Anerkennung seiner Unabhängigkeit auf die Einsprache gegen den Einmarsch der Russen rechnen konnte. Die russische Intervention erregte zwar wegen der kaum zu vermeidenden Beunruhigung des Orients in der englischen Öffentlichkeit Unwillen und fachte den alten Groll gegen Rußland von neuem an, sie erfüllte aus dem gleichen Grunde auch die englische Regierung mit ernster Besorgnis[1]), aber Palmerston dachte nicht im entferntesten daran, dem Zaren in den Arm zu fallen, solange er diesen Arm nur gegen Ungarn, nicht aber gegen den Orient ausstreckte. Im Gegenteil, je fester man daran glaubte, daß die russische Intervention auf die Entwicklung der orientalischen Frage zurückwirken und Verwicklungen im Orient zur Folge haben werde, desto sorgfältiger hütete man sich in England davor, eine Aktion zu erschweren oder zu verhindern, die schließlich und endlich doch nur auf eine Regeneration Österreichs, des traditionellen Verbündeten Englands in der Orientfrage, hinauslief. Man kannte oder ahnte wenigstens in England die Pläne, die Nikolaus auf dem Balkan zu verfolgen beabsichtigte, man wußte, daß diese den Interessen Österreichs ebenso zuwiderliefen wie denen Englands, und als praktischer Denker täuschte sich Palmerston, anders als Zar Nikolaus, keinen Augenblick darüber, daß sich Österreich selbst durch die größte Dankesschuld niemals bewegen lassen werde, die seine vitalsten Orientinteressen verletzenden Pläne des Zaren zu fördern und zu unterstützen. Daß der Zar sich positive Gegenleistungen seitens Österreichs nicht ausbedungen hatte, darüber war man informiert[2]), man sah also dem weiteren Gang der Ereignisse zwar mit Ruhe, aber mit größter Aufmerksamkeit entgegen, überzeugt, daß Österreich, je früher es durch russische Hilfe genese, desto eher wieder seinen traditionellen Platz als Bundesgenosse der englischen Orientpolitik werde einnehmen können. Die am 17. Mai an den englischen Botschafter in Petersburg gerichtete Note: „Obwohl die Regierung Ihrer Majestät das Eingreifen Rußlands in Ungarn, die Ursachen, die dazu geführt haben, und die Folgen, welche es nach sich ziehen kann, bedauert, findet sie nichtsdestoweniger die Umstände nicht darnach angetan, ein Urteil über die Ereignisse zu fällen“[3]), war eine nachdrückliche Manifestation des Entschlusses Palmerstons, sich nicht in die

[1]) Vgl. Pauli, Geschichte Englands. Bd. III, S. 387. — Pulszky a. a. O., Bd. II, S. 336 ff.

[2]) Buchanan an Lord Palmerston, dto. Petersburg 14. Mai 1849. London, A. d. F. O.

[3]) Correspondence relative, S. 197, Nr. 179.

kontinentalen Angelegenheiten zu mischen, ein kalter Wasserstrahl gegen die ungarischen Politiker, die noch immer ihre ganze Hoffnung auf England setzten.

Trotzdem gehörte auch Pulszky, dem sonst ein ziemlich klarer Blick und ein treffendes Urteil eigen war, noch immer zu den Optimisten, die England durch den Druck der öffentlichen Meinung zu einer Stellungnahme zugunsten Ungarns veranlassen zu können glaubte. Er suchte durch die Presse zu wirken und veranstaltete sogar ein Demonstrationsmeeting gegen die russische Intervention, das aber einen ziemlich kläglichen Verlauf nahm, da kein Politiker von Ruf den Vorsitz übernehmen wollte, um sich mit der ungarischen Revolution, die vom Verfassungskampf zum Hochverrat in schlimmster Form übergegangen war und so das eingewurzelte monarchische Gefühl der Engländer tief verletzt hatte, nicht zu identifizieren[1]). Wie Pulszky den Beistand Englands mit Hilfe der öffentlichen Meinung erzwingen zu können hoffte, so glaubte die ungarische Regierung ihn erkaufen zu können, und sie verstieg sich in diesem Streben schließlich zu Vorschlägen, die schlechterdings unvereinbar sind mit dem sakrosankten Grundsatz der Unteilbarkeit und Unverletzlichkeit des ungarischen Territoriums, einem Grundsatze, dessen angebliche Verletzung die Habsburger die Krone Ungarns kosten sollte. In einer vom 19. Mai datierten Note[2]) autorisierte der ungarische Minister des Äußeren „im Auftrage des Gouverneurs und des Ministerrates" Pulszky, der englischen Regierung als Gegenleistung für ein effektives, bewaffnetes Einschreiten gegen die russische Intervention die Abtretung von Semlin, eventuell des Hafens von Buccari, welche beiden Häfen England die maritime und kommerzielle Vorherrschaft an der unteren Donau und in der Adria sichern würden, anzubieten; ferner zu erklären, daß Ungarn bereit sei, England durch einen Handelsvertrag noch größere handelspolitische Vorteile und Begünstigungen zu sichern, als sie Österreich bisher genossen habe, und schließlich die Entsendung einer englischen Flotte in die Dardanellen und ins Baltische Meer zu erbitten, um Rußland einzuschüchtern und die Türkei zur Beistandsleistung an Ungarn zu ermuntern. Das Ansinnen, das damit an England gestellt wurde, ist politisch mehr als naiv; das England gemachte Angebot aber, das die diplomatische Terminologie der Note als patriotischen Opfermut bezeichnet, wird in der Terminologie des Unabhängigkeitsmanifestes als Landesverrat, als Verschacherung des Landes gebrandmarkt. Der englischen Regierung wäre es allerdings niemals beigefallen, die ungarische Regierung beim Worte zu nehmen, selbst wenn sie, was nicht der Fall gewesen zu sein scheint, wirklich die Note erhalten hätte; und so kommt diesem Vorschlag nur die Bedeutung des ersten in einer stattlichen Reihe von Angeboten zu, die als heilig und unantastbar proklamierte staatsrechtliche Prinzipien, um deren willen der ganze anderthalbjährige Kampf geführt wurde, auf offenem Markt feilboten.

[1]) Pulszky a. a. O., Bd. II, S. 339.

[2]) Im Wortlaut bei Pulszky a. a. O., Bd. II, S. 393. In den englischen Archiven nicht enthalten, also offenbar nicht überreicht.

Die Haltung, die Frankreich der russischen Intervention gegenüber beobachtete und die sich mit dem korrekten Vorgehen Englands vollkommen deckte, ist schon im vorigen Kapitel dargelegt worden.

Mit kaum glaublicher Hartnäckigkeit machte die ungarische Regierung, nachdem sie den Großmächten ihren Willen, mit den Nationalitäten Frieden zu schließen, kundgegeben hatte, nochmals den aussichtslosen Versuch, eine Intervention der Westmächte zu ertrotzen. Drohungen vermengen sich mit flehentlichen, verzweifelten Bitten in dem Rundschreiben [1]), das Graf Kasimir Batthyanyi am 25. Juni an die ungarischen Gesandten im Ausland erließ. Es beginnt mit der Erklärung, Ungarn werde selbst im äußersten Notfall nicht verzweifeln.

„So groß ist die Gerechtigkeit unserer Sache, so groß die Hilfsquellen, welche uns übrig bleiben, wenn wir bis zum Äußersten getrieben werden. Darunter sind Mittel, von denen wir bis jetzt noch keinen Gebrauch machen wollten. Wir haben in kein Land Unruhen getragen, sondern uns in jeder Hinsicht gern sowohl im Inneren wie nach außen der verfassungsmäßigen Ordnung anderer Länder anschließen wollen. Aber der Zunder ist in unseren Händen, und wenn es notwendig wäre, ihn abzubrennen, so werden wir nur die Rücksicht auf unsere eigene Rettung zu Rate ziehen, und es kann sich leicht ereignen, daß der Barbar des Nordens einen neuen Brand von Moskau erlebt, der mehr als die toten Mauern einer Stadt verzehrt."

Das Rundschreiben schließt mit den Worten: „Wenn es Ihnen gelingt, die Regierungen aus dem Schlafe zu rütteln, daß sie ihr wahres Heil gewahr werden, dann erweisen Sie den Völkern, uns und der gesamten Menschheit einen unermeßlichen Dienst." Es war keinem der ungarischen Gesandten vergönnt, sich dieses Verdienst zu erwerben. Unermüdlich zwar arbeiteten Teleki und Pulszky, aber ihr Streben war von keinem Erfolge gekrönt, und es war nur ein schwacher Trost für die allseitige Verweigerung wirksamer Hilfe, daß in den Parlamenten Frankreichs und Englands jetzt der Verzweiflungskampf Ungarns zur Sprache gebracht wurde und man den Ungarn Worte widmete, wo sie Taten verlangten und brauchten.

In der Pariser Nationalversammlung wurde am 12. Juli eine Interpellation über die russische Intervention in Ungarn eingereicht und verhandelt. Ledru Rollin sprach in der leidenschaftlichsten Weise gegen das Bündnis der Tyrannen, die die Freiheit vernichten und heilige, unverletzliche Menschenrechte mit Füßen treten, und er verlangte nicht weniger als ein Ultimatum an Rußland, in dem die Forderung nach sofortiger Zurückziehung der russischen Truppen aus Ungarn gestellt werden sollte. Mangin sekundierte ihm nicht nur, sondern ging noch weiter als Ledru Rollin, indem er auch ein an Österreich zu richtendes Ultimatum verlangte, das die sofortige Einstellung des Kampfes und die Anerkennung der Unabhängigkeit der ungarischen Republik fordern sollte. Lasteyrie forderte die Regierung auf, die Initiative zur Einberufung eines europäischen Kongresses behufs Regelung der ungarischen Frage zu ergreifen. Es waren durchwegs die Radikalsten der Radikalen,

[1]) Im Wortlaut bei Korn, Kossuth und die Ungarn in der Türkei. S. 20 ff.

die sich ereiferten, ein Grund mehr für die Rechte der Kammer, die Sache sehr kühl zu nehmen. Das ganze Ergebnis der mehrstündigen, erregten Debatte war die Annahme einer Resolution, welche die russische Intervention in Ungarn „als für die Sache der Freiheit gefährlich" bezeichnete[1]), aber von dem Schicksal aller Resolutionen, wirkungslos in den Archiven zu verschwinden, nicht verschont blieb. Auf die Haltung der Regierung hatte sie gar keinen Einfluß, und Teleki, der nichts geringeres erwartet hatte, als daß die Nationalversammlung die Regierung zur Kriegserklärung an Rußland und Österreich zwingen werde, war durch die bittere Enttäuschung so entmutigt, daß er alle weiteren Versuche aufzugeben beschloß.

Praktisch ebenso belanglos war die Debatte, die am 21. Juli im englischen Unterhause über die russische Intervention abgeführt wurde[2]). Dort sang Bernal Osborne das Lob des heldenmütigen Volkes, das — Osborne hatte seine Kenntnis ungarischer Verhältnisse aus Pulszkys Zeitungsartikeln geschöpft — sich einer ebenso alten und stolzen Verfassungsgeschichte rühme wie das englische Volk und, von Österreich oft genug treulos behandelt, sich von dem meineidigen Bedränger endlich getrennt hätte. Monkton Milnes, Roebuck und Oberst Thompson stimmten ein, geißelten die russische Autokratie und die vielköpfige Despotie, die auf dem Kontinent allenthalben freiheitsmörderisch walte, und erklärten, der Geist des englischen Volkes, des erstgeborenen der Freiheit, wende sich jüngeren Brüdern jeder Zone und jeder Rasse freundschaftlich zu. Hohes Lob spendeten sie Palmerston, der England aus der Gefühllosigkeit gerettet habe, in die es unter den Vorgängern des Premiers zu verfallen drohte. Lord Hamilton beleuchtete nun den Kampf zwischen Österreich und Ungarn auch von der anderen Seite, dann ergriff Lord Palmerston das Wort. Sehr energisch verwahrte er sich gegen die Imputation, als ob er aus Vorurteil oder Haß gegen irgendwelche Macht handeln könne, und erklärte, nach seiner Meinung drehe sich der Kampf zwischen Ungarn und Österreich, der Kampf einer Nation um ihre Selbständigkeit und ihre alte Verfassung, die so gut verbesserungsfähig sei wie jede andere, um Trennung oder Unterjochung, in beiden Fällen zum Verderben beider Teile. Der Krieg drohe, zumal nach der Einmischung Rußlands, die Unterwerfung herbeizuführen, während die friedliche Vermittlung besseren Erfolg gehabt hätte und ein Ausgleich wünschenswerter gewesen wäre. Um so wohltuender und nützlicher hätten die Vorredner den Beruf Englands erwähnt: „Der Beruf Englands," erklärte Palmerston, „ist ein doppelter: Frieden zu wahren und in den Transaktionen der Welt selbst etwas zu bedeuten. Ein Land von so stolzer Stellung und so vielseitigen und ausgedehnten Interessen wie England darf sich nicht lediglich auf seine inneren Angelegenheiten zurückziehen und ein stummer, passiver Zuschauer dessen sein wollen, was draußen vorgeht." Unter schallendem Beifall des Hauses wies Palmerston darauf hin, daß gerade in der seit 1848 Europa erschütternden Bewegung das Wort Cannings be-

[1]) Chaisés a. a. O., S. 401.
[2]) Pauli, Geschichte Englands. Bd. III, S. 387 ff.

stätigt werde: „Diejenigen, welche die Besserung hemmen, weil sie Neuerung ist, werden eines Tages genötigt sein, die Neuerung hinzunehmen, wenn sie aufgehört hat, Besserung zu sein." Die russische Intervention bezeichnete Palmerston zwar als ein „wichtiges europäisches Ereignis", betonte aber das englische Prinzip der Nichtintervention, und über die leidenschaftlichen Anklagen, die Milnes und Osborne gegen Österreich erhoben hatten, ging er mit der diplomatisch glatten Wendung hinweg, daß er einer Macht, welche im Gleichgewichte Europas unentbehrlich sei, es eben nicht anrechnen wolle, daß sie notgedrungen mehr als einmal ihren vertragsmäßigen Verpflichtungen nicht nachgekommen sei. Im ganzen war die Rede Lord Palmerstons, speziell die energische Betonung der Notwendigkeit Österreichs im europäischen Gleichgewicht, ein kalter Wasserstrahl gegen die Ungarn, und um so mehr, als Palmerstons Bekenntnis zu einem höchst praktischen Freisinn, der auf die eigenen Interessen in erster Linie bedacht ist, in so hohem Maße den Beifall der öffentlichen Meinung fand, daß hundert liberale Abgeordnete am 1. August, dem Tage des Parlamentsschlusses, Palmerston eine fulminante Huldigung darbrachten [1]).

Noch in einem dritten europäischen Parlament kam die russische Intervention zur Sprache, aber in ganz anderer Weise als in Paris und London: Im preußischen Landtag sprach Otto von Bismarck-Schönhausen unter dem Beifall der konservativen Majorität sein Bedauern darüber aus, daß nicht auch Preußen an der Seite Österreichs und Rußlands an dem Kampfe gegen den Umsturz in Ungarn teilnehme [2]).

Ungarn hatte also von den Westmächten nichts zu erwarten als theoretische Sympathien, von England speziell nach der von Palmerston Pulszky gemachten Zusage nicht mehr als nach seinem vollständigen Unterliegen eine an Österreich zu richtende Mahnung zur Mäßigung den Besiegten gegenüber. In der Haltung der europäischen Regierungen traten die Folgen der Unabhängigkeitserklärung klar zutage. Die ungarischen Politiker aber, noch immer nicht entmutigt, begannen Wasser in ihren Wein zu gießen in der eitlen Hoffnung, durch Mäßigung den üblen Eindruck der Déchéance verwischen zu können und sich die Mächte durch Konzessionen bezüglich der künftigen Regierungsform Ungarns wieder gewogen zu machen. Schon im Frühsommer hatte Teleki, durch Pulszky von der in England herrschenden Mißstimmung über die Verbannung der Habsburger und die Proklamierung der Republik in Ungarn unterrichtet, die Idee ventiliert, die Gründung einer ungarischen Republik zu verhindern, falls England der russischen Intervention sofort ein Ende bereite [3]). Telekis Vorschlag hatte allerdings keinen offiziellen Charakter; er war die Idee eines Mannes, der unerschöpflich war in der Konzeption der kühnsten Projekte, und dem es kein Kopfzerbrechen kostete, durch seine Pläne von heute seine Grundsätze von gestern ad absurdum zu

[1]) Pauli a. a. O., Bd. III, S. 389.
[2]) Rogge a. a. O., Bd. I, S. 126.
[3]) Pulszky a. a. O., Bd. II, S. 369.

führen. Pulszky scheint diesen Vorschlag keineswegs ernst genommen zu haben, da die von ihm mit ungarischen Artikeln versorgten Londoner Blätter die Frage der künftigen Regierungsform Ungarns überhaupt nicht berührten. Die Idee Telekis nahm aber bald die Form eines offiziellen Antrages an. Graf Kasimir Batthyanyi, der ungarische Minister des Äußeren, erklärt bald darauf in einem an Pulszky gerichteten amtlichen Schreiben, daß die Regierung bereit sei, das republikanische Prinzip fallen zu lassen und zur Monarchie zurückzukehren, wenn dadurch Ungarns Unabhängigkeit gerettet werden könne[1]). Man ging sogar noch weiter. Kossuth selbst, auf dessen Antrag die Habsburger auf ewige Zeiten aus Ungarn verbannt und aller souveränen wie bürgerlichen Rechte verlustig erklärt worden waren, griff zuerst die Idee auf, durch Berufung eines Habsburgers auf den Thron die Mißstimmung Englands zu besänftigen[2]). Am 14. Juli schreibt Graf Kasimir Batthyanyi an Pulszky:

„Ich habe Äußerungen aus dem Munde des Gouverneurs vernommen, welche beweisen, daß wir bereit sind, die nationale Unabhängigkeit selbst um einen hohen Preis zu erkaufen. Der Inhalt dieser Äußerungen ist folgender: Wenn uns England unsere nationale Unabhängigkeit sichert und keinen anderen König vorschlagen könnte als ein Mitglied der gestürzten Dynastie, und wenn es gerade aus der Anerkennung eines solchen Beruhigung schöpfen würde, so würden wir — vorausgesetzt, daß man nicht eben dieselbe Persönlichkeit, die jetzt Kaiser ist, also Franz Josef, wieder einsetzen wollte — bestrebt sein, die Nation zur Anerkennung eines solchen Herrschers zu bewegen, und unser Bemühen würde von Erfolg gekrönt sein."

Ob Pulszky von diesem Vorschlag den leitenden englischen Staatsmännern tatsächlich Mitteilung machte, ist nicht anzunehmen[3]); unzweifelhaft aber ist, daß er, falls er es unternommen hätte, sich seines Auftrages zu entledigen, von Palmerston die schärfste Zurückweisung erfahren haben würde. Auch wenn Palmerston nicht das Prinzip der Nichtintervention in der ungarischen Angelegenheit statuiert hätte, selbst wenn Lord Palmerston, was nicht der Fall war, entschlossen gewesen wäre, für ein unabhängiges Ungarn mit derselben Wärme einzutreten, mit der er sich für ein nationales, unabhängiges Italien einsetzte[4]), selbst dann hätte es allen Grundsätzen der englischen Politik, vor allem aber den Anschauungen der Königin Viktoria selbst ins Gesicht geschlagen, diesen Vorschlag auch nur in Erwägung zu ziehen.

Mit aller Intensität verlegte sich in dieser Zeit die ungarische Regierung auf die Anknüpfung enger Beziehungen mit der Türkei, die den Rettungsanker Ungarns bilden sollten für den Fall, daß die Bemühungen, die Unterstützung der Westmächte zu erlangen, erfolglos bleiben sollten. Graf Julius Andrassy und sein Sekretär Ladislaus Kiß dachten an nichts geringeres als ein Bündnis Ungarns mit der Türkei. Sie wollten das vollenden, was Bem angebahnt zu haben glaubte, als er im Mai, nachdem ihm die Wieder-

[1]) Pulszky a. a. O., Bd. II, S. 407.
[2]) Pulszky a. a. O., Bd. II, S. 408.
[3]) Ein diesbezügliches Schriftstück findet sich in den englischen Archiven nicht vor.
[4]) Vgl. Briefe und Tagebuchblätter. Bd. I, S. 662.

eroberung des Banats und die vollständige Zernierung Temesvars gelungen war, durch einen Parlamentär dem Pascha von Alt-Orsova eine für die türkische Regierung bestimmte Note übermittelt hatte, welche die Türkei einlud, mit Ungarn in Bündnisverhandlungen zu treten[1]). Man baute in Ungarn auf die Sympathie, welche die Pforte, namentlich Rifaat Pascha, der freiheitlichen Bewegung entgegenbrachte, und trotz der Ausweisung Splenyis sah man einen starken Beweis jener Sympathie darin, daß die Pforte den Bestand eines aus Flüchtlingen aller Nationen zusammengesetzten revolutionären Komitees in Konstantinopel duldete und die von Rußland und Österreich wiederholt verlangte Ausweisung dieser Individuen verweigerte[2]). Eine Weigerung, die allerdings weniger den Sympathien Rifaat Paschas für Ungarn als dem Umstand zuzuschreiben sein dürfte, daß diese Emigranten entweder echte französische, englische oder amerikanische Legitimationspapiere besaßen und daher die Europäern gebührende Exterritorialität für sich zu beanspruchen berechtigt waren oder aber für Protegés einzelner Gesandtschaften galten, deren Geneigtheit sich die Pforte in ihrer schwierigen Lage nicht verscherzen wollte[3]). Im übrigen hatten die Waffenerfolge der Ungarn im Frühjahr 1849 bei der Pforte großen Eindruck gemacht und die türkischen Minister über die Macht und Resistenzkraft der ungarischen Revolution und ihrer Gegner mit Vorstellungen erfüllt, die sich mit den tatsächlichen Verhältnissen keineswegs deckten. Besonders als Bem dem russischen General Lüders bei Hermannstadt eine schwere Schlappe beigebracht hatte, der das Gerücht die Bedeutung einer vernichtenden Niederlage verlieh, glaubte man in den muselmannischen Kreisen Konstantinopels den Tag nahe, an dem man für ein ganzes Jahrhundert politischer und militärischer Verluste werde Vergeltung üben können[4]). Wenn demnach auch Andrassy in einem psychologisch keineswegs ungünstigen Augenblick seine Tätigkeit in Konstantinopel begann, so wurden doch seine jugendlich sanguinischen Erwartungen bitter enttäuscht. Waren auch die Sympathien für Ungarn in Konstantinopel reger und ehrlicher als in den anderen Hauptstädten Europas, so waren sie doch nicht so stark, daß sie die Pforte hätten bewegen können, offen für Ungarn Partei zu nehmen. Die Pforte wagte es nicht, den Abgesandten eines Volkes, das mit Rußland und Österreich im Kriege begriffen war, in aller Form anzuerkennen, und so konnte Andrassy ebensowenig wie Teleki und Pulszky sein Beglaubigungsschreiben überreichen; er blieb auf den inoffiziellen Verkehr mit der Pforte, den Verkehr auf Hintertreppen und durch Mittelspersonen beschränkt[5]). Es war aber nicht nur die Furcht, sich den Zorn der beiden

[1]) Korn, Die Russen in Ungarn. S. 21.

[2]) Vgl. Ranke, Serbien und die Türkei. S. 398.

[3]) Vgl. Rosen a. a. O, Bd. II, S. 127. Das, und weniger, wie Wertheimer a. a. O., Bd. I, S. 35 meint, das energische Auftreten Andrassys dürfte der Grund sein, weshalb Andrassy, der einen echten türkischen Paß und französische Legitimationspapiere besaß, von der drohenden Ausweisung verschont blieb.

[4]) Rosen a. a. O., Bd. II, S. 124.

[5]) Wertheimer a. a. O., Bd. I, S. 34.

großen Nachbarn zuzuziehen, nicht nur der Einfluß Englands, das die Pforte von jedem unbesonnenen Schritte zurückzuhalten bestrebt war, was die Pforte zu dieser Zurückhaltung bewog. Mindestens ebenso stark fiel für sie das Mißtrauen gegen Ungarn ins Gewicht, das Österreich klug wachzuhalten bestrebt war. Der österreichische Internuntius, Baron Stürmer, nahm wiederholt Gelegenheit, Rifaat Pascha aufmerksam zu machen, daß der Pforte die ernstesten Gefahren drohen würden, wenn „die sogenannten politischen Flüchtlinge" ihre Agitation, mit der sie schon in Serbien begonnen hätten, auch auf die unzufriedenen Bulgaren, Bosnier, Albanesen und Griechen ausdehnen würden. Diese Vorstellungen beunruhigten Rifaat Pascha derart, daß er die Besorgnis vor einem Übergreifen der ungarischen Revolution auf die christlichen Balkanvölker zu äußern begann und sich entschloß, sich den ungarischen Gesandten zwar warmzuhalten, im übrigen aber sich nicht mit ihm einzulassen [1]).

Der Plan, den sich Graf Andrassy zurechtgelegt hatte, um die Pforte zu einer Parteinahme für Ungarn zu veranlassen, war tatsächlich darnach angetan, Besorgnisse zu erwecken. Er zielte auf nichts Geringeres ab, als die Pforte Österreich und Rußland gegenüber in einer Weise bloßzustellen, die den Kriegsausbruch zwischen der Pforte und diesen beiden Mächten unausweichlich zur Folge haben mußte. Seinen Plan, den er dem Grafen Kasimir Batthyanyi in einem vom 3. Juli datierten Briefe mitteilte, gründete Graf Andrassy auf den Entschluß der Pforte, keine Grenzverletzungen mehr zu dulden und österreichische oder russische Truppen, welche bei der Verfolgung der ungarischen Abteilungen türkischen Boden betreten sollten, zu der völkerrechtlich gebotenen Niederlegung der Waffen zu verhalten. Bem sollte nun, so schlug Andrassy vor, die an der Grenze stehenden Paschas durch Bestechung gewinnen, die die Grenze überschreitenden Truppen sofort anzugreifen, und so sollte ein Zusammenstoß zwischen den russischen und den türkischen Truppen herbeigeführt werden, der allerdings voraussichtlich die Kriegserklärung Rußlands an die Türkei zur Folge gehabt hätte [2]). Die ungarische Regierung scheint wirklich an die Realisierung dieses Planes, dessen Gelingen leicht einen Weltkrieg hätte entzünden können, gedacht zu haben. Bems um diese Zeit unternommener abenteuerlicher Zug in die Moldau erscheint wenigstens ganz im Sinne der Vorschläge Andrassys entworfen. Bem ergriff, während man ihn nach der verlorenen Schlacht bei Bistritz vollauf mit der Ordnung seiner erschütterten Truppenverbände beschäftigt glaubte, plötzlich die Offensive, schlug die Österreicher bei Szent Miklosch und die Russen bei Haromszek, rückte durch den Ojtos-Paß in die Moldau ein und drang nach zwei glücklichen Gefechten gegen die Russen unter General Möller bis Okna vor. Hier erließ er am 25. Juli eine Proklamation an die Rumänen, in der er diese aufforderte, im Bunde mit den Ungarn zu den Waffen zu greifen und die Russen

[1]) Stratford Canning an Lord Palmerston, dto. Konstantinopel 12. Juni. London, A. d. F. O.

[2]) Wertheimer a. a. O., Bd. I, S. 35.

aus dem Lande zu jagen; der Beistand der Hohen Pforte sei gesichert, und eine freie, konstitutionelle Regierung unter der Lehensherrschaft der Türkei werde der Lohn der Walachen sein[1]). An den zunächst stehenden türkischen Pascha soll Bem eine Aufforderung gesandt haben, mit ihm Waffenbrüderschaft zu schließen und die Russen, die Erbfeinde der Türkei, von türkischem Boden zu verjagen[2]). Die Rumänen blieben aber ruhig, die türkischen Paschas hatten keine Lust zu kriegerischen Abenteuern, die Pforte bewahrte ihre vorsichtige Neutralität, und Bem mußte, um eine Hoffnung ärmer, wieder den Rückzug antreten. Die englische Regierung hatte, durch wen, ist unbekannt, Kenntnis von dem Plan erhalten, die Pforte in den Krieg hineinzuziehen, und sie hatte die Pforte sehr kategorisch ermahnt, die strengsten Weisungen an die Grenzkommandanten zu erlassen[3]). Andrassy war auch weiterhin bemüht, die Pforte zur Energie aufzustacheln, indem er den türkischen Ministern vorstellte, daß der Untergang Ungarns nur der Vorbote der Vernichtung der Türkei durch ihren Todfeind, Rußland, sein werde; seine Bemühungen fruchteten gar nichts. Rifaat Pascha blieb passiv, so gerne er auch aktiv eingegriffen hätte[4]).

Der neue Mißerfolg auf dem Gebiete der auswärtigen Politik stachelte Kossuth, der sich in die Idee verrannt hatte, den Beistand des Auslandes erzwingen oder erkaufen zu können, nur an, neuerdings das Preisangebot für die Unterstützung Ungarns zu erhöhen. Hatte er sich früher schon bereit erklärt, das republikanische Prinzip zu opfern, so dachte er jetzt sogar daran, die Souveränität Ungarns zu verkaufen, um die nationale Unabhängigkeit zu retten. Den Habsburgern gönnte er den Triumph, die Suzeränität über Ungarn mit der nationalen Autonomie der Länder der Stephanskrone zu bezahlen, allerdings nicht, er dachte daran, Ungarn unter die Oberhoheit der Türkei zu stellen. Durch Andrassys Berichte aus Konstantinopel und durch Pulszkys Londoner Rapporte hatte die ungarische Regierung Kenntnis erhalten, daß England hauptsächlich aus dem Grunde den Kampf Ungarns nicht zu begünstigen entschlossen sei, weil es von der Zerreißung der Monarchie der Habsburger die Störung des europäischen Gleichgewichtes in Bezug auf den Orient befürchtete. Kossuth war nun bestrebt, einen Machtfaktor zu konstruieren, der geeignet wäre, Österreich im europäischen Gleichgewicht zu ersetzen und dem von England gefürchteten Streben Rußlands nach der Hegemonie über die Balkanhalbinsel ein Ende zu machen, sowie die Integrität des türkischen Reiches, die England als rocher de bronce seiner Orientpolitik statuiert hatte, für alle Zeiten zu sichern. Diese Garantien sollte ein Balkanbund unter der Suzeränität der Türkei bieten, dem Ungarn sich anzuschließen bereit war. Serbien, die Donaufürstentümer, Ungarn und die Türkei sollten sich zu einem Staatsverband zusammenschließen, an dessen Spitze die Türkei

[1]) Korn, Die Russen in Ungarn. S. 94.

[2]) Erlebnisse im Korps Bem, S. 122.

[3]) Stratford Canning an Palmerston, dto. Konstantinopel 10. Juli. London, A. d. F. O.

[4]) Wertheimer a. a. O., Bd. I, S. 37.

zu treten hätte, und Ungarn verlangte als Bedingung für seinen Anschluß und für seine Unterwerfung unter die Oberhoheit der Türkei nur die von England zu garantierende nationale Selbständigkeit.

Daß Ungarn durch die Verwirklichung dieses phantastischen Projektes zu einem Vasallenstaat der Türkei geworden wäre, das machte der ungarischen Regierung offenbar ebensowenig Skrupel wie die Tatsache, daß die Realisierung eine bare Unmöglichkeit war; erst fünf Jahre später, als Klapka selbständig mit dem Plan seiner „Donaukonföderation" auftrat, welche die Türkei aus dem Spiele ließ und Ungarn die Führung des Bundes zudachte, entdeckte Kossuth, daß es der ungarischen Nation unwürdig sei, sich mit Barbaren zu konföderieren, was ihn allerdings nicht hinderte, weitere acht Jahre später nochmals den gleichen Plan zu propagieren. Die ungarische Regierung sah in dem Bund der Balkanstaaten mit Einschluß Ungarns nur ein Mittel, England, dem damit die Vorherrschaft im Osten Europas garantiert wurde und eine reiche Quelle zur Vermehrung seines materiellen Wohlstandes und seiner politischen Macht erschlossen werden sollte, für Ungarn zu gewinnen, und sie, die das Prinzip der Volkssouveränität feierlich proklamiert hatte, stieß sich gar nicht daran, wie ein Vasallenstaat England das freie Verfügungsrecht über seine Staatsform und die Person seines zukünftigen Souveräns einzuräumen. Sie hoffte eben, England und zugleich die Pforte zur Unterstützung Ungarns zu vermögen, und dieser Gewinn erschien ihr um den Preis der Souveränität und Unabhängigkeit, für die die Honveds seit einem vollen Jahre mit Aufopferung kämpften, nicht zu teuer erkauft. Pulszky wurde beauftragt, dieses Projekt den englischen Staatsmännern zu unterbreiten[1]), und auch Graf Andrassy erhielt den Auftrag, mit den türkischen Staatsmännern diesbezüglich Fühlung zu nehmen. Ob Pulszky seinen Auftrag tatsächlich ausgeführt hat, ist mit vollkommener Sicherheit nicht festzustellen. Andrassy jedoch nahm sofort Gelegenheit, einerseits Reschid Pascha, andererseits Sir Stratford Canning, dessen besonderer Gunst er sich rühmte, in den Vorschlag der ungarischen Regierung einzuweihen. Andrassys Verbindungen mit der englischen Gesandtschaft in Konstantinopel waren ein Vermächtnis aus der kurzen Gesandtenzeit des Barons Splenyi, der sich in der Hoffnung gewiegt hatte, durch den am englischen Hofe und in englischen Regierungskreisen sehr einflußreichen und hochgeschätzten Sir Stratford Canning auf Palmerston einwirken zu können, und Andrassy ging den Weg, den sein Vorgänger ihm vorgezeichnet hatte. Er dürfte dabei gehofft haben, zwei Fliegen mit einem Schlag zu treffen, durch Canning nicht nur Palmerston, sondern auch Reschid zu gewinnen und für das ungarische Projekt einzunehmen. Auf Reschid Pascha machten begreiflicherweise die ungarischen Propositionen großen Eindruck, und er schien nicht abgeneigt, ihnen ernstlich näherzutreten; das war ja die Verwirklichung seines kühnsten Traumes, die Regeneration des türkischen Reiches, die Wiederherstellung der Reichsgrenze des 16. Jahrhunderts. Schien es doch, als sei dem alternden Osmanenreich, das Europa unrettbar dem

[1]) Pulszky a. a. O., Bd. II, S. 409.

Zerfall geweiht wähnte, eine neue Zeit der Macht und Blüte beschieden, Gelegenheit gegeben, mit einem Schlage sich wieder zu einer Machtfülle zu erheben, die der fast gleichkam, welche die Türkei unter Suleiman II. besessen hatte und unwiederbringlich verloren glaubte. Auf eine impulsive, phantasievolle Natur, wie es Reschid Pascha und sein alter ego Aali Pascha war, mußte dieser Gedanke mit Zauberkraft wirken; ein solcher Preis mußte eines hohen Einsatzes wert erscheinen. Um so nüchterner beurteilten die englischen Staatsmänner den ungarischen Vorschlag, von dem sie ebenso wie von dem Eindruck, den er auf die leitenden Staatsmänner der Türkei gemacht hatte, durch die englische Botschaft in Konstantinopel erfuhren[1]). Die politischen und kommerziellen Vorteile, mit denen Kossuth und Batthyanyi England zu ködern hofften, versagten vollkommen die erhoffte Wirkung. England sah nur die Gefahr, daß ein Eingehen der Pforte auf die lockenden ungarischen Vorschläge unfehlbar das zur Folge haben mußte, was die englischen Staatsmänner seit einem Jahr um jeden Preis zu verhindern bestrebt waren: das Übergreifen des in Ungarn wütenden Brandes auf die Balkanhalbinsel, die Aufrollung der orientalischen Frage. Schenkte die Pforte den Einflüsterungen der Ungarn Gehör und nahm sie die angebotene Schutzherrschaft über die Länder der Stephanskrone an, dann war der Ausbruch des Krieges zwischen Rußland und der Türkei unvermeidlich; denn Rußland war — so glaubte man wenigstens damals, da der Krimkrieg das Urteil über Rußlands Machtmittel noch nicht rektifiziert hatte — durch den Feldzug in Ungarn militärisch noch lange nicht so stark engagiert, daß es außerstande gewesen wäre, mit gefährlicher Kraft auf dem Balkan in Aktion zu treten, auch ohne seine Reserven, die christlichen Balkanvölker, zu den Waffen zu rufen. Die Aufrollung der orientalischen Frage, die auch England gezwungen hätte, sein Schwert in die Wagschale zu werfen, wäre unvermeidlich gewesen, und das mußte um jeden Preis vermieden werden. England zögerte daher nicht einen Augenblick, die Pforte mit allergrößtem Nachdruck auf die großen Gefahren einer Einmischung in die ungarischen Angelegenheiten aufmerksam zu machen und ihr zum so und so vielten Male strikte Neutralität zur Pflicht zu machen, diesmal aber mit dem Hinweise darauf, die Pforte könne andernfalls bei eventuellen Konflikten nicht auf die Unterstützung Englands rechnen[2]). Das wirkte. Das Luftschloß, das Kossuth und seine Ratgeber gebaut hatten, war damit allerdings über den Haufen geworfen, aber England, das es vernichtet, hatte den Führern der ungarischen Revolution einen unschätzbaren, von ihnen freilich nie anerkannten Dienst geleistet: es hatte sie vor der Schmach bewahrt, den Kampf um die Unabhängigkeit Ungarns mit dem Versuche der Degradierung Ungarns zu einem türkischen Vasallenstaat abzuschließen, zugleich aber einen europäischen Brand entfacht zu haben.

Der Bau der Luftschlösser hatte damit noch immer nicht sein Ende erreicht. Unerschöpflich in der Konzeption neuer, phantastischer Ideen, die

[1]) Stratford Canning an Palmerston, dto. Konstantinopel 28. Juli. London, A. d. F. O.

[2]) Palmerston an Stratford Canning, dto. London 30. Juli. London, A. d. F. O.

einander an Kühnheit überboten, hatte Kossuth beschlossen, Ungarn noch in zwölfter Stunde zu retten, indem er ihm einen König gab, dessen Person Europa mit der Unabhängigkeit Ungarns versöhnen sollte. Zunächst faßte er das Geschlecht Koburg-Kohary ins Auge. Die verwandtschaftlichen Beziehungen, welche dieses Haus mit den Höfen von Berlin, London und Petersburg sowie den Häusern Orleans und Braganza verbanden, schienen geeignet, die Schwierigkeiten, denen die Anerkennung Ungarns bei den Westmächten begegnete, beseitigen zu helfen und einen Friedensschluß zwischen Ungarn und Rußland — mit Österreich hoffte Kossuth allein fertig werden zu können — zu ermöglichen. In der ersten Juliwoche sandte Kossuth den Obersten Zoltan Lanyi und den Regierungskommissär Desider Lengyel an den Hof des Herzogs Ferdinand Georg von Sachsen-Koburg-Kohary als den Chef des Hauses, um dem zweiten Sohn desselben, dem Prinzen August, namens der ungarischen Nation die Krone des freien, unabhängigen Königreiches Ungarn anzubieten. Das Ergebnis der Mission war ein klägliches. Die Abgesandten Ungarns wurden zwar vom Herzog in Audienz empfangen, erhielten jedoch die ungeschminkte Antwort, der Herzog sei nicht in der Lage, von einem Anerbieten Kenntnis zu nehmen, das von einer revolutionären Regierung ausgehe, und er könne keinem Mitglied seiner Familie gestatten, mit einer revolutionären Regierung wegen der Übernahme einer Krone in Verbindung zu treten, deren rechtmäßiger Inhaber vor Gott und den Menschen Kaiser Franz Joseph sei. Ein „aufklärendes" Memorandum, das die ungarischen Abgesandten daraufhin dem Herzog überreichen wollten, um die Berechtigung der Nation zur freien Wahl eines Königs darzutun, wurde zurückgewiesen[1]).

Kurze Zeit darauf, nach dem Scheitern des Planes, durch England das unter der Oberhoheit der Türkei stehende Donaureich aus der Taufe heben zu lassen, war Kossuth daran gegangen, einem Mitglied des englischen Königshauses die Krone anzubieten. Der stolzen Dynastie Englands glaubte Kossuth freilich mehr bieten zu müssen als dem bescheidenen Hause Koburg-Kohary, und so erhielt in den letzten Tagen des Juli Graf Teleki den Auftrag, sich als Spezialgesandter der ungarischen Regierung nach London zu begeben und nicht nur der englischen Regierung abermals das Handelsmonopol in Ungarn zu offerieren, sondern auch dem jüngeren Sohn der Königin Viktoria, dem Prinzen Arthur, die Krone des dreieinigen Königreiches Ungarn, Kroatien und Dalmatien anzubieten[2]), ein Reich also, das nicht nur die Länder der Stephanskrone, sondern auch ein Stück österreichischen Gebietes umfassen sollte. Teleki setzte sich mit den enragierten Ungarfreunden Cobden und Lord Dudley Stuart in Verbindung, um durch ihre Vermittlung Zutritt zu den in Betracht kommenden Instanzen zu erlangen, wurde von diesen beiden Staatsmännern jedoch mit seinem Begehren rundweg abgewiesen und erhielt den guten Rat,

[1]) Nach Mitteilungen von koburgischer Seite. Szomogyi, Ludwig Kossuth und sein Werk (S. 156), verlegt diese Gesandtschaft in die Zeit unmittelbar nach der Déchéance und behauptet, es hätten ernste Verhandlungen stattgefunden, doch habe sich der Herzog schließlich „angesichts der großen Wirren nicht bestimmt äußern wollen".

[2]) Korn, Kossuth und die Ungarn in der Türkei. S. 109.

keinen weiteren Versuch zur Ausführung seiner Mission zu machen. Der Hof und das Kabinett erhielten keine Kenntnis davon, daß Prinz Arthur zum apostolischen König von Ungarn ausersehen war[1]).

Auch in Berlin suchte Kossuth einen König für Ungarn. Es war selbst für wenig weitsichtige Politiker klar, daß der Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland zwischen Preußen und Österreich in greifbare Nähe gerückt sei. Der scharfe Konflikt, der im nächsten Jahre fast zu einem preußisch-österreichischen Kriege geführt hätte, bereitete sich schon vor, und in den Kreisen der ungarischen Politiker, die in der deutschen Frage schärfer sahen und richtiger urteilten als in den anderen großen Fragen der Weltpolitik, regte sich die Hoffnung, es könne die Zeit Friedrichs des Großen wiederkehren, der mit den unzufriedenen Magnaten paktiert hatte; jedenfalls war eines jener Präjudize vorhanden, auf die Kossuth mit Vorliebe seine politischen Kombinationen stützte. Er beschloß deshalb, für den Fall, daß die Dynastie Englands die ungarische Krone ausschlüge, die Republik als „Interregnum" zu proklamieren und die Stephanskrone dem zwanzigjährigen Prinzen Friedrich Karl von Preußen anzutragen[2]). Gottlieb August Wimmer, der streitbare evangelische Pastor von Oberschützen, der an der Spitze des Landsturms seiner Landgemeinde tapfer gegen die Österreicher gefochten hatte, wurde zu der Mission ausersehen, dem König Friedrich Wilhelm IV., als dem Chef des Hauses Hohenzollern, dieses Angebot zu unterbreiten. Wimmer war vor Jahren dem König durch die Erzherzogin Maria Dorothea von Österreich empfohlen worden und hatte als eifriges Mitglied der Bibelgesellschaft und tätiges Rüstzeug der evangelischen ecclesia militans den tief religiösen König so für sich eingenommen, daß ihm dieser mit außergewöhnlicher Hochachtung begegnete und sich als sein Gönner und Schützer gebärdete[3]). Auf diese Gesinnung des Königs seiner Person gegenüber vertrauend, hoffte Wimmer auf einen Erfolg seiner Mission. Er begab sich also nach Berlin und übersandte, dort angekommen, am 8. August dem König ein voluminöses Memorandum, das mit nicht gewöhnlichem Geschick darauf hinarbeitete, auf den frommen König, der sich als Schutzherr der evangelischen Kirche fühlte, zu wirken.

Das interessante Schriftstück[4]), das eine ununterbrochene Kette von Verdammungsurteilen gegen die Habsburger mit zahllosen Bibelsprüchen belegt, schildert zunächst, natürlich mit ausgesprochen tendenziöser Färbung und ohne besonders skrupellose Rücksichtnahme auf die historische Wahrheit, die erbarmungslosen Verfolgungen, denen die evangelische Kirche in Ungarn von seiten der Habsburger angeblich ausgesetzt gewesen sei.

„In Ungarn," heißt es in dem Memorandum, „ist kein Fleckchen Erde, das nicht mit dem Blute evangelischer Märtyrer getränkt wäre! Kein Fleck, wo die treuesten Kinder Gottes und des Vaterlandes nicht für Glaube und Recht geblutet hätten. Und dieses Blut hat Habsburgs Geschlecht, Eid und Gewissen, Treue und Glaube verhöhnend, vergossen."

[1]) Nach Mitteilungen aus Cobdens hinterlassenen Papieren.
[2]) Korn, Die Russen in Ungarn. S. 272.
[3]) Schlesinger a. a. O., S. 289.
[4]) Im Wortlaut bei Korn, Die Russen in Ungarn. S. 244 ff.

Das Memorandum gibt dann eine pragmatische Darstellung des ungarischen Staatsrechtes, schildert, Satz für Satz eine von fanatischer Leidenschaft erfüllte Anklage gegen die Dynastie, den angeblichen Kampf der Habsburger gegen die Freiheit und die Konstitution Ungarns, gibt eine durch die ungarische Brille gesehene Darstellung der Ereignisse des Jahres 1848/49, und fährt hierauf fort:

„Nachdem die letzte Hoffnung vernichtet war, nachdem das Haus Habsburg die edle Nation mißhandelt, durch 322 Jahre mißhandelt und zertreten hat, wollte es 1849 der schwache Fuß eines Jünglings, dessen Geist durch den Jesuiten Grafen Bombelles und seine Gehilfen ertötet wurde, gänzlich zermalmen. Gottes starke Hand bewahrte Ungarn vor dem Tode, da wollte der Habsburger lieber nichts haben als ein glückliches Volk, und er warf Ungarn dem Russen zu.

„Euer Majestät! Großmächtiger König! Als Gesalbter Gottes frage ich Sie vor Gott dem Allmächtigen und Allschauenden: Wer ist der Rebell: Ungarn, durch 322 Jahre treu dem meineidigen Hause Habsburg, das beinahe alle Völker der Erde unglücklich gemacht, aber nicht eines beglückt hat? . . . Ruhig, wie die Propheten des Altertums, überblicke ich die Weltereignisse. Unbeteiligt an der Herbeiführung der Gegenwart, bin ich ohne Ansprüche für die Zukunft. Aber als Zeuge des wahrhaftigen Gottes, vor dessen Richterstuhle nur Wahrheit und Treue gilt, und vor dem ich bald zu stehen hoffe, lege ich diese Schrift in die Hände Euer Königlichen Majestät . . ."

Wimmer hoffte, daraufhin zu einer Audienz zum Könige befohlen zu werden, und er hatte den Auftrag, bei dieser Audienz dem König eine Adresse der ungarischen Regierung zu überreichen, in der dem König als dem Chef des Hauses Hohenzollern die Krone Ungarns angeboten wurde mit der Bitte, sie einem Mitgliede seines Hauses zu übertragen[1]). Aber die eindringlichen Worte des Memorandums, sofern dasselbe überhaupt dem König zu Gesicht kam, verfehlten ihre Wirkung vollständig. Wimmer erhielt das Memorandum durch den Ministerpräsidenten Grafen Brandenburg zurückgeschickt mit dem Bedeuten, es widerstreite den Grundsätzen des Königs und seiner Minister, mit einer revolutionären Regierung in Verbindung zu treten. Den Anschauungen des Königs Friedrich Wilhelm IV., der wie kaum einer seiner Vorfahren von dem Begriff des Gottesgnadentums durchdrungen war, konnte tatsächlich nichts mehr widerstreiten als der Gedanke, mit einer Regierung in Berührung zu kommen, die den rechtmäßigen Herrscher des Thrones entsetzt und aus seinem Lande verbannt hatte. Wimmer erhielt überdies vom Berliner Polizeipräsidenten den dringenden Rat, Berlin zu verlassen; denn so groß auch die Achtung sei, welche der König seiner Person entgegenbringe, müsse es doch Seiner Majestät und der Regierung ungelegen sein, ihn in seiner jetzigen Mission in der Hauptstadt Preußens zu wissen[2]). Der Berliner Hof kam also gar nicht in die Lage, sich über die von Kossuth aufgestellte Kandidatur des Prinzen Friedrich Karl zu äußern. Es ist übrigens interessant, daß im Jahre 1866, als die Legion Klapka auszog, um Ungarn im Rücken der kaiserlichen Armee zu insurgieren, abermals von dem Prinzen Friedrich Karl

[1]) Bernardin, Études historiques. S. 212.
[2]) Schlesinger a. a. O., S. 289.

als dem künftigen Könige des mit Preußens Hilfe unabhängig werdenden Ungarn in den Kreisen der Konspiratoren die Rede war.

Das Scheitern der Mission Wimmer vernichtete auch die letzte Hoffnung, bei den Westmächten Unterstützung zu finden. Es blieb nur noch ein letztes, verzweifeltes Mittel, Ungarns Rettung zu versuchen, ein Mittel so ungeheuerlich phantastischer Art, wie es nur in dem fieberhaft arbeitenden und produzierenden Hirn eines politischen Utopisten entstehen konnte, der sich an seinen eigenen weitausholenden, kühnen Plänen berauscht: der Versuch, mit Rußland zu einem Separatfrieden zu gelangen und diesen Frieden von dem Zaren um den Preis der Krone des heiligen Stephan zu erkaufen. Auch mit dieser Idee hat Kossuth lange vorher gespielt, bevor er nach dem Scheitern seiner sämtlichen übrigen Rettungspläne tatsächlich daran ging, ihre Verwirklichung zu versuchen. Schon unmittelbar nach der Unabhängigkeitserklärung soll er die Zaghaften, die an dem Gelingen des großen Wagnisses zweifelten und die russische Intervention fürchteten, mit der Erzählung zu beruhigen versucht haben, er habe bereits mit dem Auslande diplomatische Verhandlungen angeknüpft, damit im schlimmsten Falle der Herzog Maximilian Egon von Leuchtenberg, der Gatte der Großfürstin Maria Nikolajewna und nahe Verwandte des Zaren, den Thron Ungarns besteige, um unter russischem Protektorate konstitutionell zu regieren[1]). Was damals, da Kossuth noch fest darauf vertraute, die ungarischen Waffen würden den vereinigten Österreichern und Russen gegenüber ebenso siegreich bleiben wie gegenüber den Österreichern allein, da er noch darauf vertraute, die Westmächte würden sich ins Mittel legen und die russische Intervention vereiteln, kaum mehr war als ein Mittel, die ängstlichen Gemüter zu besänftigen, das reifte nun zu einem festen Plan. Zu dem Plane, tatsächlich dem Zaren die Krone Ungarns für den jungen Herzog von Leuchtenberg anzubieten und so zu einem einseitigen Friedensschluß mit Rußland zu gelangen, der auch die Einstellung des Krieges seitens Österreichs zur Folge haben mußte. Kossuth zögerte nicht, sofort die notwendigen Schritte zu unternehmen[2]).

Zweierlei Momente wirkten mit, Kossuth einen Plan realisierbar erscheinen zu lassen, dessen schrankenlose Naivität heute kaum begreiflich erscheint: die unverhüllte, den Ungarn durch Berichte aus dem Auslande wohlbekannte Sympathie für Ungarn, die in der russischen Interventionsarmee und in der einflußreichen Petersburger Hofgesellschaft herrschte, hauptsächlich aber wohl der Umstand, daß die Anregung zu direkten Verhandlungen zwischen den

[1]) Görgey, Mein Leben und Wirken in Ungarn. Bd. II, S. 346.

[2]) Hauptquelle für diese Verhandlungen ist Görgeys zitiertes Werk. Der greise General Görgey hat dem Verfasser nähere Auskunft über die von ihm im Auftrage der ungarischen Regierung mit den Russen gepflogenen Verhandlungen mit der Begründung verweigert, er habe den in seinem Werke „Mein Leben und Wirken in Ungarn" gemachten Angaben nichts hinzuzufügen. Diese sind um so weniger anzuzweifeln, als sie auch in kossuthfreundlichen Quellen, wie Kaszonyi, „Ungarns vier Zeitalter" und Seherr-Thoß, „Erinnerungen" bestätigt und ergänzt werden. Wertvolle Ergänzungen erfahren sie in einem weiterhin zitierten Schreiben Cannings an Palmerston nach Informationen eines „distinguierten ungarischen Emigranten" Graf Julius Andrassy?)

ungarischen und den russischen Heerführern von russischer Seite ausging. Die Hungarophilie, die sich in London und Paris in engen Grenzen hielt, stand in den Petersburger Hof- und hohen Militärkreisen in höchster Blüte, einer Blüte, mit der nur die allgemeine Griechen- und Polenbegeisterung in Westeuropa zur Zeit des griechischen Freiheitskampfes und der ersten polnischen Revolution einen Vergleich aushält. Die ganze Umgebung des Kaisers Nikolaus schwärmte in demonstrativer Weise für Görgey und Klapka und ihre tapferen Honveds, und in der nach Ungarn entsandten Armee herrschte eine Begeisterung für die Magyaren und eine Antipathie gegen die Österreicher, die sehr schlecht mit der Aufgabe zusammenstimmte, welche diese Armee zu lösen hatte[1]). Die Mitglieder der republikanisch-sozialistischen Verschwörung Petraschenski-Sposchudo, in welche Angehörige der höchsten Gesellschaftsklassen Petersburgs verwickelt waren, hielten durch ihre in London ansässigen Generalstabschefs Bakunin und Herzen die ungarischen Vertreter Pulszky und Teleki getreulich über diese Stimmung und ihre in der Hofgesellschaft zuweilen komischen, in der Armee oft recht bedenklichen Äußerungen auf dem laufenden, und auf diesem Wege erhielt die ungarische Regierung Kenntnis von der in Petersburg und bei der Interventionsarmee herrschenden Stimmung, die so weit ging, daß viele russische Offiziere lieber mit den Ungarn gegen Österreich statt mit den Österreichern gegen Ungarn marschiert wären[2]). Dem schrankenlosen Sanguinismus Kossuths boten diese Mitteilungen reiche Nahrung; er hoffte, diese Stimmung der inoffiziellen Kreise werde gegebenenfalls auch in offiziellen Kreisen wirksam werden, und er glaubte diese Hoffnung zur Gewißheit geworden, als er die Nachricht erhielt, daß die russischen Heerführer mit den ungarischen Befehlshabern Verhandlungen anzuknüpfen suchten[3]). Davon konnte Kossuth freilich keine Kenntnis haben, daß diese Versuche wohl der Antipathie der Russen gegen die Österreicher, denen sie um keinen Preis einen entscheidenden Erfolg gönnen wollten, keinesfalls aber der feurigen Vorliebe für die Ungarn entsprangen und nicht den Friedensschluß, wie die Ungarn ihn verstanden, sondern die Unterwerfung und damit den Triumph der russischen Waffen zum Zweck hatten. Der österreichische General Haynau hatte, in seinem Soldatenstolz tief verletzt durch die Annahme der russischen Hilfe, durch eine Reihe rasch und energisch geführter Schläge die Ungarn besiegt, bevor noch die Russen ins Land kamen und entscheidend in die Kriegsereignisse eingreifen konnten, und als die Russen endlich in die Operationslinie eingerückt waren, nahm er gar keinen Anstand, den mit dem russischen Oberbefehlshaber Fürsten Paskiewitsch vereinbarten Feldzugsplan einfach fallen zu lassen und auf eigene Faust, ohne Zusammenhang mit den Russen, zu operieren, um mit den von ihm grimmig gehaßten Verbündeten nicht die kriegerischen Lorbeeren teilen zu müssen[4]). Es war ein Wettrennen

[1]) Vgl. Bernhardi, Tagebücher. Bd. II, S. 45, 53, 220.

[2]) Privatbrief Cannings an Palmerston, Konstantinopel 21. Dezember. Original im Besitz der Familie Canning.

[3]) Canning an Palmerston, zitierter Brief.

[4]) Springer a. a. O., Bd. II, S. 753 ff.

um den entscheidenden Erfolg, den die Österreicher auf dem Schlachtfeld, die Russen notgedrungen in Unterwerfungsverhandlungen suchten. Er fiel den Russen zu, dank dem Optimismus der Ungarn, die aus den russischen Werbungen die Gewißheit schöpften, sich den Feind zum Freunde, den Bedroher und Vernichter zum Beschützer und Erhalter machen zu können.

Es ist interessant, daß die Anknüpfung der ersten Verhandlungen zwischen Russen und Ungarn auf eine arge Verlegenheit der Russen zurückzuführen ist und sich einfach als ein Bluff, gelinde gesagt als eine Kriegslist, darstellt. Der russische Oberst Chruljew, der eine Streifkolonne von 700 Reitern mit 4 Geschützen führte, stieß beim allzu schneidigen Vorrücken auf das ganze, 9000 Mann mit 40 Geschützen zählende Korps Nagy-Sandors. In dieser Situation hätte ein Kampf Selbstmord, die Unterlassung des Angriffs Kriegsgefangenschaft bedeutet. Chruljew entschloß sich zu jenem Bluff, den die Österreicher in Italien wiederholt mit Glück ausgeführt hatten: als hätte er eine Armee hinter sich, ließ er die Ungarn am 19. Juli durch Parlamentäre zur Waffenstreckung auffordern, widrigenfalls er schonungslos zum Angriff schreiten werde. Nagy-Sandor ließ sich wirklich verblüffen, und, durch diesen Erfolg noch kühner geworden, sandte Chruljew, während er vorsorglich seine kleine Abteilung zurückzog und nur eine dichte Vorpostenkette, die eine Unmenge von Lagerfeuern unterhielt, Nagy-Sandor gegenüber stehen ließ, den Rittmeister Katlarow und den Leutnant Grafen Rüdiger ins ungarische Lager mit der doppelten Forderung, die Ungarn möchten erstens ihre Stellung sofort räumen, zweitens seine Parlamentäre zu General Görgey führen, wofür er versprach, den angedrohten Angriff zu unterlassen. Nagy-Sandor ging mit größter Bereitwilligkeit auf beide Forderungen ein und ließ die beiden Parlamentäre sofort nach Rimaszombat ins Hauptquartier Görgeys führen, wo sie klug genug waren, tüchtig über die Österreicher zu wettern und den Honveds maßlose Loblieder zu singen. Nach einer mehrstündigen Konferenz entließ Görgey die Parlamentäre, indem er ihnen ein Schreiben an Paskiewitsch mitgab, ein ziemlich nichtssagendes Schriftstück, in dem er zwar jedes Paktieren ablehnte, aber die Möglichkeit einer Verständigung dennoch offenließ[1]). Chruljew hatte durch diese geschickte Spiegelfechterei erreicht, was er wollte: er hatte sich aus einer schlimmen Klemme, aus der es anfangs ein ehrenhaftes Entkommen kaum zu geben schien, befreit. Die weiteren Folgen seiner Kriegslist vermochte er nicht abzusehen, und er mag sich wohl kaum Mühe gegeben haben, darüber nachzudenken. Das Erscheinen russischer Parlamentäre im ungarischen Lager hatte eine ungeahnte Wirkung: die Tatsache, daß die beiden russischen Offiziere weidlich auf die Österreicher geschimpft und die Honveds in den siebenten Himmel gehoben, daß sie ferner mit einigen Offizieren des ungarischen Hauptquartiers Brüderschaft getrunken und sogar Dienstesabzeichen getauscht hatten, wuchs sich zu den unglaublichsten Gerüchten aus. Im ungarischen Lager verbreitete sich blitzschnell die Nachricht von einer bevorstehenden Verbrüderung zwischen den Russen und den Ungarn; man war überzeugt, daß die Russen den Krieg nur noch zum Scheine führten, und

[1]) Siehe die treffliche Darstellung bei Strobel, Die ungarische Donauarmee. S. 228.

erzählte allen Ernstes, daß abends, sobald die Vorposten ausgestellt seien, die russischen Feldwachoffiziere zu den ungarischen Vorpostenkommandanten herüberkämen und sie zum Tee einlüden [1]). In der lebhaften Phantasie der Honveds war ein ungarisch-russisches Bündnis schon perfekt. Kaum anders war die Wirkung in Szegedin, als Görgeys Bericht über seine Verhandlungen mit den russischen Parlamentären eintraf. Kossuth glaubte sein Vertrauen auf die Zauberkraft der Sympathie gerechtfertigt; er glaubte nichts anderes, als daß die Russen eine Gelegenheit suchten, sich mit den Ungarn auszugleichen, und er entschloß sich zu einem entscheidenden Schritt: Rußland das Verfügungsrecht über die Krone Ungarns anzubieten und auf diese Weise zu einem Friedensschluß mit den Russen zu gelangen, der, so glaubte er, auch Österreich keine andere Wahl ließ, als mit den Ungarn Frieden zu machen und die Unabhängigkeit Ungarns und die Déchéance anzuerkennen.

Am 22. Juli sandte Kossuth den Regierungskommissär Kaszonyi an Görgey mit der Botschaft, wenn es möglich sei, sich mit den Russen zu verständigen, so könne man das tun; denn Ungarn werde sich lieber unter das Zepter oder die Suzeränität Rußlands begeben, als sich den Habsburgern unterwerfen [2]). Am 24. Juli traf Kaszonyi im Hauptquartier Görgeys ein, in einem für seine Mission keineswegs ungünstigen Moment. Am selben Tage hatte Görgey durch eine Mittelsperson, die abenteuernde Baronin Bory [3]), ein Schreiben des russischen Generals Rüdiger erhalten, in dem er in sehr höflicher und nicht ganz unzweideutiger Form zu Unterhandlungen eingeladen wurde. Der Brief Rüdigers [4]), der für die weitere Entwicklung der Dinge von besonderer Bedeutung ist, lautete:

„Mein Herr! Die meinem Befehl unterstellten Truppen haben den Ihrigen gegenüber gestanden; das Waffenglück hat zu meinen Gunsten entschieden. Ihnen folgend, höre ich überall unterwegs, daß Sie, überaus loyal, nicht anstehen, der Tapferkeit meiner Truppen vollauf Gerechtigkeit angedeihen zu lassen. Dieser Ausdruck von Freimut Ihrerseits legt mir die Pflicht auf, Ihnen einen Beweis meiner Achtung zu geben, welche ich für Sie, den tapferen Soldaten, empfinde, und deshalb habe ich mich entschlossen, den vorliegenden Brief an Sie zu richten. Ihre Begabung wußte ohne Zweifel große Schwierigkeiten zu überwinden; Sie werden sich aber nicht verhehlen, daß in diesem Augenblick ungeheure Gefahr Ihrem Armeekorps droht. Ich will Ihnen daher, mein Herr, ganz im Vertrauen den Weg zu Unterhandlungen eröffnen. Wollen Sie mir die Bedingungen angeben, unter welchen Sie es für möglich halten, den für Sie ungleichen Kampf zu beendigen. Ich werde mich beeilen, in dieser Angelegenheit die Weisungen Sr. Hoheit des russischen Armeechefs zu erwirken. Ich habe wohl nicht nötig, hinzuzufügen, daß Ihr Antrag mit aller Gerechtigkeit, welche meinen erlauchten Chef auszeichnet, geprüft werden und daß Ihre Ehre als tapferer Krieger nicht den leisesten Makel erfahren wird. Empfangen Sie . . . Graf Rüdiger."

Görgey konnte selbstverständlich keine Kenntnis davon haben, daß General Rüdiger ohne Autorisation seitens des russischen Armeekommandanten, lediglich

[1]) Vgl. Seherr-Thoß, Erinnerungen. S. 48. — Springer a. a. O., Bd. II, S. 764. [2]) Kaszonyi, Ungarns vier Zeitalter. Bd. II, S. 208.

[3]) Siehe Strobel a. a. O., S. 234 ff.

[4]) Görgey a. a. O., Bd. II, S. 301.

auf Anregung von unverantwortlicher Seite gehandelt hatte, in der Annahme, Görgey sei des Kampfes müde[1]). Zudem sprach Rüdiger in seinem Schreiben nicht von Kapitulationen sans phrase, sondern nur von vertraulichen Unterhandlungen über die „Bedingungen, den ungleichen Kampf zu beendigen", ließ also immerhin der Auslegung Raum, daß es sich den Russen nicht um eine Unterwerfung der Ungarn, sondern darum handle, einen Weg zum Friedensschlusse ausfindig zu machen. Das von Kaszonyi überbrachte Schreiben Kossuths, das die Richtlinien für einen eventuellen Friedensschluß zwischen Ungarn und Russen skizzierte, mußte dazu beitragen, Görgey zu der Auffassung der Lage zu bekehren, die Kossuth hatte und die denn auch in Görgeys Antwortschreiben an Rüdiger zutage tritt. In diesem Brief erklärte Görgey, er halte es für seine Pflicht, den Weg für die zwischen der Regierung Ungarns und dem Fürsten Paskiewitsch zu beginnenden geheimen Verhandlungen zu ebnen, falls Rüdiger geneigt wäre, bekannt zu geben, unter welchen Bedingungen Ungarn mit dem Zaren Frieden schließen könne[2]). Görgey dachte also keineswegs an Kapitulation, sondern an Friedensschluß, und in der Hoffnung, von General Rüdiger umgehend Antwort zu erhalten, fertigte er Kossuths Bevollmächtigten erst am 26. Juli ab. Kaszonyi erhielt einen ausführlichen Bericht und eine Kopie des Briefes Rüdigers mit. Der Bericht Görgeys über seine bisherigen Verhandlungen schloß mit der Bitte, die ungarische Regierung möge die nunmehr in die Wege geleiteten Pourparlers selbst weiterführen[3]). Von nun an unternahm Görgey den Russen gegenüber nur noch einen selbständigen Schritt. Die immer mehr um sich greifende Demoralisation seiner Truppen ließ es ihm ratsam erscheinen, den sehnlich erwarteten Bescheid Rüdigers zu beschleunigen. Er entsandte daher am 27. Juli die Ordonnanzoffiziere Graf Seherr-Thoß und Graf Stephan Esterhazy in das russische Lager. Offiziell war ihre Aufgabe die, dem russischen Obersten Saß, der Görgey ein Paar Pistolen zum Geschenk gemacht hatte, ein Gegengeschenk zu überbringen; inoffiziell sollten sie Rüdiger verständigen, daß die ungarische Regierung bereit sei, den Frieden durch die Übertragung der Stephanskrone an den Herzog von Leuchtenberg, den Neffen des Zaren, zu erkaufen, falls dieser bereit wäre, den Eid auf die ungarische Verfassung zu leisten. Seherr-Thoß erhielt Einblick in das betreffende Schreiben Kossuths, das Görgey bevollmächtigte, den Russen die genannten Propositionen zu stellen. Seherr-Thoß hatte auch tatsächlich Gelegenheit, diese Botschaft dem russischen General Tscheodajeff auszurichten, der zwar versprach, sie dem Feldmarschall Paskiewitsch zu übermitteln, aber gleich erklärte, er glaube nicht, daß der Zar geneigt sein werde, auf diesen Antrag einzugehen[4]).

Am 29. Juli traf Kaszonyi in Szegedin, dem augenblicklichen Sitz der ungarischen Regierung, ein und übergab Kossuth den Bericht Görgeys. Am nächsten Tage fand ein Ministerrat statt, dem auch einige in Szegedin an-

[1]) Siehe Strobel a. a. O., S. 237.
[2]) Görgey a. a. O., Bd. II, S. 304.
[3]) Stratford Canning, zitierter Brief.
[4]) Seherr-Thoß a. a. O., S. 49 ff.

weſende Generale beiwohnten. Nach Verleſung des Berichtes, dem die Kopien der mit General Rüdiger gewechſelten Briefe beilagen, ſtellte Koſſuth den Antrag, die ungariſche Regierung möge im Namen der ungariſchen Nation die von Görgey angeknüpften Verhandlungen, die die Hoffnung auf einen günſtigen Verlauf der Friedensaktion berechtigt erſcheinen laſſen, weiterführen und zu dieſem Zwecke zwei Mitglieder des Kabinetts als bevollmächtigte Unterhändler an den ruſſiſchen Oberbefehlshaber, Fürſten Paſkiewitſch, als den Vertreter des Zaren, abſenden. Die Unterhändler ſollten Generalvollmacht erhalten, mit den Ruſſen auf der Baſis Frieden zu ſchließen, daß die ungariſche Regierung entweder den jüngeren Sohn des Zaren, den Großfürſten Konſtantin, oder den Neffen des Zaren, den Herzog Maximilian Eugen von Leuchtenberg, bzw. eine andere Perſönlichkeit, deren Beſtimmung dem Zaren überlaſſen bleibe, zum König von Ungarn proklamiere und kröne, unter der einzigen Bedingung, daß der Zar die konſtitutionellen Rechte und Freiheiten Ungarns in aller Form anerkenne und ihre Unantaſtbarkeit garantiere, wogegen die ungariſche Regierung ſich bereit erkläre, die Suzeränität des Zaren über die Länder der Stephanskrone auszuſprechen und ihre Inartikulierung in die ungariſche Verfaſſung durchzuführen. Der Antrag wurde, allerdings erſt nach einer längeren, ſehr lebhaften Debatte, in die Koſſuth wiederholt einzugreifen ſich genötigt ſah, einſtimmig zum Beſchluß erhoben und der Miniſterpräſident Szemere und der Miniſter des Äußeren, Graf Kaſimir Batthyany, zu Unterhändlern erwählt und mit den entſprechenden ſchriftlichen Vollmachten ausgeſtattet[1]).

Am 31. Juli reiſten Szemere und Batthyanyi in das Hauptquartier Görgeys ab, um von dort aus die Verhandlungen mit dem Fürſten Paſkiewitſch zu beginnen. In wiederholten Konferenzen mit Görgey wurde das von Szemere und Batthyanyi konzipierte Sendſchreiben, welches dem Fürſten Paſkiewitſch von den Propoſitionen der ungariſchen Regierung Kenntnis geben ſollte, redigiert. Szemere und Batthyanyi hatten ſich zunächſt auf eine fulminante Anklageſchrift gegen das Haus Habsburg im Stile der Unabhängigkeitsakte beſchränken wollen, die mit einer Einladung an den Zaren ſchließen ſollte, aus dem Streit zwiſchen dem Hauſe Habsburg und den Ungarn poſitiven Nutzen für ſein Haus zu ziehen, ſtatt ſeine Soldaten für das Haus Habsburg, das Rußland ſtets nur Übles getan habe, bluten zu laſſen. Görgey aber mißbilligte dieſe allgemeinen, vieldeutigen Wendungen und verlangte, es möge im Sinne des Beſchluſſes des Miniſterrates Rußland bzw. dem Zaren der poſitive Antrag geſtellt werden, die Suzeränität über die Länder der Stephanskrone zu übernehmen und über die Krone Ungarns zu verfügen. Nach langwierigen Verhandlungen und wiederholter Umredigierung mehrfacher Entwürfe kam endlich am 7. Auguſt das Sendſchreiben zuſtande[2]); leider iſt über ſeinen Inhalt authentiſch nichts Gewiſſes bekannt, doch kann man annehmen, daß es, entſprechend dem notoriſchen Standpunkt Görgeys, dem Zaren die

[1]) Stratford Canning, zitierter Brief.

[2]) Die intereſſante Darſtellung der Verhandlungen bei Görgey a. a. O., Bd. II, S. 344 ff. und 374 ff. im weſentlichen beſtätigt in Stratford Cannings zitiertem Brief.

Oberhoheit über Ungarn und das Verfügungsrecht über die ungarische Krone unter der Garantie der ungarischen Verfassung anbot. Das Sendschreiben überbrachte am 7. August General Pöltenberg als Parlamentär dem Grafen Rüdiger. Es gelangte zwar in die Hände des Fürsten Paskiewitsch, wurde aber von diesem ebenso ad acta gelegt wie ein am Tage vorher dem Feldmarschall überbrachtes Schreiben Görgeys, in dem dieser ihn aufforderte, mit der ungarischen Regierung in Unterhandlung zu treten. Für Paskiewitsch gab es keine ungarische Regierung und keine ungarischen Generale; er forderte vielmehr den General Rüdiger auf, den Parlamentär sofort ins ungarische Lager zurückzuschicken und Görgey den schriftlichen Bescheid zukommen zu lassen, die russische Armee habe nur zu kämpfen, zu Unterhandlungen sei ausschließlich Haynau, der Oberbefehlshaber der k. k. Truppen, befugt[1]). Immerhin erhielt Pöltenberg von Rüdiger ein Wort des Trostes — als solches wurde es wenigstens im ungarischen Lager empfunden — mit auf den Weg: Rüdiger eröffnete ihm, daß man mit den Russen in Verkehr treten könne, wenn der ungarische Armeekommandant dem russischen Armeechef irgendeine Mitteilung zu machen hätte. An das, bei einigem guten Willen immerhin mehrdeutige Wort „Mitteilungen" klammerten sich die letzten Hoffnungen der ungarischen Regierung, mit den Russen doch noch zu einem Ausgleich gelangen zu können, von den Russen den Frieden zu erwirken.

Am 10. und 11. August wurde in Arad, wohin sich die ungarische Regierung geflüchtet hatte, im Beisein Görgeys Ministerrat gehalten. Szemere und Batthyanyi erstatteten Bericht über den Verlauf ihrer Mission, Görgey über die Verhandlungen seiner Parlamentäre. Nach einer langen, bewegten Erörterung der Frage, welcher Art die „Mitteilungen" sein möchten, die der russische Armeechef von der ungarischen Heeresleitung entgegenzunehmen bereit sei, kam die Anschauung zum Durchbruch, daß noch immer die Möglichkeit vorhanden, mit den Russen zu einer Vereinbarung zu gelangen, die mit einer Unterwerfung unter Österreich nichts gemein habe, da sonst Rüdiger, der die Intentionen Paskiewitsch' ja kennen mußte, wohl von Kapitulation schlechtweg gesprochen haben würde; die Ertrinkenden klammerten sich an einen Strohhalm. Nur über die Art der dem russischen Armeekommando seitens Ungarns zu machenden „Mitteilungen" war man im unklaren. Endlich stellte Batthyanyi den Antrag, den keiner der ungarischen Minister zu formulieren wagte: die ungarische Regierung möge dem Zaren, ohne weitere Beschönigungen und ohne weitläufige Begründung, die Krone Ungarns anbieten mit der Bitte, dieselbe einem Mitglied seiner Familie zu übertragen; die Bedingung, der Zar möge die konstitutionellen Freiheiten Ungarns garantieren, möge nicht expressis verbis gestellt, sondern implizite in dem Angebot der Krone des konstitutionellen, unteilbaren Königreiches Ungarn ausgesprochen werden. Obwohl die prinzipielle Einigung darüber durch einstimmigen Beschluß des Ministerrates bereits am 10. August erzielt worden war, fiel die definitive Entscheidung, dieses Angebot tatsächlich zu stellen, erst in dem

[1]) Neidhart, Bericht über die Operationen der russischen Truppen. Bd. III, S. 68. — Etcherbatow, Le feldmaréchal Paskéwitsch. Bd. VI, S. 124.

zweiten, in den frühen Morgenstunden des 11. August abgehaltenen Ministerrat, der noch die Frage zu regeln hatte, durch wen dieses Angebot zu geschehen habe. Ein diesbezüglicher Schritt seitens der ungarischen Regierung schien aussichtslos; so oft Görgey den Versuch gemacht hatte, für die Regierung irgendein Zugeständnis zu erlangen oder für sie die Möglichkeit zu direkten Verhandlungen mit den Russen zu eröffnen, hatte er keine Antwort erhalten; dagegen schien Rüdigers letzter Brief auf die Bereitwilligkeit der Russen hinzudeuten, mit dem ungarischen Armeekommando in Verhandlungen zu treten. Es schien also notwendig, den Armeekommandanten, um ihn zu den beschlossenen Verhandlungen zu legitimieren, mit der obersten Regierungsgewalt zu bekleiden. Dieser Gedanke war in ungarischen Regierungskreisen schon früher wiederholt diskutiert worden. Der Ministerpräsident Szemere hatte schon am 24. Juli, als er seine von Kossuth nicht angenommene Demission eingereicht hatte, auch die Demission des Gouverneurs und die Ernennung eines Diktators befürwortet mit der Motivierung, die Zeiten seien derart ernst geworden, daß man das Regieren anderen Händen überlassen müsse[1]). Auch Kossuth selbst hatte wiederholt an die Ernennung eines Diktators gedacht und Bem für diesen Posten in Aussicht genommen[2]). Jetzt schien Görgey kraft der Unterhandlungen, die er bereits mit den Russen geführt und der Achtung, die ihm diese bezeugt hatten, allein zum Diktator prädestiniert, und in dem Ministerrat vom 11. August wurde denn auch — von wem, ist unbekannt — der Antrag gestellt, Görgey zum Diktator zu ernennen, um auf diese Weise im Hinblick auf die Verhandlungen mit den Russen das Armeeoberkommando und die oberste Regierungsgewalt in einer Hand zu vereinigen. Allerdings hatte Görgey bei seinem Eintreffen in Arad ausdrücklich erklärt, er sei entschlossen, die Waffen zu strecken, er füge sich aber dem Beschluß des Ministerrates, noch einen letzten Rettungsversuch zu unternehmen. Es wurde nun folgender Modus vereinbart: Görgey übernimmt als Diktator die oberste Regierungsgewalt und hat den Russen, und ausschließlich diesen, die Kapitulation in einer Weise anzubieten, die keinen Zweifel darüber läßt, daß die Ungarn sich nur dem Zaren, keinesfalls aber dem Kaiser von Österreich unterwerfen; gleichzeitig mit dem Kapitulationsangebot hat ein ungarischer Zivilfunktionär Paskiewitsch ein an den Zaren gerichtetes Memorandum zu überbringen, in dem erklärt wird, die ungarische Nation lege im Vertrauen auf die Großmut des Zaren diesem die Krone des heiligen Stephan zu Füßen mit der Bitte, dieselbe einem Mitglied seines erlauchten Hauses zu übertragen und bis dahin gemäß der ungarischen Verfassung ein ungarisches Ministerium mit der Führung der Geschäfte zu betrauen[3]). Diese Mission wurde dem Regierungskommissär Ludwig Mackler, einem Deutsch-Ungarn, übertragen.

[1]) Szemere, Charakterskizzen. Bd. II, S. 91 und 153.

[2]) Ramming, Sommerfeldzug in Ungarn. S. 510.

[3]) Meine auf Stratford Cannings zitiertem Schreiben beruhende Darstellung weicht in sehr wesentlichen Punkten von der Görgeys a. a. O., Bd. II, S. 364 ff. ab, erscheint aber um so mehr glaubwürdig und authentisch, als sie sich in den Hauptpunkten mit

In einer Abschiedsproklamation, datiert Arad 11. August, nahm Kossuth Abschied von seinen Landsleuten und gab bekannt, daß Görgey fortan die höchste Regierungsgewalt ausüben werde und seine Diktatur am selben Tage um 8 Uhr abends beginne. Dann reiste er ab und eilte zu Wagen über Lugos und Karansebes nach Orsova an die türkische Grenze; und am gleichen Vormittag begab sich der Regierungskommissar Ludwig Mackler in das russische Lager, um Paskiewitsch das ungarische Manifest an den Zaren zu überbringen[1]). Görgey berief seine Truppenführer, 12 Generale und 69 Stabsoffiziere, zu einem Kriegsrat zusammen, in dem er die Notwendigkeit der Kapitulation begründete, die denn auch mit 79 von 81 Stimmen beschlossen wurde. Oberst Gregor Graf Bethlen, Major Stefan Graf Esterhazy und Rittmeister Koloman Graf Schmidegg gingen unmittelbar darauf mit einem Brief an Rüdiger ab, in dem der russischen Armee in aller Form die Kapitulation angeboten und Rüdiger von der in Aussicht genommenen Marschrichtung der ungarischen Armee in Kenntnis gesetzt wurde, mit der Bitte, sich mit seiner Macht zwischen die österreichischen und die ungarischen Truppen zu schieben, da Görgey nur vor der russischen Armee die Waffen strecken wolle. Die Antwort, die lautete: „Keine Bedingungen, sondern unbedingte Unterwerfung im Vertrauen auf die Großmut des Zaren!", überzeugte Görgey, daß auch die letzte Hoffnung — falls er, was keineswegs als sicher angenommen werden kann, überhaupt die Hoffnung des ungarischen Ministerrates geteilt hat — vernichtet war. Am 13. August streckte er bei Vilagos mit 30889 Mann, 9839 Pferden und 144 Geschützen die Waffen[2]).

Die russischen Archive, die noch so viele unbehobene Schätze bergen, werden vielleicht einmal, wenn die historische Forschung auch in Rußland größere Freiheit genießen wird als jetzt, Auskunft darüber geben, ob die ungarischen Angebote tatsächlich zur Kenntnis des Zaren gelangt sind. Man ist diesbezüglich heute lediglich auf Kombinationen angewiesen, und soweit unter solchen Umständen ein Urteil überhaupt gefällt werden kann, erscheint es nicht unberechtigt, diese Frage zu bejahen. Das berühmte Telegramm Paskiewitsch' an den Zaren mit dem viel kommentierten Passus „Ungarn liegt zu Füßen Eurer Majestät!" läßt mit großer Wahrscheinlichkeit darauf schließen, daß der Feldmarschall die inhaltsschweren ungarischen Noten nicht einfach ad acta gelegt, sondern seinem Souverän tatsächlich zur Kenntnis gebracht hat und vielleicht jetzt nach der Kapitulation nähere Instruktionen erwartete. Am 13. August 1849 lag Ungarn tatsächlich im vollen Sinne des Wortes zu den Füßen des Zaren, und an dem Zaren lag es, allerdings auf die Gefahr eines Krieges mit Österreich, durch einen Federzug Ungarn zu einem russischen Vasallenstaat zu machen. Die Honveds hätten sich mit Begeisterung an die Seite der Russen gestellt[3]), und in maßgebenden russischen

einem Bericht des englischen Botschafters in Petersburg, der die in Petersburg verbreitete offizielle Version wiedergibt, deckt.

[1]) Stratford Canning, zitierter Brief.

[2]) Die Kapitulationsverhandlungen siehe bei Strobel a. a. O., S. 249 ff.

[3]) Vgl. Strobel a. a. O., S. 252.

Kreisen, wo die Ungarnschwärmerei Mode war, hätte sich nicht eine Stimme gegen diesen Verrat an dem Bundesgenossen erhoben, einen Verrat, den Zar Nikolaus jedoch zu begehen nicht fähig war. In diesem Augenblick hielt Zar Nikolaus die Entscheidung über die Zukunft, ja den Bestand Österreichs in den Händen, und er entschied zugunsten Österreichs und seines jungen Kaisers, der in Österreichs schwerster Zeit auf den Thron seiner Väter berufen worden war. Das mag vielleicht am meisten zu der furchtbaren Erbitterung gegen Österreich beigetragen haben, welche fünf Jahre später in Petersburg die Haltung Österreichs während des Krimkrieges auslöste.

Daß Zar Nikolaus den Geboten der Ehre und der bundesgenössischen Treue und Loyalität mehr Gehör schenkte als den Lockungen des Ehrgeizes und der Machtbegier, auf welche die Ungarn spekulierten, daß Zar Nikolaus die Hoffnungen Kossuths so schwer täuschte, das und nichts anderes ist — „Görgeys Verrat". Görgey wurde als Verräter stigmatisiert, weil die Russen aus seinen, beziehungsweise der ungarischen Regierung Händen die Krone Ungarns nicht entgegennahmen. Nichts wirft auf Kossuths Charakterbild schwerere Schatten als die Tatsache, daß er gegen Görgey die diffamierende Anklage des Verrates erhob und nie wiederrief; daß er das von ihm gefällte moralische Todesurteil über Görgey mit den Verhandlungen begründete, die dieser im vollen Einverständnis mit der ungarischen Regierung geführt und zu denen Kossuth selbst seine Einwilligung gegeben hatte. In demselben Augenblick, in dem Kossuth in seinem später zu erwähnenden „Widdiner Brief" gegen Görgey die Anklage des Verrates schleuderte, berechtigte der Eindruck der Kapitulation von Vilagos den österreichischen Gesandten am Berliner Hofe zu der interessanten Feststellung: „Der Krieg ist aus, und ich möchte sagen, durch den Entschluß Görgeys sogar die ungarische Ehre gerettet!"[1])

Mit der Kapitulation von Vilagos war der ungarische Revolutionskrieg beendet. In rascher Folge kapitulierten die noch im Felde stehenden ungarischen Heeresabteilungen und die ungarischen Festungen, und als am 2. Oktober Klapka nach tapferer Verteidigung Komorn übergab und die Waffen niederlegte, war das letzte Bollwerk der ungarischen Revolution gefallen. Die historische Bedeutung der Kapitulation von Vilagos ist aber damit nicht erschöpft. Sie ist vielmehr darin zu suchen, daß aus dem gemeinsamen Feldzug, der Waffenbrüderschaft gegen einen Feind, dem die Russen weit mehr Sympathie entgegenbrachten als dem Bundesgenossen, Todfeindschaft zwischen Russen und Österreichern entsprang und entspringen mußte. Wie der Stolz des offiziellen Österreichs durch Vilagos aufs empfindlichste verletzt werden mußte und das ostentative Fraternisieren zwischen Russen und Ungarn, die Brüskierung der österreichischen Offiziere durch die Russen die Verstimmung noch gesteigert hatte, so wurde das Arader Blutgericht, die unglückselige Antwort der österreichischen Regierung auf die Kapitulation von Vilagos, am russischen Hof als absichtliche Kränkung des Zaren empfunden. Daß Österreich, trotz der vom Zaren eingelegten Fürbitte, dreizehn ungarische

[1]) Klinkowström, Metternichs nachgelassene Papiere. Bd. VIII, S. 64.

Generale in Arad hängen ließ, erregte am russischen Hofe einen Sturm der Entrüstung, und auch Zar Nikolaus sah in der Hinrichtung seiner Gefangenen eine absichtliche Beleidigung [1]). Gefährlicher noch für die österreichisch-russische Freundschaft war die Steigerung, die das russische Selbstbewußtsein durch die Kapitulation von Vilagos erfuhr. Das in diesen Tagen oft gebrauchte, selbstzufriedene Lieblingswort der russischen Hofgesellschaft: „Nous avons un beau rôle vis-à-vis de l'Europe!" präludierte dem berühmten Wort, das Zar Nikolaus vier Jahre später, bei Ausbruch des Krimkrieges, Lord Seymour gegenüber aussprach: „Wenn ich von Rußland spreche, spreche ich zugleich von Österreich!" In den Augen Rußlands hatte Österreich durch die Annahme der russischen Hilfe von der politischen Selbständigkeit abdiziert, und in dieser Ansicht war der Keim des unüberbrückbaren Gegensatzes gegeben, der zur Zeit des Krimkrieges scharf zutage trat und dann durch nahezu vier Jahrzehnte Rußland von Österreich trennte. In dieser Beziehung griff die ungarische Revolution tief in den Gang der europäischen Politik ein. Die politische Bilanz von Vilagos weist als Passivsaldo für Österreich die Keime einer österreichisch-russischen Verstimmung auf, die zu einer gefährlichen Feindschaft anwachsen und auch nach hergestellter Versöhnung die beiden Kaiserhöfe nie mehr zu jener Harmonie gelangen lassen sollte, welche bis Vilagos die historische Tradition für beide gebildet hatte.

In Ungarn war der Eindruck der Katastrophe von Vilagos zunächst durchaus kein niederschmetternder. Man glaubte, der größte Teil der bei Temesvar geschlagenen Armee sei in die Türkei übergetreten, Kossuth werde mit der Pforte ein Bündnis gegen Österreich schließen und die Unterstützung Englands und Frankreichs zur Wiederaufnahme des Freiheitskampfes zu gewinnen wissen [2]); so tief wurzelten die Ideen Kossuths in den Herzen der ungarischen Bauern. Doch selbst, als das Schalten und Walten der Österreicher, die in Ungarn wie in erobertem Feindesland hausten, bewies, daß auf sofortige Wiederkehr der ungarischen Heere nicht zu rechnen sei, gaben die breiten Massen in Ungarn die Hoffnung nicht auf. Der ungarische Bauer der Theißniederungen vergrub als seinen heiligsten Schatz die verbotenen Kossuthnoten und harrte geduldig der Zeit, da der „Herr Gouverneur" mit dem tapferen Bem, dem Abgott des ungarischen Landvolkes, wiederkehren und die entwerteten Noten, auf deren Besitz schwere Strafe stand, zum vollen Werte einlösen werde [3]). Und je härter der Druck der Reaktion wurde, desto reger wurde die Sehnsucht nach Kossuth, dem Befreier. So schloß für Kossuth die Bilanz von Vilagos mit einem immerhin schätzenswerten Aktivsaldo ab: der Verbannte Kossuth war der Heiland, auf den das magyarische Landvolk hoffte!

(Ein Schlußartikel folgt.)

[1]) Bernhardi, Tagebücher. Bd. II, S. 55.
[2]) Kaszonyi a. a. O., Bd. III, S. 1 ff.
[3]) Vgl. Hundert Jahre sächsischer Kämpfe. Bd. II, S. 210 ff.

Mose.

Von
Professor Lic. Dr. **Hugo Greßmann** (Berlin).

Die Urheimat der Hebräer ist im „Ostlande" zu suchen, bei den Stammsitzen der Aramäer, wahrscheinlich im heutigen Hauran. Von diesem Zentrum aus flutete im 15. vorchristlichen Jahrhundert die erste gewaltige Woge aramäischer Volksstämme und überschwemmte ganz Kanaan; das sind die „Chabiru" der Briefe von Tell Amarna. Im Laufe des 14. Jahrhunderts ergoß sich eine zweite, sanftere Welle an den Südrand Palästinas; das sind die Hebräer, die „Väter" der späteren Israeliten, die den südlichen Negeb und die Wüste Juda eroberten. Dort siedelten sie sich an und führten lange Zeit das armselige, aber ungebundene Leben der Halbnomaden oder Schafzüchter, bis Dürre und Hungersnot sie aufs neue zur Wanderung zwangen. Da es an Weide und Korn mangelte, das sonst in Beerseba, Gerar und Kades gedieh, so machte sich ein Teil der hebräischen Stämme auf, um sich und ihr Vieh in Ägypten vor dem Hungertode zu retten.

Wer heute die Bahn von Kairo bis Port-Said benutzt, fährt zunächst nach Norden bis Zakazik. Dort biegt die Linie nach Osten um, bis sie bei Ismailija den Suezkanal erreicht. Von da eilt sie wiederum nordwärts, hart am Westrand dieses Kanals entlang, nach Port-Said. Von diesen drei Teilstrecken interessiert uns hier nur die mittlere, die von Westen nach Osten, von Zakazik nach Ismailija, führt, denn sie durchläuft den Wadi Tumilat, das Land Gosen, heute ein fruchtbares Tal, in dem Getreidefelder wogen und hin und wieder Dattelpalmen wachsen. Die ackerbautreibende Bevölkerung zählt jetzt etwa 12000 Personen, während vor einem Jahrhundert nicht mehr als 4000 Beduinen dort wohnten. Ein kleiner Kanal, der jetzt wieder in Stand gesetzt ist, floß wahrscheinlich schon unter Ramses II. (1292–1225 v. Chr.) hindurch und verband das Rote Meer mit dem Nil. Die Israeliten kamen frühestens unter Amenophis IV. (um 1370 v. Chr.) dorthin, wahrscheinlich aber erst ein halbes Jahrhundert später. Damals war dies ägyptische Grenzland als Weidedistrikt weithin berühmt und ward gern von Nomaden aufgesucht, die bei Mißwachs im eigenen Gebiet ihre Herden dorthin trieben.

Unter Ramses II. war es mit dem idyllischen Charakter der Landschaft vorbei. Als sich durch den Wandel der politischen Verhältnisse das Schwer-

gewicht des ägyptischen Reiches an die syrische Grenze verschob, verlegte der König seinen Wohnsitz von Theben in das östliche Delta. Der Hof rückte damit in die Nachbarschaft von Gosen, wenn auch freilich nicht in unmittelbare Nähe. Eine Reihe von Städten wurde dort gebaut, die vor allem als Festungen und Vorratskammern dienen sollten. Zu ihnen gehörten Pithom und Ramses, jenes von Naville, dieses von Petrie jetzt wieder entdeckt, beide Male ohne Spuren der Hebräer zu finden. Aber das Lokalkolorit der Mosesagen erhebt die Zuverlässigkeit der Überlieferung über jeden Zweifel. Durch zahlreiche ägyptische Abbildungen wird bestätigt, daß man die Bauten mit Hilfe von Kriegsgefangenen oder asiatischen Sklaven aufführte. Einem baulustigen Könige, wie Ramses II., konnten die Hebräer nur willkommen sein. Viele Einzelheiten der Erzählungen, oft unscheinbarer Art und doch sehr bezeichnend, sind einzig durch einen längeren Aufenthalt der Hebräer in Ägypten zu erklären. So kennt die Sage das Morgenbad im Nil, nicht nur des ägyptischen Königs, sondern auch der Prinzessin, die von ihren Dienerinnen und der Leibmagd begleitet ist; sie weiß von den kleinen, mit Asphalt und Pech gedichteten Papyrusnachen; sie freut sich an den Kunststücken der Zauberer, die Stäbe in Schlangen verwandeln, und wundert sich über die Wehemütter, die den verweichlichten Frauen Ägyptens notwendig sind; sie erinnert sich an die vielen Frösche, Moskitos und Bremsen, und benutzt diese Motive, die göttlichen Plagen mit ihren Schrecken zu malen und anderes mehr.

Über den Auszug handeln zwei Gruppen von Sagen, die sich gegenseitig ausschließen. Zur ersten Gruppe, die für die spätere Überlieferung kanonisch geworden ist, gehören die Plagen und Wunder; sie ist spezifisch religiös gefärbt und feiert die Größe des israelitischen Nationalgottes, dem weder der Pharao noch seine Zauberer gewachsen sind. Durch Jahves gewaltige, alles überragende Macht wurde der Pharao gezwungen, die Hebräer wider seinen Willen zu entlassen. Aber am Ende mußte er froh sein, diese gefährlichen und ungebetenen Gäste loszuwerden; sie zu verfolgen, hatte er keinen Anlaß. Nach der zweiten Gruppe, die nur an wenigen Stellen erhalten ist, bitten die Hebräer um die Erlaubnis, ihrem Gotte ein Wüstenfest feiern zu dürfen; zugleich leihen sie von ihren ägyptischen Nachbarn und Nachbarinnen silberne und goldene Schmucksachen, die man ihnen sorglos anvertraut, weil sie nur zeitweilig beurlaubt werden. Die Hebräer aber benutzen diese günstige Gelegenheit, um auf Nimmerwiedersehen zu verschwinden. Nun kann kein Zweifel sein, daß die zweite profane Sagengruppe, die von den Wundern und Plagen noch nichts weiß, die ältere ist. Entfernt man die unwahrscheinlichen Zutaten, so läßt sich als ihr historischer Kern behaupten, daß es den Hebräern gelungen ist, die Ägypter zu täuschen und unvermerkt zu entfliehen. Die Flucht muß noch unter Ramses II. (um 1260 v. Chr.) stattgefunden haben, da Israel unter seinem Nachfolger Menephthah (um 1220 v. Chr.) bereits in Palästina weilt.

Die freiheitsdurstigen Söhne der Wüste hatten das Joch der Sklaverei gewiß nur widerwillig erduldet. Aber die Masse ist dumpf und träge; sie wartet darauf, geschoben zu werden. Da schwang sich der junge Mose zum

Führer auf. Die Sage hat seine Gestalt so dicht umsponnen, daß der Historiker Mühe hat, seine geschichtliche Bedeutung zu erkennen. Seine Wiege bekränzt das Schilf des Nilstromes, die Pracht des Königspalastes umstrahlt seine Jugend. Als er zum Manne gereift ist, steigt er auf dem Sinai zum Himmel empor, redet mit der Gottheit von Mund zu Mund und bringt die Tafeln ewiger Weisheit herab. Die Wüste von Ägypten bis Palästina ist voll der Spuren, die der gottgleiche Heros hinterließ; überall sprudeln die Quellen, die sein Zauberstab auf immer dem Felsen entlockte, oder rinnt das süße Naß, das einst bitter dem salzigen Boden entquoll. Und wie die Wiege des Helden, so ist auch sein Grab von dem Dunkel geheimnisvoller Schauer umwoben. Aber Sagen sind Kletterranken; sie brauchen einen Stamm, den sie mit ihrem grünen Laubgehänge umarmen, mit ihren blauen Blumen küssen können. Hätte Mose nicht gelebt und die epische Gestaltungslust der Erzähler gereizt, dann hätte ihn nicht die Sage mit ihren Märchenmotiven verherrlicht. Die Aussetzung des Kindes im Papyrusnachen ist ein solches Märchenmotiv, das auf viele Helden des Altertums, in Babylonien z. B. auf König Sargon von Akkad, übertragen worden ist. Unhistorisch ist auch die Tötung des Ägypters, die Flucht nach Midian und die Rückkehr von dort. Wahrscheinlich ist Mose vielmehr in Ägypten unter seinen Landsleuten aufgewachsen. Aber ihm brannte das Sklavenmal besonders in die Seele, er riß seine Volksgenossen mit sich, organisierte den Widerstand gegen die unrühmliche Knechtschaft und bereitete alles zur heimlichen Flucht vor. Es gelang ihm, die Ägypter zu täuschen und mit den Seinen unbemerkt zu entkommen. Bis die Ägypter die Flucht erfuhren und eine Heeresabteilung für die Sklavenjagd ausrüsteten, hatten die Hebräer einen beträchtlichen Vorsprung. —

Das Ziel der Hebräer war Kades, der Südrand Palästinas, die Heimat, aus der ihre Vorfahren nach Gosen gezogen waren. Zwischen Palästina und Ägypten dehnt sich die Wüste, im Norden das Mittelländische Meer, im Süden das Rote Meer mit dem Golf von Suez im Westen und dem Golf von Akaba im Osten aus. Das Landschaftsbild war damals nicht wesentlich anders als heute. Auch die Hauptstraßen, die hindurchführten, sind dieselben geblieben. Die einzige Möglichkeit, die für die Hebräer in Betracht kam, war die Schilfmeerstraße, die Suez mit Akaba verbindet und im Norden der Sinaihalbinsel die Badietet-Tih genannte Wüste durchschneidet. Dieser Weg, der gewöhnlich in sieben Tagen zurückgelegt wird, dient heute noch als Pilgerstraße für die Karawanen von Kairo nach Mekka und ist mit einem Netz von Stationen überzogen, an denen man haltmachen und Wasser kaufen kann. Da die ägyptischen Heere mit ihrem Troß und ihren Streitwagen diese Straße benutzten, so mußten damals schon Stationen vorhanden sein, an denen man das für Tiere und Menschen notwendige Wasser in der wasserlosen Wüste erhalten konnte.

Zur eigentlichen Sinai-Halbinsel sind die Hebräer nicht abgebogen. Was konnten sie in diesem dürren, trostlosen Granitbarren anderes erwarten als den sicheren Hungertod für sich und ihr Vieh? Die Überlieferung, wonach der Berg der Gesetzgebung auf dieser Halbinsel gelegen haben soll, ist

erst mit dem Entstehen des christlichen Mönchtums nachweisbar und kann, weil sie so jungen Ursprungs ist, keinen Anspruch auf Glaubwürdigkeit machen. Keine Tradition des Alten Testaments haftet an jener Gegend, und die Geographie legt vollends ihr energisches Veto ein. Der Gebirgsstock im Süden der Halbinsel ist nur schwer zu erreichen, da er fern von allen größeren Straßen liegt und rings von Einöden umgeben ist. Man rechnet von Suez aus etwa acht bis neun Tagereisen (215—220 km), von denen die ersten drei ohne alles Wasser sind. Die Hebräer, die mit ihren Schafen und Ziegen zogen, bedurften aber täglich eines Tränkortes, und auch die scharfsinnigsten Vermutungen über Wasserversorgung können das Unmögliche nicht möglich machen.

Mit der Lage des Sinai ist die des Schilfmeeres aufs engste verbunden. Man denkt gewöhnlich an den westlichen Busen des Roten Meeres, weil man von der falschen Ansicht ausgeht, die Hebräer seien nach dem Durchzug durch das Schilfmeer auf die sogenannte Sinai-Halbinsel gekommen. Überall aber, wo man die Angaben des Alten Testaments nachprüfen kann, unterliegt es keinem Zweifel, daß mit dem Schilfmeer nicht der Golf von Suez, sondern der Golf von Akaba gemeint ist. So baute Salomo nach 1. Kön. 9, 26 seine Schiffe zu Ezeon-Geber bei Elath „am Ufer des Schilfmeeres", in Edom; die Trümmer von Elath aber finden sich in der Nähe des heutigen Akaba.

Entscheidend für die Ortslage ist endlich der Charakter des Berges Sinai als eines Vulkans. Es wird geschildert, wie der Berg stark erbebte. Ferner wird der Sinai mit einem Schmelzofen verglichen; ein wundervolles Bild, wenn man an einen Vulkan denkt. Der Berg war in Rauch gehüllt und über ihm lagerte eine dichte Wolke; beides pflegt nur bei einem Ausbruch der Fall zu sein. Wenn erzählt wird, daß Jahve im Feuer auf den Berg herabfuhr, so ist hier eine Verdunkelung des Naturvorganges eingetreten; aber 5. Mose 4, 11 heißt es: „Der Berg brannte, so daß die Lohe mitten in den Himmel hineinschlug." Dazu kommt die Feuer- und Wolkensäule. Es ist gewiß sagenhaft, wenn sie dem Volke von Ort zu Ort vorangewandert sein soll, aber die naturhafte Grundlage des Wunders ist auch hier nicht zweifelhaft. Als im Winter 1905 der Vesuv kurz vor seinem großen Ausbruche stand, hing des Tages über dem Berge eine dichte, unbewegliche Rauchwolke, die sich des Nachts durch den glühenden Feuerschein im Innern des Kraters zu einer Feuersäule umwandelte. Und viele Meilen weit wußte man, des Tages durch die Rauchwolke, des Nachts durch die Feuersäule, genau, wo der Vesuv zu suchen war. Lebte man nicht im Zeitalter der Eisenbahnen, so hätte man, wie einstmals die Hebräer, Rauchwolke und Feuersäule als sicheren Wegweiser auf seinen Wanderungen benutzen können, um den Vulkan zu erreichen. Wenn man näher herankam, sah man, wie die Gottheit im Feuer auf den Berg herabgefahren war. „Gleich Wassern, ausgeschüttet an einem Abhang", wälzten sich die goldenen Lavaströme in breiten, prächtigen Straßen langsam zu Tal, vor sich Entsetzen verbreitend, hinter sich das Verderben.

Auf der Sinai-Halbinsel gibt es keine Vulkane, aber fast längs der ganzen Ostküste des Roten Meeres, von Aden im Süden über Mekka und Medina

durch Midian bis nach Edom hinein, erstrecken sich in einer langen, freilich oft unterbrochenen Kette die gewaltigen Lavamassen der Harras. Diese arabischen Vulkanfelder, deren zerrissene, wildgezackte Oberfläche mit unzähligen erloschenen Kratern bedeckt ist, liegen nicht unmittelbar an der Küste, sondern etwas landeinwärts zwischen dem westlichen Steilrand und der östlichen Wüste. Die „Feuer-Harra" nahe bei Medina ist die einzige Vulkanregion Arabiens, von der uns Ausbrüche in historischer, nachchristlicher Zeit bezeugt sind. Immerhin lehrt dieses Beispiel, daß die Tätigkeit der Krater nicht nur für die prähistorische Periode angenommen werden darf. Nach alledem muß der Sinai östlich des „Schilfmeeres", d. h. des Golfes von Akaba, im Lande Midian gesucht werden; dazu stimmt die mosaische Überlieferung ausgezeichnet. —

Von hier aus wird auch die Katastrophe am Schilfmeer verständlich. Die Forschung muß zunächst die jüngeren Lieder und Erzählungen beiseite lassen und nur das uralte Mirjamlied heranziehen, dessen ursprünglicher Text lautete:

Singet dem Jahve, der so hoch sich erhob;
Roß und Wagen warf er ins Meer.

Das ist kein Kehrreim und kein Auszug, sondern das ganze Lied, das immer wieder und mit immer größerer Begeisterung gesungen wurde. Es ist nicht später gedichtet, sondern stammt aus der Situation selbst und faßt in Kürze, aber doch anschaulich genug die Tat der Gottheit zusammen: Hoch erhob sich Jahve wie eine gewaltige Woge und schwemmte das feindliche Heer hinweg. Nur die Ägypter besaßen Rosse und Wagen; so müssen sie gemeint sein, obwohl ihr Name nicht genannt wird. Auch das Meer, in dem sie vernichtet werden, bleibt namenlos; aber wir haben keinen Grund, der Tradition zu mißtrauen, die vom Schilfmeer redet und die es in der Nähe des Berges Sinai sucht. Da die Vulkane fast stets mehr oder weniger entfernt von der Küste liegen, so ist für ihre Ausbrüche typisch, daß auch das Meer in Mitleidenschaft gezogen wird. Bei der Eruption des Mont Pelé auf Martinique 1902 beschreibt ein Augenzeuge einen ähnlichen Vorgang wie am Schilfmeer, nur ohne das mythologische Bild: „Das Meer ist schwarz; es wallt auf und hebt sich drohend, und von Zeit zu Zeit rollt eine gewaltige Woge dunkel und lautlos in die Stadt und über die Felder der Umgebung." Noch charakteristischer sind die Schilderungen über die Entstehung des Monte Nuovo bei Neapel (am 29. September 1538). Einen Tag vor seiner Geburt trat das Meer bei Puzzuoli plötzlich zurück. Tausende von Fischen lagen auf dem Trockenen und wurden in Wagenladungen eingeheimst. Nach einigen Stunden brauste das Meer in einer majestätischen Woge wieder herein. Nun hob sich der Boden, und unter furchtbarem Donner schleuderte er eine gewaltige Feuersäule, glühende Steine, ungeheure Dampfwolken und Asche aus. Aber kein Lavastrom floß, und nur wenige Menschen kamen um. Als 1888 die Ritterinseln explodierten, wurde eine deutsche Forschungsexpedition, die an der benachbarten Küste von Neupommern tätig war, durch die vulkanische

Meereswelle hinweggeschwemmt. So waren einst, als die Wogen des Schilfmeeres sich hoch erhoben, die Ägypter verloren, während die Hebräer wie durch ein Wunder dem sicheren Tode entgingen.

Der trockene Durchzug durchs Schilfmeer, von dem die Prosaerzählung weiß, ist wahrscheinlich nicht historisch, sondern auf ein weitverbreitetes, auch im Alten Testament öfter wiederkehrendes Märchenmotiv zurückzuführen. Wohl aber hat sich noch eine gute Erinnerung an die Feuer- und Wolkensäule erhalten, die sich nachts zwischen die Ägypter und Israeliten schiebt. Gegen Morgen erhebt sich Jahve drohend in dieser Wolke wider das Lager der Ägypter und ruft eine Panik hervor, so daß sie in wilder Flucht über den trocken gelegten Meeresboden dem Verderben zu entrinnen trachten; aber vergebens, sie kommen nur mühsam vorwärts; die Räder ihrer Wagen springen ab, und schon fluten die Wogen zurück und bedecken sie, so daß kein einziger von ihnen am Leben bleibt. Trotz der mythologischen Einkleidung ist diese Schilderung, die unter den Mose-Erzählungen kaum ihresgleichen hat, so plastisch, daß man das zugrunde liegende Naturereignis mit Händen greifen kann. Gerade für die Stratovulkane Arabiens läßt sich vermuten, daß bei einer Eruption eine konsistente, mit Gas gefüllte, schwere Vulkanwolke ausgespieen wurde, die ähnlich wie auf Martinique mit rasender Geschwindigkeit zur Meeresküste eilte und alles versengte, was ihr in den Weg kam. Einem Geologen würde es wohl möglich sein, den Weg dieser Wolke am Schilfmeer noch heute festzustellen. Man mag die der Erzählung eigentümliche Anschaulichkeit der sagenhaften Ausschmückung zuschreiben, aber man wird trotzdem nicht umhin können, die Anregung der Phantasie auf wirkliche Naturerscheinungen zurückzuführen, wie sie die Hebräer nur am Sinai und am Schilfmeer erlebt haben. Da diese Motive im Alten Testament niemals wiederkehren, so darf man mit Sicherheit behaupten, daß hier das Lokalkolorit des Sinai zuverlässig bewahrt worden ist. —

Die Ägypter waren vernichtet, Israel war gerettet. Dies Wunder — denn so erschien es dem antiken Menschen — machte einen unverlöschlichen Eindruck und konnte nie wieder aus der Erinnerung verschwinden. Was für ein gewaltiger Gott mußte das sein, der diese Tat vollbracht hatte! Von den Führern oder den Bewohnern jener Gegend, den Midianitern, erfuhr man den Namen dieses Gottes, der sich so machtvoll offenbart hatte: Jahve. Voll überströmender Bewunderung und dankbarer Begeisterung sah man zum Sinai und huldigte dem Jahve für seine unvergeßliche Hilfe. Noch rauchte der Vulkan und spie Feuer; nahe heranzutreten war unmöglich. Man mußte sich begnügen, das Schauspiel aus der Ferne zu betrachten, und was für ein Schauspiel! Wem heute vergönnt ist, einen Vulkanausbruch zu erleben oder auch nur einen Krater in Tätigkeit zu sehen, der wird kein Naturereignis dem an die Seite setzen; denn nichts ist ihm vergleichbar, weder an imposanter Schönheit noch an wild umwälzender Kraft, und selbst der naturwissenschaftlich Gebildete wird da in schweigender Ehrfurcht verharren. Nun gar das empfängliche Gemüt des primitiven Menschen, der alle Vorgänge in der Natur nur religiös zu deuten weiß!

Vom Sinai zogen die Hebräer nach Kades, ungefähr in der Höhe von Petra, aber westlich der Jordansenke. Diese Gegend ist reich an Quellen und folglich eine Oase in dem öden Meer der Wüste. Heute wohnen dort die Azazime-Beduinen, die ihre Quellen wie ihren Augapfel hüten und keinen Fremden in die Nähe lassen. Nur zwei Europäern (Rowlands 1842 und Truenbull 1881) ist es durch einen glücklichen Zufall beschieden gewesen, nähere Kunde über das schöne Eiland zu vermitteln. Wie anderswo so haben die Mosesagen auch hier das Lokalkolorit mit wunderbarer Treue festgehalten. Eine Fülle von Erzählungen haftet an den Quellen von Mara, Massa und Meriba, die wir den Quellen von Kades gleichsetzen dürfen. Und daneben grünen die Tamarisken, deren Honigsaft vielleicht das Manna lieferte, das süße „Himmelsbrot", Nektar und Ambrosia, von dem die Engel leben. Alljährlich im Frühjahr kommen die Tausende von Wachteln und Singvögeln, wenn man des süßen Brotes überdrüssig ist, und ersetzen das Manna durch ihr Fleisch. Nicht mit Unrecht spielen die Forderungen des Magens hier eine so große, fast überwiegende Rolle; denn rings umher flimmert die dürre, trostlose Wüste, die die Menschen unbarmherzig verschmachten und verhungern läßt. Die Bitte um Wasser und Brot ist in der Wüste der erste und meist wohl auch der letzte Gedanke des Gebets.

Der Aufenthalt in Kades muß sehr lange gedauert haben, wenn auch die Zahl der vierzig Jahre nur als typisch zu betrachten ist. Die Hebräer verschmolzen dort mit verwandten und befreundeten Stämmen und mögen schon damals zu einer Interessengemeinschaft zusammengewachsen sein, obwohl die Sage von diesen Vorgängen nichts erzählt. Nur über die Religionsstiftung des Mose läßt sich ihr noch manches ablauschen. Denn als Hunger und Übervölkerung von neuem zum Aufbruch zwangen und zahlreiche Stämme sich zu einer stattlichen und siegesfrohen Schar vereinigten, um das Kulturland Palästina von Osten her zu erobern, da war die Jahvereligion bereits allgemein anerkannt und das Bindemittel der heterogenen Stämme geworden [1]).

Die hebräischen Stämme vor Mose hatten eine El-Religion. Das lehren die Sagen der Genesis in ihrer ursprünglichen Gestalt. Trotz der Übermalung, deren dünner Firnis leicht entfernt werden kann, ist bei den Ortsnamen überall deutlich, daß sie anfänglich von einem El erzählten, was später auf Jahve übertragen wurde. Wir erfahren noch die Namen der Ortsgottheiten von Beerseba, Bethel, Kades, Sichem usw. Die Hebräer pflegten demnach ihre Gottheiten El zu nennen, wie auch die Eigennamen bestätigen, allen voran Isra-El selbst, ferner die Kosenamen Isaak, Jakob und Joseph, deren vollere Form Isaak-El, Jakob-El und Joseph-El auf babylonischen Tontafeln mehrfach bezeugt ist. Die erste historische Person, deren Name mit Jahve gebildet wurde, ist Josua („Jahve ist Heil"), also ein Mann der ersten Generation nach Mose.

[1]) Ich beabsichtige, diese Thesen ausführlicher zu begründen in einem demnächst erscheinenden Buche „Mose und seine Zeit" (Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht).

Nun schildert in der Tat eine Reihe von Sagen Mose als den Entdecker Jahves. Zufällig sieht Mose eines Tages den brennenden Dornbusch, und als er diese gewaltige Naturerscheinung aus der Nähe betrachten will, hört er zu seinem Schrecken, daß eine Gottheit in dem Baume wohnt. Eines Tages folgt er seinen Schafen, die den üblichen Weideplatz verlassen haben und in der Wüste umherirren, und gelangt dabei in die Nähe des Horeb. Als er harmlos den Berg besteigen will, warnt ihn eine göttliche Stimme: „Hier ist heiliger Boden." So hat Mose den Wohnsitz einer Gottheit entdeckt, von der er bisher nichts wußte. Nicht einmal der Name war ihm bekannt. Auf die Frage, wie er heiße, antwortet der Gott ausweichend: „Ich bin, der ich bin", oder anders ausgedrückt: „Ich heiße — wie ich heiße", was geht es dich an? Aber Mose ist klug und durchschaut den Plan des Gottes, der seinen Namen geheimnisvoll verbergen will, indem er scheinbar der Frage ausweicht, in Wirklichkeit aber sie beantwortet. Die Antwort der Gottheit ist äußerst geistreich formuliert und auch inhaltlich sehr tief gedacht. Jahve heißt: „Er ist"; wir würden sagen „das Wesen" oder „der Name", schlechthin — ein Name, der über alle Namen ist, so jauchzt das Herz des Israeliten. So hat Mose nicht nur den Wohnort, sondern auch den Namen der Gottheit des Berges Sinai entdeckt. Andere Sagen erzählen, wie er oder sein Weib, die Midianiterin Zippora, das Mittel der Beschneidung finden; wieder andere, wie Mose die Urim und Thummim, die Lose der Orakeltasche, von der Gottheit als Siegespreis erhält; noch andere, wie er die Gesetzestafeln empfängt, die Richter in ihr Amt einführt, die Leviten einsetzt, die Opfer zum ersten Male darbringt usw. So schildern die Sagen Mose als den Stifter der Jahvereligion.

Die meisten dieser Gründungssagen spielen am Sinai und erhöhen die historischen Vorgänge ins Übermenschliche. Parallel mit ihnen aber läuft eine andere Gruppe von Sagen, die an Kades haften und dieselben Ereignisse ohne den mythischen Einschlag erzählen. Sie sind meist verstümmelt und übermalt, ein Zeichen, daß sie der späteren Zeit mißfielen; in ihrem Mittelpunkt steht der Midianiter Jethro. So hören wir z. B. 2. Mose 18, 13 ff., daß Jethro seinen Schwiegersohn in Kades besucht und ihm bei dieser Gelegenheit die Einsetzung der siebzig Ältesten zu Richtern über das Volk empfiehlt. Im 4. Mose 11, 4 ff. wird ebenfalls die Bestallung der siebzig Ältesten zur Unterstützung Moses berichtet: aber hier geht der Rat nicht von dem Midianiter Jethro, sondern von Jahve selbst aus. Und ähnlich ist es in vielen anderen Fällen. Die spätere Sage wollte nichts mehr davon wissen, daß die Midianiter die Lehrmeister der Hebräer gewesen seien; eben darum verlegte sie die Ereignisse von Kades nach dem Sinai und ersetzte Jethro durch Jahve. Für den Historiker aber kann kein Zweifel sein, welche von diesen beiden Sagengruppen der geschichtlichen Wirklichkeit näher kommt; er wird die natürlich motivierte der mythisch gefärbten vorziehen.

Der Sagenkranz, der vom Auszug aus Ägypten handelt, findet seinen Höhepunkt in der Bundschließung am Sinai. Merkwürdigerweise gehen die alten Sagen sehr schnell darüber hinweg, während die jüngeren ausführlich

davon berichten. Eine der ältesten Fassungen, die uns 2. Mose 24, 1. 9—11 aufbewahrt ist, lautet:

„Da sprach Gott zu Mose: Steige herauf zu mir, du und die siebzig Ältesten Israels, und bringt mir eure Verehrung dar! Mose und die siebzig Ältesten Israels stiegen nun hinauf und schauten den Gott Israels. Der Boden zu seinen Füßen war wie aus Sapphirfliesen und strahlend wie der Himmel selbst. An die Edlen Israels aber legte er nicht Hand an. So schauten sie Gott, aßen und tranken."

Von einem Bund ist in dieser Sage, soweit sie erhalten ist, nicht die Rede. Aber gegenwärtig fehlt ihr der Schluß; es mußte mindestens erzählt werden, wie Mose und die Ältesten wieder vom Berge herabsteigen. Ferner ist unklar, welchen Zweck sie verfolgen; gewiß nicht nur den, ihre Verehrung zu bezeugen, Gott zu schauen, zu essen und zu trinken. Alle anderen Sagen wissen von einem Bundesschluß zwischen Jahve und Mose. So heißt es z. B. 2. Mos. 19, 27: „Schreibe dir diese Worte auf; denn auf Grund dieser Worte schließe ich einen Bund mit dir und mit Israel." Nun ist in die eben zitierte Erzählung ein Fremdkörper eingeschoben (2. Mose 24, 3—8), ein Schlußwort zu dem sogenannten Bundesbuche; ausführlich wird die Darbringung des Bundesopfers beschrieben. Zugunsten dieser Darstellung ist die ältere Sage, wie wir vermuten dürfen, verkürzt worden. Auch ihr Zweck war ursprünglich, den Bundesschluß zu berichten; aber sie hatte wohl ein zu stark mythologisches Kolorit und war darum den Späteren anstößig. Die Wohnung Jahves wird hier mit den Farben des Himmels gemalt; wer auf den Sinai steigt, so scheint es, kommt direkt in den Himmel hinein, ähnlich wie die Jünger Jesu in der Verklärungsgeschichte. Dies ist das einzige Mal im Alten Testamente, wo der Himmel geschildert wird: er ist strahlendes, blendendes Licht und funkelt wie Sapphir und Edelstein. Die Gottheit wird auch hier nicht beschrieben; man kann sie wohl schauen, aber Worte vermögen sie nicht zu fassen. Sie wirkt nur durch die Umgebung; wir ahnen, daß alle Lichtstrahlen in der göttlichen Gestalt wie in einem Brennpunkt sich treffen, aber keusch und geschickt zugleich schweigt der Erzähler darüber. Besonders wertvoll ist diese Sage auch deshalb, weil in ihr Jahve nicht nur als der Gott des Sinai, sondern zugleich als der Gott des Himmels geschildert wird. Jahve wohnt nicht mehr im Krater oder in der Höhle des Berges, sondern in der Wolke und im Himmel über dem Berge. Er ist teilweise zwar noch an den Sinai gebunden, teilweise aber schon von ihm losgelöst.

Während Mose sonst allein zu Jahve geht, nimmt er hier die siebzig Ältesten mit; das ist begreiflich, wenn es sich um die feierliche Bekräftigung des Bundes handelt, bei der das ganze Volk vertreten sein muß. Nun gehören zu einem Bundesschluß stets zwei Parteien; beide verpflichten sich auf den Vertrag. Aber in allen Mose-Erzählungen, die wir besitzen, ist die Verpflichtung immer nur einseitig bei Israel. Ursprünglich, so fordert die Logik, muß sich auch Jahve binden, und darum mußte auch die alte Sage davon erzählen. Jetzt ist von einer Verpflichtung Jahves nicht mehr die Rede, und damit ist der Bundesgedanke nicht nur verdunkelt, sondern im

letzten Grunde aufgehoben worden; denn einseitige Verträge sind hölzernes Eisen. Diese Änderung der Sage ist wohl begreiflich. Denn keine Religion, die lebenskräftig ist und bleiben will, kann die Gottheit in juristische Formeln schnüren; wo dies dennoch geschieht, wie in der altrömischen Religion, da wird die Innerlichkeit und Entwicklungsfähigkeit des religiösen Lebens erstickt, da wird die Gottheit selbst zum hilflosen Fetisch degradiert. Statutarische Gesetze töten die Freiheit des Geistes; ein gebundener Gott kann nicht wirken, wie er will, sondern nur handeln, wie er muß, nach Regeln, die ihm von außen auferlegt worden sind. Es ist bezeichnend, daß die altisraelitische Religion den vom Sagenerzähler geschaffenen Bundesgedanken fast ganz hat fallen lassen, daß dagegen mit dem beginnenden Judentum, wo die Religion sich im Gesetz und in juristischen Formeln zu verkapseln beginnt, die Idee des Bundes von neuem aufgenommen und sogar in den Mittelpunkt des theologischen Systems gerückt wird. Gewiß liegt ein tiefer Trost darin, daß Jahves Gnade, beim Bundesschluß beschworen, unverbrüchlich über Israel walten muß, wenn das Volk den von ihm beschworenen Pflichten nachkommt; aber wo diese Pflichten der Menschen als Observanz und äußere Satzungen aufgefaßt werden, stellt sich nur zu leicht das unfromme Pochen auf die göttliche Gnade ein.

Fragt man nun weiter, was in der alten Sage *der ursprüngliche Sinn des Bundesgedankens* gewesen sei, so kann die Antwort nur lauten: ein Vertrag zwischen Jahve und Israel auf Gegenseitigkeit. Israel verpflichtet sich, Jahve als den alleinigen Gott zu verehren; dafür verpflichtet sich Jahve, Israel als sein Volk gegen alle Gefahren zu schützen. Mehr bedarf es nicht, und damit konnte sich die älteste Sage vollauf begnügen. Aber die Pflichten, die Israel am Sinai eidlich übernommen hat, wurden schon früh genauer formuliert: in den Dekalogen und im Bundesbuche; sie sind später immer mehr vertieft und erweitert worden: im Deuteronomium und im Priesterkodex. Die Kehrseite der Medaille ist dagegen im Laufe der Zeit immer mehr verwischt und später von den Propheten bewußt umgeprägt worden; nach ihnen ist Jahve der Gott des Guten und in erster Linie nicht an Israel, sondern an die Sittlichkeit gebunden. Aber wichtiger noch ist eine andere Frage: Wozu bedurfte es überhaupt eines Bundes am Sinai? Darauf konnte man bisher keine ausreichende Antwort geben. Wenn Jahve schon vor Mose der Gott Israels war, dann war ein Bund überflüssig, dann verstand es sich ja von selbst, daß Jahve der Gott Israels und Israel das Volk Jahves war; dann war, wenn man so sagen darf, die Interessensphäre beider dieselbe. Verträge aber werden nur da geschlossen, wo die Interessen verschieden sind und sich eventuell auch feindlich entgegentreten können. Darum folgt aus dem Bundesgedanken mit zwingender Notwendigkeit, daß sich Israel und Jahve bis dahin fremd gewesen waren; durch den Bund gehen beide eine Interessengemeinschaft ein, fortan stehen sie zusammen, solange der Vertrag seine Gültigkeit hat. Aber solche Verträge sollen naturgemäß ewige Dauer haben, und der Sinaibund war gewiß als ewiger Bund gedacht und bezeichnet. So sind Jahve und Israel nicht durch Blutsverwandtschaft, sondern

durch Wahlverwandtschaft auf ewige Zeiten miteinander verbunden worden, und das geschah am Sinai, auf dem heiligen Berge der Gottheit.

Allein auch dieser Vertrag ist ursprünglich in Kades geschlossen und erst von der jüngeren Sage an den Sinai verlegt worden. Wir haben ein indirektes Zeugnis dafür in den leider sehr stark zerstörten Eingangsworten des „Segens Moses" (5. Mose 33). Aber die Hauptsache, auf die es hier ankommt, ist noch klar erkennbar.

Jahve, der vom Sinai kam,
strahlte auf seinem Volk aus Seir,
erglänzte vom Berge Paran
und erschien in Meribat Kades . . .
Die Gemeinde Jakobs ward sein Besitz,
er ward König in Jesurun,
als sich die Häupter des Volkes versammelten,
Israels Stämme zumal.

Jahve kommt also, wie es scheint, mit einem gewaltigen Gefolge von Engeln vom Sinai nach Kades und wird dort vor versammeltem Volke zum Könige Israels gekrönt. Dies Bild ist besser als das aus dem Rechtsleben, besagt aber im Grunde dasselbe: die Wahl des Sinaigottes Jahve zum Volksgott Israels in Kades. Auf diese Erkenntnisse hin läßt sich der historische Hergang der Religionsstiftung mit annähernder Wahrscheinlichkeit rekonstruieren. —

Als Jahve die Ägypter in der Woge des Schilfmeeres hinwegriß, da erschienen ihm gegenüber die hebräischen Götter, die keine Geschichte und keine Vergangenheit hatten, wie armselige Stümper. Im Feuerglanz des Sinai verblaßten die Elim zu wesenlosem Scheine. Damals blitzte im Geist des Mose der Gedanke auf: Dieser Gott hat Israel zu seinem Volke erkoren, so küren wir ihn zu unserem Gott! Und dieser Gedanke zündete und fing Feuer in den Herzen der Israeliten. Wie sollte man die Ereignisse anders erklären? Der Midianiter-Gott hatte die Ägypter doch nur deshalb vernichtet, weil er unter allen Völkern der Welt das kleine, unscheinbare Völkchen der Israeliten sich auserwählt hatte und sich ihm in seiner ganzen Größe und unüberbietbaren Liebe offenbaren wollte. Er hatte durch die Tat gezeigt, daß er aus lauter Güte und Gnade bereit sei, Israel zu seinem Eigentum zu machen, wenn Israel nur wollte. Und ob es wollte! Ein so gewaltiger Gott, der seinesgleichen in der Welt nicht hatte, der Himmel, Erde und Meer in seinen Dienst stellte, um das ägyptische Heer zu bezwingen, war auch imstande, Israel durch alle künftigen Gefahren sicher hindurchzuführen, es durch die Wüste zu geleiten und ihm neue, bessere Wohnsitze zu verschaffen.

Aber wirksamer als die Gedanken waren die Stimmungen und Gefühle, in denen Israels neue Religion geboren wurde. Religionen, die aus politischen Erwägungen oder philosophischen Spekulationen entstehen, pflegen nur geringe Lebensdauer zu haben, weil sie von vornherein an Auszehrung leiden. Die Propheten Israels hätten niemals die freie Höhe des universalen Monotheismus erklommen, wenn sie nicht durch den Sturmwind der Be-

geisterung hinaufgetragen worden wären. So sind alle großen Fortschritte in der Geschichte der Religionen durch glühende Liebe errungen worden. In der Zeit des Mose war es nicht anders, wie wir vermuten können, und wie uns überdies bezeugt wird. Die Propheten haben oft der Überzeugung Ausdruck gegeben, daß die leidenschaftliche Verehrung für Jahve, die sie selbst im Gegensatz zu der lauen Gleichgültigkeit ihrer Zeitgenossen beseelte, einst in der mosaischen Periode allgemein gewesen sei. Diese Überzeugung war gewiß richtig und mochte auf alten Überlieferungen beruhen, die wir nicht mehr besitzen. Was kann die Zeit der jungen Liebe anders gewesen sein als eine Zeit schwärmerischer Hingabe und begeisterter Verehrung?

Und wenn Israel die alten Elim „zu den Ratten und Fledermäusen warf" (Jesaia 2, 20) und statt ihrer den Sinaigott Jahve auf den Thron erhob, so war das vor allem das Verdienst des Mose. Ihm gebührt nicht nur der Ruhm, Israel aus Ägypten befreit und durch die Wüste geleitet zu haben, sein höchster Ehrentitel ist vielmehr, der Stifter der israelitischen Religion zu sein. Gewiß hätte er sein Werk ohne die allgemeine Begeisterung für Jahve nicht durchführen können, aber die Masse tut's freilich nicht, sondern der einzelne, der hinter ihr steht und sie vorwärts drängt. Auch die Begeisterung allein genügt nicht; ihr Rausch verfliegt in alle Winde oft, ehe sie in die Tat umgesetzt worden ist. Dazu bedarf es unabläßiger Arbeit und zäher Energie, die nur der einzelnen Persönlichkeit zugeschrieben werden können. Und wenn irgendwo, so waren bei Mose die Vorbedingungen dafür vorhanden. Er allein hat das Werk der Religionsstiftung nicht nur mit Bewußtsein begonnen, sondern er hat es auch, was viel schwieriger ist, glücklich vollendet.

Als man vom Sinai nach Kades gezogen und dort allmählich zur Ruhe gekommen war, ward Jahve offiziell zum einzigen Gott Israels erhoben, zum einzigen! Jahve hatte sich als ein Gott von so überragender Größe erwiesen, daß er die bisherigen Gottheiten völlig verdrängte; die Überlieferung der Mosesagen hat sie nicht einmal der Erwähnung, geschweige denn ihres Namens gewürdigt! Als Israel nach Palästina kam, war die Erinnerung an sie bereits so gut wie ausgelöscht; wir hören von ihnen nur noch in alten Liedern als von den Epitheta Jahves. Gefährlich sind sie ihm nicht mehr geworden und wahrscheinlich nie gewesen, anders als der Baal! Der Monotheismus zur Zeit des Mose blieb zunächst praktischer Art, blieb Monolatrie, bis er durch die großen Propheten auch theoretisch durchdacht und zum prinzipiellen Monotheismus vertieft wurde. Das Gebot, „Du sollst keine anderen Götter haben neben mir", entspricht sachlich durchaus den Anschauungen der mosaischen Zeit und ward in einzelnen Kreisen immer wieder zum Stachel gegen die Baalreligion. Man kann den Ausdruck beanstanden, daß Mose bewußt eine neue Religion gestiftet habe; aber wenn man ihn richtig versteht, kann er schwerlich Anstoß bereiten. Natürlich ist die Jahvereligion nicht aus dem Nichts geschaffen; sie ist geworden und gewachsen, wie jede andere Volksreligion, und durch unzählige Fäden mit einer uralten Vergangenheit verknüpft. Bei der Übernahme des Sinaigottes haben seine früheren Verehrer,

die Midianiter, Paten gestanden; Jethro hat den Mose gelehrt, wie man dem Jahve Opfer darbringt, wie man in seinem Namen Recht spricht, wie man ihn in Zelt und Lade durch die Wüste und in den Krieg führt, wie man durch die Beschneidung das äußere Zeichen der Zugehörigkeit zu ihm erlangt und vielleicht noch manches andere mehr. Aber entscheidend ist nicht, was Jahve gewesen war, sondern was er werden sollte. Durch die Offenbarung am Sinai und durch die Inthronisation in Kades wurde Jahve zum Gotte Israels. Nun dämmerte die Morgenröte einer schöneren Zukunft. Der Berggott des Sinai löste sich von seiner altgewohnten Stätte, zog mit Israel und ward zum Landesgott Palästinas; dann aber löste er sich auch von Israel und Palästina, eroberte die weite Welt und ward zum Gott des Universums. So entfaltete sich allmählich der Keim zur vollen Blüte. Den Grundstein aber zu dieser ganzen Entwicklung hat Mose gelegt, als er in den Feuergluten des Sinai Jahve und Israel zusammenschmolz. —

Betrachtet man die Sagen jener Zeit aus der Vogelschau, so sieht man immer und überall nur den einen Namen: Mose. Es werden zwar bisweilen noch andere genannt, Mirjam und Aaron, Nadab und Hur, Dathan und Abiram; aber sie sind kaum mehr als Statisten. Ihre Gestalten zerrinnen, wenn man sie fassen will, wie Luft zwischen den Händen. Sie bilden meist nur den Hintergrund, von dem sich die alles überragende Größe Moses abhebt. Es ist fast, als hätte jene Zeit nur diesen einen Mann hervorgebracht. Er allein hat zur Sagenschöpfung gereizt, und die Liebe der Erzähler, die ihn mit ihren Geschichten umrankten und als Heroen verherrlichten, ist der beste Maßstab für seine einzigartige Persönlichkeit. Er wird nicht nur als Priester und Stifter der Religion gefeiert, sondern auch als Führer und Organisator seines Volkes. Für die Entstehung Israels als einer politischen Nation hat die Sage freilich kein kongeniales Verständnis gehabt, aber mit Recht gilt uns Mose als der Schöpfer Israels. Seine Bedeutung als Richter hat die Sage sehr viel besser erfaßt; er hat das Gerichtswesen geordnet, die leichteren Fälle den siebzig Ältesten überwiesen, die schwereren aber, die vor Gott gebracht und durch ein Losorakel entschieden werden mußten, sich selbst als dem priesterlichen Vertreter der Gottheit vorbehalten. So steht der Priester über dem Richter, so sind Recht, Sitte, Gesetz abhängig von der Religion, so beginnt im Keime, wenn man will, die Theokratie; das ganze profane Leben mündet in die Religion und wird in Jahves Schutz gestellt. Jahve regiert Israel in Krieg und Frieden, und Mose ist sein „treuer Verweser."

Welcher unendlichen Energie bedurfte Mose, um sein Ziel zu erreichen! Wer hohe Ideale hat, muß unzählige Widerstände brechen, da die schwere, gestaltlose Masse sich ihm mit ihrer ganzen trägen Wucht entgegenstemmt. Weit mehr als die Hälfte aller Sagen weiß von dem Murren des Volkes oder Einzelner wider Mose. Wenn kein Wasser da ist, wenn es an Fleisch mangelt, wenn etwas fehlt oder fehlschlägt, immer ist Mose verantwortlich; er allein kann helfen und hilft auch. Bei den geringsten Streitigkeiten geht man zu ihm als dem Schiedsrichter, weil man zu ihm das größte Vertrauen hat; er selbst schont sich so wenig, daß schließlich sein Schwiegervater um sein

Leben besorgt wird. Bisweilen geraten auch ganze Stämme in Aufruhr und wollen nicht mehr gehorchen; so beansprucht einmal Ruben die Führung. Gewiß ist auch die Einsetzung des neuen Gottes nicht ohne Schwierigkeiten erfolgt; wir hören einmal von einer Empörung Aarons und Mirjams, die auch Offenbarungen empfangen zu haben behaupten. Aber Mose hat allen Widerstand siegreich überwunden, nicht immer in beharrlicher, mühsamer Arbeit, sondern zuzeiten auch durch leidenschaftlichen Zorn. An der Echtheit dieses Charakterzuges kann kein Zweifel sein, wenn er auch von der Sage übertrieben und in unhistorischen Situationen geschildert wird. Eine junge Sage berichtet, wie Mose im Jähzorn einen Ägypter erschlagen habe, der einen Hebräer vergewaltigte. Auf sein Geheiß sollen die Leviten sogar ihre Freunde, Brüder und Verwandten niedergemetzelt haben, so daß an einem Tage dreitausend Mann fielen. Von einzigartiger, grandioser Schönheit ist die Szene, wie Mose die beiden Gesetzestafeln zerschmettert. Viele Sagen erzählen von bevorzugten Lieblingen der Gottheit, die aus deren Hand himmlische Tafeln oder Bücher erhielten, und noch mehr könnten davon erzählen; denn dies Motiv ist typisch-märchenhaft und kann sich daher in Wundergeschichten immer wiederholen. Aber von keinem ist je vernommen worden, daß er dies göttliche, unersetzlich wertvolle Geschenk im Zorn zertrümmert habe. Welch ein Meer von Leidenschaft hat ein Erzähler hier dem ungestümen Mose zugeschrieben! Dieser Feuerkopf ist seines Feuergottes würdig an titanenhafter, unheimlich-explosiver Urkraft, würdig auch des kongenialen Michelangelo, dessen Meisterauge zugleich den historischen Menschen und den Heros der Sage schaute. Der Geschichtsforscher ist dankbar, wenn er den Saum des mosaischen Gewandes erfaßt hat. Fortleben aber wird Mose, wie ihn die Phantasie des darstellenden und bildenden Künstlers in Sage und Marmor geschaffen hat.

Durch Persien nach Russisch-Turkestan.

Reisebriefe.

(Schluß.)

XI.

Die Ebene von Samalgan ist seit alter Zeit wegen ihrer Fruchtbarkeit und ihrer Pferde berühmt (Samalgan heißt auf Kurdisch „Ort der Pferde"). Sie erstreckt sich in einer Länge von ca. 35 km und einer Breite von 5—10 km am Nordrand des schneebedeckten Ale-Dagh entlang. Eine Menge von Bächen rauscht vom Gebirge in die Ebene hinunter, so daß überall reichlich Wasser vorhanden ist. Es ist ein wunderhübscher Anblick, wenn man nach Durchquerung der menschenleeren, öden Hochtäler von der Höhe des Gergawullkhanch plötzlich diese weite, grüne, mit Dörfern, Obst- und Weingärten bedeckte Ebene erblickt, ringsum von hohen Bergen eingeschlossen. Links am Atreck entlang die kahlen, gänzlich vegetationslosen Höhen des Buz-Dagh (Steinbockgebirge) und rechts der endlos lange, in blauer Ferne verschwimmende, zackige Kamm des Ale-Dagh, dessen weiße Spitzen hier und da von Wolken verhüllt sind. Noch ehe ich, hinunterreitend, das erste Dorf erreichte, hatten diese Wolken sich über den ganzen Horizont verbreitet, und ich kam in ein Gewitter hinein, bei dem abwechselnd Sturzbäche von Regen und Hagelschloßen von Walnußgröße niedergingen. Zeitweise mußten wir die armen Tiere mit Decken gegen die niederrasselnden Eisstücke schützen. Bis auf die Haut durchnäßt (ich weiß nicht, zum wievielten Male während dieser Reise) kam ich in Khelat-e-Samalgan an, dem Hauptort der Ebene, wo ein Verwalter des Serdars von Budjnurd wohnt. Dieser räumte mir sofort ein großes Zimmer ein und stopfte es geradezu voll mit schönen Teppichen, die scheinbar aus dem ganzen Hause zusammengeschleppt waren. Dann wurde ein großes Kaminfeuer angezündet, und es wurde warm und behaglich, obgleich überall der Regen durch die Decke tropfte. Auch hier bildete die Mordtat von Nardin das Tagesgespräch. Man fühlte sich scheinbar recht unsicher und hielt es durchaus nicht für unwahrscheinlich, daß ein Rachezug der Turkmenen auch in diese Richtung ginge. Dann sprachen wir von der Jagd. Ich wußte, daß der Gorschud-Dagh', der den westlichen höchsten Teil der großen Ale-Dagh-Kette bildet, mit das beste Mufflon- und Steinbockrevier

ganz Persiens ist. Da ich im Mazanderan so viel Zeit verloren, hatte ich den Plan, hier zu jagen, schon ganz aufgegeben. Als ich nun aber die Berge so verlockend nahe vor mir sah, konnte ich doch nicht widerstehen, und der folgende Tag sah mich statt auf der Reise nach Budjnurd auf dem Wege nach Südwesten ins Gebirge. Zwei Schikartschis (Jäger) und zwei kurdische Reiter als Bedeckung hatte man mir mitgegeben. Von weitem sieht der Gorschud-Dagh dem Matterhorn sehr ähnlich, ein steiler Hang, der von Norden nach Süden ansteigt und in einen zackigen Grat ausläuft, der auf der Südseite fast senkrecht abfällt.

Nach einigen auf der Jagd im Gebirge verbrachten Tagen kehrten wir nach Khelat-e-Samalgan zurück, wo wir gegen 11 Uhr nachts eintrafen. Hier konnte ich wenigstens wieder in einem trockenen Bett und bei loderndem Kaminfeuer rasten. Am nächsten Morgen saß ich bei Sonnenaufgang zu Pferde, um nicht zu spät in dem 75 km entfernten Budjnurd anzukommen. So oft ich auch zum Gorschud-Dagh zurückblickte, ich habe ihn nicht wieder gesehen, denn den ganzen Tag über hüllten ihn dicke, schwarze Wolken ein. Im Spätsommer, wenn das Wetter dauernd schön ist oder im Herbst zur Hirschbrunst, da möchte man wohl gerne ein paar Wochen dort jagen. Es gibt gewiß wenige Jagdgebiete auf der Erde, die sich mit dem Gorschud-Dagh messen können. In den Bergen Teherans habe ich nie auch nur annähernd so starke Mufflons gesehen, und was für kapitale Steinböcke und Hirsche man dort schießen kann, was für Bären, Panther und Tiger (letztere allerdings sehr selten), das habe ich nachher in Budjnurd erfahren. Hoffentlich finden die internationalen Jäger nicht einmal heraus, daß man durch einen nur fünftägigen Ritt von der Eisenbahnstation Aschkabad dieses Jagdparadies erreichen kann. Dann dürfte wohl bald der letzte Steinbock aus diesen Bergen verschwunden sein. Zweieinhalb Stunden führte der Weg noch durch die grünen Getreidefelder der Samalgan-Ebene, vorbei an großen Dörfern und den Ruinen einer alten Partherstadt, jetzt Aschkhanch genannt, dann durch grünes Hügelland auf einen 1760 m hohen Paß. Hier stehen die Ruinen eines alten Kastells, das die Pforten zur Budjnurd-Ebene sicherte. Der Blick von dort ist ähnlich der Aussicht vom Gergawullkhanch, eine große, von hohen Bergen eingeschlossene Ebene mit der Schneekette des Ale-Dagh im Süden. Doch erkennt man durchs Glas eine größere von Gärten umgebene Stadt, über die einige Türme herausragen, deren Kuppeln mit blauen Kacheln gedeckt sind. Dort liegt das Schloß des Serdar. Um 5 Uhr nachmittags ritt ich vor das hohe, ebenfalls mit bunten Kacheln (à la Teheran) belegte Portal, wo ich von dem Serdar, einem noch jüngeren, sehr sympathischen Manne, mit echt persischer Gastfreundlichkeit empfangen wurde. Man hatte mich erst einen Tag später erwartet und mir eine große Ehreneskorte zugedacht. Glücklicherweise kam ich durch mein frühzeitiges Eintreffen um dieses für den Geehrten meist recht kostspielige Vergnügen herum. Nach dem üblichen Begrüßungstee wurde ich nach meiner Wohnung gefahren, einem geräumigen Hause, das innerhalb eines großen Gartens lag. Die Sache ließ sich recht prunkvoll an. Leider waren aber die sechzehn Zimmer

des Hauses bis auf einen Tisch, vier Stühle und einige klobige Hirschgeweihe an den Wänden gänzlich leer. Dagegen sah man, daß noch vor kurzem überall das Wasser durch die schadhaften Decken getropft war. Die Fußböden waren mit noch nassem Zement bedeckt. Offenbar hatte man versucht, das Haus für mich instand zu setzen. Schön war die Luft nicht in den muffigen, nach frischem Kalk riechenden Zimmern. Ich richtete mich ein, so gut ich konnte, und bald darauf wurde mir ein großes Diner von ca. zwölf Gängen serviert. Während des Essens erschien der Karguśar (eine Art Gehilfe des Gouverneurs) mit einer kurländischen deutschsprechenden Gouvernante, Fräulein v. H., die wohl auch mehr gegen ihren Willen in diesen entlegenen Winkel verschlagen worden ist. Am nächsten Morgen stand Falkenjagd auf dem Programm. Der Serdar hatte mir einen guten turkmenischen Schimmel geschickt und erwartete mich mit seinen zwei Brüdern und einem Gefolge von ca. 25 Mann vor seinem Palais. Dann ging's mit sechs Hühnerhunden voraus querbeet immer mitten in die in Halm schießenden Getreidefelder hinein. Als einer der Hunde „markierte", nahm der Serdar selbst den Jagdfalken (eine kleine, unserem Turmfalken ähnliche Art) auf den Handschuh. Der Falke hatte um den Hals und an jedem Ständer eine kurze Schnur, mit denen er festgehalten wurde. Außer ein paar kleinen Schellen an den Ständern trug er keinen Zierat. Bald ging eine Wachtel auf, und der Falke schoß sofort wie der Blitz auf sie zu. Doch ehe er sie erreicht hatte, war die Wachtel schon wieder im Getreide eingefallen. Der Falke „rüttelte" eine Weile über ihr und hakte dann auf einem Baum auf. Der Falkonier begab sich im Galopp unter den Baum und hielt die Hand in die Höhe, worauf der Falke von selbst wieder auf den Handschuh herunterflog. Beim zweiten Mal gelang es ihm besser. Er unterflog die Wachtel, ehe sie den Boden wieder erreichen konnte, und schlug sie in der Luft. Die Beute wurde mir als Geschenk überreicht, während der Falke zur Belohnung ein Stück rohes Fleisch bekam. Dann gab man mir den Falken auf die Hand. Er blieb hier ebenso ruhig sitzen wie auf der Hand seines Herrn. Ging eine Wachtel auf, dann erhob er sich von selbst so schnell, daß man ordentlich achtgeben mußte, um ihn rechtzeitig loszulassen. Auf diese Weise fingen wir etwa zwanzig Wachteln. Die fabelhafte Geschicklichkeit des Falken zu beobachten, ist sehr amüsant, weniger schön das Morden der fast unverletzt gefangenen Tiere. Zu einem guten Galopp, wie bei der mittelalterlichen Reiherbeize, kommt es auch nicht. Dagegen ist der Flurschaden, den die große, durch die Getreidefelder stampfende Kolonne anrichtet, wohl enorm. Der Serdar schlug jetzt vor, die Jagd zu Fuß mit dem Gewehr fortzusetzen. Er sowohl wie seine zwei Brüder sind ausgezeichnete Schützen und holten Hühner und Wachteln fast stets mit dem ersten Schuß herunter. Wir kamen schließlich an eine Wiese, wo große Mengen von Raubvögeln, vor allem Geier und Bussarde, saßen oder in der Luft kreisten. Der Serdar setzte sich darauf zu Pferde, ritt im Galopp auf einen am Boden stehenden Geier zu und schoß diesen, als er aufflog, in voller Fahrt herunter. Ich habe in Teheran öfters Perser vom galoppierenden Pferd schießen, nie aber treffen

sehen. Daß dieser Treffer kein Zufall war, bewies der Serdar damit, daß er dasselbe Kunststück mit einer Wachtel wiederholte. Um Mittag kehrten wir zum Schloß zurück, wo inzwischen 26 kapitale Mufflongehörne vor dem Portal aufgebaut worden waren.

Während des auf die Jagd folgenden Frühstücks (das gut auf europäische Art serviert wurde) und späterhin habe ich lange Gespräche über die Vergangenheit und Zukunft Persiens mit dem Serdar geführt. Je mehr ich mit diesen Leuten spreche, um so weniger verstehe ich den persischen Charakter. Der Serdar ist ein sicherlich weit über den Durchschnitt intelligenter Mann. Die inner- und außerpolitischen Verhältnisse kennt und beurteilt er auffallend gut und spielt, wie mir scheint, ein sehr feines Spiel, um bei der allgemeinen Verwirrung seine eigene Machtstellung nach Möglichkeit zu stärken und zu erweitern. Aber über diese kleinliche Politik des Erraffens kleiner Vorteile auf Kosten seiner Nachbarn und des Herauspressens von Geld aus seinen Untertanen geht sein Gesichtskreis nicht hinaus. Vergebens suchte ich ihm die Vorteile einer fahrbaren Straße nach Astrabad klar zu machen. Die weiten Ebenen von Budjnurd, Samalgan und Juwein haben nämlich Jahr für Jahr eine große Überproduktion von Getreide, während in den benachbarten russischen Gebieten, in Persisch-Turkestan und Astrabad, Getreidemangel herrscht, dem mit dem teueren Transport per Maultiere kaum abgeholfen werden kann. Größere Terrainschwierigkeiten sind auf der Strecke Astrabad-Budjnurd nicht zu überwinden, so daß sogar die Anlage einer Automobilstraße ohne zu große Kosten möglich wäre. Durch eine gute Verbindung mit der See würde der Wert der Besitzungen des Serdars verdreifacht, und auch noch viele andere fruchtbare Gebiete würden dem Verkehr erschlossen werden. Aber „das Bauen von Straßen ist Sache der Zentralregierung in Teheran". Dabei blieb er, obgleich wir beide überzeugt waren, daß die Teheraner Regierung diese Straße in den nächsten tausend Jahren nicht bauen würde. Zu Meliorationen in der Bewässerung, zum Anschaffen von Maschinen fehlt ihm das Geld. Dagegen hat er 100000 Toman = 400000 Mark zur Erbauung eines Mausoleums ausgegeben. Er zeigte es mir voller Stolz am Nachmittage. Eine 10 km lange Wagenfahrt auf schauerlichen Wegen brachte uns dorthin. Das Mausoleum ist wunderschön, am Fuße eines steilen Felsens gelegen, inmitten hoher, schattiger Bäume, und besteht aus einem großen Kuppelbau, der außen und innen mit bunten, glasierten Kacheln verblendet ist. Das Ganze ist etwas bunt, aber doch recht geschmackvoll. Am interessantesten ist jedenfalls eine Serie von alten, mit kufischen Inschriften bedeckten Kacheln, die von seldschukischen Ruinen in Jajärm (südwestlich Budjnurd) weggeholt und im Innern des Kuppelbaus angebracht worden sind. Dort sind sie jedenfalls gut gegen Zerstörung gesichert. Der Serdar erzählte mir, daß er das Mausoleum im ganzen dreimal habe bauen lassen. Beim ersten und zweiten Male habe es ihm nicht gefallen, so daß alles wieder abgerissen wurde. Erst diese, die dritte Auflage, habe seinen vollen Beifall gefunden. Auf diese „großzügige" Art des Geldausgebens war er besonders stolz, und er scheint dieselbe Methode bei allen

seinen Unternehmungen zu verfolgen. Das Schloß muß ihm auch enorme Summen gekostet haben. Es besteht aus einer größeren Anzahl von Gebäuden, die unregelmäßig in einem Park verteilt sind. An einer Stelle befindet sich ein großer, mit blauen Kacheln gedeckter Turm. Ein Maschinenhaus für elektrische Beleuchtung ist auch vorhanden. Natürlich sind die Maschinen längst nicht mehr betriebsfähig. Das ganze Vergnügen hat nur vier Wochen gedauert; dann ging irgend etwas entzwei, und kein Mensch gibt sich die Mühe, den Schaden zu reparieren.

Die Stadt Budjnurd hat ca. 20000 Einwohner (das ist meine Schätzung, der Serdar hat keine Ahnung, wieviel Untertanen er hat), aber ich habe noch nie einen so armseligen, gänzlich geschäftslosen Basar in einer persischen Stadt gesehen. Das kommt daher, daß der Serdar der einzige wohlhabende Mann im ganzen Bezirk ist. Neben ihm gibt es nur arme Leute. Budjnurd ist im Grunde ein halb unabhängiger Feudalstaat mit allen Nachteilen eines absoluten Regiments. Ich muß sagen: die gänzliche Verständnislosigkeit des durchaus intelligenten Serdars für jeden Fortschritt hat meine Hoffnung noch mehr verringert, daß Persien jemals imstande sein wird, durch eigene Kraft ein moderner Kulturstaat zu werden. Direkt auf der anderen Seite der Grenze haben die Russen unter bedeutend ungünstigeren Bedingungen Musterhaftes geleistet. Der Serdar und viele andere höher stehende Perser haben mehrfach Gelegenheit gehabt, sich in Russisch-Turkestan anzusehen, wie man Kulturarbeit macht. Schimpfen können sie bei jeder Gelegenheit auf die rohen, rücksichtslosen Russen. Aber der Gedanke kommt ihnen nicht, daß sie selbst am meisten an diesen Zuständen schuld sind, daß Rußland es unmöglich dulden kann, daß an seinen Grenzen wirtschaftlicher Stillstand und politische Anarchie herrschen, daß Persien daher nur dann der Annexion durch seine Nachbarn entgehen kann, wenn es ernste und nachhaltige Schritte tut, um endlich einmal mit dem alten Schlendrian zu brechen. —

Am Morgen des dritten Tages verließ ich Budjnurd. Der Serdar hatte einen Wagen anspannen lassen und beabsichtigte, mich in diesem bis an die Grenze der Budjnurd-Ebene zu bringen. Umgeben von einem großen, buntscheckigen Gefolge ging es fort; aber das Vergnügen dauerte nicht lange. Nach einer halben Stunde gab es einen Krach, und die Fuhre stand. Die Vorderachse war gebrochen, ein Schaden, der sich mit Stricken und Holzstücken, mit denen jeder persische Wagen zusammengeflickt ist, nicht heilen ließ. Die Abschiedszeremonie, ein wildes Schießen in die Luft, fand deshalb am Orte der Katastrophe statt. Ich wurde herzlichst eingeladen, bald wiederzukommen, um gemeinsam mit dem Serdar auf dem Gorschud-Dagh zu jagen. Dann ritt ich, begleitet von zwei kurdischen „Sowars", toll aussehenden, aber gemütlichen Kerlen, weiter. Beide beklagten sich sehr über die zu ruhigen (!) Zeiten. Es geschehe auch gar nichts mehr, gar kein kleiner Krieg, wo erhöhte Zulage und das Plündern von Dörfern erwünschten Nebenverdienst gewährten, und man wisse gar nicht, wie man mit dem Friedensgehalt von dreißig Toman pro Jahr auskommen solle. Als ich ihnen einen Toman pro Tag in Aussicht stellte, falls sie ihre Sache gut machten, waren sie ganz begeistert und

erklärten, sie wollten mich begleiten, wohin und wie lange ich wolle. Jetzt seien sie meine Diener. Das hinderte sie aber nicht, mir ganz ehrlich zu versichern, wenn sie mich allein auf dem Wege getroffen hätten, ohne zu wissen, daß ich ein Freund des Serdars wäre, so hätten sie nicht gezögert, mich auszuplündern. Wie beruhigend, nun unter dem Schutz dieser Helden zu stehen!

Der Weg führte bald aus der Ebene in eine eng gewundene Schlucht, durch die das Wasser aus der Budjnurd-Ebene dem Atrek zufließt. Überall auf den Höhen zu beiden Seiten stehen zerfallene Wachttürme und Reste größerer Befestigungen, die wahrscheinlich noch bis vor kurzem dazu dienten, den Tekke-Turkmenen von Norden her den Weg zum reichen Süden zu versperren. Nördlich dieses Passes wird die Bevölkerung äußerst spärlich. Der Atrek, den ich mir viel größer vorgestellt hatte, ist hier in seinem Oberlauf ein elender, kleiner Bach. Am Nordausgang des Passes liegen noch ein paar Dörfer an seinen Ufern; aber weiter ober- und unterhalb und in den nördlichen Seitentälern findet man auf große Strecken nur ein paar Zelte nomadisierender Kurden. Der Grund dafür ist außer der Unsicherheit dieser Grenzgegend wohl der, daß im Sommer das fließende Wasser hier überall fast ganz versiegt. Bei meiner Durchreise regnete und gewitterte es unausgesetzt. Die Nomaden hatten sich dies anormale Jahr zunutze gemacht und hier und da an den Berglehnen, also auf nicht künstlich bewässertem Boden, Saatfelder angelegt, die leidlich gut standen — ein kleiner Ersatz für die Verluste des Winters. Denn im ganzen Lande hat man etwa zwei Drittel des Viehbestandes durch die Kälte eingebüßt. — Blumen und Kräuter standen in üppiger Fülle und bildeten schöne Farbenkontraste zu den überall auftauchenden roten und grauen Felsabstürzen. Der Weg war recht beschwerlich. Alle großen Täler streichen hier in ost-westlicher Richtung, so daß ich auf meinem Wege nach Norden alle Gebirgszüge „gerade auf den Kopf traf". Die Nacht verbrachte ich in einem kleinen, sehr schmutzigen Dorfe Schiach, das malerisch unter hohen, senkrechten und überhängenden Sandsteinklippen gelegen ist. Am Fuße der Felsen entspringt eine schwache, salzhaltige Quelle, und der ganze Boden ist mit einer knisternden Salzkruste bedeckt. Anderes Wasser gab es nicht, und so hatte ich das Vergnügen, die Vorzüge von salzigem Tee kennen zu lernen. Das Dorf ist an der Grenze der Besitzungen des Serdars gelegen, und er selbst hatte in einem Briefe befohlen, daß die Dorfeinwohner mir alle Bedürfnisse umsonst liefern sollten. Trotz dieses Befehls — oder vielleicht gerade deswegen — habe ich nie unliebenswürdigere Leute in Persien getroffen. Mit Mühe und Not räumte man mir eine unsaubere, halb in Ruinen liegende Stube ein, weigerte sich aber standhaft, Speisen für mich und meine Leute oder Futter für meine Tiere zu liefern, obgleich ich von vornherein erklärte, ich wolle natürlich nichts umsonst haben, sondern würde alles bezahlen. Ich war auf die Verpflegung des Dorfes angewiesen, so daß mir, da Vorstellungen vergeblich waren, nichts übrig blieb, als den Dorfältesten zu arretieren und ihm zu drohen, ich würde ihn am nächsten Tage mit einem Brief nach Budjnurd abführen lassen, wenn ich

keine Nahrungsmittel bekäme. Darauf erschien endlich das Gewünschte, zwar schlecht genug, aber man forderte ungeniert das Doppelte und Dreifache der ortsüblichen Preise. In der Nacht muß den Leuten doch etwas das Gewissen geschlagen haben, denn am nächsten Morgen standen alle Weißbärte des Dorfes am Eingang Spalier und umfaßten meine Knie (buchstäblich) mit der Bitte, ich möchte doch nach Budjnurd berichten, daß sie sich tadellos benommen hätten. Ich suchte ihnen klar zu machen, daß sie sich das eigentlich am Abend vorher hätten überlegen können. Aber die armen Leute haben wohl schlechte Erfahrungen mit anderen Durchreisenden — wahrscheinlich Russen — gemacht, die alles wegnehmen und nichts bezahlen.

Am folgenden Tage gab es nicht weniger als drei Bergketten zu überschreiten. Der Weg führte dauernd durch enge Schluchten und über felsige Hänge hinauf und herunter. Nördlich der dritten Kette bog der Weg in ein nach Nordosten verlaufendes Tal ein, das in allmählicher Steigung zu der letzten, ca. 2700 m hohen Gebirgsschwelle emporführt, auf der die persisch-russische Grenze sich entlang zieht. Jenseits beginnt dann die große Ebene, die sich nach Norden ohne Unterbrechung bis ans Eismeer erstreckt. In einem Hochtal dieses Gebirgszuges übernachtete ich im Dorfe Halba-Tscheschnä. Am vorhergehenden Tage hatte hier in der Nähe ein Gefecht zwischen Truppen des Gouverneurs von Kutschan und Räubern stattgefunden, das merkwürdigerweise mit einem Sieg der Regierungstruppen und der Gefangennahme der Führer der Räuber geendet hatte. Ein unglücklicher Sowar (Reiter) lag verwundet im Dorf. Bei meiner Ankunft hatte sich das Gerücht verbreitet, daß ich ein Arzt sei, und man bat mich, die Behandlung des Verwundeten zu übernehmen. Viel konnte ich natürlich nicht machen. Der arme Kerl hatte einen Schuß durch den Unterleib und litt offenbar entsetzliche Schmerzen. Am nächsten Morgen lebte er noch; er schien eine sehr zähe Natur zu haben, aber lange konnte es nicht mehr dauern. Meine medizinische Dilettantenarbeit hatte aber zur Folge, daß meine Wohnung bis in die Nacht hinein von Patienten umlagert wurde. Vorab erschienen viele Frauen mit allen möglichen Gebresten und Leiden. Es war wirklich jammervoll, diese unglücklichen Wesen zu sehen. Meine Versicherungen, daß ich kein Arzt sei, halfen nichts. Sie glaubten mir nicht und meinten, ich wolle bloß Geld aus ihnen herauspressen. Sie versprachen mir reiche Bezahlung oder schleppten sogar ihre geringen Ersparnisse herbei. Doch ich konnte ihnen nicht helfen. Wenn so viel Jammer und Elend in einem einzigen Dorf zum Vorschein kommt, dann mag man gar nicht die Summe von Leiden denken, die auf diesem ganzen Volk lastet, ohne daß eine Hand sich regt, um zu lindern und Abhilfe zu schaffen. —

Mein letzter Tag auf persischem Boden brach an. Nach einem dreistündigen Marsch durch enge, gewundene Täler stand ich schließlich auf einer ausgedehnten Hochfläche. Im Norden und Osten wird dieses Tafelland in weitem Bogen begrenzt durch wildzerrissene, schneebedeckte Felsengebirge; einige tiefe Einschnitte bezeichnen die Stelle, wo Pässe über diese Mauern hinüberführen. Nach Südwesten zu wird die Hochebene von zahlreichen tiefen Schluchten

durchfurcht, gebildet durch das vom Gebirge zum Atrek abfließende Wasser. Es sind dieselben Verhältnisse wie im Gurgantal und der sich oberhalb an dieses anschließenden Tukli-Ebene. Man glaubt, von unten in ein Gebirge hineinzugehen, und von oben sieht man, daß die Gebirgszüge nur die Reste einer vom Wasser durchfurchten Hochebene bilden. Weiter nach Südwesten lagen, wie Wellen einer See, die zahlreichen von mir überschrittenen Höhenzüge, immer höher und höher ansteigend bis zum gewaltigen Kamm der Ale-Dagh-Kette, dessen weiße Linie den südlichen und südwestlichen Horizont umfaßte; und ganz fern im Südwesten, mit bloßem Auge, durch die blaue Luft mehr geahnt als gesehen, reckte der Gorschud-Dagh sein steiles Horn empor. So konnte ich noch einmal von ihm Abschied nehmen. Ihn noch einmal wiederzusehen, das wage ich nicht zu hoffen. In zweistündigem, allmählichem Ansteigen ging's nun dem 2235 m hohen Paß zu. Nicht weit unterhalb des Passes liegt noch ein Kurdendorf, Sidar. Die Schneezungen reichten bis nahe an das Dorf heran, und die Leute waren zwischen diesen Schneezungen mit dem Pflügen ihrer Felder beschäftigt. Die persische Zollstation Chairabad liegt etwa $1^1/_2$ km nördlich der Wasserscheide und besteht aus einem zerfallenen Lehmfort, in welchem ein Zollbeamter mit ein paar persischen Grenzkosaken haust. Mir sprangen gleich ein paar starke Mufflongehörne in die Augen, die im Hof auf dem Boden umherlagen. An Unterhaltung schien es der Grenzwache also nicht zu fehlen. Der persische Zollbeamte war ein höflicher, freundlicher Mann, der mir sofort Tee anbot und in fünf Minuten meine und meiner Begleiter Paßangelegenheiten erledigte. Ich erwähne das besonders, weil ich bald darauf eine andere Methode — die russische — kennen lernte. Einen Kilometer hinter dem persischen Zollhaus überschreitet man die russische Grenze. Das macht sich schon äußerlich dadurch kenntlich, daß hier, hoch oben auf 2000 m Höhe, eine gut angelegte fahrbare Straße begann. Nach einem kurzen Marsche lag das russische Zollhaus vor mir, — ein mit Blech gedecktes Wohnhaus aus Backsteinen mit Kalkbewurf, daneben ein ebenso gebauter niedriger Stall. Kein Garten, kein Baum, nichts, um diesen einsamen Posten etwas wohnlicher zu machen. Dagegen war die ganze Umgebung mit Scherben, leeren Konservenbüchsen und Gemüll bedeckt. Als wir in Sicht kamen, stürzten uns ein paar große Hunde unter wütendem Gebell entgegen. Dadurch alarmiert, erschien die fünfzehn Mann starke Grenzwache. Von der ganzen Gesellschaft neugierig umdrängt, stieg ich vom Pferde und überreichte meinen Paß. Ein Unteroffizier nahm ihn in Empfang und studierte etwa eine Viertelstunde an dem russischen Visum herum. Dann gab er ihn achselzuckend an einen zweiten Unteroffizier, und dieser reichte ihn nach einem scheinbar ebenso vergeblichen Leseversuch an einen gemeinen Soldaten weiter. Der letztere nahm die andere Seite des Passes vor und begann, den deutschen Text zu studieren. Ich war neugierig, was nun geschehen würde und sagte auf deutsch: „Das könnt Ihr ja doch nicht lesen." — „Natürlich kann ich deutsch lesen, ich bin ja Deutscher", war die prompte Erwiderung. Ich platzte heraus: „Mensch, wie kommen Sie in diese Gegend?" — Da erzählte er mir seine Leidensgeschichte. Seine Eltern

waren seinerzeit aus Sachsen nach Lodz ausgewandert und hatten sich dort angesiedelt. Aber er selbst war als vierzehnjähriger Junge nach Deutschland zurückgekehrt, hatte dort Schulen besucht und bis zu seinem zweiundzwanzigsten Jahre dort gearbeitet. Da wurde ihm aus Lodz geschrieben, er möge schleunigst nach Hause kommen, da seine Mutter schwer erkrankt sei. Ohne die Gefahr zu bedenken, in die er sich als russischer Untertan begab, fuhr er nach Lodz. Am nächsten Tage wurde er von Gendarmen aufgegriffen und nach Aschkabad geschickt, um vier Jahre bei einem Grenzregiment zu dienen; dreieinhalb lagen noch vor ihm, und der arme Kerl war ganz verzweifelt: Der Dienst sei sehr schwer, das Essen schlecht. Im Winter habe man furchtbar unter der Kälte gelitten. Dazu erreichten ihn fast nie Nachrichten von seinen Angehörigen, an geistiger Beschäftigung oder irgendeiner Abwechselung fehle es gänzlich, und ihm, als Rekruten, sei es sogar verboten, sich weiter als hundert Schritt vom Hause zu entfernen. Er trug sich schon mit dem Gedanken, über die persische Grenze zu desertieren. Diesen Plan suchte ich ihm natürlich nach Möglichkeit auszureden. Ohne Geldmittel und der Sprache unkundig, würde er nie lebendig durch Persien kommen. Da er russischer Untertan war, würden natürlich auch alle Versuche, ihn vom Militärdienst loszubekommen, vergeblich sein. Ich ließ ihm zum Trost alles, was ich an Konserven und deutschen Büchern besaß, zurück. Durch einen glücklichen Zufall lernte ich nachher seinen Regimentskommandeur kennen. Ich bat ihn, den intelligenten und gebildeten Mann, wenn möglich, etwas seinen Anlagen entsprechend zu verwenden, und das wurde mir auch zugesagt. Leider erfuhr ich, daß mein Freund nicht der einzige sei, dem es so erging, sondern alle Deutschen und Polen werden systematisch in diese weltverlorenen Gegenden geschickt. Wir schicken ja auch unsere Polen zum Dienen nach dem Elsaß und die Elsässer nach dem Osten, befolgen also dasselbe System. Aber die äußeren Umstände sind doch hier und dort sehr verschieden. Für einen Deutschen ist es ein tiefschmerzliches Gefühl, Landsleute unter solchen Verhältnissen anzutreffen. Nicht jeder kann dieses Klima, die wahnsinnige Sommerhitze in der Ebene (man behauptet, daß in Aschkabad im vorigen Jahre $+65^{\circ}$ gemessen worden sind), die eisige Winterkälte der Berge und die Fieberanfälle überstehen. Von irgendwelchen sanitären Einrichtungen, wie sie der englische Soldat in Indien genießt, ist hier keine Rede, sondern alles ist so primitiv und einfach wie nur möglich. Wie viele unserer Landsleute, die auf vier Jahre an die asiatischen Grenzen Rußlands verschickt werden, mögen die Heimat je wiedersehen?

Wenn ich mir eingebildet hatte, daß die Erklärungen meines Landsmannes mir das Passieren der Grenze ohne Schwierigkeiten ermöglichen würde, so sah ich mich allerdings enttäuscht. Daß ich auf Grund meines Gesandtschaftspasses keinen Zoll zu entrichten brauche, schien man nicht zu verstehen. Zwei Stunden lang wurden alle Gepäckstücke um- und umgekramt, so daß eine weitere Stunde mit dem Einpacken verging. Mein Diener, der bisher nur gesehen hatte, daß mich alle Leute mit der größten Höflichkeit behandelt hatten, war ganz außer sich und meinte, wenn man *mir* schon so begegnete, dann könne ich mir ungefähr denken, wie die Russen mit seinen armen Landsleuten

umsprängen. — Schließlich durfte ich die Reise fortsetzen, aber nur in Begleitung von zwei Grenzdragonern, die mir dauernd zur Seite blieben.

Der Abstieg zur Ebene Turkestans war landschaftlich mit das Schönste und Eigenartigste der ganzen Reise. An einer Biegung der Straße erhaschte ich den ersten Blick auf das Flachland. Durch den aufsteigenden Dunst nur undeutlich sichtbar, dehnte sich dort unten ein endloses gelbgraues Meer, die Wüste Kara-Kum. Durchs Glas konnte man die Dünenwellen dieses Landmeeres erkennen. Dicht am Fuße des Gebirges, ringsum von Sand eingerahmt, lag ein großer, grüner Fleck, die Stadt Aschkabad. Trotz der 50 km Entfernung sah man die weißen Türme und goldenen Kuppeln der russischen Kirchen. Dann stieg der Weg in eine tiefe Schlucht hinab. Ich habe die amerikanischen „Kannons" des Coloradoflusses und des Josemitetales nicht gesehen, aber so weit ich nach den Bildern urteilen kann, müssen sie diesen Schluchten gleichen. Nur das fließende Wasser fehlt hier. Bis zu 500 und mehr Metern steigen die senkrechten Felswände auf. Hier und da weitet sich die Schlucht, so daß kleine Ebenen entstehen, dann schließen sich die Wände wieder so eng zusammen, daß man oben nur einen kleinen blauen Streifen Himmels sieht. Der Weg führt meist im trockenen Bachbett entlang, zuweilen kommen aber auch Partien, die „mehr für Schwindelfreie" bestimmt sind. Überall, wo die Mittagssonne in diese Kluft hat hineinscheinen können, strahlen die Steine eine glühende Hitze aus, in den tunnelartigen Engpässen dagegen herrscht angenehme Kühle, und eine üppige Baum- und Blumenvegetation bedeckt die unteren Felspartien. So geht es Stunde für Stunde weiter. Die Sonne ist längst untergegangen, und der zunehmende Mond steht hoch am Himmel. Unter seinem Licht werden die zerrissenen, verwitterten Sandsteinwände zu Mauern riesiger Schlösser. Man glaubt gewaltige Pfeiler, hohe Säulen, Fenster und mit Skulpturen bedeckte Wände deutlich zu erkennen. Die Wirkung dieser Täuschung ist so stark, daß man oft geradezu Mühe hat, sich in die Wirklichkeit zurückzurufen. Ich erinnere mich, daß mir der Serdar von Budjnurd beim Abschied anempfahl, diese Strecke nur mit Bedeckung zurückzulegen, da es dort von Schmugglern und anderem lichtscheuen Gesindel wimmele. In der Tat kann man sich kaum eine schönere Gelegenheit für beuteluftige Menschen denken, als hier, von den unersteiglichen „Schlössern" herab die im Tal entlang ziehenden Reisenden niederzuschießen.

Endlich weitete sich das Tal, eine Wand von grünen Bäumen tauchte auf, durch die Lichter hindurchschimmerten, und man hörte das Rauschen von Wasser. Wir waren in Firosäh, dem Höhenkurort für Aschkabad. Der Ort liegt entzückend zwischen hohen Felspartien; überall schlugen die Nachtigallen, und die Luft war von berauschendem Blumenduft gesättigt. Aber es war dafür gesorgt, das man seine Zeit nicht mit unnützen Naturschwärmereien verlor. Man brachte mich samt dem Gepäck in das Grenzwachtgebäude. Dort fing man wieder an, endlos an meinem Paß herumzustudieren. Der kommandierende Offizier war nach Aschkabad gefahren, und die Herren Unteroffiziere waren scheinbar in der schweren Kunst des Lesens ebensowenig

beschlagen wie ihre Kameraden in Chairabad. Als Resultat ihrer dreiviertelstündigen Bemühungen erklärten sie mir, ich müsse während der Nacht auf der Grenzwache bleiben. Das ging mir denn doch über das Maß des Zulässigen. Mit Hilfe eines gebrochen deutschsprechenden Polen setzte ich ihnen auseinander, ich würde unter keinen Umständen in dieser Baracke die Nacht zubringen. Wenn man mich nicht sofort ins Hotel gehen ließe, würde ich eine Beschwerde an den Gouverneur telegraphieren. Ich hatte freilich auf dieser Reise mehr als einmal in noch schlechteren Lokalen als diesem Grenzwachthaus geschlafen. Aber hier gab es ein Hotel. Unter allen Umständen mußte ich wissen, wie einem zumute ist, wenn man wieder einmal in einem Hotel wohnt; und dann ärgerte mich die Borniertheit dieser Leute, die für alle Erklärungen unzugänglich waren und als einzige Einwendung stets wiederholten: „Wenn wir einen Fehler machen, bekommen wir drei Jahre Zuchthaus." Meine Grobheit unter gleichzeitigem Vorweisen eines Briefes an den Gouverneur hatte wenigstens den Erfolg, daß man mir erlaubte, unter Bedeckung das Hotel aufzusuchen und sogar meinen Schwamm mitzunehmen. Alles andere behielt man. Schließlich nahm man mir noch meinen Paß ab, damit ich sicher keinen Fluchtversuch mache, und scheinbar hat während der ganzen Nacht ein Posten vor dem Hotel Wache gestanden. Der Hotelwirt schätzte meinen Rang danach wohl höher ein und berechnete mir für ein primitives Zimmer und für eine noch primitivere Abendmahlzeit $3^1/_2$ Rubel. Am nächsten Tage kostete es einige Mühe, meinen Paß zurückzubekommen und den „Gefangenentransport" in Gang zu setzen. Der Weg bis Aschkabad war kurz, nur 30 Werst lang, so daß ich schon um $10^1/_2$ Uhr vormittags dort eintraf. Vor dem Zollhause machten meine Begleiter halt, und ich war neugierig darauf, was man nun mit dem verdächtigen Fang anfangen würde.

Wie wunderbar doch manchmal Ereignisse zusammentreffen! Im Augenblick, als ich vor dem Zollhause vom Pferde stieg, fuhr der Oberst Hagondokoff, mein Freund aus Gumbad-i-Kabus, vorbei. Mich erkennen, anhalten und mich in sein Haus einladen, war eins. Ich erklärte ihm meine heikle Lage, worauf er sofort, vorbei an den mit offenem Mund strammstehenden Soldaten, das Zollhaus im Sturme nahm. Dort empfing man mich a conto meines Begleiters sehr zuvorkommend. Zwei Beamte sprachen fließend Deutsch, so daß die Verständigung keine Schwierigkeiten machte. Wenn ich aber geglaubt hatte, nun endlich mein Gepäck frei zu bekommen, so hatte ich nicht mit dem Formalismus des russischen Beamtentums gerechnet. Man gab offen zu, daß ich auf Grund meines Passes keinen Zoll zu bezahlen brauche. Aber die Grenzwache habe mich arretiert, und unter diesen Umständen sei es Vorschrift, daß mein Gepäck genau durchsucht und alle Stücke notiert würden. In zirka drei Tagen könne ich mein Gepäck in Empfang nehmen. Mir erschien die Aussicht, drei Tage in denselben Kleidern zu bleiben, wenig verlockend. Als letzter Rettungsanker blieb noch mein Brief an den Gouverneur. Der Oberst riet mir, Seine Exzellenz, so wie ich war, aufzusuchen, und begleitete

mich selbst zu ihm. Ich wurde sofort aufs freundlichste empfangen und für den nächsten Tag zum Frühstück eingeladen. Aber gegen die Zollbehörden war selbst der Gouverneur machtlos. „Sie wären ihm nicht unterstellt, aber er wolle wenigstens auf möglichste Beschleunigung der Untersuchung dringen. Mein Pech wäre, daß mich die Grenzwache arretiert habe, denn ich sei nicht den Weg der ehrbaren Menschen, sondern den der Räuber und Schmuggler gekommen." Da mußte ich mich denn ins Unabänderliche fügen und so, wie ich war, zum Oberst ins Haus fahren.

Die Turkmenendivision ist außerhalb der Stadt in einem großen Gartenkomplex untergebracht. Kasino und kleine Wohnhäuser für die Offiziere liegen weitläufig auseinander, in Grün begraben. Die Mannschaften wohnen in ihren altgewohnten runden Filzzelten, und die Pferde werden jahraus, jahrein auf einem großen, freien Platz angepflockt. Ställe oder Kasernen gibt es nicht, was eine hübsche Ersparnis für den Staat bedeutet. Außerhalb des Gartens liegen einige kleine Felder, auf denen Luzerne für die Division gebaut wird. Das Futter wächst $1\frac{1}{2}$ m hoch und wird nicht weniger als sieben Mal im Jahre geschnitten. Das gibt einen kleinen Begriff von der geradezu fabelhaften Fruchtbarkeit dieses Landes. Alles hängt eben vom Wasser ab. Wo es Wasser gibt, da kann man wirklich beinahe das Gras wachsen sehen. Der ganze Garten war erst vor fünfzehn Jahren angelegt worden, trotzdem gab es überall hohe Bäume und schattige Alleen, als stände alles schon siebzig Jahre lang. — Für mich war binnen kurzem ein sehr nett eingerichtetes Zimmer fertig, und ich wurde freundlichst aufgefordert, so lange zu bleiben, wie ich wollte, fünf Monate oder ein Jahr, ganz wie es mir beliebe. Equipage und Reitpferde ständen jederzeit zur Verfügung. Ich brauche sie nur bei dem zu mir kommandierten Burschen zu bestellen. — Man muß es den Russen lassen, den liebenswürdigen Wirt zu machen, das verstehen sie. Der Oberst war wirklich rührend stets bemüht, mir alles zu zeigen und zu erklären, mich bei den Honoratioren der Stadt vorzustellen und mir bei allen Schwierigkeiten behilflich zu sein. So begleitete er mich sogar am folgenden Tage aufs Zollamt, um mir bei dem schweren Geschäft der Gepäckrevision beizustehen. Der Gouverneur hatte sagen lassen, man möge die Sache nach Möglichkeit beschleunigen. Das hatte den Vorteil, daß alle Mann aufgeboten wurden, um das Verzeichnis meiner verdächtigen Habe aufzustellen. Nichts ließ man sich entgehen. Jeder Strumpf, jedes Taschentuch mußte sorgfältig notiert werden. Ein Siedethermometer passierte als „elektrische Maschine", ein Aneroid als Uhr. Darauf kam's weiter nicht an. Die Hauptsache war, daß jeder Gegenstand aufgezeichnet wurde. Nach abermals dreistündiger schwerer Arbeit verkündete man mir triumphierend das Resultat: mein Gepäck enthalte nichts Verzollbares. — Ich konnte die Bemerkung nicht unterdrücken, daß ich dieses erstaunliche Ergebnis bereits am vorhergehenden Tage prophezeit hätte und wirklich nicht verstehe, warum man sich so viele Mühe gemacht habe, besonders da man wisse, daß ich auch dann keinen Zoll zu zahlen brauchte, wenn wirklich etwas Verzollbares gefunden würde. Auch hier keine andere Antwort als: „Ja, die Vorschrift!"

Merkwürdig ist die Tageseinteilung der Russen. Bei uns ist man so pedantisch, eine feste Stunde für den Mittag oder auch noch für das zweite Frühstück festzusetzen. Ich wollte natürlich die Tageszeit meines Wirtes innehalten, erhielt aber nur den Bescheid: „Jeder ißt, wann er will." Ein gedeckter Tisch für das „Lunch" stand von 10—3 Uhr im Kasino bereit. Etwa um 12 Uhr versammelten sich die meisten Offiziere dort und erwarteten den Oberst. Dieser aber erschien an einem Tage eine, an einem anderen Tage zwei Stunden später, am nächsten Tage gar nicht. Abends wußte man vollends nicht, woran man war, und mir scheint, daß man nur mit Rücksicht auf mich eine Art Mittag veranstaltete. Auch die Speisenfolge eines russischen Mahles ist mir gänzlich unklar. Von früher her wußte ich, daß man in Rußland vor der Suppe eine „Sakuska" ißt. Hier aber bekam man zunächst Radieschen, Käse, Kaviar usw., dann irgendein Fleischgericht, dann Suppe und schließlich süße Speise. Ab und zu kam die Suppe auch mehr in die Mitte, zwischen dem Fleischgerichte. An meine Freunde im Turkmenen- und Kurdenland wurde ich dadurch erinnert, daß niemals Gabel oder Löffel auf den Schüsseln lagen, sondern jeder fuhr mit seiner eigenen Gabel hinein und fischte sich heraus, was er haben wollte und zwar immer über den ganzen Tisch weg an seinen Nachbarn vorbei. Für den Dienstbetrieb schien ebensowenig ein fester Plan zu existieren. Bald wurde in der Nacht alarmiert, bald rückte man im Morgengrauen aus, bald am Nachmittage und kam erst bei sinkender Nacht nach Hause. Ein glücklicher Zufall wollte es, daß ich gerade zum Gedenktage der Fahnenverleihung an die Division in Aschkabad anwesend war. Dieser Tag gilt als höchster Feiertag der Truppen und wurde durch eine Parade der Garnison, verbunden mit einem großen Feldgottesdienst gefeiert. Zur Parade waren die Truppen sämtlich zu Fuß in einem großen Karree vor der Kirche aufgestellt. Der Gouverneur erschien, um zunächst der Division zu ihrem Ehrentag zu gratulieren. Dann verschwanden die höheren Offiziere in der Kirche zu einem etwa einstündigen Gottesdienst, nach dessen Beendigung eine lange Prozession von Geistlichen in prunkvollen Meßgewändern erschien, umgeben von Fahnen und Kreuze tragenden Soldaten. Hierauf begann an einem in der Mitte des Karrees aufgestellten Feldaltar eine Messe für die Truppen, die während der kirchlichen Feier draußen geblieben waren. Die ganze Zeit über stand trotz des glühenden Sonnenbrandes, alles barhäuptig da. Kosaken und Infanteristen bekreuzten sich; nur die mohammedanischen Turkmenen standen unbeweglich und behielten ihre großen, weißen Schaffellmützen auf dem Kopf. Nach der Messe hielt der Gouverneur zunächst eine Rede auf den Kaiser, der andere Reden scheinbar auf sämtliche Großfürsten und -fürstinnen unter dem Hurra der Truppen und den Klängen der Musik folgten. Nach der Dekoration von sieben Soldaten, die sich kürzlich bei einem Brande ausgezeichnet hatten, und einem kurzen Vorbeimarsch der Truppen mit umgehängtem Gewehr und in gewöhnlichem Marschtempo eines Schützenzuges endete die Parade, dem sich ein großes Frühstück der höheren Offiziere der Garnison anschloß. Mich plazierte man zu meiner Überraschung dem Gouverneur gegenüber, zwischen

zwei deutschsprechenden Obersten. Der Gouverneur war überaus liebenswürdig und unterhielt sich lange mit mir über Persien, russisch-deutsche Beziehungen, japanischen Krieg usw. Auffallend ist die in allen Kreisen hervortretende stark kriegerische Stimmung gegen China anläßlich der Frage von Kuldscha. Jedermann spricht es ganz offen aus: Man müsse so schnell wie möglich China gründlich zur Ader lassen, ehe es zu einem zweiten Japan würde. Verstehen kann ich diese Auffassung schon, obgleich China gerade wegen seiner zu großen Ausdehnung und der daraus resultierenden Schwerfälligkeit kaum zu einer so sprunghaften und überraschenden Entwicklung fähig zu sein scheint wie sein östlicher Nachbar[1]).

Das Frühstück begann zunächst ganz milde, so daß ich schon anfing, den bei uns bekanntesten Zug des russischen Nationalcharakters zu bezweifeln. Kaum aber hatte der Gouverneur die offiziellen Toaste erledigt, so hob sich die Stimmung. Ein Toast folgte dem anderen in ununterbrochener Reihe, darunter einer auf die deutsche Armee und einer auf mich; und als ich beide Male in deutscher Sprache geantwortet hatte, wurde schließlich noch ein langes Telegramm an mein Regiment abgeschickt. Die Wogen der Begeisterung gingen immer höher. Am meisten taten sich im Reden hervor mein Freund, der Oberst Hagondokoff, und ein alter Arzt mit langem, weißem Barte. Beide waren Grusinier, waren sich deshalb sehr zugetan und beendeten schließlich jeden Toast nach grusinischer Sitte mit einer Art Chorgesang, einer schönen, mehrstimmig gesungenen Melodie, deren Text ungefähr sagen soll: „Ich trinke — Bruderherz — auf alles, was du lieb hast." Kurz, es war ein echt russisches „Liebesmahl", mit sehr viel Alkohol und viel harmlos fröhlicher Begeisterung.

Wenn man vom Westen Europas nach Aschkabad kommt, erhält man von diesem „Halbasien" vielleicht keinen allzu günstigen Eindruck. Die Stadt ist nicht so asiatisch, um auf den Europäer den Reiz des Orients auszuüben, sondern ist eher eine auf asiatischen Boden verpflanzte russische Beamtenstadt. Ich, der ich von Persien kam, sah natürlich alles mit anderen Augen an. Dieselbe Verwahrlosung, die jenseits der Grenze herrscht, bestand hier bis vor dreißig Jahren ebenfalls. Und jetzt steht hier eine Stadt mit breiten, geraden, zum Teil gepflasterten Straßen und schönen Alleebäumen an den Seiten. Man trifft auf freie Plätze mit großen öffentlichen Gebäuden und malerischen byzantinischen Kirchen. Es gibt gut gehaltene Parkanlagen, elektrisches Licht, Wasserleitung, sogar eine Eisenbahn. Ja, für diese Eisenbahn habe ich wirklich eine Art Bewunderung. Ich weiß nicht, ob eine andere Regierung sich jemals dazu entschlossen hätte, eine Bahnlinie zu bauen, die zu drei Vierteln nur öde Steppen und trostlose Wanderdünen durchschneidet, um ein paar verhältnismäßig kleine Oasen mit der Außenwelt zu verbinden. Der alte General Annenkow, der diese Bahn mitten im Turkmenenkrieg in die Wüste vortrieb, der mit den primitivsten Mitteln eine Holzbrücke über den gewaltigen

[1]) Man lasse nicht außer acht, daß diese Bemerkungen mehrere Monate vor dem Ausbruch der gegenwärtigen Revolution in China geschrieben worden sind.
Die Redaktion.

und reißenden Amu Darja baute und bei allen diesen Schwierigkeiten weit weniger Geld pro Kilometer verbrauchte als die Erbauer der sibirischen Bahn auf einer von Schwierigkeiten völlig freien Strecke, der muß wirklich ein Genie gewesen sein. Schon die Wasserfrage zur Versorgung der Lokomotiven und der einsam in der Wüste gelegenen Wärterhäuser ist ein ganzes Kapitel für sich. Besonders interessant ist es für mich — zumal nach meiner indischen Reise — zu beobachten, ob und inwieweit hier eine Verschmelzung zwischen dem Sieger und den Besiegten stattfindet. Rußland hat freilich im Gegensatz zu allen anderen europäischen Ländern den großen Vorteil, daß seine Kolonien ohne trennende Meere direkt mit dem Mutterlande verbunden und dank ihrer geographischen Lage nicht-russischen Einflüssen fast ganz entzogen sind. Ferner ist die Kulturschranke, die beide Rassen trennt, derartig gering — man könnte sogar oft schwanken, welche Rasse die höherstehende ist —, daß ein Verschmelzungsprozeß, der zwischen Engländern und Indern gänzlich undenkbar, hier durchaus möglich erscheint. Die schnellsten Fortschritte scheint mir dieser Prozeß in den zu allerletzt unterworfenen Gebieten, im Turkmenenland, zu machen. Der Turkmene hat mit dem russischen Kaukasier entschieden etwas Geistesverwandtes. Dem Kosak ist er an Intelligenz und moralischen Qualitäten entschieden überlegen. Obgleich Mohammedaner, ist er von jedem engherzigen Fanatismus frei. Dadurch wurde es möglich, daß die vornehmen Klassen des Turkmenenvolkes schon kurze Zeit nach der Unterwerfung als lokale Beamte und Offiziere verwandt werden konnten. In russischen Offizierkreisen ist, bis zu den höchsten Stellen hinauf, das mohammedanische Element sehr zahlreich vertreten; daher wurde es ihren turkmenischen Religionsgenossen nicht schwer, sich in die neuen Verhältnisse hineinzufinden. Was für die Vornehmen gilt, läßt sich bis zu einem gewissen Grade auch von den anderen Klassen des Volkes sagen. Die sozialen Gegensätze sind bei den Turkmenen lange nicht so stark ausgeprägt wie bei den Russen. Ganz arme Turkmenen findet man kaum, da fast alle den Sitten ihrer Väter treu bleiben, ihren Lebensunterhalt in der Viehzucht, verbunden mit einer primitiven Landwirtschaft, finden und keine kostspieligen Bedürfnisse kennen. Manche von ihnen sind durch bessere Bewässerungsmethoden, durch das Steigen des Bodenwertes unter der russischen Herrschaft, wohlhabend geworden, einzelne haben es durch die Petroleumindustrie sogar zu großem Reichtum gebracht. Während daher in Indien nie ein Europäer in einer dienenden Stellung zu finden ist — ein Engländer als Lastträger, Straßenkehrer oder auch nur herrschaftlicher Diener ist dort vollkommen undenkbar —, besteht hier die unterste soziale Schicht zum größeren Teil aus eingewanderten Russen. Ich habe den Eindruck, daß die Russen im Verkehr mit den Turkmenen sich eines von ihrem gewöhnlichen Verhalten gänzlich abweichenden Tones befleißigen. Der turkmenische Soldat wird quasi als Gentleman behandelt, und der im Verkehr mit russischen Untertanen rücksichtslose Beamte spricht mit dem Turkmenen höflich und freundlich. Er hat etwas wie unbewußte Hochachtung vor diesem stolzen freien Reitervolk, das nach dem verlorenen Krieg ehrlich und unverbrüchlich die gelobte Treue gehalten hat. Er

fühlt aber auch instinktiv, daß diese Treue bei ungerechter und harter Behandlung sehr schnell in Haß und Rachsucht umschlagen kann. Wenn man auf dem jetzt befolgten Wege bleibt, dann glaube ich, daß der Verschmelzungsprozeß, das völlige Aufgehen der Turkmenen in das russische Reich nach wenigen Generationen ohne Reibungen beendet sein wird. Damit wäre das große Problem gelöst, daß eine eroberte Provinz nicht die Achillesferse eines Reiches bleibt, wie Polen und Elsaß-Lothringen, sondern daß sie zu einer zuverlässigen Kraftquelle des erobernden Landes wird. Bei der sartischen Bevölkerung, die östlich der turkmenischen Stämme, vor allem in Buchara und Samarkand sitzt, liegen die Verhältnisse wesentlich verschieden. Der Sarte hat ebenso wie sein persischer und indischer Verwandter zu lange unter einer despotischen Herrschaft gestanden. Ihm fehlt der freie, unabhängige Zug, der unwillkürlich Achtung abnötigt. Auch sein Lebenserwerb als seßhafter Ackerbauer und Kaufmann gibt seinem Charakter ein anderes Gepräge. Daher steht der Russe auch zu ihm ganz anders. Seine Hand lastet schwerer auf ihm, er kehrt mehr den Herrn heraus. Zwar ist die Herrschaft immer noch bedeutend milder als die frühere Despotenwirtschaft, aber es ist eben eine Fremdherrschaft. Nie wird ein Inder aus innerer Überzeugung und voll Dankbarkeit die Verdienste Englands um sein Land würdigen können, weil das peinliche Gefühl des Geknechtetseins unlöslich mit dieser Betrachtung verbunden ist. Dasselbe psychologische Moment wird nach meiner Ansicht auch die Sarten für immer daran hindern, gute russische Untertanen zu werden. Bildung und Erziehung stehen bei den Sarten sicherlich auf einer höheren Stufe als bei den Russen. Aber ihr knechtisches und unterwürfiges Benehmen fordert den geistig viel tiefer stehenden russischen Soldaten direkt dazu heraus, sich ihm gegenüber als den Herrn aufzuspielen, und zwar, wie das bei einem Subalternen stets zu sein pflegt, als einen brutalen und ungerechten Herrn. Der Sarte wagt nicht, sich offen dagegen aufzulehnen, aber innerlich empfindet er die ihm angetane Schmach sehr wohl und sinnt auf Rache und Befreiung. Vom Gedanken zur Tat ist natürlich ein weiter Schritt, und anscheinend fehlen dem Sarten so ziemlich alle Eigenschaften, um seine hochfliegenden Pläne jemals in die Tat umzusetzen. Aber wo man, ohne selbst Gefahr zu laufen, dem verhaßten Russen aus dem Hinterhalt eins auswischen kann, da läßt man die Gelegenheit dazu nicht vorübergehen. So hat ein Sarte mir gegenüber offen ausgesprochen, daß man die Afghanen zu kriegerischen Unternehmungen ins russische Gebiet geradezu ermutige und im geheimen den afghanischen Banden nach Möglichkeit Vorschub leiste. Auffallend war es auch, zu beobachten, wie sich das mißtrauische und zugeknöpfte Benehmen der Kaufleute und vor allem der Mullahs, beim Besuch der Moscheen, mir gegenüber sofort änderte, wenn ich ihnen sagte, daß ich kein Russe sei. Die Sarten sprechen einen persischen Dialekt, der, mit Ausnahme einiger türkischer Beimischungen, dem eigentlichen Persisch sehr nahesteht. Ich konnte mich daher ganz leidlich mit den Leuten verständigen.

Welche Methode ist nun die richtige? Die Engländer haben eine unübersteigliche Schranke zwischen Weißen und „Natives“ aufgerichtet. Kein

Farbiger darf einem englischen Klub beitreten; der niedrigste englische Beamte dünkt sich weit mehr zu sein als der vornehmste Inder. Der Russe ist mit dem unterworfenen Volke frère et cochon, verkehrt gänzlich zwanglos mit ihm wie mit seinesgleichen. Der russische Offizier nimmt ohne Bedenken im Hotel zwischen Sarten und Turkmenen Platz. Der russische Bettler sitzt friedlich neben seinem dunkelhäutigen Kollegen. Ja, sogar Heiraten untereinander sind nach russischer Auffassung etwas durchaus Natürliches, während in England unerbittlich gesellschaftliche Ächtung darauf steht. Aber eine dauerhafte Brücke zwischen Orient und Okzident haben selbst die halbasiatischen Russen nicht zu schlagen vermocht, oder wenigstens nur in dem einen Fall der religiös indifferenten Turkmenen. Möglich ist es natürlich, daß die Hochflut des slawischen Bevölkerungszuwachses einmal die verhältnismäßig kleine orientalische Welt in Transkaspien einfach verschlingt. Die kräftige russische Natur scheint in jedem Klima lebens- und fortpflanzungsfähig zu sein. Wenn der Russe in seine Kolonien geht, so tut er es, um dort Wurzel zu schlagen und für seine Nachkommen eine Heimat zu schaffen. Dort bleibt er ein ebenso vollwertiger russischer Staatsbürger, als wenn er in Petersburg oder Moskau aufwüchse, während der in Indien aufgewachsene Engländer durch das anrüchige „nativebred" zu einem Menschen zweiter Klasse gestempelt wird. Darum ist jeder Schritt, den Indien auf dem Wege der Entwicklung vorwärts macht, auch notwendig ein Schritt näher zur Losreißung von England, während hier jedes Jahr weitere Fortschritte auf dem Wege der Russifizierung bringt. Diese Perspektive ist für uns nicht gerade angenehm. Sie sieht vielmehr verzweifelt nach einem Wiederaufleben des vor dem russisch-japanischen Kriege auf uns lastenden slawischen Alpdruckes aus. Aber ich glaube, daß auch hier dafür gesorgt ist, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen.

Etwas sehr Interessantes gab es noch in Aschkabad zu sehen, ein kleines Staatsgestüt. Ich hatte eigentlich die Idee gehabt, daß die Zucht des turkmenischen Pferdes bei seinen bisherigen Züchtern in so guten Händen sei, daß es eines staatlichen Eingreifens nicht bedürfe. Man belehrte mich aber, daß sich schon ein quantitativer und sogar auch ein qualitativer Rückgang nachweisen lasse. Die Ursachen dieses Rückganges seien in den erhöhten Aufzuchtskosten zu suchen. Früher hätten die Turkmenen einfach das nötige Futter aus Persien geraubt. Jetzt sei ihnen diese billige „Bezugsquelle" verschlossen. Daher würden die Fohlen schlechter genährt und die Zahl der Stuten nähme ab, zumal nachdem die englische Regierung in letzter Zeit eine größere Anzahl für Indien angekauft habe. Das im Gestüt stehende Vollblutmaterial war nicht schlecht, wenn auch nicht erstklassig. Aber die rein turkmenischen Hengste und vor allem die reinblütig gezogenen Fohlen übertrafen an Größe und Eleganz weit alles andere. Ich bin jedenfalls ein großer Bewunderer des turkmenischen Pferdes geworden. Man kann hier für 300 Rubel ganz wundervolle, große und elegante Tiere kaufen, die sich in Berlin umgehend für 3000—5000 Mark verkaufen ließen. Der Brigadegeneral Fürst Obolensky, der mir das Gestüt in liebenswürdiger Weise eingehend zeigte, klagte sehr über das mangelnde Entgegenkommen der Petersburger Behörden. Mit

Mühe und Not habe man diesen kleinen Anfang bewilligt. Das genüge aber nicht, um den Rückgang aufzuhalten. Nach seinen Erfahrungen würde den Herren in Petersburg erst dann ein Licht aufgehen, wenn es zu spät sei. Hoffentlich ist es mir gelungen, auch bei uns einiges Interesse für das turkmenische Pferd zu wecken.

In Aschkabad kam schließlich auch der Moment, wo ich mich von meinen eigenen Pferden trennen mußte. Der Verkauf erledigte sich leicht und schnell und sogar für einen höheren Preis, als ich in Teheran bezahlt hatte. Dazu kamen die Pferde in gute Hände, und der Käufer übernahm die Verpflichtung, sie nicht weiter zu verkaufen. Aber leid tat es mir doch, daß ich nicht wenigstens Puddel mit mir nehmen konnte. Sechs Wochen lang hatte er mich treu und unermüdlich getragen, steile Gebirge hinauf und herab, einen Tag durch tiefen Schnee, einen anderen durch glühend heiße Steppen. Wochenlang hatte er keinen Stall zu sehen bekommen, weder im Schneetreiben auf dem Corchud Dagh noch während der Dauerregen im Gurgantal. Trotzdem hatte er jeden Tag den Marsch ebenso frisch und vergnügt begonnen wie bei meiner Abreise von Teheran, hatte nie versagt, war kaum leichter geworden. Mich kannte er zuletzt so gut, daß er stets wiehernd auf mich zukam, wenn ich nur von weitem an seinem Weideplatz in Aschkabad vorbeiging. Hoffentlich hält der Käufer sein Wort und behandelt ihn, wie er es verdient. Sollte ich noch einmal in Asien reisen, so kann ich nur wünschen, daß es mir gelingt, ein ebensolches Pferd zu finden.

XII.

Von dem gesamten Offizierkorps der Turkmenendivision bei meiner Abreise am vierten Tage auf dem Bahnhof mit Sekt abgefeiert, erreichte ich nach einer angenehmen Nachtfahrt mein nächstes Ziel, Beyram-Ali in der Murghab-Oase. Den Besuch der gänzlich uninteressanten modernen Stadt Merw hatte ich aufgegeben, da die Ruinen des alten Merw bei Beyram-Ali, einer großen kaiserlichen Domäne, liegen. Man kann sich kaum etwas Eigenartigeres denken als den Anblick, der sich vom Bahnhof der Domäne aus bietet: Auf der einen Seite kolossale moderne Fabrikgebäude, Baumwoll- und Ölmühlen, auf der anderen Seite die uralten Ruinen des zuletzt von Dschingis-Khan im 13. Jahrhundert zerstörten Merw. Diese Trümmer haben in meiner Phantasie schon immer einen breiten Raum eingenommen. Hier war in nachalexandrinischer und vor allem in arabischer Zeit ein Mittelpunkt von Kultur, Kunst und Wissenschaft gewesen; eine berühmte Bibliothek hatte hier bestanden, und die Angaben über die Bevölkerungsziffern der Stadt zu ihrer Blütezeit gehen bis sieben Millionen. Das muß natürlich weit übertrieben sein. Tatsache jedoch ist, daß die ganze Bevölkerung bis auf den letzten Mann von den ruchlosen Scharen Dschingis-Khans getötet wurde, und daß seit der Zeit dieses reiche und blühende Land bis zur Ankunft der Russen in demselben trostlosen Zustand war, wie das Gurgantal es noch heute ist. Ich muß sagen, daß meine Erwartungen, so hochgespannt sie auch waren, weit übertroffen wurden. Ich habe das Trümmerfeld von Babylon nicht gesehen,

aber an Ausdehnung können die Ruinen von Merw kaum kleiner sein. Stunden und Stunden reitet man ununterbrochen durch Trümmer. Stellenweise sind nur noch niedrige Schutthügel übrig geblieben, aber rund herum bis weit an den Horizont sieht man mehr oder weniger erhaltene Überbleibsel von Moscheen, Palästen, Zitadellen, ja ganzen großen Stadtmauern aufragen. Es hat den Anschein, als sei die Stadt aus einer Reihe nahe zusammenliegender kleiner Städte allmählich zusammengewachsen. Reste von schöner Architektur und von Mosaikarbeiten finden sich nur noch an zwei Moscheen, die noch jetzt heilige Stätten der Mohammedaner sind. Aber überall liegen massenhaft kleine Bruchstücke und Splitter der alten blauen und grünen Kachelgläser umher, die scheinbar einst fast alle besseren Gebäude schmückten. Das Wunderbarste ist, daß die Ziegelsteine der alten Gebäude derartig tadellos erhalten geblieben, daß selbst auf den Außenseiten keine Verwitterungsspuren sichtbar sind, und die Steine daher mit Vorliebe zu Neubauten benutzt werden. In diesem ganzen großen Ruinenfeld werden leider auf die plan- und sinnloseste Weise Ausgrabungen veranstaltet, hauptsächlich von Eingeborenen, die zum Arbeiten zu träge sind und hier vergrabene Schätze zu finden hoffen. Überall sieht man tiefe, offenbar in neuerer Zeit ausgegrabene Löcher. Wieviele wertvolle, wenn nicht gar unersetzliche Dinge hier durch Unverstand der Finder verloren gegangen sind und noch immer verloren gehen, ist gar nicht zu ermessen. Denn die Eingeborenen suchen natürlich nur nach Geld und edlen Metallen, während Inschriften, keramische Kunstwerke oder gar Pergamente, die man hier finden müßte, ihrer Aufmerksamkeit entgehen oder durch unsachgemäße Behandlung verdorben werden. Vor etwa sechs Jahren haben Engländer hier einmal gegraben und ganze Wagenladungen von Funden weggeschafft. Welcher Art diese waren und wohin sie geschafft worden sind, wußte man mir nicht anzugeben. Jedenfalls ist es dringend wünschenswert, daß die russische Regierung einmal die ganze Ausgrabungsfrage in die Hand nimmt und die Zerstörungsarbeit verständnisloser Leute verhindert.

Hat man stundenlang an dieser Stätte einer längst entschwundenen Zeit geweilt, so kostet es ordentlich Mühe, sich wieder in das moderne Leben hinein zu versetzen, das hier ebenso kräftig pulsiert wie seinerzeit das Leben im alten Merw. Beyram-Ali ist nämlich ein sogenanntes Mustergut, in dem der einheimischen Bevölkerung die neuesten Wirtschafts- und Fabrikationsmethoden vorgeführt werden sollen. Da Baumwolle das Hauptprodukt Turkestans ist, so ist natürlich auch hier der Baumwollproduktion und -verarbeitung der breiteste Raum gewidmet. Am Bahnhof stehen die großen Fabriken, in denen die Baumwolle gereinigt und gepreßt und die Kerne verarbeitet werden. Man wird dort unter anderem belehrt, daß aus Baumwollkernen das beste Speiseöl gewonnen wird; sehr appetitlich sieht die gelbe Flüssigkeit nicht aus, die aus der wenig sauberen Presse herausquillt, aber sie wird auch noch „gereinigt", und aus dem zurückbleibenden Schmutz wird Seife gemacht. Man sieht, nichts geht verloren, sogar die Schalen werden entweder zu Brennstoff gepreßt oder — das ist eine ganz neue, natürlich

deutsche Erfindung — zu einem angeblich vorzüglichen Kraftfutter zermahlen. Angrenzend an die Fabrikanlagen liegt der Ort Beyram-Ali, in dem die zahlreichen Beamten, Ingenieure und Arbeiter der Domäne untergebracht sind. Die Beamtenwohnungen, alle in hübschem, geschmackvollem Villenstil gehalten, liegen in Grün begraben; die Arbeiterhäuser wären für unseren Geschmack wohl etwas eng, aber für russische Ansprüche sind sie sicher Musterwohnungen. Auch hier tauchen noch überall alte Mauerreste und Türme auf, mitten zwischen den modernen Anlagen; man ist also noch immer im Gebiet der alten Stadt Merw. Dank meinen Empfehlungen — ich war vom Gouverneur von Aschkabad telegraphisch angemeldet — wurde ich vom Direktor, General Malakoff, am Bahnhof empfangen und in seinem Hause einlogiert. Ein Salon, ein Schlafzimmer, ein Badezimmer, elektrisches Licht, ja sogar ein Automobil standen zu meiner Verfügung; es ging mir also wieder einmal unverdient gut. Man wirtschaftet hier eben aus dem Vollen. Im letzten Jahre hat das Gut wenigstens eine Reineinnahme von $1^1/_2$ Millionen Rubeln abgeliefert, und diese Einnahme wird sich sicher noch bedeutend steigern, wenn erst alle in Arbeit befindlichen Neuanlagen fertig gestellt sein werden. Diese Anlagen bestehen hauptsächlich in Irrigationswerken. Die ganze Oase Merw hängt ja von einem einzigen Fluß, dem in Afghanistan entspringenden Murghab, ab. Da der Schnee in den sehr hohen Gebirgszügen des Hindukusch und des Paropamisus sehr spät schmilzt, fällt die Hochwasserzeit für den Murghab in die Monate Mai und Juni. Von Ende Juni ab nimmt die Wassermenge beständig ab, um im Dezember und Januar ihren Tiefstand zu erreichen. Um diese Zeit ist das Flußbett fast trocken, während zur Zeit des Hochwassers weite Strecken Landes überschwemmt werden. Die Anlagen in Beyram-Ali bezwecken nun in erster Linie, einen Ausgleich in dieser bisher so unregelmäßigen Wasserzufuhr herzustellen, in zweiter Linie die Wasserkraft zum Betrieb der Fabriken zu gewinnen. Schon vor sechs Jahren hatte man einen Staudamm quer über den Murghab gezogen und dadurch in einem Seitental 50 Millionen Kubikmeter Wasser angestaut. Da man mit dieser ersten Anlage sehr gute Erfahrungen machte, sind jetzt zwei weitere Staudämme erbaut worden, die noch weit größere Wassermengen ansammeln. Mittels dieser Anlagen ist man imstande, eine Fläche von 100000 Morgen das ganze Jahr hindurch gleichmäßig zu bewässern und noch genügend Wasser an die Stadt Merw und die übrigen Grundeigentümer der Oase Merw abzugeben. Allerdings gibt es noch große Flächen fruchtbaren Landes in der Oase, die wegen Wassermangel nicht angebaut werden können. Das hat den Anstoß zu einem Projekt gegeben, das in letzter Zeit viel besprochen wurde und scheinbar seiner Verwirklichung nicht mehr fern ist, der Ableitung eines Teiles des Amu Darja nach Merw und eventuell weiter nach Aschkabad und zum Kaspischen Meer. Die Kosten der Kanalstrecke bis Merw, die nach dem Projekt sogar schiffbar sein wird, sollen 120 Millionen Rubel betragen. Allein in der Oase Merw will man auf diese Weise zwei Millionen Morgen kulturfähigen Landes gewinnen. Bisher wurde der Amu Darja nur etwa zum zwanzigsten Teil zur Bewässerung der Oase Chiwa dienstbar gemacht,

während der Rest im Aral-See nutzlos verdunstete. In der Oase Merw fürchtet man ferner nicht ganz ohne Grund, daß die Afghanen mit der Zeit das Murghabwasser mehr und mehr ausnutzen werden. Dadurch könnte eines Tages die ganze Oase Merw trocken gelegt werden. Die Kanalverbindung mit dem Amu Darja wird diese Gefahr ein für allemal beseitigen. Ein Umstand könnte allerdings noch bedenklich stimmen. Bis vor kurzem hatte nämlich eine amerikanische Gesellschaft sich mit dem Gedanken getragen, das Projekt auszuführen, und einige amerikanische Ingenieure hatten längere Zeit in der Wüste Kara-Kum zugebracht, um Vorstudien zu machen. Gerade während meines Aufenthaltes in Beyram-Ali waren die Amerikaner abgereist, da sie das Unternehmen für aussichtslos hielten. Darüber herrschte große Freude bei den russischen Ingenieuren; aber wenn die Amerikaner ein Projekt als aussichtslos aufgeben, möchte ich bezweifeln, daß die Russen imstande sind, es auszuführen, es sei denn, daß der Staat den Unternehmern beispringt, und daß man weniger die Rentabilität als die Erschließung des Landes im Auge hat. Rußland hat hier in Turkestan schon mehrfach viel verwendet für Unternehmungen, die keine unmittelbaren Zinsen tragen, und über den Kolonien ist das Mutterland stellenweise zu kurz gekommen. Im ganzen südlichen Rußland habe ich z. B. nicht eine einzige Chaussee gesehen, und nur in wenigen größeren Städten sind dort die Straßen gepflastert, während in Turkestan alle bebauten Gegenden von leidlich guten Straßen durchzogen sind, die europäischen Viertel der Städte nicht nur gepflasterte Straßen, sondern auch breite, schön gehaltene Alleen, öffentliche Gärten usw. besitzen.

Eine Nachtfahrt brachte mich von Beyram-Ali zu meinem nächsten Ziel Buchara. Die ganze dazwischen liegende Strecke besteht aus öden Sanddünen, nur der Amu Darja, den die Bahn bei Tschardschni überschreitet, bringt eine Abwechslung in die eintönige Gegend. Die alte, von Annenkow erbaute Holzbrücke ist längst durch eine Eisenkonstruktion ersetzt, über die der Zug auch nur sehr langsam und vorsichtig fährt. Jetzt, zur Hochwasserzeit, war der Amu Darja ein imposanter Strom etwa in der Breite der Weichsel bei Dirschau. Es fiel mir auf, daß auf beiden Flußufern sich Schienengeleise nach Süden abzweigen. Die Bahn auf dem linken Flußufer, die bis zur afghanischen Grenze führt, ist schon vor etlichen Jahren gebaut worden; sie ist aber auf keiner Karte eingezeichnet; man tut sehr geheimnisvoll mit ihr und benutzt sie scheinbar nur als Militärbahn. Alt-Buchara liegt etwa 10 km von der Eisenbahnlinie entfernt und ist mit der Station Neu-Buchara, einer nüchternen Beamtenstadt, durch eine Zweigbahn verbunden. Mich hat die Stadt eigentlich etwas enttäuscht. Der angeblich so prächtige und interessante Basar ist zwar reinlicher als in persischen Städten, aber hat dafür auch viel von seiner orientalischen Originalität eingebüßt. Im Vergleich zu den Basaren von Teheran und Täbris ist er geradezu ärmlich. Man findet fast nur minderwertige russische Waren. Schöne orientalische Erzeugnisse wie Teppiche und Waffen, die ich hier zu finden hoffte, sind kaum vorhanden, und das wenige, was man zu sehen bekommt, ist dreimal so teuer

als in Persien. Der Palast des Emir ist ein ausgedehnter, von sehr hohen, aber zerfallenen Lehmmauern umgebener Gebäudekomplex, dessen Inneres man nicht betreten darf. In der Stadt verstreut sind ein paar alte Moscheen, die stets malerisch an einem großen Wassertank liegen. Sie erinnern dadurch einigermaßen an Indien. Erwähnenswert ist auch ein 60—70 m hoher alter Turm aus rötlich grauen Ziegeln mit schöner blauer Kuppel und Inschriften in farbigen Kacheln. Das Interessanteste an Buchara ist jedenfalls die Bevölkerung. Die Sarten, die das ganze Tal des Serafschan und des Sir Darja bis hinauf nach Andischan bewohnen, sind entschieden ein farbenfrohes Volk. Ich glaube, auf der ganzen Welt wird man so buntfarbige Trachten kaum noch finden. Oberkleid, Unterkleid und Pumphose, jedes Kleidungsstück muß vom anderen verschieden sein. Manche haben große geblümte Muster — offenbar russisches Fabrikat — auf ihren langen Röcken und sehen fast wie wandelnde Gardinen aus. Die Vornehmen dagegen tragen schwere reich gestickte Seidenstoffe. Der Turban, der hier wieder an die Stelle der Lammfellmütze tritt, bietet natürlich reichliche Gelegenheit, die Farbenpracht noch zu vermehren; sogar die hohen Stiefel sind aus buntem Leder und mit allen möglichen Stickereien verziert. Auch die Frauen, die in Persien ausschließlich den häßlichen, schwarzen, die ganze Figur verhüllenden Mantel tragen (glückliches Land, wo die Frauenmode seit elfhundert Jahren gleichgeblieben ist!), erscheinen hier in farbigen Gewändern, wenn auch der das Gesicht verhüllende schwarze Schleier nicht fehlen darf. So sieht die Menge aus, die die engen Straßen Bucharas auf und ab flutet, zu Fuß, auf hohen zweirädrigen Karren, zu Pferde oder Esel — oft zwei und drei auf einem Tier — dazwischen singende Bettler, Gaukler, die ihre Vorstellungen, Straßenhändler, die ihre Waren anpreisen, Juden in langem, schwarzem Kaftan und mit Ringellocken, finster blickende zerlumpte Afghanen und verschmitzte persische Kaufleute. Man kommt im Gedränge kaum vorwärts, biegt in eine Seitengasse ein und steht plötzlich am Rande eines großen „Tank". Hohe alte Maulbeerbäume überschatten das Wasser, zu dem breite Steinstufen hinunterführen. Auf den Stufen rings um das Wasser hocken oder liegen dichtgedrängt dieselben bunten Gestalten, rauchend, Tee trinkend oder in süßes Nichtstun versunken. Irgendwo im Hintergrund schimmert die blaue Front einer Moschee durch die Bäume, und ein paar altersgraue Minarets recken ihre zerfallenen Spitzen zum wolkenlosen Himmel empor. Draußen aber, rings um die grauen, zinnengekrönten Mauern dehnt sich in unübersehbarer Weite die vom Serafschan bewässerte fruchtbare Ebene. Reis- und Baumwollfelder, Obst- und Weingärten wechseln in ununterbrochener Reihenfolge. Kein Tropfen des wasserreichen Serafschan erreicht jetzt mehr wie in alten Zeiten den Amu Darja, und das trockene Flußbett seines Unterlaufs ist längst in den Wanderdünen der Kisil-Kum begraben. Denn auf seinem langen Lauf von den Höhen des Pamir bis hierher wird ihm in Tausenden von Kanälen das Wasser entzogen, um das Tal von Ferghana in eines der üppigsten und reichsten Gebiete der Welt zu verwandeln. Einst war die Oase Buchara am Ausgang dieses Tals viel größer, aber die Wanderdünen der Kisil-Kum verschlangen, langsam aber

unaufhaltsam vorrückend, ein Stück fruchtbaren Landes nach dem anderen. In wenigen Jahren hätten sie wahrscheinlich die Stadt Buchara erreicht, wenn es den Russen nicht gelungen wäre, durch kostspielige Anpflanzungen von Saxaul (einem selbst im dürren Sande wachsenden niedrigen Nadelholz) die Dünen zum Stehen zu bringen und dadurch die Gefahr abzuwenden. Weiter oberhalb ist die Ebene auf beiden Seiten durch Gebirgsketten gegen den Sand der Wüste geschützt. Vor allem auf der Südseite des Tales steigt das Gebirge, die Alai-Kette, zu immer größerer Höhe empor. Auf Samarkand schauen schon die mit ewigem Schnee bedeckten Spitzen herab und tragen so dazu bei, die Schönheit dieser wunderbaren Stadt noch zu erhöhen. Samarkand ist schon so oft besucht und von berufenen Leuten beschrieben worden, daß ich mich an eine eingehende Schilderung nicht heran wage. In ganz Persien habe ich jedenfalls nichts gesehen, was sich mit diesen großartigen Bauwerken messen könnte. Konstantinopel, Samarkand und die Prachtbauten der Großmogulen in Agra und Delhi — man ist im Zweifel, welchem der drei man den Vorzug geben soll. Jedes bedeutet einen Höhepunkt politischer Macht und künstlerischer Blüte des Islam. Aber während an der Pracht Delhis und Konstantinopels ganze Generationen großer Menschen gearbeitet haben, konzentriert sich alles, was hier geschaffen worden ist, um den Namen eines Mannes — Timur-Lenks. Gleich Napoleon aus einem Nichts emporgestiegen, zerbrach er die Macht der Türken, stürmte Delhi und schuf binnen wenigen Jahren ein Weltreich, das die drei Machtzentren des Islam in der Hand des Herrschers von Samarkand vereinigt hätte, wenn die Nachfolger des großen Kriegshelden auch nur etwas von seinen Eigenschaften geerbt hätten. Und derselbe Mann, der, rastlos von einem Krieg zum andern eilend, das ganze Asien durchstürmte, der kaltblütig zahllose Stätten menschlicher Kultur vernichtete, der verstand es, seine Hauptstadt zur prächtigsten Residenz der damaligen Welt zu machen. Geld und Macht allein vermögen das nicht, sondern der Herrscher, der solches schaffen ließ, muß auch selbst eine starke künstlerische Ader besessen haben. Bei dem Namen der Mongolen denkt man gar zu leicht nur an die wilden Horden, die, alles zerstörend, über Asien und Europa dahinbrausten und als einzige Spuren ihrer Tätigkeit zahllose Ruinen einst blühender Städte hinterlassen haben. Und doch sind aus Dschingis-Khans Geschlecht Herrscher hervorgegangen, die zu den tüchtigsten und aufgeklärtesten Fürsten aller Zeiten gehören. In China führte Kublai-Khan, ein Enkel des ersten Mongolenkaisers, ein goldenes Zeitalter der Kunst und Wissenschaft herauf, und die Großmoguln auf dem Thron von Delhi waren direkte Nachkommen Timurs. — Wer, angezogen von dem Zauber der Stätten asiatischer Macht und Größe eine weite Eisenbahnfahrt und die Plackereien bornierter Grenzbeamten nicht scheut, der wird hier für seine Mühe reichen Lohn finden.

Die Finanzlage des Reiches.

Betrachtungen
von
Gustav Cohn.

I.

Aristoteles erzählt eine Anekdote, die sich an den Namen des Thales knüpft. Dieser sei verspottet worden, indem man ihn fragte, was ihm wohl all sein Wissen helfe, da er trotzdem in Armut lebe. Darauf habe er aus der Beobachtung der Sterne die Anzeichen einer ungewöhnlich großen Olivenernte entnommen und viele Ölpressen an sich gebracht, die er nach der Ernte mit Nutzen veräußerte. Den Gewinn aber habe er den Armen gegeben und damit gezeigt, daß der Weise den Reichtum verschmähe, über den ihm sein Wissen Gewalt gebe. — Die edle Gesinnung des Thales in Ehren, aber noch mehr ist seine Wissenschaft zu bewundern; denn nach allen Fortschritten der modernen Physik hat diese es zu ähnlichen Leistungen auf dem Gebiete der Meteorologie noch nicht gebracht. Weit entfernt, den Ausfall der Ernten zu prophezeien, ist selbst die Witterungsprognose für den folgenden Tag in vielen Fällen irrtümlich.

Es ist daher, nach Ausweis dieses Beispiels, keineswegs richtig, daß die heutige Naturwissenschaft der Staatswissenschaft durch die Sicherheit ihrer Methoden durchaus überlegen sei, wenn wir dieser Fehlbarkeit mancherlei gegenüberstellen, worin für das Staatsleben unsere Wissenschaft über die Zukunft bessere Auskunft gibt. Dazu gehört die Entwicklung der Reichsfinanzen. Die Witterungskunde weiß nichts von einer Beharrlichkeit oder Veränderung in Temperatur und Niederschlägen der aufeinander folgenden Jahreszeiten und Jahre, wodurch sie befähigt wäre, uns irgend etwas vorauszusagen. Ihr fehlt durchaus die Erkenntnis einer Entwicklung, die aus der Gegenwart in die Zukunft hinüberleitet. Ja, es scheint gar nicht in Frage zu stehen, daß etwas der Art für die Erscheinungen dieser Gattung gefunden werden könnte. Anders unsere Staatswissenschaft. Für sie ist das Moment der Entwicklung nicht nur ein allbeherrschendes, wie für jede Gattung historischer Erscheinungen. Es ist auch ein fruchtbares Mittel der Erkenntnis und zumal für Probleme wie das uns hier beschäftigende.

Alle historische Entwicklung knüpft an die voraufgegangenen Erlebnisse an und verbindet die Zukunft mit der Vergangenheit derart, daß aus dieser

ein Schluß auf jene gezogen werden kann. Wie die organisierte Natur keine Sprünge macht, so die Geschichte. Wenn wir daher eine Vorstellung von der Zukunft unserer Reichsfinanzen gewinnen wollen, so haben wir uns mit ihrer bisherigen Entwicklung vertraut zu machen. Diese Betrachtung kann nun mehr oder weniger in die Tiefe gehen. Wenn wir finden, daß seit dem Anfang des Reiches eine beständige Steigerung der Aufwendungen für die Rüstung stattgefunden hat, und daraus folgern, solche Steigerung werde auch fernerhin unvermeidlich oder wahrscheinlich sein, so erhalten wir doch etwas festeren Boden für diese Ansicht durch die Erkenntnis der Gründe, die jene beständige Steigerung notwendig gemacht haben. Welches waren diese Gründe?

Da finden wir, daß die fortschreitenden Rüstungen nicht einem einzelnen Staatswesen eigentümlich sind, daß sie vielmehr auf einem — zunächst friedlichen — Wetteifer einer Anzahl von Nationen beruhen, welche die Bürgschaften ihrer Unabhängigkeit in der Überlegenheit ihrer Macht gegen die anderen Mächte suchen. Je mehr im Vordergrunde die einzelnen Reiche bei diesem Ringen um die Macht stehen, desto größer werden ihre Anstrengungen für das Ziel sein. Jedoch auch die kleinsten Nationen, sofern sie um die Unabhängigkeit ihres Staatswesens besorgt sind, werden in diesen Wetteifer unwiderstehlich mit hineingezogen. Im einzelnen handelt es sich hierbei um eine ruhelose Fortbildung aller derjenigen Bestandteile, aus denen die Landesverteidigung sich aufbaut — Größe der bewaffneten Mannschaft, Intensität ihrer Ausbildung und Führung, Bewaffnung und Fortifikationen, Kriegshäfen und Kriegsfahrzeuge, Verkehrsanstalten aller Arten usw. Ein Zeitalter, dessen Technik so wunderbare Fortschritte macht, wie das gegenwärtige, läßt auch die kriegerische Technik ihren vollen Anteil an dieser Entwicklung nehmen. In wenigen Jahren verschiebt sich oft die Überlegenheit einer Waffe gegen die Waffe der anderen Nation und hiermit die Aufgabe einer Reform, die solcher Mahnung Folge leistet. Der Wetteifer der Nationen stachelt die Technik an, immer wieder neue Fortschritte an die Stelle der alten zu setzen, und treibt jede Nation dahin, sich die neuesten Erfindungen zu eigen zu machen. Und wiederum sind es die vornanstehenden Nationen in diesem Wettstreit, die den Umfang ihrer Machtentfaltung aufs höchstmögliche steigern. Die jährlichen Ausgaben des Deutschen Reiches für seine Wehrhaftigkeit sind von den Anfängen bis zur Gegenwart auf das Vierfache gestiegen. Bei den anderen Nationen, großen und kleinen, in ähnlichem Umfange.

Oder läßt sich diesem Wetteifer Halt gebieten? Friedenskongresse? Internationale Schiedsgerichte? Abrüstungen? Sind das vielleicht Mittel, welche die Welt von dem Verhängnis des wachsenden Militarismus erlösen können? Es ist nicht wahrscheinlich. Der Weg von den Friedenskongressen, den Friedensvereinigungen und der Friedensliteratur zu der friedlichen Gesinnung der Völker ist ein sehr weiter. Nach allen Bemühungen, die Nationen miteinander bekannt zu machen durch Visiten und Gegenvisiten, die sich Delegierte der verschiedenen Berufsstände abstatten (wie wir dergleichen in den letzten Jahren erlebt haben, ohne daß es übrigens etwas Neues war) bläst ein einziger Windstoß des nationalen Ehrgeizes die ganze Herrlichkeit über den Haufen,

und die Völker erscheinen plötzlich mit geballten Fäusten und in Hemdsärmeln, nicht im Visitenanzuge.

Eines der harmlosesten Mittel ist neuerdings in die Hand genommen worden. Es ist von der Carnegie-Stiftung ausgegangen, die ein Vermögen von 10 Millionen Dollars anwenden will, um wissenschaftliche Untersuchungen über die Ursachen der Kriege und die Wege zu ihrer Verhinderung zu veranlassen, sowie eine Ausbreitung der daraus gewonnenen Kenntnisse und eine Förderung des gegenseitigen Verständnisses der Nationen. Es ist die alte Idee der Demokratie, die da meint, daß es nur auf die intellektuelle Erziehung der Völker ankomme, um sie reif für ihre politische Mission zu machen und einsichtsvoll genug für die Erkenntnis ihrer wahren Interessen. Man braucht Vernunft und Wissenschaft keineswegs zu verachten, um zu begreifen, daß jener Weg ein sehr mühsamer und weiter ist, ja daß für den Weltfrieden vielleicht selbst am Ziele jenes Weges noch andere Schwierigkeiten sich finden möchten als der Mangel an Einsicht in die wahren Interessen der Völker.

Daß einmal ein Zeitalter kommen könnte, in dem die Friedensidee zur Herrschaft gelangt, wer wollte das von der Hand weisen? Aber für unsere nächsten Menschenalter ist es vergeblich, darauf zu hoffen. Eine Zwischenbildung zwischen nahen und fernen Möglichkeiten scheint das „Abrüsten" sein zu sollen. Es ist verhängnisvoll, daß dieses bloße Wort sinnlos ist. Oder mindestens ist es unklar. „Die Rüstung ablegen" kann es nicht bedeuten wollen. Die Rüstung vermindern? Wer soll damit anfangen? Wer soll darüber Beschlüsse fassen auf dem Rennplatz der gerüsteten Nationen? Die Berührung dieses Problems in zunächst unverantwortlichen Erörterungen der Presse, des Parlaments hat das Gegenteil einer friedlichen Stimmung hervorgerufen; es hat den wunden Punkt getroffen. Und doch ist hierbei ja niemals von „Abrüstung" im mindesten die Rede gewesen, sondern nur von dem mehr oder weniger beschleunigten Tempo der fortschreitenden Rüstungen. Wie soll es denn auch möglich sein, daß zwei oder mehrere Reiche, die ihre Machtmittel fortbilden, in dieser Entwicklung Halt gebieten, während jede der daran beteiligten Nationen behauptet: „es kann der Frömmste nicht in Frieden leben, wenn es dem bösen Nachbar nicht gefällt." Jede Nation ist auf ihrer Hut wider die andere; jede versichert ihre Friedensliebe; und wenn sie sich gegen den bösen Nachbar rüstet, so wird er gereizt und rüstet desto stärker.

Die finanziellen Folgen dieses Zustandes sind die fortwachsenden Kosten der sich vergrößernden Rüstungen. So ist es ein halbes Jahrhundert gewesen und so wird es fernerhin bleiben. Alle Augenblicksbilder, die eine andere Vorstellung geben wollen, sind Kulissen, durch die man die Wahrheit verdeckt, — für andere und vielleicht für sich selber.

Daß diese Entwicklung eine endlos fortschreitende sein müsse, werden wir nicht zu behaupten wagen. Es kann einmal der Punkt erreicht werden, wo die Technik der Rüstungen ihren Gipfel erklommen hat, oder wo der Wohlstand der Nationen sich nicht vermehren will. Jedoch vor der Hand sieht es nicht danach aus, als ob der Punkt nahe wäre. Desto übler wird die

einzelne Nation beraten sein (aus dem Standpunkte des internationalen Wettrennens gesehen), deren Wohlstand verschieden zu den übrigen sich nicht mehr vermehren will, deren Bevölkerungszahl stille steht oder zurückgeht, die also die Mittel der Technik für die Zwecke ihrer Macht nicht weiter anspannen kann, ja die abspannen muß, während die anderen weiter fortschreiten. Das wäre der Fall der unfreiwilligen „Abrüstung", der Abdankung von dem Berufe für den Wettbewerb der Nationen um die Macht.

Abgesehen von einem solchen Falle stehen die beteiligten Nationen unter dem Zwange, der sie auf der Bahn der zunehmenden finanziellen Opfer ruhelos vorwärts treibt — gleichsam aus der Logik der Sache. Wir beobachten ja, wie wir wissen, ein starkes Anwachsen der öffentlichen Ausgaben auch in unseren Staats- und Gemeindehaushaltungen. Ja, der Ernst der auch in diesen verfolgten Zwecke (Unterricht, Gesundheitspflege, Wissenschaft usw.) läßt uns die dafür gebrachten Opfer keineswegs als ein Übel betrachten. Und in gewissem Sinne ist auch hierbei der Stachel des Wetteifers nicht ohne Bedeutung, wie zumal in unseren deutschen Stadtverwaltungen. Aber mit dem wachsenden Bedarf der Rüstungen verglichen, fehlt der Zwang, der dazu antreibt, unablässig einander zu übertrumpfen. Daß jede Nation, die eine Seemacht besitzt, eine Anzahl von Dreadnoughts angeschafft hat, daß die vornanstehenden Seemächte bereits bei einer abermaligen Übertrumpfung dieses Typus angelangt sind — folgt nur der Logik jenes Zwanges. Wenn aber Stadtverwaltungen von 30—40000 Einwohnern die Lust verspüren, elektrische Straßenbahnen zu besitzen, weil Städte von ähnlicher Größe sie haben, so treibt sie wohl der Stachel des Ehrgeizes dazu, aber nicht der Stachel des Zwanges. Sie können daher so weise sein, ihren Ehrgeiz zu zähmen und etliche Jahre abzuwarten, in der Erwägung, daß es viele gute Dinge gibt, die sie haben möchten, die aber zurzeit noch im Mißverhältnis zu den dafür zu bringenden Opfern stehen. Inzwischen bleiben sie, was sie waren; statt weniger zu sein als andere Städte, sind sie vielleicht in manchem Sinne desto mehr, indem sie den Charakter einer stillen Mittelstadt desto länger bewahren.

II.

Die Tatsachen der hier angedeuteten Entwicklung habe ich für die Finanzen des Deutschen Reiches in früheren Jahrgängen der „Deutschen Rundschau" (1892, Maiheft; 1903, Oktober- und Novemberheft) erörtert. Aus dem oben Gesagten ergibt sich, daß die inzwischen verflossenen Jahre an dem Wesen derselben nichts geändert haben. Selbst die kleinen Mittel sind nicht neu, mit denen sich die öffentliche Meinung, die Presse, die Parteien des Reichstages, die Reichsfinanzverwaltung das Unvermeidliche zu verhehlen suchen oder sich die Klarheit des Blickes trüben lassen.

Durch die Steuerreform des Jahres 1909 ist ein Mehrbetrag der Reichseinkünfte von 400—450 Millionen erzielt worden. Der zwischen den Parteien weiter lebende Streit über die Qualität jener Reform ist nicht sowohl im historischen Sinne erheblich als vielmehr im Hinblick auf die in naher Zukunft sich meldende Frage: wie sollen die neuen Steuern beschaffen sein, die man

in den nächsten Jahren zur Deckung des neuen Reichsbedarfs brauchen wird. Denn die Bestätigung jenes im allgemeinen festgestellten Zuges zum wachsenden Finanzbedarf ist längst da für jeden, der die Vorzeichen einer neuen Vergrößerung der Rüstungen aus den früheren derartigen Erlebnissen zu erkennen gelernt hat. Aber an amtlicher Stelle ist man anscheinend noch in der glücklichen Lage, die auf jede Einnahmevermehrung des Reiches für kurze Zeit einzutreten pflegte. Erstaunlich tugendhafte Worte hört man: Schulden fortan nur für Erwerbszwecke; jeder neue Bedarf des Reiches durch Steuern zu decken; Tilgung der bisher aufgenommenen Reichsanleihen und vielleicht gar das Ziel vollendeter Schuldenfreiheit als dauernder Institution.

Diesen Illusionen ist je eher, desto besser mit der Wahrheit, und wenn sie noch so bitter wäre, das Ende zu bereiten.

Schulden hat das Reich (trotz der 4 Milliarden Kostenentschädigung für den Krieg, aus dem es geboren wurde) bis jetzt 5 Milliarden gemacht. Doch kaum jemals für Erwerbszwecke, sondern weit überwiegend für die konsumtiven Zwecke der Rüstungen zu Wasser und zu Lande, die ihrer Natur nach keine Rente abwerfen können, daher auch keinen Gegenwert zur Verzinsung und Tilgung der dafür aufgenommenen Schuld. Sie tragen als Entschuldigungszettel die Überschrift der „außerordentlichen" und der „einmaligen" Ausgaben. Aber das sind sie in Wahrheit nicht. Man verhüllt die Wahrheit, weil es vollends inkorrekt ist, wenn man regelmäßig wiederkehrende Ausgaben nicht aus regelmäßig wiederkehrenden Einnahmen (Steuern) bestreitet, sondern aus Schulden. Der Bau von Panzerschiffen ist scheinbar eine außerordentliche Ausgabe; in Wahrheit ist es eine regelmäßig wiederkehrende Ausgabe. Kann man diese Regelmäßigkeit in der kurzen Spanne weniger Jahre nicht erkennen, so braucht man nur die letzten Jahrzehnte daraufhin anzusehen, und man wird sie erkennen.

Wo sitzt hier der Fehler? Einfach darin, daß — trotz der bisherigen Fiktion von „außerordentlichen" und „einmaligen" Ausgaben, die dazu diente, die Sorge um neue Steuern im Durchschnitt der letzten vierzig Jahre um 120 Millionen jährlich zu erleichtern — die danach übrig bleibenden Sorgen der Art groß genug waren, fast jeden Versuch zur Steuervermehrung des Reiches teils zu einem absoluten, teils zu einem relativen Mißerfolg zu machen. Und der tiefere Grund dafür ist die staatsbürgerliche Unreife der Bevölkerung oder der zur Reife vorzugsweise berufenen Schichten samt der Volksvertretung, die ihr Ausdruck und ihr Organ ist. Bei normaler Beschaffenheit des Verantwortlichkeitsgefühls für den Reichsbedarf mußte nicht bloß diese beschränkte Vermehrung der Reichssteuern, sondern auch ihre Ausdehnung auf den sogenannten außerordentlichen Bedarf und der Ersatz der Schulden durch Steuern möglich sein.

Dieses sage ich nun nicht, weil ich mir einbilde, der normale Zustand könnte demnächst bei uns sich einstellen. Umgekehrt vielmehr, weil ich aus den bisherigen Tatsachen die demnächst kommenden beurteile, weil derartige große Wandlungen zum Besseren lange Zeit brauchen, will ich davor warnen, daß man sich selber und anderen Leuten Regenbogenfarben zeigt statt der asch-

grauen Wirklichkeit. Wie es bisher im Haushalt des Reiches gewesen, so wird es — im wesentlichen — auch fürderhin sein. Es ist daher nicht ernst zu nehmen, wenn man davon redet, es soll jeder neue Reichsbedarf durch Steuern (d. h. also in der Hauptsache durch neue Steuern) gedeckt werden. Es ist nicht ernsthaft zu nehmen, wenn gesagt wird: Reichsschulden sollen künftig nur für werbende Zwecke gemacht werden. Und es ist ein — keineswegs harmloses — Trugbild, wenn man sich einbildet, den tatsächlich aufgenommenen oder aufzunehmenden Schulden dadurch ihre Bitterkeit zu nehmen, daß man einen Tilgungsplan daran hängt. Denn getilgt können die Schulden nur werden aus Steuern oder neuen Schulden. Der Tilgungsplan ist eine mechanische Nötigung, die zur Erfüllung einer mechanischen Form treibt. Die wahre Tilgung ist nicht das Erzeugnis dieser äußeren Nötigung, sondern das Ergebnis der Überschüsse, die nach Deckung des Jahresbedarfs aus den Steuern übrig bleiben. Zu dieser wahren Tilgung bietet aber der Haushalt des Reiches nach wie vor keine Aussicht, weil hier je länger je mehr der entgegengesetzte Zustand der dauernde war und seine Unterbrechungen nur scheinbare waren.

III.

Die Reichsschulden sind der Übel größtes nicht. Aber sie sind ein Übel. Der Mangel an staatsbürgerlichem Pflichtgefühl, der sie erzeugt hat, muß von der Reichsbürgerschaft bezahlt werden. Denn diese hätte sparsamer gewirtschaftet, wenn sie jedes Jahr den vollen Reichsbedarf aus Steuern aufgebracht hätte. Man wird, auch abgesehen hiervon, vor der abschüssigen Bahn warnen müssen. Doch bis jetzt sind es nur unklare Ansichten des Reichskredits, welche die Gefahren schon in der Nähe sehen. Das ist so merkwürdig bei der gefühlsmäßigen, aber urteilslosen Betrachtung solcher Angelegenheiten, daß dieselben Menschen, die nach ihrem Teile durch Unverstand ein Übel herbeigeführt haben, dessen Größe übertreiben.

Bis zur Stunde ist der Kredit unseres Reiches nach zuverlässigen Merkmalen ein völlig intakter. Das voranstehende Kennzeichen ist der Marktwert der Reichsanleihen, der nicht nur von den Börsen des Inlandes, sondern ebenfalls von denen des Auslandes festgestellt wird. Nicht die absolute Höhe des Kurses ist es, die über die Höhe des Kredits Auskunft gibt, sondern ihr Vergleich mit dem Stande der preußischen Staatsanleihen. Aus der oben dargelegten Inkorrektheit ihrer Entstehung könnte man leicht die Folgerung ziehen, daß die Reichsanleihen in ihrem Werte das Bekenntnis dieser Schuld mit sich führen, verglichen mit solchen Staatspapieren, die nicht als Lückenbüßer für eine chronische Defizitwirtschaft entstanden sind, sondern als normale Gegenwerte für lukrative Kapitalanlagen, gleich den preußischen Staatsanleihen, die aus dem Staatsbahnsystem Verzinsung, Tilgung und obendrein reichliche Überschüsse für den allgemeinen Staatsbedarf bringen. Aber tatsächlich stehen die Reichsanleihen gerade so hoch im Kurse wie die preußischen Staatsanleihen. Diese einzige Tatsache will bedeuten, daß die im sonstigen Kreditverkehr geltende Unterscheidung zwischen Produktions- und Konsumtions-Darlehen für den Kredit des Reiches zu Boden fällt, und zwar deshalb, weil

die finanziellen Unterlagen desselben, vor allem die Steuerkraft des Reiches, als so stark erscheinen, daß sie vollauf genügen, über die besonderen Bürgschaften seines Kredits, die im Gegensatz zu dem preußischen Staatshaushalte ihm fehlen, gleichgültig hinwegzugehen, so gleichgültig, daß nicht selten der Kurs der Reichspapiere etwas höher steht als der Kurs der preußischen Staatspapiere.

Jenes tröstende Merkzeichen wird meistens übersehen, dafür dann aber desto öfter ein allgemeines Klagelied über den Stand der Gesamtheit deutscher Reichs- und Staatspapiere wiederholt, zumal in den letzten Jahren und zumal unter dem Eindruck der Kursrückgänge, die in dem letzten Jahrzehnt stattgefunden haben. Nicht nur die (vermeintlich durch irgendwelche fremde Schuld geschädigten) Gläubiger von Reich und Staat haben dieses Klagelied gesungen, sogar die amtlichen Vertreter der Finanzverwaltung haben in dasselbe mit eingestimmt. Auch hat es hier nicht an Vorschlägen und Versuchen gefehlt, das beklagte Übel zu beseitigen. Nichts davon hat Erfolg gehabt und aus guten Gründen.

Was zunächst die Beschwerden der Interessenten anlangt, so haben diese in verschiedenen Zeitläuften sich vernehmen lassen, bei steigenden und bei fallenden Kursen. Als wir vor zwanzig bis dreißig Jahren eine Epoche der steigenden Kurse hatten, klagten die Staatsgläubiger über das Fallen des Zinsfußes. Denn steigender Kurs ist gleichbedeutend mit fallendem Zinsfuß. Daher wird es niemals möglich sein, die Klagen der Art zu stillen, es sei denn, daß der Kurs und der Zins der Staatspapiere eine unwandelbare Festigkeit erhält. Dieses Ziel ist aber unerreichbar; aus dem allgemeinen Grunde, daß die Festigkeit eines Preises ein unerreichbares Ziel ist, am meisten unter den Bedingungen der heutigen Volkswirtschaft und ihres Zusammenhanges mit der Wirtschaft der übrigen Völker. Verwirrend wirkt in dem gegebenen Falle die Vorstellung der Staatsgläubiger, daß der Staat ihnen besondere Leistungen schuldig sei im Unterschiede von anderen Schuldnern, als Entgelt für die Tugend des Vertrauens, das sie ihm entgegenbringen. Im Ernst ist dieses Vertrauen keine Tugend, sondern nur ein Vertrauen wie sonst ein Vertrauen, das man in einen Schuldner setzt. Und das Pathos, das man hier hineinmengt, ist (wie so oft in den finanziellen Beziehungen zum Staate) nur ein Element der Unklarheit, nicht eine Waffe für die Verteidigung eines Rechts. Man vertraut dem Staate, weil man seinen Kredit für besser hält als den Kredit anderer Schuldner, aber niemals hat der Staat sich verpflichtet, den Kurs auf einer gewissen Höhe zu halten. Ebensowenig kann er die Konstanz des von ihm gezahlten Zinses verbürgen. Es würde, auch wenn er es könnte, nichts helfen, denn die einen unter seinen Gläubigern wollen hohen Kurs, die anderen hohe Zinsen; die einen wollen seine Papiere kaufen, die anderen wollen sie verkaufen; die einen wollen Kursschwankungen haben, die ihnen Vorteil bringen, die anderen wollen nur eine feste Rente genießen.

Etwas tiefer scheint die Ansicht zu gehen, die das nationale Interesse hohen Kurses und niedrigen Zinsfußes betont im Vergleiche zu fremden Nationen und ihren Staatspapieren, oder die gar einen empfindlichen Rückgang des Kurses der heimischen Anleihen beklagt. Jedoch auch hier gibt eine

etwas nähere Betrachtung ein verschiedenes Bild. Der deutsche Reichs- und Staatskredit ist darum nicht ein geringerer als der englische oder französische, weil seine Papiere niedriger im Kurse (höher im Zinse) stehen. Der Marktwert (Kurs) ist hier das Ergebnis sehr mannigfaltiger Elemente, die mit der Qualität des Staatskredits nicht zusammenhängen. Die Masse der Anleihen eines Staatswesens, die an den Markt kommen, die Größe des dafür vorhandenen Begehrs, die Fülle des zur Kapitalanlage verfügbaren Vermögens, die konkurrierenden Qualitäten der Kapitalanlage in Wertpapieren und in anderen Formen — alles dieses entscheidet über die Entwicklung der Kurse, ohne daß die Höhe oder Niedrigkeit des Staatskredits dadurch berührt zu werden braucht.

In dieser Richtung hat sich eine besonders lehrreiche Wandlung internationaler Art neuerdings vollzogen. Während man bei uns in Deutschland geklagt hat über den Kursrückgang unserer Staatspapiere, ist ganz das gleiche in England geschehen aus den gleichen Ursachen. Den englischen Staatspapieren sind Nebenbuhler entstanden in den besser verzinslichen und obendrein sicheren Kapitalanlagen des Auslandes, in den wachsenden Unternehmungen in Handel und Industrie des Inlandes. Wie soll der englische oder irgendein anderer heutiger Staat das hindern? Wie soll er die Tugendhaftigkeit der Staatsgläubiger gegen die Untugend derer schützen, die sich von seinen Staatspapieren abwenden? Er hat unzweifelhaft ein Interesse daran, daß ihm viele Kapitalien zufließen und der Zinsfuß, der dafür gezahlt wird, niedrig ist. Denn desto geringer ist die Belastung der Finanzen durch seine Schulden. Aber um nichts weniger ist er ohne Macht zur Erfüllung solcher Wünsche. Es könnte dem Staate (Reiche) auch wünschenswert sein, die übrigen Ausgabeposten zu ermäßigen durch Herabsetzung der Preise. Aber dieses liegt nicht in seiner Hand und würde, wenn es in seiner Hand läge, entgegenstehende Interessen verletzen.

IV.

Was von alledem übrig bleibt, ist die Lehre: man richte die öffentlichen Haushaltungen derart ein, daß die Anlässe zu Schuldaufnahmen allmählich vermindert werden. Man täusche sich aber nicht über die Langsamkeit derartiger Fortschritte, und man fasse daher mit entschlossenem Mute die Fortbildung des Steuersystems, d. h. die Entwicklung der Quantität und Qualität ins Auge. Denn man hat nur die Wahl: entweder soviel mehr Schulden und soviel unzureichendere Steuern oder soviel ausreichendere Steuern und soviel weniger Schulden. Leider ist es nicht möglich, neue Entdeckungen über ein Drittes zu machen. Man kann aber für längst bekannte und anerkannte Ziele arbeiten, um sie der Erreichung näher zu führen.

Davon haben wir hier jetzt zu reden. Das Problem der Reichs-Steuerreformen war und ist: fortschreitende Summen mit fortschreitender Gerechtigkeit von der Bevölkerung des Reiches zu erheben. Die immer wiederkehrende Vorstellung von einer erdrückenden Steuerlast, die da droht, oder die gar schon vorhanden ist, vollends das radikale Schlagwort von dem am Marke des Volkes (der Völker) zehrenden Militarismus ist eine durch

ausreichende Erfahrung widerlegte Übertreibung. Der Wohlstand der deutschen Volkswirtschaft ist, trotz der finanziellen Zumutungen des Reiches seit vierzig Jahren, immer größer geworden. Ja, man kann nicht einmal behaupten, daß er ohne diese Opfer noch größer geworden wäre. Denn die Ansicht hat viel für sich, daß mangels der Rüstungen das Reich soviel mehr kriegerischen Verwicklungen ausgesetzt gewesen wäre, die weit mehr die Entwicklung des Wohlstandes gestört haben würden als alle wirklichen Lasten des bewaffneten Friedens.

Das moralisch-staatsbürgerliche Problem der Steuerlasten ist nicht ein physikalisches, auch nicht ein bloß ökonomisches. Es läßt sich nicht zahlenmäßig feststellen, was eine Bevölkerung an Steuern zu tragen imstande sei. Denn die hierbei zugrunde liegende Kraft, die gemessen werden soll, ist solcher Messung nicht zugänglich. Es steht das mehr oder weniger entwickelte Bewußtsein der Verantwortlichkeit für das Gemeinwesen in Frage, die Bereitwilligkeit, ja Freudigkeit, mit der die Gelüste des lieben Ich geopfert werden sollen an die Forderungen von Staat und Reich.

Aus diesem Problem als dem Grundproblem ergibt sich von selber, daß es vor allem die wohlhabenden und reichen Schichten der Bevölkerung sind, denen Zumutungen im Namen der Steuerreform gemacht werden.

Die seit einigen Jahren bei uns beliebt gewordene Bezeichnung der „Besitzsteuern" beweist wohl die Macht einer amtlichen Stelle über den Sprachgebrauch, beruht aber auf einer Unklarheit des Denkens, die ich schon damals beanstandet habe, als sie aufkam [1]).

Der Begriff des „Besitzes" ist ein juristischer, nicht ein ökonomischer; er ist daher nicht geeignet, als Kriterium ökonomischer Tatsachen zu dienen. Die ökonomischen Erscheinungen der Steuerkraft, ihres höheren oder niederen Grades kann man nicht durch das rechtliche Verhältnis des Besitzes oder Nichtbesitzes messen, sondern nur durch die ökonomische Gestalt und Größe dessen, was aller Steuerkraft zugrunde liegt, Einkommen und Vermögen. Die technischen Formen dafür, üblichermaßen als direkte und indirekte Steuern unterschieden, sind mit ihrer herkömmlichen Bedeutung für die Erfassung größerer und kleinerer Steuerkraft immer noch die beste Art der Unterscheidung, trotz der bekannten Unzulänglichkeit derselben. Eine nähere Analyse der tatsächlichen Besteuerung hinsichtlich des Grades, in welchem sie die verschiedenen Größen der Steuerkraft erfaßt, ist in keinem Falle überflüssig. Direkte und indirekte Steuern können im einzelnen einen sehr verschiedenen Charakter haben, beiderlei Gruppen können oppressiv für die Volksmehrheit, beiderlei Gruppen können gerecht abgemessen sein für große und kleine Steuerkräfte. Wie wenig der Begriff der „Besitzsteuer" dazu geeignet war, eine deutlichere Unterscheidung in der Richtung der Hauptpunkte herbeizuführen, das hat der Verlauf der Steuerreform von 1909 experimentell gezeigt, und das zeigt der daran geknüpfte Streit der politischen Parteien unablässig.

Der Hauptpunkt ist: in dem unvermeidlichen Anwachsen des Steuerbedarfs für das Reich, der veranlaßt ist durch die ruhelose Zunahme der Ansprüche

[1]) Vgl. „Die Reichssteuerreform". Internationale Wochenschrift für Wissenschaft, Kunst und Technik. 9. Januar 1909.

des bewaffneten Friedens und vollends erhöht werden müßte, wenn man die großen Worte von der Deckung jedes neuen Reichsbedarfs durch neue Steuern oder von der künftigen Beschränkung der Schuldenaufnahme auf Erwerbszwecke einigermaßen ernst nehmen wollte — der Hauptpunkt ist: die Forderungen der Gerechtigkeit fortschreitend zu befriedigen. Es wird wahrscheinlich bei dem Umfange dieses neuen Bedarfs für die Dauer nicht möglich sein, auf eine Vermehrung der indirekten Steuern zu verzichten. Die beständige Beunruhigung der Produzenten, die so oft beklagt worden ist, wenn wieder und immer wieder die typischen Artikel des Massenverbrauchs zur Steuerreform herangezogen werden sollten, — sie wäre am einfachsten vermieden worden, wenn die Vorbilder des Auslandes längst befolgt und deren ausgiebige Höhe erreicht worden wäre. Das Fehlschlagen der Entwürfe oder die Geringfügigkeit der Erfolge zur Besteuerung der geistigen Getränke und des Tabaks haben ein unverhältnismäßiges Maß der Bemühungen um Steuerreformen verlangt und haben unzweifelhaft fernere Aufgaben auf diesem Weg übrig gelassen. Erst mit solchen größeren Erfolgen wird es möglich sein, die so oft beanstandeten Steuern für Artikel des elementaren Bedarfs (Salz, Petroleum, Kaffee) endlich einmal fallen zu lassen, während die Absetzung des Hauptartikels dieser Art leider am Horizonte entfernter Wünsche steht. Es wird auch nicht zu vermeiden sein, daß, ähnlich wie bei den letzten Steuerreformen des Reiches, neue Entdeckungen gemacht werden, die einigermaßen den Forderungen der Gerechtigkeit und der Zweckmäßigkeit entsprechen. Jedoch je unvermeidlicher diese Finanzmittel sein werden, desto mehr wird sich jene Pflicht einer aussöhnenden Belastung der größeren Steuerkräfte einstellen, die seit einer Reihe von Jahren immer vernehmlicher in den Mittelpunkt der Steuerreformen getreten ist. Und nicht nur der Steuerreformen des Reiches, sondern auch der Steuerreformen der Einzelstaaten, und abermals nicht nur in Deutschland, sondern in der ganzen gesitteten Welt. Ja, die Steuerreformen alle miteinander, sie sind nur ein Stück in dem großen Zuge der Gesetzgebung, den man heute als Sozialpolitik bezeichnet, und den am Ende der Bürgermeister der kleinsten Stadt nicht mehr entbehren kann.

Wir haben hier bei früherer Gelegenheit (1903) davon gesprochen. Es wurde damals gezeigt, wie die Erbschaftssteuer bestimmt sei, für die Reichsfinanzen jene Mission ausgleichender Gerechtigkeit zu erfüllen. So sehr lag dieser Gedanke in der Luft, daß in den bald darauf folgenden Reformen (1905—1906 und 1908—1909) das hauptsächlichste Interesse sich ihm zuwendete. Das war um so bemerkenswerter, weil die embryonischen Erträge, die aus dieser Steuer zunächst gewonnen werden sollten, in keinem Verhältnisse standen zu dem Ernste der Erörterungen und des Streites. Der tiefere Gedanke der sozialen Gerechtigkeit war es, nicht die Größe des Ertrages, der diesen Eifer erklärte.

Aus den geringen Anfängen oder Mißerfolgen ist die Schuld größerer Verpflichtungen übrig geblieben. Es gehört keine Prophetengabe dazu, wenn wir heute behaupten, in wenigen Jahren werde aus der Asche des Jahres 1909 ein *größerer Reformplan* zu einer *Reichserbschaftssteuer* empor-

steigen. Dies folgern wir aus mehreren Gründen. Aus den sonstigen Fortschritten des Steuerwesens in neuester Zeit, zumal der Entwickelung der Einkommensteuern in den deutschen Staaten — aus der Macht des Beispiels der anderen Kulturstaaten — aus der allgemeinen politischen und sozialpolitischen Lage des Deutschen Reiches. Der erste Schritt auf dem Wege der Reichserbschaftssteuer war die Übertragung der längst vorhandenen einzelstaatlichen Belastung der entfernteren Verwandtschaftsgrade auf das Reich. Neu daran war die Einheitlichkeit der Gesetzgebung an der Stelle der bisherigen partikularen Mannigfaltigkeit. Neu auch die Fortbildung der Steuersätze, vornehmlich durch die Einführung der Progression für die Höhe des Erbanfalles, derart daß die Steuer sich abstuft von 4—25 Prozent. Die Einzelstaaten wurden entschädigt dadurch, daß ihnen ein Drittel des Ertrages überlassen wurde; daß ihnen ferner anheimgegeben wurde, die von der Reichssteuer frei gebliebenen nächsten Verwandtschaftsgrade (Deszendenten und Ehegatten), d. h. drei Viertel aller Erbfälle durch partikulare Gesetze heranzuziehen, wie es die Hansestädte bereits zuvor getan hatten.

Dem Reiche blieb es vorbehalten, diesen Schritt durch einen neuen Akt der Gesetzgebung zu tun. Wohl war bei den Debatten der Jahre 1905—1906 auf diese in den anderen Kulturländern (Frankreich, England usw.) und zum Teil in Deutschland selber längst erreichte Konsequenz hingewiesen worden. Es war für diesmal nicht mehr durchzusetzen. Doch lehrreich war es, wie unmittelbar darauf bei der nächsten Steuerreform dieser Schritt in der Vorlage des Bundesrates von 1908 versucht wurde. Die gesamte Steuerreform von 1906 hatte dem Reiche nur etwa 200 Millionen Mark gebracht. Im Jahre 1908 zeigte sich ein neuer Mehrbedarf von 400—500 Millionen. Ein neuer Schatzsekretär erhielt die Aufgabe der Steuerreform, die jenen Mehrbedarf decken sollte. Auf Grund der Reichstagswahl von 1907 war der Versuch gemacht, der Reichsregierung im Reichstag eine Mehrheit durch Koalition der Konservativen und der liberalen Parteien zu gewinnen (im Gegensatz zu Zentrum und Sozialdemokraten). Für einige bescheidene Kraftproben hatte dieser Versuch Erfolg gehabt. Die größere Kraftprobe sollte ein Steuerbukett sein, in dem die Fortbildung der Erbschaftssteuer das Hauptstück war. Das Hauptstück nicht durch den finanziellen Ertrag (70 Millionen, neben 400 Millionen aus Tabak, geistigen Getränken, Leuchtmitteln usw.), sondern aus der inneren Kraft der Idee der Gerechtigkeit, die hier triumphieren sollte über die „realistischen" Formen der Besteuerung, deren Fortentwickelung endlich einmal ein entschiedenes Gegenstück verlangte.

Selten ist der Entwurf einer einzelnen Steuermaßregel zu so großer Bedeutung im Staats- und Reichsleben gelangt wie diesmal. Und nicht durch ihren Erfolg, sondern durch ihren Mißerfolg. Fürst Bismarck hat erstaunliches Mißgeschick mit seinen Steuerprojekten gehabt, gerade mit denen, die er als die Lieblingskinder seiner finanziellen Gedanken gehegt, für die er am unermüdlichsten die öffentliche Meinung und den Reichstag umworben hatte. Selbst seiner ungewöhnlichen Kraft war hierbei kein Erfolg beschieden. Und dennoch, wie wenig hat die Ablehnung des Tabakmonopols, der Wehr-

steuer usw. seine leitende Stellung erschüttert. Es war nicht allein die überragende Persönlichkeit, die dergleichen Niederlagen überwand, es war auch der sachliche Grund, daß trotz der lebhaften Beteiligung der öffentlichen Meinung an der Frage des Reichstabakmonopols, dessen Annahme durch den Reichstag nicht zu der politischen Bedeutung erhoben wurde, wie es ein Menschenalter später bei der Nachlaßsteuer durch seinen dritten Nachfolger geschah. Das kam daher, daß diese Vorlage erst die Frage beantworten sollte, ob das Experiment der neuen Reichstagsmehrheit sich für größere Aufgaben leistungsfähig erweisen würde. Die Antwort fiel negativ aus, und die Parteikombination mit samt ihrem Reichskanzler fiel zu Boden.

Aber die Fortbildung der Reichserbschaftssteuer ist damit nicht für alle Zeit und nicht für lange gefallen. Viel verheißend war die Bereitwilligkeit, die sich in den Schichten des mobilen Kapitals zeigte, die sich längst bekundet hatte in den Formen des freien Schenkungswesens — im Gegensatz zu jenen Sphären des unbeweglichen Vermögens, die seit zweihundert Jahren im preußischen Staate sich gegen Besteuerung zu wehren gewohnt waren und schon dem König Friedrich Wilhelm I. entgegen hielten, das ganze Land werde ruiniert werden, wenn sie eine Grundsteuer zahlen müßten.

V.

Die voraufgehenden Zeilen waren niedergeschrieben, bevor die Wahlen zu dem neuen Reichstage in den Tagen vom 12. bis 25. Januar stattfanden. Nicht sowohl der Ausgang dieser Wahlen ist überraschend gewesen als vielmehr die gleichzeitig hervorgetretenen finanziellen Aussichten und Forderungen, die des neuen Reichstages harrten. In ungewöhnlich kurzer Frist hatte sich dieses Mal die periodisch wiederkehrende Notwendigkeit fortschreitender Rüstung aus dem Dunkel unsicherer Gerüchte in das Licht amtlicher Wahrheit gerückt. Als ich zu schreiben begann, konnte ich noch von einem Voraussagen reden. Jetzt ist die Tatsache selber da und das Voraussagen beschränkt sich auf den Gang der Dinge im neuen Reichstag, der ihr gerecht wird.

Zunächst ein Wort über das Parteiwesen darin und dessen Verschiebung.

Man ist gewohnt, bei uns aus der Not eine Tugend zu machen und die Vorzüge des parlamentarischen Systems, dessen wir uns erfreuen, hervorzuheben im Gegensatz zu dem „Parlamentarismus" oder der „parlamentarischen Regierung", die seit langen Jahren in England zur Institution geworden ist. Es mag wohl richtig sein, daß eine höhere Staatsweisheit sich denken läßt als diejenige ist, die in der Mehrheit einer Volksvertretung zum Ausdruck gelangt. Ja, es hat gerade bei uns, im Reiche und in Preußen, an mannigfaltigen Erfahrungen nicht gefehlt, die eine solche Ansicht nahe legten. Jedoch wenn man nun einmal in einem Regime lebt, das nach dem Beispiel aller gesitteten Nationen längst die Volksvertretung zum unentbehrlichen Bestandteil der Staatseinrichtungen gemacht hat, wenn es unfruchtbare Romantik ist, sich nach der Misere des absoluten Staates zurückzusehnen und dessen viel größere Gebrechen im blauen Dunste vergangener Zeiten zu sehen — so braucht die Staatsregierung oder Reichsregierung eine Mehrheit in der Volksvertretung,

durch deren Zustimmung jeder Gesetzentwurf, jeder Haushaltsvoranschlag erst bindende Kraft erhält. Starke Männer (Pitt, Bismarck) haben vorübergehend gegen die Mehrheit des Parlaments regiert. Aber trotz des ungewöhnlichen Kraftaufwandes einer außerordentlichen Persönlichkeit hat sich weder der leitende Staatsmann noch sein König in diesem Zustande wohl befunden.

Das Phantom einer Regierung über den Parteien kann je nach Umständen ein Körnlein Wahrheit enthalten. In der Hauptsache ist es nur insoweit richtig, als es dem leitenden Staatsmann obliegt, aus den in der Volksvertretung vorhandenen Parteien eine Mehrheit zu bilden, die seinen Maßregeln zustimmt. Die Zustimmung aber wird er um so teurer erkaufen müssen, je weniger seine staatsmännische Kraft über dem Niveau der Volksvertretung steht. Es ist lehrreich, daß im Staate Preußen seit vielen Jahren die Regierung große Ähnlichkeit mit der parlamentarischen Regierung zeigt, insoweit als die starke agrarkonservative Mehrheit die jeweiligen Staatsminister sich angepaßt hat. Ein hervorragender Mann wie Miquel hat das letzte Jahrzehnt seines Lebens diesem Dienste geopfert. Sein nach Begabung und Bildung viel kleinerer Nachfolger hat von Anfang bis zuletzt das Wohlgefallen dieser Mehrheit geerntet. Beide Finanzminister haben nicht „über den Parteien" regiert, sondern „unter der Partei".

Im deutschen Reichstage ist es freilich anders. Daß es durchaus schlechter ist — abgesehen von der geschlossenen Mehrheit des preußischen Landtages — wird man nicht behaupten dürfen. Aus dem Munde eines seit einem Menschenalter mitten im parlamentarischen Leben stehenden Mannes, der im übrigen von den Extremen der Parteien weit entfernt ist, habe ich gehört, daß im Reichstage ein höheres Maß geistiger und politischer Kultur enthalten sei als im preußischen Landtage. Aber sicher ist die große Lücke darin der Mangel einer festen Parteimehrheit. Hier müßte sich das Regieren „über den Parteien" zeigen, hier müßte es seine Vorzüge zeigen — wenn es nämlich so etwas gäbe. Es hat hier aber niemals so etwas gegeben. Vielmehr hatte der leitende Staatsmann die mühselige Aufgabe, sich von Fall zu Fall, manchmal von Jahr zu Jahr eine Mehrheit aus den verschiedenen Parteien zu kombinieren. Wenn es länger währte und die Tyrannei der Mehrheitsparteien, unter denen er regierte, zu drückend wurde, so warf er sich auf die andere Seite. Mit geringer Aussicht auf die Dauerhaftigkeit der neuen Mehrheit, aber doch zur Erleichterung von dem unerträglich gewordenen Parteijoche. So kam Fürst Bülow zu dem parlamentarischen Zustande seiner letzten beiden Jahre. Unter seinen Händen drehte sich, zum Widerstande gegen ihn, die Parteimehrheit, die er sich gebildet hatte, in das Gegenteil um.

Diese Parteimehrheit des Gegensatzes ebenso wenig wie diejenige, die Bülow gewollt, ist jetzt vorhanden. Sie ist begraben mit dem alten Reichstage. Aber in der Hauptsache ist der alte Zustand des Parteiwesens in dem Reichstage, der eben gewählt worden ist, derselbe geblieben. Gewiß hat eine starke Verschiebung nach links stattgefunden dadurch, daß die Zahl der

sozialdemokratischen Fraktion sich mehr als verdoppelt hat (von 53 auf 110), und zwar auf Kosten aller anderen Parteien, zumal der Konservativen und des Zentrums. Jedoch die fernere Reichsregierung wird in alter Weise sich ihre Mehrheiten zusammensuchen müssen, und mehr als je von Fall zu Fall. Wir haben nicht die miteinander abwechselnden beiden Parteien des englischen Unterhauses, von denen die eine so lange regiert, bis die andere in den Wahlen die Mehrheit erhält. Wir haben das, was im englischen Parteiwesen nur eine neuere Anomalie ist, die doch immer wieder überwunden wird (die Irländer und die Arbeiterpartei als unsicheres Anhängsel der liberalen Partei) — wir haben das als vorwaltenden Charakterzug in einem Reichstage, der sich aus einem halben Dutzend Parteien und etlichen Splittern zusammensetzt. Es fehlt mehr als je die Aussicht auf eine geschlossene Regierungsmehrheit.

Die geschlossene Regierungsmehrheit Englands dekretiert nach der Vorschrift des leitenden Staatsmannes die neue Heeresvorlage, die er für erforderlich hält; desgleichen die neuen Steuern, die zur Deckung ihrer Kosten notwendig sind. Für unsere Reichsregierung entsteht angesichts des neuen Reichtages die Frage: Welche Mehrheit wird mir die neue Heeresvorlage bewilligen, und welche Mehrheit wird die Steuern bewilligen? Diese letztere Frage zumal, sofern die übereilte und vielfältig zu beanstandende Steuerreform des Jahres 1909 einigermaßen gut gemacht werden soll durch die endliche Durchführung einer konsequenten Erbschaftssteuer.

Die meisten Fragen richten sich an die Partei, die jetzt die zahlreichste im Reichstage ist — die Sozialdemokratie. Wird ihr numerischer Vorrang den wünschenswerten Einfluß haben, sie in fortschreitendem Maße die Verantwortlichkeit für positive Mitarbeit an den öffentlichen Geschäften fühlen zu lassen? Wird sie der Erkenntnis zugänglich sein, daß sie über die Parteien der Rechten und des Zentrums erst an dem Tage wahrhaft triumphiert haben wird, da sie im Sinne der Bevölkerungsschichten, die sie vorzugsweise vertritt, erreichbare Reformen zu fördern sucht, und andererseits ihre Pflichten gegenüber der Gesamtheit des Reiches dadurch erfüllt, daß sie von Wahnvorstellungen abläßt, die jenseits aller Erfahrung und aller Wirklichkeit liegen. Wird sie auf dem Wege, den sie ja bruchstückweise in besseren Augenblicken längst betreten hat, weiter fortfahren, wird sie statt des Irrwisches der Utopien die Verbesserung der heutigen Zustände im Auge behalten, demgemäß jene Auslese verständiger, gebildeter, relativ gemäßigter Männer vornean stellen und endlich auf die Führerschaft verbissener Fanatiker verzichten? Wird sie sich bescheiden, gleich anderen Parteien, die das Beste wollen, die erreichbaren Verbesserungen durchzusetzen, statt das Erreichbare zu verschmähen, weil das Unerreichbare nicht zu haben ist?

Ist, um es an dem nächstliegenden Gegenstande zu zeigen, die Fortbildung der Reichserbschaftssteuer ihrer Zustimmung sicher, deren diese wahrscheinlich dringend bedürfen wird, wenn sie im gegenwärtigen Reichstage eine Mehrheit finden soll? Und selbst in dem Falle, daß eine Mehrheit dafür ohne sie zustande kommen sollte, müßte das nicht eine Sache des Ehrgefühls für sie sein, hierbei mitzuwirken? Sollte nicht wegen der vergrößerten

Stellung der Fraktion von selber sich allmählich die Tonart ihrer mündlichen und schriftlichen Ausdrucksweise mildern lassen? Aus Anlaß der letzten Stichwahl in Göttingen wurde mir ein Wahlflugblatt der Partei ins Haus geschickt — es war in so entsetzlichem Tone geschrieben, daß ich mir sagte: trotz des allgemeinen gleichen Wahlrechts gibt es hier herum vielleicht nicht wenige Leute, die, im übrigen geneigt, für den Sozialdemokraten zu stimmen, durch dieses Flugblatt abgestoßen worden sind, und die etlichen hundert Stimmen, mit denen der Sozialdemokrat in der Stichwahl hinter dem Nationalliberalen (einem Arbeiter) zurückgeblieben ist, mögen jenem Tone zuzuschreiben sein, der des Landes nicht der Brauch ist.

Daß derjenige Teil der Reichsbevölkerung, der heute vorzugsweise durch die sozialdemokratische Partei vertreten wird, Positives zu schaffen imstande ist, und zwar auf dem Gebiete nächstliegender Interessen, das beweisen die großen Organisationen der Gewerkschaften und der Genossenschaften. Die Leistungen und Erfolge derselben wären nicht möglich ohne führende Kräfte, die es verstehen, im Dienste großer Berufsgruppen mit staatsmännischem Talent zu arbeiten. Alle drei Jahre versammeln sich mehrere hundert Bundesdelegierte im Namen von etwa zwei Millionen Arbeitern auf dem Gewerkschaftskongreß, um nichts anderes zu beraten als die gemeinsamen nüchternen Fragen der Arbeitsbedingungen, der Stellenvermittlung und ähnlichem, die den Stoff für die Tätigkeit der zahlreichen Berufsvereine bilden, oder die schwebenden Aufgaben der sozialen Gesetzgebung, die dazu bestimmt ist, die Lücken zu ergänzen, die von der Selbsthilfe der arbeitenden Klassen übrig gelassen werden.

Ein Schauplatz bewundernswerter Taten ist die neueste Entfaltung des Genossenschaftswesens im Dienste der arbeitenden Klassen. Niemals ist ein Apostel der Arbeiter so glänzend durch die Tatsachen widerlegt worden wie Ferdinand Lassalle und seine Herabsetzung der Konsumvereine. Er trat in die Arena des Kampfes von Kapital und Arbeit, indem er Schulze-Delitzsch, den damaligen „König im sozialen Reiche", leidenschaftlich angriff, der die Selbsthilfe der Arbeiter und des Kleinbürgertums durch Genossenschaften predigte und organisierte. Den Konsumvereinen zumal warf Lassalle vor, daß sie nichts weiter seien als ein Mittel, im Dienste des Unternehmerstandes die Löhne herabzudrücken, weil die wohlfeilere Beschaffung der Lebensmittel — gemäß dem „ehernen Lohngesetz" — den Preis der Arbeit erniedrigen müsse. Der Irrtum des „ehernen Lohngesetzes" ist längst von der Wissenschaft widerlegt worden, und selbst die Sozialdemokratie hat ihn eingestanden, indem sie den entsprechenden Satz aus ihrem Parteiprogramm entfernte. Die Erfahrungen haben ihrerseits die Widerlegung gebracht, und zwar am meisten durch den großen Erfolg, den die Konsumgenossenschaften der deutschen Arbeiter erlebt haben. Die sozialdemokratische Partei aber, die sich auf ihrem Magdeburger Kongresse (September 1910) mit der Genossenschaftsfrage beschäftigte, erklärte hier durch eine Resolution, es kämen für sie vornehmlich die Konsumvereine in Betracht. Denn je mehr die Massen den Konsumvereinen beitreten und dort ihre Bedürfnisse decken, desto mehr steigere sich die Leistungsfähigkeit dieser Organisationen. Je mehr aber die Mit-

glieder der Konsumvereine mit den Mitgliedern der sozialdemokratischen Partei und der Gewerkschaften identisch werden und von deren Geist erfüllt sind, desto besser können sie wertvolle soziale Arbeit leisten durch Schaffung vorbildlicher, mit den Gewerkschaften vereinbarter Lohn- und Arbeitsverhältnisse für ihre Angestellten; durch Einrichtung von Not- und Hilfsfonds für ihre Mitglieder, durch Einwirkung auf die Arbeitsverhältnisse der Arbeiter jener Betriebe, deren Abnehmer die Genossenschaften sind, durch Übergang zur Eigenproduktion und durch Erziehung der Arbeiter zur selbständigen Leitung ihrer Angelegenheiten.

Wohl das bedeutendste Resultat dieser Bewegung ist der Arbeiter-Konsum- und Bauverein „Produktion" in Hamburg, der seit seiner Gründung (1899) es in einem einzigen Jahrzehnt auf 35000 Mitglieder und 8 Mill. Mark Umsatz gebracht hat. Sein Name ist wahrhaft prophetisch geworden; aus einem Konsumverein ist er — dem großen Beispiele des Vereins der Rochdaler Pioniere folgend — alsbald ein Produktiv-Verein geworden. Im Jahre 1903 richtete er eine eigene Schlächterei ein, die schon 1908 2 Mill. Mark Umsatz hatte, 45 Schlächtergesellen beschäftigte und 6 Hilfsarbeiter, indem er das Vieh direkt von den Landwirten einkaufte, 10800 Schweine schlachtete, 680 Ochsen, 380 Kälber. Sie ist wohl der einzige große Erfolg einer Schlächterei auf genossenschaftlicher Grundlage. Ebenfalls seit 1903 richtete er eine eigene Bäckerei ein; diese hatte 1908 einen Umsatz von mehr als 1 Mill. Mark. Ferner eine Kaffeerösterei und eine Tischlerei. Dazu 60 Verkaufsstellen, 11 Schlächterläden, 3 Brotläden. Endlich eine Baugenossenschaft mit 8 bebauten Grundstücken und 512 Wohnungen im Werte von 4 Mill. Mark.

Alles dieses sind nur Andeutungen, dem gegenwärtigen Anlasse gemäß. Aber hinreichend, um den Beweis zu liefern, daß solide Arbeit getan ist, die auf Größeres hoffen läßt, auf „positive" Leistungen auch in dem politischen und parlamentarischen Leben.

Hierzu gehört ferner die freilich noch nicht im Vordergrunde, an der Spitze der Partei stehende Gruppe der „Akademiker", d. h. der gebildeten, teilweise geistig hochstehenden Männer, deren Kreis augenscheinlich zunimmt und berufen ist, mehr und mehr in den Vordergrund zu rücken, um durch ihren Einfluß die Partei auf das Niveau staatsmännischer Haltung und gesitteter Formen zu heben. Die Schwierigkeiten liegen nicht bloß auf der einen Seite. Der Vergleich der südwestlichen Zustände mit den nordöstlichen zeigt, daß hier auch auf der anderen Seite eigentümliche Härten aus dem Wege zu räumen sind, die mit den bekannten sozialen Schichtungen des Nordostens zusammenhängen.

So mag die Zeit trotz alledem nicht gar zu fern sein, wo man von links bis rechts mit jenem demokratischen Barden Schottlands singt:

Who will not sing
God save the King,
Shall hang as high as the Steeple,
But when we sing
God save the King,
We will not forget the people.

VI.

Um zu dem Finanziellen zurückzukehren — die Bewilligung von Ausgaben für das Reich wird wahrscheinlich in dem gegenwärtigen Reichstage ebenso leicht vonstatten gehen wie meistenteils in seinen Vorgängern. Die Vorlage zumal für die neuen Bedürfnisse der Armee und der Flotte ist einer Mehrheit im voraus sicher, sofern das Zentrum seine Stellung zur Reichsregierung nicht völlig verändern und mit der Sozialdemokratie eine Mehrheit zur Ablehnung bilden sollte. Schwieriger, wie immer, wird die Bewilligung neuer Steuern sein. Vorderhand eröffnet sich nur eine Reihe von Möglichkeiten, eine Stufenordnung des Wünschenswerten.

Vornean stünde eine solche Steuerreform, die nicht nur die neuen Ausgaben deckte, und dieses durch unzweifelhaft korrekte Mittel (wie die Erbschaftssteuer), sondern die darüber hinaus ebenso billigenswerte Steuern lieferte, um einen Reinigungsprozeß an der Gesetzgebung von 1909—1911 und weiter zurück vorzunehmen. Alles das, was in den trübseligen Stunden jenes Sommers hastig zusammengerafft worden, müßte zum mindesten in seinen ärgsten Auswüchsen revidiert werden. Ob derartiges erreichbar sein sollte, für jetzt oder später, das muß freilich dahingestellt bleiben. Inzwischen würde schon viel erreicht sein, wenn für die neue Erhöhung der Ausgaben, und zwar ohne die übliche die Wahrheit verschleiernde Scheidung von einmaligen und dauernden Ausgaben, neue Steuern, und zwar zuvörderst die Fortbildung der Erbschaftssteuer eine Mehrheit im Reichstage fänden. In dem Grade als auch dieses nicht erreicht werden könnte, würde ein neuer Vers des alten Liedes angestimmt werden — Schulden statt Steuern, als einfache Folge des chronischen Übergewichts der Bereitwilligkeit für Ausgabebewilligung, worin sich (wenigstens scheinbar) der Patriotismus auf eine wohlfeilere Art bekundet als in der Bewilligung von neuen Einnahmen. Dieses im Widerspruche zu den stets erneuten guten Vorsätzen, denen immer wieder die alte Wahrheit folgte: „Denn du mußt noch manchmal borgen, wie du es so oft getan."

Die Schuldenlast des Reiches wird dann von der fünften Milliarde zur sechsten übergehen und so weiter. Der Reichskredit wird dadurch nicht erschüttert werden. Die Übertreibungen in dieser Hinsicht sind mit den Vorwürfen zu vergleichen, die sich ein reuiger Sünder macht, um immer weiter zu sündigen. Wir haben vorhin gesehen, daß Kurs (und Zins) der Reichsanleihen durchaus keine Schädigung erlitten haben aus dem Grunde, weil die Anleihen für unproduktive Zwecke erhoben worden sind. Und die Erwartung, daß die jeweiligen Steuerreformen einen günstigen Einfluß haben sollten, sind demgemäß jedesmal getäuscht worden und mußten getäuscht werden. Wahr aber bleibt, daß die Ersetzung neuer Steuern durch neue Anleihen ein unökonomischer Weg gewesen ist und sein wird, der so viel teurer zu stehen kommt als die Aufbringung neuer Steuern. Und nicht teurer zu stehen kommt etwa der Reichsregierung, sondern der Reichsbevölkerung, die durch ihre Vertretung im Reichstage hindurch ihre Pflicht nicht begriffen hat. Denn welcher Reichstagskandidat hätte wohl den Mut gehabt, den Volksversamm-

lungen, deren Stimmen er gewinnen wollte, von ihren Steuerpflichten zu reden?

Durfte man sich mit der Erbschaftssteuer, der im Jahre 1909 gescheiterten und der jetzt etwa kommenden, den Luxus gestatten, ihren Hauptvorzug darin zu zeigen, daß niemand unter den geehrten Anwesenden davon getroffen worden wäre oder getroffen würde (und das im Wettkampfe mit dem Kandidaten der anderen Partei, der das Gegenteil behauptete) — so ist es nicht wohl denkbar, daß die unvermeidliche Vermehrung der Steuerlast, die normalerweise im Laufe der nicht fernen Zukunft kommen sollte, fortdauernd sich dieses angenehmen Kriteriums wird rühmen dürfen. Man wird gezwungen sein, immer wieder zu den Fleischtöpfen der indirekten Steuern zurückzukehren, die nicht die edelste, aber die ausgiebigste Kost an der Tafel des Reichshaushaltes sind. Allerdings im Gegensatze zu den parteimäßigen Überzeugungen ungefähr der ganzen Linken des Reichstages, zumal der sozialdemokratischen Fraktion.

Gelingt es, die Personalsteuern im preußischen Staate (und den übrigen Einzelstaaten des Reiches) angemessen fortzubilden, die gegenwärtige Vorlage der preußischen Regierung für den Landtag von der Last der untersten Einkommensschicht (900—1500 Mark, mit 4 Millionen Steuerzahlern) zu befreien, dafür nach oben hin die Progression der Steuerskala zu entwickeln, zumal die Ergänzungssteuer angemessen fortzubilden, so dürfte etwas mehr Raum geschaffen sein für die Gerechtigkeit einer Entwicklung der indirekten Steuern im Reiche. Darauf aber haben ziemlich alle Schichten der Bevölkerung sich gefaßt zu machen, daß für die Gesamtheit der öffentlichen Haushaltungen immer größere Beträge aufgebracht werden müssen. Sie sind das wachsende Entgelt für die wachsenden Leistungen derselben, für die Sicherheit des Daseins, für Unterricht, soziale Reform, für materielle Verbesserungen aller Arten, für Wissenschaft und Kunst und vielerlei sonst. Wem das unerträglich scheint, der versuche sich die Last zu erleichtern durch das Verständnis ihrer Notwendigkeit. Er vergleiche die Bedeutung des ihm von dem Gemeinwesen Gebotenen mit den Genüssen und Gelüsten, die er höher wertet als alles das, was Reich, Staat, Gemeinde ihm gewähren. Es ist nur eine Berichtigung der Begriffe, auf die es ankommt. Und mit den richtigen Begriffen läßt sich vieles ertragen, auf diesem Gebiete, wie auf anderen.

Es war ein schöner Aufschwung im Sinne solcher Empfindungen, der dem Entwurf für die Fortbildung der Reichserbschaftssteuer im Jahre 1908—1909 entgegenkam. Ein Aufschwung, bei dem sich die besseren Schichten des deutschen Volkes aus den Kreisen der Bildung, der Wissenschaft, des opferbereiten Wohlstandes begegneten. Aber die Mächte des Gegenteils waren noch zu stark, um diese Anfänge zum Ziele gelangen zu lassen. Möchte die neue Wendung, die jetzt eingeleitet ist, zunächst durch die andersartige Zusammensetzung des Reichstages zu einem erfreulicheren Ende führen. Möchten sich Männer finden, die aus dem Wirrwarr des Parteiwesens eine starke Mehrheit hinter sich ziehen, um die deutsche Politik auf gesicherte Bahnen zu leiten und hiermit auch die deutsche Finanzpolitik.

Über die Verwendung lenkbarer Ballone im hohen Norden.

Von

Dr. **A. Stolberg** (Straßburg i. E.).

Eine Fülle von Aufgaben bleibt immer noch in den eisigen Regionen der Erde übrig, deren Lösung durch Schiffs- und Schlittenexpeditionen bislang mißglückte, wenn auch Gefahren und Kosten dabei nicht gescheut worden sind. Man kann allerdings nicht behaupten, daß die noch unbekannten Gebiete im höchsten Norden, nämlich die Gebiete an der Nordküste Grönlands und zwischen dieser Insel und der Beringsstraße, bei der bisherigen Art der Forschung, also mittelst Schiff, Walfängerboot, Kajak, Menschen- und Hundeschlitten, dauernd verschlossen bleiben müßten; wir sagen nur, daß der Gedanke, auch die Luftschiffahrt für die Entdeckung und Vermessung dieses Teiles der Arktis heranzuziehen, nicht fernliegen konnte.

Unsere Kenntnis von der Erde ist gerade in dem genannten Gebiete einer Erweiterung sehr bedürftig. Eine Luftschiffreise von dem nördlichen Grönland nach der Beringsstraße, nördlich der jetzt bekannten Inselgruppen, würde in diesem Augenblick zu den wichtigsten geographischen Aufgaben gehören, die die Welt bietet, sagt auch O. v. Nordenskjöld. Noch jetzt wird von vielen Seiten die Existenz eines noch unbekannten Polarlandes von dreifacher Ausdehnung Deutschlands angenommen. Sehen wir vom hohen Süden einmal ab, in dessen Nähe die heftigen Stürme im Sommer die Verwendung des Luftschiffes vielleicht überhaupt unmöglich machen werden, und bleiben wir bei der Erforschungsmöglichkeit des hohen Nordens mittelst Ballons.

Die Versuche von Andree 1897 und Wellman 1907, den Pol mittelst Ballon zu erreichen, haben sich ja als vollständig verfehlt erwiesen, da bei dem damaligen Stande der Ballon- und Luftschifftechnik weder Dichte, Tragkraft noch Lenkbarkeit genügten, die Lösung des gewaltigen Problems in Angriff nehmen zu können. Andrees Unternehmen war, das müssen wir seinem Andenken zu Ehren bekunden, so gut vorbereitet, als es damals für einen Kugelballon überhaupt sein konnte. Hinsichtlich der Dichtigkeit seines Ballonmaterials und des dafür in Berechnung zu stellenden Sicherheitskoeffizienten war er freilich zu optimistisch verfahren. Wellman hatte es, das darf rund heraus gesagt werden, überhaupt nur auf einen Bluff abgesehen, wie denn auch sein Überquerungsversuch des Atlantischen Ozeans im Jahre 1910 nicht als ernsthaft zu betrachten war. Das Glück, das dieser

Amerikaner jedesmal bei seinen Mißerfolgen noch hatte, wäre anderen besser vorbereiteten und besser durchdachten Unternehmungen wahrhaftig zu wünschen, vor allem der Deutschen Atlantischen Flugexpedition, die mit dem Nordost-Passat von den Kapverden nach Nordamerika fliegen will.

Allen praktischen Versuchen, mit dem Luftschiff in die Polargegenden einzudringen, müssen erst noch viel mehr Vorversuche technischer Art und aerologische Expeditionen zur Erforschung der Luftschichten und allgemeinen Verhältnisse der Polargegenden vorausgehen. So ist die Studienfahrt des Grafen Zeppelin nach Spitzbergen, die unter Leitung des Prinzen Heinrich von Preußen stand, als vorbildlich und nachahmungswert zu bezeichnen.

Die Idee, Luftschiffe für Polarfahrten zu benutzen, ist also bereits von Angehörigen anderer Nationen, wenn auch ohne Erfolg, in die Tat umgesetzt worden. Zeppelinsche Luftschiffe würden also die ersten arktischen Luftschiffe an und für sich nicht mehr sein. Auch in dem Umstande, daß Zeppelin 1910 Fesselballonaufstiege bei seiner Spitzbergen-Fahrt veranstaltete, um über die Eislandschaft Umschau zu halten und zu prüfen, wie man sich darin orientieren könne, ist nichts Außergewöhnliches zu sehen, da schon die Südpolarexpeditionen der jüngsten Jahre mit Fesselballonen ausgerüstet waren. Eine sehr lehrreiche Erfahrung haben aber die Zeppelinschen praktischen Versuche des Jahres 1910 hinsichtlich der Verankerung von Ballonen im Polarkreis gebracht. Man hat es hier mit ganz besonders variablen Bodenverhältnissen zu tun, da die Basisschollen nicht still halten, bersten und treiben. Es ist also eine besondere Schnelligkeit wünschenswert beim Verankern, Auflassen und Wiedereinholen des Ballons. Graf Zeppelin hat nun ein Verfahren festgelegt, die genannten Manöver mit möglichster Schnelligkeit auszuführen. Mit Hilfe eines durch einen einzigen Mann zu bedienenden Eisbohrers wird ein metertiefes Loch hergestellt und ein röhrenförmiger, mit Holzstäben ausgefütterter Ankerbolzen in dasselbe eingesetzt und der Ballon daran gefesselt. Die Verankerung kann innerhalb einer Viertelstunde vor sich gehen, und diese Methode hat auch den Vorteil, daß dem etwa auffrischenden Winde durch Eintreiben beliebiger weiterer Bolzen entsprechend entgegengewirkt werden kann. So ist anzunehmen — das Halten der Eisscholle immer vorausgesetzt — daß auch ein Zeppelinsches Luftschiff mit seinen 130 und mehr Meter Längenausdehnung genügend sicher verankert werden kann.

Was am wenigsten noch ausprobiert werden muß, das ist die Motorenfrage, in deren Lösung längere Zeit die Franzosen voraus waren. Der „Luftschiffbau Zeppelin" in Friedrichshafen konstruiert vorzügliche Motoren jetzt selbst. Bis aber das Problem, die Polargegenden aus der Vogelschau ohne körperliche Mühen zu studieren, auf praktischen Erfolg rechnen kann, sind nach Zeppelin und Hergesell selbst folgende Garantien notwendig: 1. Die Luftschiffe müssen gegen Betriebsstörung jeder Art vollkommen geschützt sein. 2. Sie müssen zu Dauerfahrten von mindestens 48 Stunden geeignet sein. 3. Sie müssen bedeutend größere Geschwindigkeiten als die von 1910 haben. 4. Es muß eine aerologische Navigation entwickelt sein, die die Luftschiffe zu weiten Fahrten über Land und Meer befähigt.

Das Allerwichtigste ist der erste Punkt: Die Luftschiffe müssen auch gegen Betriebsstörungen, also gegen force majeure, in erster Linie Stürme betriebssicher sein, sie müssen Stürme überwinden können. Daß dies nicht unmöglich ist, hat sich bei den Zeppelinschiffen schon einmal auf der Fahrt von Frankfurt nach Köln gezeigt. Die Luftschiffe müssen außerdem, wenn einmal flott, unabhängig von technischen Hilfsmitteln sein; man muß also allen Schäden unterwegs mit Bordmitteln abhelfen können.

Zum vierten Punkt können wir hinzufügen, daß ein nautisch und aeronautisch vorzüglicher Stamm von Hilfskräften, der unausgesetzt in der Übung bleibt, dem Grafen bereits zur Verfügung steht.

Bei diesen aufgestellten Thesen ist natürlich an die Ausführung des eigentlichen Hauptstoßes in der nächsten Zeit — wie das irrtümlich vielfach angenommen wurde — nicht zu denken. Wie H. Hergesell, dieser kühle und kühne wissenschaftliche Aeronaut und Vertreter des Gedankens wiederholt versicherte, sollen vor allem erst einmal von Hamburg aus Übungsfahrten über das Meer, wie nach Helgoland, Kopenhagen usf. unternommen werden, um Erfahrungen zu sammeln, wie die Bedingungen der Maximalzeiten und der anders über dem Meer als über dem Lande gearteten aerologischen Verhältnisse sich gestalten.

Als sehr erfreulich ist es daher zu bezeichnen, daß die Hamburger Bürgerschaft am 1. März 1911 einem Antrage des Senats zugestimmt hat, wonach der Hamburger Luftschiffhallengesellschaft ein 45 Hektar großes staatliches Gelände in Großborstel auf 30 Jahre überlassen wurde. Diese Halle, die Basis aller weiteren Operationen, geht nun ihrer Vollendung entgegen. Hier ist also tatsächlich der Weg geöffnet, von Hamburg aus über dem Meere erst alle erdenklichen Studienfahrten zu unternehmen, Erfahrungen zu sammeln und sorgfältig zu studieren, wie Katastrophen in der Polarwelt, wo eine unerbittliche Natur das geringste Versehen furchtbar straft, zu vermeiden sind.

Auch nach persönlichen Mitteilungen Graf Zeppelins an uns sollen seine für die Polarschiffahrt bestimmten Luftschiffe nicht etwa erst in Spitzbergen, Grönland oder sonstwo montiert werden, sondern sie sollen polfähig bereits von ihrem Erzeugungsorte, Friedrichshafen am Bodensee, also vom 48. Breitengrade aus, starten und durch Überwindung des weiten Weges von Deutschland über Skandinavien nach Tromsö in etwa zwei Tagen, von Hamburg aus gerechnet, also über Meer und Gebirge, ihre Leistungsfähigkeit und ihre Berechtigung bekunden, dann von Spitzbergen selbst — also vom 78. Breitengrade aus — ihre eigentliche Hauptaufgabe in Angriff nehmen. Wir dürfen uns nicht verhehlen, daß im Augenblick hier zunächst der Wunsch der Förderer des Gedankens ist und in absehbarer Zeit eine solch langdauernde Überland- und Meerreise wohl vermieden werden muß. Die jedenfalls noch in diesem Jahre beginnenden Manöverflüge von Hamburg aus mit ihrem mehr und mehr zu steigernden Aktionsradius werden dem Zeitpunkt für den Beginn des polaren Unternehmens das Horoskop schon stellen. — Was nun den Weg nach Tromsö selbst anlangt, so erscheint uns auch wegen der meteorologischen Verhältnisse und der besseren Landungsmöglichkeiten der Weg über die Ostsee günstiger als der an Norwegens Küste hin.

Setzen wir nun ein betriebssicheres Luftschiff voraus, so sind allerdings für die Ausübung der Luftschiffahrt in den arktischen Gegenden im Sommer auch die aerologischen und meteorologischen Bedingungen an und für sich günstig. Wetterstürze, wie wir sie in unseren mitteleuropäischen Sommern so häufig erleben, und damit verbundene rapide Temperaturänderungen sind dort nicht zu erwarten. An größeren Niederschlägen ist die Arktis im allgemeinen und besonders im Sommer arm. In dieser Hinsicht wird die Ballonforschung nicht mit einem so großen Gefährlichkeitskoeffizienten zu rechnen haben, wie er für die ebenfalls geplanten Ballonforschungen in den Tropen, zunächst auf Neuguinea, zu berücksichtigen ist. Die meteorologischen Aussichten, ab Spitzbergen während der Sommermonate Juli, August und vielleicht auch noch September erfolgreiche Ballonfahrten zu machen, sind ermutigend. Stürme gehen nur selten über den 80. Breitengrad hinaus, und so ist es hier in der Atmosphäre verhältnismäßig ruhig. Auch die geringe Temperaturschwankung — wir haben im Sommer hier im Durchschnitt mit einer Lufttemperatur am Boden von plus 3—4 Grad zu rechnen — ist sehr günstig für die Erhaltung einer konstanten Gastemperatur und damit der ungestörten Gleichgewichtslage des Luftschiffs, mit anderen Worten, es ist kein durch Erwärmung bedingtes hinderliches Emportreiben des Luftschiffs zu großen Höhen zu gewärtigen.

Als Operationsgebiet in der Arktis sind, wie gesagt, zunächst die Küste von Ostgrönland und die Meere zwischen Spitzbergen und Grönland und dem Pol ins Auge gefaßt worden. Es ist hier also kein Bestreben vorhanden, coûte que coûte den Pol zu erreichen, sondern das schon erwähnte, noch so wenig bekannte Gebiet zwischen Grönland und Franz-Josefsland zu erkunden. Um wissenschaftliche Untersuchungen verschiedener Art anstellen zu können, sollen dabei hier und da Zwischenlandungen gemacht werden, aber gerade diese Zwischenlandungen sind es, die den Punkt berühren, wegen dessen wir skeptisch sind. Hinsichtlich dieses kritischen Punktes drückt sich auch Nansen vorsichtig aus, wenn er in seinem Gutachten sagt: „falls man mit dem Luftschiff auf dem Treibeise landen kann". v. Parseval hat es ja auch bereits betont, daß Zwischenlandungen zu vermeiden sind, da ein Wiederaufsteigen auf dem Polareise, wenn dynamische Hilfen versagen, nicht durch Nachfüllung, sondern nur durch Ballastausgabe möglich ist. „Eine Zwischenlandung, bei der man etwa aus eigner Kraft nicht wieder hochkommen kann, zwingt zur Rückreise; das will sagen, zum Beginn einer zweiten Expedition, die aber nur mit sehr viel geringeren Hilfsmitteln zu unternehmen ist." Die Expedition trägt ja sicher die notwendigsten Mittel für eine eventuelle Rückreise bei sich, ob das aber in genügender Menge der Fall sein kann, daraufhin könnte die Wirklichkeit eine recht unangenehme Probe veranstalten. Die Strecke, welche die Forscher durchflogen haben, müßten sie zu Fuß mit Schlitten wieder zurücklegen. Die Expedition kann beim Verlust ihres Luftschiffes gezwungen sein, so viel Wochen, vielleicht sogar Monate zur Rückkehr zur Zentralstation, sei dieselbe auf Spitzbergen oder auf Grönland, oder im glücklichsten Falle das Dampfschiff selbst, zu gebrauchen, als das Flugschiff hinwärts Stunden nötig hatte.

Aus persönlicher Erfahrung können wir versichern, daß zu der Roßarbeit des Schlittenziehens ebensoviel körperliche als moralische Widerstandskraft nötig ist, selbst dann noch, wenn die Ausrüstung die denkbar vollkommenste ist.

Nebel und Sturm können elementare Hindernisse schaffen. Muß ein Luftschiff gegen den Wind arbeiten, so braucht es natürlich doppelte Zeit wie bei Windstille oder etwa die dreifache als in dem Falle, wo ein Wind von derselben Stärke von rückwärts kommt. Auf jeden Fall ist eine möglichst gesteigerte Geschwindigkeit die beste Sicherheit bei einem so außerordentlichen Unternehmen. Es ist allerdings anzunehmen, daß die Vermehrung der Geschwindigkeit, worauf alle Luftschiffkonstrukteure hinstreben, bald noch bedeutend gesteigert werden wird. Zwanzig Sekundenmeter hat die Zeppelinsche „Schwaben" 1911 bereits geleistet. Durch die Beobachtung bei der Trift des Nansenschen Schiffes, der „Fram", und die seit 1902 von verschiedenen Seiten aus in der Gegend von Spitzbergen vorgenommenen aerologischen Untersuchungen mittelst Drachen und gefesselter Registrierballons wurde festgestellt, daß für die Monate Juni, Juli, August im Mittel auf fünf Sekundenmeter Wind zu rechnen ist. Nach den Arbeiten Alfred Wegeners, des Meteorologen der Danmarkexpedition, gehört dabei in Ostgrönland die 200 Meterstufe noch völlig dem Südost, die 500 Meterstufe schon den westlichen Winden an; Südwind, der bei den von A. de Quervain und dem Verfasser ausgeführten Untersuchungen in Westgrönland in den höheren Schichten der Atmosphäre vorherrscht, wurde von Wegener nur einmal gefunden. Bei 1000 m herrschte in allen Fällen an der Ostküste Grönlands noch Westwind.

Was die Erforschungsmöglichkeit des innern Grönland vom Ballon aus anlangt, wofür Graf Zeppelin sein Interesse uns gegenüber auch an den Tag legte, so sind die Aussichten dafür, sowohl wegen der aerologischen Verhältnisse als auch wegen der gewaltigen Aufwölbung des Landes, die bis zu 3000 m Seehöhe geht, als außerordentlich gering zu bezeichnen. Die Hoffnung, daß auch die Grönlandforschung selbst später sich des bemannten Ballons bedienen könne, eine Hoffnung, die sich auch an die erwähnten Arbeiten knüpfte, können wir selbst nicht teilen. Aus unseren Messungen ergab sich eben ganz überraschend ein Vorherrschen von südlichen und südöstlichen Strömungen und ein fast völliges Fehlen von ausgesprochenen Westwinden in größeren Höhen, was übrigens auch der Vorstellung eines regelmäßigen, bis in jene Gegenden reichenden Polarwirbels widerspricht. Nordwind herrschte nur in seichten, dem Boden benachbarten Schichten. Eher wäre — wie es Graf Zeppelin uns gegenüber aussprach — eine der Küste folgende Umschiffung des Landes denkbar.

Ob dahingegen Westgrönland sich nicht ebenfalls als Ausgangspunkt für den Pol eignet, das ist eine Frage, deren Beantwortung nach den Messungen und in Anbetracht der vorhandenen Stützpunkte — es gibt ja dort auch Menschen — weit eher zu bejahen ist.

Für alle Luftschiffunternehmungen in die Polargegenden, die der noch problematischeren Verwendung von Flugmaschinen vorauszugehen haben, müssen erst noch weitere Erkenntnisse und Unterlagen gewonnen werden, gleich-

viel, von wem dieselben ausgehen. Wir dürfen uns nicht verhehlen, daß an Vorbereitungen in dieser Hinsicht noch viel zu geschehen hat, wenn auch durch Meteorologen wie Stade, Hergesell, Berson, Elias, Alfred Wegener und schließlich auch durch die de Quervain-Stolbergsche Expedition und eben nicht zuletzt durch Graf Zeppelin selbst ein Anfang dazu gemacht worden ist. Rempp und A. Wagner setzen momentan den Winter hindurch auf Spitzbergen diese aerologischen Arbeiten fort. Im Laufe des Sommers und im kommenden Winter wird die im Frühjahr segelnde schweizerische Grönlanderexpedition anknüpfend an die Messungen von 1909 in Westgrönland dasselbe tun. Über die Studienreise nach Spitzbergen sagt H. Hergesell selbst folgendes: „Unsere Studienreise hat für die Ausführung der Luftschiffahrt im Polarsommer der arktischen Gegenden sehr günstige Bedingungen ergeben. Sowohl die ausgesuchten Plätze der Luftschiffhallen (Croß — eventuell Redbai) haben Verhältnisse gezeigt, die unsere Erwartungen weit übertrafen, als auch die besonderen klimatischen Vorbedingungen wurden so günstig erfunden, wie es die meisten sich nicht vorgestellt hatten." Aber nun kommt die wiederholt betonte conditio sine qua non, wenn Hergesell fortfährt: „Falls ein betriebssicheres Luftschiff vorhanden ist, das mit eigener Kraft Spitzbergen erreichen kann, wird die von uns geplante wissenschaftliche Expedition ohne Schwierigkeit zur Ausführung gelangen können. Für die Schaffung eines solchen Schiffes wird der Arbeitsausschuß zunächst wirken". So weit Hergesell. Wann das einmal sein wird? Vielleicht in einigen Jahren oder noch später, je nach Ausfall der Seeflüge von Hamburg aus. Diese Frage vermag also der Arbeitsausschuß mit Sicherheit zurzeit selbst nicht zu entscheiden und wird es auch gar nicht so bald entscheiden wollen.

Daß von einer gedeihlichen Entwicklung der überseeischen Luftschiffahrt auch für die geographische Wissenschaft ein besonderer Nutzen erwartet werden darf, ist zweifellos. Fehlschläge, vielleicht auch Katastrophen, werden zunächst nicht ausbleiben. Aber es muß gewagt werden; die Luftschiffe müssen auch auf das Meer hinaus! Es muß versucht werden, Luftschiffe unter Bedingungen zu verwenden, die von den mitteleuropäischen verschieden sind und zumal in Gebieten, wo der Luftweg den besten abgeben würde. Immerhin darf aber wohl gesagt werden, daß die noch vor der Indienststellung seelufterprobter lenkbarer Ballone ausgegebene Losung ganz große Aufgaben recht frühzeitig stellte, Hoffnungen, die erst viel später möglicherweise erfüllt werden können, zu zeitig weckte, so daß dadurch Mißverständnisse herbeigeführt werden mußten. Kommt aber in Jahren die deutsche wissenschaftliche Luftexpedition auf Zeppelinschiffen nach der eisigen Calotte der nördlichen Halbkugel zustande, so wird sie das Größte, Kühnste und Geistvollste aller bisher dagewesenen Forschungsunternehmungen bedeuten. Allerdings ist der daraufhin ausgestellte Wechsel ein langfristiger; wir glauben aber bestimmt, daß der Versuch seiner Einlösung so bald, als es die Fortschritte des Systems zulassen, gemacht wird. Die Trassaten tragen gute Namen. Die Art der Vorbereitungen wie der ausgesuchte und außerordentlich geschulte Stamm ihrer Hilfskräfte geben eine weitere Gewähr.

„Herr v. Knesebeck."

In Berlin kamen die Menschen wieder zusammen, und in einem nicht allzu kleinen Kreis hörte man in bekümmertem Tone bei jeder Begegnung: „Und der arme Herr v. Knesebeck, den ersetzt uns niemand!" Danebenstehende fragten dann: „Sie meinen den Baron Knesebeck, den Anführer des diplomatischen Korps?" oder „Sie sprechen von Exzellenz Knesebeck, dem Vorsitzenden des Roten Kreuzes?" Dann antwortete man: „Gewiß. Aber auf das alles kam es ja gar nicht an. Seine Ämter werden andere ebenso gut verrichten, ihn hingegen wird niemand vertreten."

Es gehört viel Eigenart dazu, um innerhalb eines im Grunde doch ruhig begrenzten Wirkungskreises eine solche Lücke zu hinterlassen. Dabei ist sein Bild nicht leicht zu entwerfen, es bedarf ungewöhnlich zarter Töne. Wahrscheinlich hatte er sich in der Jugend, im Bonner Husarenregiment, noch nicht „gefunden"; entscheidend für ihn war die Berufung als Privatsekretär der Kaiserin Augusta. Da entstand ein seltenes, beide sympathisch beleuchtendes Verhältnis, das der ehrwürdigen Fürstin und des jungen Offiziers. Ihre feinen, still-schönen Gedanken führten sie innerlich zusammen. Es hatte sich die Gewohnheit herausgebildet, daß er an jedem Morgen eine Stelle aus einem ihrer gemeinsamen Lieblingsschriftsteller abschrieb und ihr auf den Schreibtisch legte. Diese Blätter wurden nach ihrem Tode für den Freundeskreis gesammelt. Da findet sich Goethe, da finden sich Droysen und Gregorovius, Voltaire und Doudan, Robertson und Monod. Als Motto das Goethesche Wort: „Große Gedanken und ein reines Herz, das ist, was wir uns von Gott erbitten sollten." Auf dem Heftchen liegt eine aus dem Wesen der beiden hervorgehende abgetönte Stimmung.

Allgemein fiel die Rede auf, die er auf die tote Herrin hielt. In weiteren Kreisen empfand man ihn zum ersten Male als Persönlichkeit, bewunderte die gedämpfte Wärme, die vornehme Gestaltungsgabe seiner Worte.

Er blieb am Hofe, genoß unbegrenztes Vertrauen der regierenden Majestäten. Als nicht lange nach seinem Tode eine der Kaiserin nahestehende Dame bei einer Audienz den Verlust beklagte, sagte die Kaiserin einfach, aber mit Tränen in den Augen: „Ich kann noch nicht darüber sprechen." Nun fehlt den Hoffesten die allen Teilnehmern wohlbekannte ruhige, vornehme Erscheinung.

Die Erscheinung deckte sich mit seinem Wesen. Er war schlank, hatte regelmäßige, feine Züge, schöne Hände, eine überaus edle Form des Kopfes. Er war zurückhaltend, etwas melancholisch, hatte eine gedämpfte angenehme Stimme, eine bemerkenswert gute Wahl der Worte. Vermutlich las er viel. Auf jeden Fall las er persönlich Empfundenes, Innerliches heraus; es war ein Vergnügen, wenn er aus einer Biographie, einem Memoirenwerk das ihm wertvoll Erscheinende wieder erzählte. Oft bedauerte ich, daß eine so abgeklärte Kultur, ein so sicherer Geschmack teilnahmslos und abseits vor der modernen Kunst- und Literaturentwicklung verharrte. Ich bedauerte es wohl mit Unrecht. Jede Eigenart bedeutet Ein-

schränkung, bedeutet Ausschaltung, einem Instinkte folgend. Und er wußte genau, was ihm zusagte, erfrischte sich an jener Kunst, die ihm viel war, die ihn über öde Strecken des Alltagslebens hinüberhalf. Unverheiratet geblieben (wie einige erzählen, hatte Vermögungslosigkeit zwischen ihm und seiner einen Neigung gestanden), besaß er wie heutzutage nicht allzu viele Menschen Freundinnen und Freunde im echten Sinne des Wortes. Bei ihnen im kleinen Kreis fühlte er sich wohl, wurde dort hochgehalten. Deutlich erinnere ich mich einer kleinen Tischrunde bei Frau Anna v. Helmholtz — die Hausherrin, Herr v. Knesebeck, Dr. Ludwig Bamberger und ich. Es war ein wechselseitiges, anregendes Gespräch, dann wurde das Gesagte durch einen Goetheschen Ausspruch beleuchtet, und der oft nur wenig aus sich herausgehende Herr v. Knesebeck zeigte sein wundervolles Gedächtnis, seine Goethe-Kenntnis, zitierte lange, wenigen geläufige Stellen. Natürlich sah man ihn „überall“; ich bezweifele jedoch seine allgemeine Beliebtheit in der großen Gesellschaft. In virtuoser, aber nicht gerade erwärmender Weise verstand er es, sich in seine Trennungsschicht einzuhüllen, Luft zu sehen. Nur wenigen hat er sich gegeben.

Oft werden die damals Anwesenden einer Abschiedsrede gedenken, die er seinem Kollegen und Freunde, dem Grafen Seckendorf, hielt. Es war in den schönen Räumen der Frau Cornelia Richter, er wie der Verstorbene gehörten zum intimen Freundeskreis des Hauses. Er sprach mit Empfindung, ohne Sentimentalität, war auch in der lobenden Würdigung gemessen und fein. Unvergeßlich der Klang seiner Stimme, die gewählte und doch schlichte Sprache, die Harmonie der Erscheinung.

Das letzte Mal, daß ich ihn sah, im vorigen Winter, kurz vor meiner langen Reise, war ich bei ihm zu Tisch. Ich freue mich, daß dieses letzte Bild ihn mir in seiner eigenen Umgebung zeigte; ein kleiner Kreis, etwa zehn gegenseitig bekannte Menschen. Nachher saßen wir noch lange in seinem Wohnzimmer, ein Rahmen, der, behaglich und geschmackvoll, den Besitzer anzudeuten vermochte. Wer solche Zimmer kennt, wird in das Lob der „Schöpfungen“ unserer berühmten „Raumkünstler“ nicht so recht einstimmen können. Dabei erinnere ich mich nur weniger Einzelheiten: bequeme, lederbezogene Stühle, einfache Lichtschirme, das Geschenk einer anwesenden, von ihm besonders verehrten Freundin; sorgfältig eingebundene gute Bücher in den Fächern, ein kleiner Buddha, goldene Lotusblumen in einem alten, patinierten Bronzegefäß.

Die Zimmer werden wohl schon von anderen Menschen bewohnt, ihr stiller, vornehmer Besitzer hat die Augen geschlossen.

Er stand einsam im Leben, aber er wurde von vielen verstanden und wird von vielen vermißt.

Marie v. Bunsen.

Literarische Rundschau.

Neuere Belletristik.

Der Untergang der Anna Hollmann. Erzählung von Gustav Frenssen. Berlin, G. Grotesche Verlagsbuchhandlung. 1911.
Kamerad Fleming. Roman von Alfons Paquet. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt Rütten und Loening. 1911.
Liljecronas Heimat. Roman von Selma Lagerlöf. Übersetzung aus dem Schwedischen von Pauline Klaiber. München, Albert Langen. 1911.
Judas. Roman von Lulu v. Strauß und Torney. Berlin, Egon Fleischel und Co. 1911.
Das Ebenhöch. Geschichten von Bauern und ihrem Anhang. Von Alfred Huggenberger. Frauenfeld, Huber und Co. 1911.

Religiöse Probleme sind der Dichtung der Gegenwart in ihren verschiedenen Richtungen nicht fremd, mehren sich aber so sehr, daß sie die Vorherrschaft zu gewinnen anfangen. Führt uns Enrica v. Handel-Mazzetti in die erbitterten Kämpfe der Katholiken und Protestanten des 17. Jahrhunderts, um an dem einfachen, natürlich starken Empfinden einer fraulichen Dulderin und an dem sündigen Sich-selbst-Vergessen des ritterlichsten aller Junker das tiefste Erleben der Seele zu veranschaulichen, spürt Gerhart Hauptmann in der Beschreibung des jammervollen Daseins, das dem Narren Emanuel Quint beschieden war, den irdischen Pfaden Christi nach, so mußte Strindbergs universelles, praktisches Künstlertum in konsequentem Fortschritt die Grenzen überschreiten, die der Kirche eigenstes Erbgut umschließen. Da fordert es gewiß erhöhte Beachtung, wenn nun auch der volkstümlichste unserer Schriftsteller, Gustav Frenssen, ein vielbehandeltes in den Schatz der alttestamentlichen Überlieferung zurückführendes Motiv, den Hader des „Gerechten" gegen Gottes Versuchung, seiner Erzählung aus dem Hamburger Seemannsleben zugrunde legt, und Alfons Paquet, diese höchst anziehende, vielversprechende Persönlichkeit aus dem jüngsten Dichtergeschlecht, seinen Kamerad Fleming vor dem Getriebe sozialdemokratischer Machenschaften in Stunden ernster Einkehr und frommer Andacht Ruhe finden läßt.

Einen Blankeneser Schifferjungen, Jan Guldt, nahm Gustav Frenssen zum Helden seiner Geschichte. Seinen Vater hat er nicht gesehen, er ist auf See geblieben; und von seiner Mutter, die, entzweit mit der Familie, einsilbig und stumpf ihr kurzes Leben fristet, hat er nichts überkommen als den verbissenen Haß gegen die schlechte Welt, gegen die Mörder seines Vaters und Großvaters, die Hollmanns, die auf schlechten Schiffen in verruchtem Dienst ihre Leute dem Verderben und Tod preisgeben. So wächst er heran zu einem niedersächsischen Eigenbrödler, ungeschlacht nach außen, zartere Regungen scheu verbergend, mit jäh ausbrechender, ungezügelter Energie und ohne Furcht; und immer quälender brennt in ihm die Frage: Warum herrscht die Ungerechtigkeit in der Welt? Die Reederei der Hollmanns blüht und bringt ihren Besitzern unendlichen Reichtum, und die

Menschen, denen er, Jan Guldt, Gutes erweist, zahlen ihm bösen Lohn. Er ist hitzig auf Ordnung und Recht und gilt als fromm. Als er es zum Steuermann gebracht hat, ergreift er die erste Gelegenheit, sich den Hollmanns zu stellen. Die „Anna Hollmann", ein alter, morscher Kasten, liegt zur Ausfahrt bereit und nimmt auf der Rückkehr einen Mitinhaber der Firma, Hans Hollmann, an Bord. Guldt läßt sich unschwer anwerben. Um seine gute, gerechte Sache durchzusetzen, verknüpft er sie mit der schlechten, er will von den Hollmanns fordern, was sie ihm Böses getan haben, wenn er, das Steuer in der Hand, die Gewalt über das Schiff hat. Zwar befällt ihn ein leises Zagen beim Betreten des Schiffes: ob er es wohl mit Gott anstatt mit den Hollmanns zu tun bekommen würde? Aber die aufdämmernde Vorstellung von einem gerechten Gott, der die Menschen nur versucht, gibt ihm bald seine Selbstherrlichkeit zurück. — Rasch strebt die Handlung vorwärts. Auf der Heimfahrt hörte Guldt, daß sein Vater nicht der gute Mann war, für die ihn die Mutter gehalten hat, sondern ein Schurke, der andere zur Roheit erzog. Und in Madeira kommt nicht Hans Hollmann, sondern ein Neffe, ein halberwachsenes Bürschlein, an Bord. Guldts Zweck ist verfehlt. Er sieht dem Untergang in der Biskaya ruhig entgegen, denn der Glauben an seine gerechte Sache wächst und wird zum Hochmut, als er den jungen Hollmann für seine Reformpläne empfänglich findet. Mit hinreißender Kraft schildert Frenssen den Kampf des Elements gegen das schlechte Schiff, das Versagen dieses Organismus, die Verwüstung der Fluten, die Not der Menschen. Nur Guldt bleibt unverzagt. „Ich weiß es von Gott selbst." Auf einem Holzstück im Ozean schwimmt er allein, der Glauben steigert seine Ausdauer zu äußerster Zähigkeit. Seine wirren Gedanken drängen immer lebhafter den Gegnern nach: dem Vater und Hollmann. Er sieht sie auf der Insel in elender Zwietracht leben. Er dringt vor zu Gottes Tür. Aber sein heftiges Klopfen klingt nur wie das Geräusch einer Fliege und findet kein Gehör. In verächtlicher Gleichgültigkeit erlischt sein Denken. Gott war nur ein Reflex des eigenen Denkens, ein Phantom, das zerfloß, als er es greifen wollte.

Der Gottesbegriff versagt, und ungenügende Motivierung der Handlung hat der Wirkung Abbruch getan. Die Anlage des Ganzen erfordert, daß Guldts Vision im Angesicht des Todes die Lösung des Problems bringt; der Schluß erscheint nur noch als unorganischer Anhang. Der Held steht dem Herzen des Dichters zu nahe, als daß es trotz der ernsten Arbeit, die Frenssen an diesen großen Wurf gewandt hat, zu einer klaren Charakteristik gekommen wäre. Überscharfe Beobachtung des Details auf schmaler Basis erzeugt an vielen Stellen gegen den Willen des Verfassers den Eindruck der Karikatur. Doch sollen über diesen Einwänden nicht die prächtigen Schilderungen des Buches vergessen werden und die spontan aufwallende Freude an der Größe des Vaterlandes. Wenn im Dämmerschein des Morgens auf der weiten uferlosen Fläche des Meeres plötzlich die deutschen Kriegsschiffe auftauchen: „Schwer lagen sie im Wasser, in ihrem Erz sich wiegend wie im grauen Ordensmantel" —, so bricht durch den Jammer des Schiffbrüchigen ein Ton so hell und frohlockend, wie etwa durch Tristans Klagen das Heimatlied Kurwenals.

Auf zwei Gedichtbände und einige Arbeiten wissenschaftlichen und reisebeschreibenden Inhalts läßt Alfons Paquet sein erstes dichterisches Prosawerk, den Roman „Kamerad Fleming" folgen. Nur in dünnen Fäden, mit bewußtem Verzicht auf strengere Verknüpfung, ist die Handlung durch diesen „Roman" gesponnen, der den Aufenthalt eines jungen Deutschen in Paris schildert und oft wie eine Autobiographie anmutet, eine Reisebeschreibung oder Tagebuch. Erinnerungen an Deutschland und Amerika spielen hinein: an den stählenden Einfluß des Landes der unbegrenzten Möglichkeiten in wirtschaftlicher Freiheit, an die deutsche Heimat, seine strenge Arbeit auf den deutschen Universitäten und an das schlichte Verhältnis zu der Bildhauerin Berta Küppers, einem älteren Mädchen, gegen deren erwachende Sinne sich Karl Fleming in herber Freundschaft scheu verschließt.

Unruhen in Paris, die, vom Sozialismus entfacht, unter dem Eindrucke von Ferrers Hinrichtung drohend anschwellen, haben den jungen Staatswissenschaftler unmittelbar vor dem heißersehnten Abschluß des Doktorexamens in die Weltstadt gelockt, wo er zunächst als zurückhaltender Beobachter Fühlung mit der großen Bewegung zu gewinnen sucht. Ein grandioses Weltbild entrollt sich ihm hier. Er sieht die Stadt am Morgen, im Tiefstand der Lebensäußerung, mit seiner unheimlich lauernden Stille, wie am hellen, laut lärmenden Tag und am Abend, der bei buntem Geflimmer lichtscheues Gesindel aus seinen Höhlen lockt; über die Straßen führt ihn der Dichter mit ihrem Getriebe, seltsamen Erscheinungen und rasch verwischten Eindrücken, durch die Verkehrswege, die Untergrundbahn wie den altmodischen Omnibus, über freie Plätze im freundlich grünen Schmuck, in ehrwürdig stille Kirchen. Diese Stadt ist der Schauplatz des sozialen Krieges. Nur eine Meisterhand konnte von den an den äußersten Enden ausgestreckten Fühlern bis in das Zentrum diesen gewaltigen sozialdemokratischen Organismus vor uns erstehen lassen als lebendige Einheit. Auf die Lektüre der Flugblätter, die den Neugierigen zuerst aufmerksam machen, folgt bald der unüberlegt abgegebene Schuß, der den Polizeihund tötet, Fleming zum Helden des Tages und mit dem Führer Fraconnard bekannt macht. Es scheint, als würde ihn die Bewegung völlig in ihren Bann ziehen. Zum Agitator bestellt, sammelt er die Deutschen und führt sie bei der Kundgebung vor die spanische Botschaft. Wie eine Schlange wälzt sich der Strom der Menschen vorwärts; es entspinnt sich der erbitterte Kampf zwischen dem organisierten Pöbel und der Polizei, aus deren klug gespanntem Netz es kaum ein Entrinnen gibt. Die Not des Volkes und der Wunsch zu helfen, die fortreißende Wirkung der Masse machen ihn indessen nicht blind gegen den Mangel an echter Begeisterung, er überblickt die von selbstsüchtigen Fanatikern bediente Maschinerie der Revolution und löst sich von ihr. In glänzender Darstellung verfolgt Paquet stufenweise diese Wandlung.

Was in schimmernder Fülle Geist und Sinne fesselte, beginnt zu verblassen in Stimmungen, in denen er sich gegen die Wirklichkeit sträubt, und seine „Seele in die Verborgenheit zurücktritt". Wie aus weiten Fernen erheben sich Träume, Bilder der Vergangenheit. Fleming fühlt die beruhigende Kraft großer architektonischer Linien. Er sucht die Kirchen auf, die gewaltigen Säulen der Notre-Dame werden ihm lebendig und wecken sein geheimstes Sehnen: „Als die Tür hinter ihm zufiel, war es, als habe er ein Schiff bestiegen, das von der alten Erde abstoßen konnte, um eine neue zu suchen . . . diese Säulen redeten zu den wahrhaft Frommen. Auch heute noch gab es wahrhaft Fromme in der Welt, die doch diese Dome nie betraten. Wo ist der Ort der Sammlung und der Stille, den sie ersehnen?" Charakteristisch für diese Religiosität ist das Zurückweichen vor den festen Begriffen, vor der Sitte und allem, was die heiligste Empfindung durch Gewöhnung zu entwürdigen droht; und doch tritt ein starkes Gefühl hervor für die alten Einrichtungen und die Wirkung, die von ihnen ausgeht: die stille Einkehr, die Ergebenheit im Gebet und das Spiel der Orgel, mit deren Tönen er zögernd und staunend wandert, deren „urweltliches Singen auf einem tiefen, warmen Unterstrom von Harmonie und Tapferkeit die leisen Schreie und Nachdenklichkeiten des Lebens mit sich fortträgt."

Dieser kontemplative Romantiker empfindet den Widerstreit von Verstand und Gefühl, von Wirklichkeit und heimlichem Träumen und Sehnen. Aber es erlischt keine Stimmung unter ironischem Lächeln, es wird kein Effekt gesucht durch Verschärfung dieses Widerspruches. Der Zwiespalt ist gemildert durch die den Affekt überwindende Einsicht und Erfahrung. Hat Paquet schon im Anfang seines Romans den Motiven nicht nachgespürt, die zur plötzlichen Abreise Flemings nach Paris führten, so können wir das gewaltsame Ende, das ihm ein verkommener Fanatiker durch eine Revolverkugel bereitet, nur symbolisch deuten als die Rache der vorwärtsdrängenden Entwicklung für den Widerstand, den ihr passive Naturen durch ihr zögerndes Verhalten bringen. — Die Einfachheit der Sprache ist bei dem Reichtum

an Bildern und der Fähigkeit, ohne krampfhafte Bemühung die feinsten Sinneswahrnehmungen und seelischen Regungen wiederzugeben, bewunderungswürdig. Schilderungen wie etwa die der Straßenszenen in Paris oder des einsamen Gangs im Park von Versailles haben in der zeitgenössischen Literatur kaum ihresgleichen.

Im Gegensatz zu Paquets auf vorwiegend männliche Probleme gerichteten Roman treten bei Selma Lagerlöf, die wir wie so manchen ihrer Landsleute zu den unsrigen zählen dürfen, die Frauen wieder in ihre Rechte. Epos und Märchen haben der nordischen Dichterin die Kunst gelehrt, Menschen zu beobachten und ihre Schicksale darzustellen. In ruhigem, von inniger Teilnahme durchglühtem Tone berichtet die kluge Frau ihren Zuhörern, deren Aufmerksamkeit durch gelegentliche Apostrophe belebend. Sneewittchens Los teilt Maja Lisa; ihr phantastischer Sinn wird geknechtet durch die rauhe Arbeit, die die Stiefmutter fordert, die selbst, als Obdachlose aufgenommen, sich in dem Pfarrershause eingenistet hat und plötzlich wie ein böser Geist verschwindet, als ihre niedrigen Schliche entdeckt werden. Das Erscheinen des Prinzen, der Maja aus den Banden der bösen Stiefmutter erlöst, hat die Dichterin zu wohlberechneter Wirkung hinausgeschoben, ja, sie sucht den Leser zu täuschen, da erst der Pfarrer Liljecrona ihre Neigung gewinnt, bis schließlich der Sieg seinem Bruder zufällt, dem seltsamen, ruhelosen Schmied, der in den Tönen seiner Geige Erlösung von seelischen Qualen suchte und nun mit der Geliebten auf dem Erbgut Lövdala seine „Heimat" findet.

Lulu von Strauß und Torney greift in ihrem etwas breit angelegten historischen Volksroman zurück in die Vergangenheit der westfälischen Bauernschaft. Aber der erbitterte Kampf gegen die neue Kontribution der gräflichen Herrschaft dient mehr als Ausgangspunkt denn als Hintergrund für die Erzählung von dem tragischen Schicksal des Zweitgeborenen. Heinrich Harrekop, der als Führer der renitenten Bauern über dem Politisieren in der Schenkstube zum Trinker geworden ist, wird nach dem blutigen Kampf mit dem militärischen Exekutionskommando zum Verlust seines arg vernachlässigten Hofes an seinen jüngeren Bruder Tönnies verurteilt. Hatte dieser seinem Bruder, als er den Rückgang wahrnahm, freiwillig als Knecht gedient, um den völligen Untergang des Erbgutes zu verhindern, so ist jetzt das Verhältnis umgekehrt. Aber Tönnies wird seines Besitzes nicht froh. Die Dorfgenossen, die ihrem einstigen Rädelsführer, dem Hinrich, auch über das selbstverschuldete Ende hinaus ihre Gunst erhalten, hassen ihn als den ehrlosen Schleicher und treiben ihn durch Verleumdung und mit Hilfe der Ansprüche, die sie auf den längst verschuldeten Hof haben, in den Tod. Das Volk nimmt Rache an dem Schuldlosen, dem die aufopfernde Arbeit Zurückhaltung auferlegte, für die Niederlage in dem Kampf mit der Herrschaft. Mit genauester Kenntnis der bäuerlichen Wesensart und Sitte hat die Dichterin die inneren Zusammenhänge innerhalb der Dorfgemeinschaft aufgedeckt und die Darstellung auf den Höhepunkten — wie etwa in der Dorfschlacht — zu dramatischer Wirkung gesteigert.

Unter die stattliche Schar emsig schaffender Poeten, die neben Widmann und Spitteler die zeitgenössische Literatur der Schweiz zu frischer Blüte gebracht haben, ist jüngst ein Bauersmann getreten, dessen Schriften wohl den Anspruch erheben dürfen, allgemeinere Verbreitung und Anerkennung zu finden. Alfred Huggenberger hat ebensowenig wie sein Landsmann Ernst Zahn, der Bahnhofswirt von Göschenen, geglaubt, seinen Beruf aufgeben zu dürfen, als seine Gedichtsammlung „Hinterm Pflug" ihm den ersten schriftstellerischen Erfolg brachte. Gerade während der Arbeit auf dem Felde und der Ruhe des Feierabends kommen ihm die einfachen und schönen Gedanken, die seine Erzählungen auszeichnen. Das Dorf und die umliegenden Weiler — Ebenhöch genannt — bilden den gemeinsamen Schauplatz. Da macht ein törichter Aberglaube den fleißigen Peter Wenk zu einem eingebildeten Kranken, aber seine kluge Frau gewinnt ihn dem Leben zurück und der Tochter Frida den gewünschten Bräutigam gegen

des Vaters Willen. Huggenberger ist ein Freund der Einsamen, die heimlich vor der Welt ihren Kummer tragen; er weiß dem Sali vom Ristenhof die Geschichte zu entlocken von der Verwirrung, die die schöne schwäbische Heuerin Eva in der Ehe dieses wackeren Bauern anrichtete, und dem Elend, das in ihrem Gefolge ohne sein Verschulden über die Familie hereinbrach. Seine Teilnahme gilt dem Mann, der unter falschem Verdacht als Ausgestoßener sein Leben verbrachte, und als ihm sein Recht ward, sich nicht wieder in die Welt finden konnte, sondern freiwillig aus ihr schied. Mag es auch bei dem Dichter, dem übrigens die Frauen weit besser in der Charakteristik gelingen als die Männer, mit dem Dialog, dem Prüfstein wirklichen Könnens, nicht immer aufs beste bestellt sein: wer diesem anspruchslosen Erzähler willig folgt, wird in der klugen Art, den Freuden und Leiden schlichter Menschen nachzuspüren und ihren lebengestaltenden Einfluß zu ermessen, etwas von der intuitiven Sehkraft wiederfinden, die den Größten unter den Schweizer Dichtern zu den tiefsten Wirkungen befähigt hat. Es sei nur an das Wort in „Elsbeths Enttäuschungen" erinnert: „Es wird schon so sein, wir Frauen müssen uns selber am Leben erhalten; wir müssen uns selber vorsingen, wie der Schäfer, damit wir nicht einschlafen und tot werden."

Bruno Hake.

βμ. **Louise de Prusse. Princesse Antoine Radziwill.** Quarante-cinq années de ma vie. (1770 à 1815.) Publié par la Princesse Radziwill, née Castellane. Paris, Plon. 1911.

Die Herausgeberin der von der Akademie preisgekrönten Chronik der Herzogin von Dino bringt die Memoiren der Großmutter ihres Mannes. Allen, die in dem damaligen Berlin nur etwas Bescheid wissen, ist diese Prinzessin bekannt. Zum ersten Male tritt sie jedoch als sympathische, lebendige Persönlichkeit hervor. Schlicht und anspruchslos erzählt sie von den Freuden und Sorgen einer jungen Prinzessin am preußischen Hofe, dann von ihrer drangvollen Zeit. Zwei Gestalten werden mit besonderer Bewunderung und Neigung gezeichnet, und es sind gerade die in weitesten Kreisen beliebtesten Gestalten jener Periode: ihr Bruder Prinz Louis Ferdinand und ihre Freundin und Gönnerin Königin Luise. Die ausführliche Schilderung der Tilsit-Begegnung wird zu den zuverlässigsten Quellen dieser Tage gerechnet werden. Auch von Prinz Heinrich, dem vom Glück abseits Gelassenen, wird mancherlei berichtet. Nicht allen ist bekannt, daß ihm die polnische Königskrone angeboten wurde, daß sein großer Bruder sie, ohne ihn zu benachrichtigen, kurzerhand zurückwies. In Rheinsberg war die Prinzessin Luise oft bei ihm, schildert die dortige Atmosphäre, wie überhaupt die Schlösser von Berlin und der Umgebung durch anschauliche Bilder belebt werden. So der Auftritt der Sophie Dönhoff im Marmorpalais, der nächtliche Abschied des totgeweihten Prinzen Louis Ferdinand in Bellevue; der letzte Abend, den Königin Luise in Charlottenburg, ihrem Lieblingsaufenthalt, verbrachte. Die Prinzessin erzählt angenehm-naiv, wie das erste Galadiner, die erste große Toilette die Fünfzehnjährige beseligten, wie sie und eine ebenfalls unverheiratete Cousine sich ärgern, als für eine jüngere Verwandte ein Bewerber auftaucht. Mit liebenswürdiger Beschämung gesteht sie, daß ihre hingebende Pflege der verwundeten Soldaten etwas durch den selbstsüchtigen Wunsch: der liebe Gott möge das ihrem im Feldzug stehenden Sohne zugute kommen lassen, angespornt wurde. — Das leicht lesbare Buch ist mit musterhafter Sorgfalt herausgegeben worden.

πβ. **Souvenirs 1848—1878.** Par C. de Freycinet, sénateur. Paris, Delagrave. 1912.

Diese Memoiren Freycinets, pardon! de Freycinets, der „weißen Maus", wie ihn der Pariser Argot nennt, beginnen mit der Februar-Revolution, bei der der jugendliche Polytechniker schon eine gewisse Rolle spielte, und enden mit der Ernennung ihres Verfassers zum Minister der öffentlichen Arbeiten im Kabinett Dufaure Dezember 1877. Von dem dazwischen liegenden Zeitraum wird das zweite Kaiserreich nur flüchtig behandelt, um so ausführlicher der Krieg von 1870/71 und besonders natürlich, der persönliche Anteil des Verfassers als „Délégué à la Guerre" an der Ausrüstung der Armeen der „nationalen Verteidigung", dann die parlamentarischen Kämpfe unter Thiers und Mac-Mahon, zwischen Monarchisten und Republikanern. Die Darstellung, die weder durch Esprit zu glänzen noch Effekt zu machen sucht, ist schlicht und ansprechend, wenngleich nicht ganz frei von einer gewissen Eitelkeit, wie der Verfasser auch das „de" vor seinem Namen niemals vergißt. Enthüllungen neuer Tatsachen wird man darin schwerlich finden, aber manche anschauliche Schilderung und manchen charakteristischen Einzelzug, und vor allem eine Porträtgalerie französischer Parteiführer, die alle in scharfen Umrissen und doch, selbst die Gegner, mit mehr oder weniger Wohlwollen skizziert sind. Der eigentliche Held des Buches aber ist Gambetta, dem gegenüber Freycinet sich wie der Jünger zum Meister immer fühlt — obwohl er dessen berühmten Kampfesruf gegen Mac-Mahon — „il faudra se soumettre ou se démettre" — beiläufig als sein eigenes geistiges Eigentum in Anspruch nimmt.

γ. **Männer und Zeiten.** Von Erich Marcks. Zwei Bände. Leipzig, Quelle & Meyer. 1911.

Diese Sammlung von Reden und Aufsätzen gehört zu den erfreulichsten literarischen Gaben des letzten Jahres. Marcks ist ein hervorragender Erzähler, wenn auch sein Stil manchmal etwas schwer Lastendes hat, ein tiefdringender und feinsinniger Beobachter, dem das Wesentliche der Personen sich erschließt, und ein kluger und umsichtiger Patriot, der mit Wärme alles umfaßt, was wir Großes in unserer Geschichte und unserem Volksleben haben, ohne national beschränkt zu sein und ohne die Realitäten der Gegenwart zu übersehen. Einst galten seine Studien der französischen Geschichte, dem Admiral Gaspard de Coligny und der Zeit der Hugenottenkriege, in welche auch Philipp II. und Englands große Königin so tief verwickelt sind. So beziehen sich die sechs ersten Aufsätze des ersten Bandes denn auf diese Zeit. Es folgt eine Studie über Ludwig XIV. und Straßburg, wobei die Niederschriften des Ammeisters Franciscus Reißeisen verwertet sind, die als letzten Grund der Nachgiebigkeit und des Falls der Stadt angibt: le Roy le veut. Darauf kommen Aufsätze über den jüngeren Pitt, über das Königtum der Hohenzollern, über 1848, und endlich Würdigungen der großen Historiker Dahlmann, Heinrich v. Sybel, Heinrich v. Treitschke, Theodor Mommsen, welche zum Besten der Sammlung gehören; mit Recht wird die Geschichte der französischen Revolution als Sybels Hauptwerk bezeichnet, das heute noch als Ganzes die vorzüglichste Darstellung jener Zeit sei. Der

zweite Band beginnt mit vier Stücken über Bismarck, darunter eine Vergleichung mit Goethe — Stärke und Schönheit, Tat und Betrachtung verkörpern sie uns — und ein Bericht über Marcks' Besuch in Friedrichsruh 1893, der uns Bismarck am häuslichen Tisch so recht kennen lehrt. Kaiser Wilhelm I., Roon, Großherzog Friedrich von Baden fehlen in der Reihe nicht. Den Schluß machen Studien zur Gegenwart, Hamburg und das bürgerliche Geistesleben Deutschlands, Deutschland und England in den großen Krisen seit der Reformation, Einheitlichkeit der englischen Auslandspolitik, die imperialistische Idee der Gegenwart, das deutsch-österreichische Bündnis, das sehr schön eins der großen von Bismarck geschaffenen Besitztümer der Deutschen genannt wird. So bieten die zwei Bände dem gebildeten Leser reichste Anregung und Belehrung.

$\gamma\sigma$. **Das Haus Trowitzsch & Sohn in Berlin.** Sein Ursprung und seine Geschichte von 1711—1911. Berlin, Trowitzsch & Sohn. 1911.

Das vornehm ausgestattete Buch ist an sich wie um seines Inhalts wegen eine sehr willkommene Erscheinung. Der Verfasser, der sich auf dem Titel nicht nennt, der gegenwärtige Inhaber der Firma, Edmund Mangelsdorf, erzählt mit berechtigtem Bewußtsein, aber schlicht und einfach an der Hand der Geschäftsurkunden die Geschichte der Buchdruckerei und des Verlages Trowitzsch & Sohn in Berlin. Solche Bücher, die den Segen gut bürgerlicher Arbeit bezeugen, können wir durchaus brauchen, wir haben bei uns deren nicht genug. Die Anfänge der Firma Trowitzsch & Sohn bilden seit 1711 die ersten fünfzig Jahre der privilegierten Regierungs-Buchdruckerei zu Küstrin unter Gottfried Heinichen und Wilhelm Hübner, deren Privilegien sich auf die ganze Neumark erstreckten. Dann siedelte die Firma nach Frankfurt a. O. über; 1779 kam sie durch Heirat an den ersten Trowitzsch, dessen Namen sie bis heute führt. Sie teilte sich in der Folge in einen Frankfurter und in einen Berliner Zweig, die beide kräftig weiter blühen. Ihre hauptsächlichsten Artikel waren von Anfang an Kalender, Bibeln und Gesangbücher. Auch Volksbücher kamen seit Ende der Regierungszeit Friedrichs des Großen heraus, gedruckt „in diesem Jahr". Während der Unglückszeit vorübergehend in Königsberg in der Neumark, erhob sie sich mit der Befreiung Preußens aus ihrer gedrückten Lage, sie übernahm den Verlag des „Frankfurter Patriotischen Wochenblattes", aus dem sich die „Frankfurter Oderzeitung" entwickelt hat. Rühmlich ist die Firma in der Vorrede zu „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde" von Bettina, die ihr Werk bei Trowitzsch drucken ließ, genannt worden, und in letzterer Zeit hat sich die Firma immer umfassender den Verlag literarischer Werke angelegen sein lassen. Sie steht wie immer so auch jetzt noch auf dem Plane, die bleibenden idealen Güter deutschen Volkstums und christlicher Gesinnung, wie das Buch betont, durch ihre Arbeit zu pflegen. Ihr Ziel drückt sich in dem neuen Signet aus, das hier zum ersten Male bei dem Doppelzentenar-Buche angewandt ist: „Im Boden wurzeln, Zur Höhe dringen."

$\beta\mu$. **Der Chinese wie er sich selbst sieht und schildert.** In 82 Zeichnungen nach chinesischen Originalen von M. v. Brandt. Berlin, Dietrich Reimer (Ernst Vohsen). O. J.

Ein originelles und interessantes Buch. Die üblichen Brocken unserer Tageszeitungen: Verbrechen, Hofanekdoten, Unglücksfälle, Künstlernachrichten, aus der illustrierten Beilage einer großen politischen Zeitung; also tägliches Leben, von modernen chinesischen Künstlern wiedergegeben. Ein sehr bemerkenswertes graphisches Können. Es gibt noch flottere impressionistische Zeichnungen in der modernen ostasiatischen Journalistik, diese hier haben jedoch ihre eigenen Qualitäten; eine reine, sorgfältige und auch frische Linie. Wer sie genauer betrachtet, kann nicht länger die heutige chinesisch-japanische Kunst als verzopftes Epigonentum beiseite lassen. Bewegungen, Mienenspiel erstaunlich; die Behandlung des Laubes, der Luft beweist — wie noch stärker dies bei den großen graphischen chinesischen Meistern der Fall ist — die direkte ostasiatische Beeinflussung des Van Gogh. Mit einfachen, aber ausreichenden Mitteln wird auf den Blättern das Schwarz und Weiß verteilt. — Doch wird das Inhaltliche wohl einen noch breiteren Kreis interessieren, denn der Berufenste, M. v. Brandt selber, gibt zu jedem Bild eine aus ureigener Kenntnis geschöpfte Erklärung. Dieser Schlüssel ist auch notwendig, die allermeisten der geschilderten Vorgänge finden uns zu unvorbereitet. Da ist die Theatervorstellung zu Ehren des Li-hung-chang; der Direktor kniet vor dem großen Mann, überreicht ihm das Verzeichnis der von seiner Truppe gespielten Stücke, bittet den Ehrengast, die Auswahl zu treffen. Sehr gelungen das später polizeilich verbotene Kriegsspiel chinesischer Knaben oder der Malunterricht bei den Hoffräulein der Kaiserin-Witwe. Es wird geschildert, wie eine Dorfbewohnerschaft einen Ehebrecher ins Wasser stürzt; ein Festmahl gelehrter Greise wird abgebildet, die Gestalten sind klein, nur im Umriß gegeben, aber die Gemütlichkeit und doch feingeistige Behaglichkeit kommt zu vollem Ausdruck. — Ein Buch, das einem das wirkliche China von heute menschlich nahe bringt, es uns lebendiger gestaltet, sympathisch lebendiger, als die meisten der ausgeführten Schilderungen und breiten Korrespondenzen es vermöchten.

Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 15. Februar zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Albert-Jean. — La pluie au printemps. Par Albert-Jean. Préface par Ad. van Bever. Paris, Georges Crès et Cie. 1912.

Amade. — Campagne de 1908—1909 en Chaouïa. Rapport du général d'Amade, commandant le corps de débarquement de Casablanca. Paris, Chapelot et Cie. 1911.

Anekdoten-Bibliothek. Zwölfter Band. Königsweisheit des großen Friedrich. Erste Auflage. Stuttgart, Robert Lutz. O. J.

Arnheim. — Der Hof Friedrichs des Großen Von Dr. Fritz Arnheim. Erster Teil. Der Hof des Kronprinzen. Mit mehreren zeitgenössischen Porträts und Abbildungen. Berlin, Vossische Buchhandlung. 1912.

Auerbach. — Recueil des instructions données aux ambassadeurs et ministres de France depuis les traités de Westphalie jusqu'à la révolution française. Publié sous les auspices de la commission des archives diplomatiques au ministère des affaires étrangères. XVIII. Diète germanique. Avec une introduction et des notes par Bertrand Auerbach. Paris, Félix Alcan. S. A.

Bauer und Fisher. — Preissteigerung und Reallohnpolitik. Von Prof. Dr. Stephan Bauer und Prof. Irving Fisher. Sonderabdruck aus dem ersten Band, viertes und fünftes Heft der „Annalen für soziale Politik und Gesetzgebung", herausgegeben von Dr. Heinrich Braun. Berlin, Julius Springer. 1912.

Bailleu und Schuster. — Aus dem literarischen Nachlaß der Kaiserin Augusta. Herausgegeben von Geh. Archivrat Dr. Paul Bailleu und Archivrat Dr. Georg Schuster. Band I. 2. Auflage. Mit sechs Porträts. Berlin, Vossische Buchhandlung. 1912.

Baldwin. — Le darwinisme dans les sciences morales par James Mark Baldwin. Traduit de la deuxième édition anglaise par G.-L. Duprat. Paris, Félix Alcan. 1911.

Böhm. — Elisabeth Barren-Brownings Portugiesische Sonette. In deutsche Blankverse übertragen von Hans Böhm. Mit einer Einleitung. München, Georg D. W. Callwey. 1911.

Bonnal. — La vie militaire du maréchal Ney, duc d'Elchingen, prince de la Moskowa. Par général H. Bonnal. Tome deuxième. Paris, Chapelot et Cie. 1911.

Brochard. — Études de philosophie ancienne et de philosophie moderne. Par V. Brochard. Recueillies et précédées d'une introduction par V. Delbos. Paris, Félix Alcan. 1912.

Bruce. — The true temper of empire. With corollary essays. By Sir Charles Bruce. London, Macmillan and Co. Limited. 1912.

Butler und Paszowski. — Bibliothek der Amerikanischen Kulturgeschichte. Herausgegeben von Dr. Nicholas Murray Butler und Dr. Wilhelm Paszowski. Erster Band: George Washington. Von Henry Cabot Lodge. Zwei Teile. — Zweiter Band: Die Amerikanische Literatur von Professor Dr. C. Alphonso Smith. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. 1912.

Cauzons. — La magie et la sorcellerie en France. Par Th. de Cauzons. IV. La magie contemporaine. Paris, Dorbon-Aîné. S. A.

Cervantes. — Leben und Taten des scharfsinnigen Ritters Don Quixote. Von Miguel de Cervantes. In der anonymen Übertragung von 1837, unter Benutzung der Übertragungen von Soltau und Tieck, herausgegeben von Will Vesper. Mit Bildern von Gustav Doré und einem Titelbild von Walter Waentig. München, Martin Mörike. 1912.

Collas. — Jean Chapelain. 1595—1674. Étude historique et littéraire d'après des documents inédits. Par Georges Collas. Paris, Perrin et Cie. 1912.

Croner-Kretschmer. — Frau Schlicht. Roman. Von E. Croner-Kretschmer. Berlin, „Concordia". O. J.

Delitzsch. — Ernste Fragen. Eine Erwiderung. Von Friedrich Delitzsch. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 1912.

Die Jüngsten der deutschen Literatur. Ein Flugblatt. Berlin, Modernes Verlagsbureau. 1911.

Die Plastik. — Illustrierte Zeitschrift für die gesamte Bildhauerei und Bildnerei und ihre Beziehungen zu Architektur und Kunstgewerbe. Herausgeber Alexander Heilmeyer. Jahrgang 1911. Zwölf Hefte. München, G. D. W. Callwey.

Ditfurth. — Benedek und die Taten und Schicksale der k. k. Nordarmee 1866. Von Moritz Freiherrn v. Ditfurth, k. k. Oberleutnant a. D. Erster Band: Vom Ausbruch des Krieges bis zu der Schlacht bei Königgrätz. Mit zwei Karten und sieben Gefechtsplänen. Zweiter Band: Die Schlacht bei Königgrätz. Mit einem Schlachtplan. Dritter Band: Die Ereignisse während des Rückzuges bis zum Friedensschluß. Mit zwei Gefechtsplänen. Wien, L. W. Seidel und Sohn. 1911.

Engel. — Der Wohnsitz des Odysseus: Ithaka oder Lewkas? Von Eduard Engel. Leipzig, Friedrich Brandstetter. 1912.

Fouqué. — Fouqués Werke. Auswahl in drei Teilen. Herausgegeben, mit Einleitungen und Anmerkungen versehen von Walther Ziesemer. Erster Teil. Gedichte — Erzählungen. Mit einem Lebensbild. Berlin, Bong und Co. O. J.

Fränkel. — J. V. Widmann. Eine Gedächtnisrede. Von Jonas Fränkel. München, Eugen Rentsch. 1912.

v. Freiberg. — Timandra von Korinth. Dramatisches Gedicht in einem Aufzug von Günther v. Freiberg. Berlin-Friedenau, Verlag des Bureau Karl Fischer. O. J.

Frenzel. — Die Berliner Märztage und andere Erinnerungen. Von Karl Frenzel. Mit einem Bildnis des Verfassers. Leipzig, Philipp Reclam jun. O. J.

Fulda. — Der Seeräuber. Lustspiel in vier Aufzügen von Ludwig Fulda. Stuttgart, J. G. Cotta. 1912.

Gaertner. — Der Kampf um den Zollverein zwischen Österreich und Preußen von 1849 bis 1853. Von Dr. Alfred Gaertner. IV. Band, erstes und zweites Heft der „Straßburger Beiträge zur neueren Geschichte", herausgegeben von Professor Dr. Martin Spahn in Straßburg. Straßburg i. E., Herder 1911.

Girard. — Nouvelles études sur Chateaubriand. Essais d'histoire morale et littéraire. Par Victor Giraud. Paris, Librairie Hachette et Cie. 1912.

Görres. — Josef von Görres' ausgewählte Werke und Briefe. Herausgegeben, mit Einleitung und Anmerkungen versehen von Wilhelm Schellberg. Erster Band: Ausgewählte Werke (1797—1819). Zweiter Band: Ausgewählte Briefe (1799—1845). Kempten, Kösel'sche Buchhandlung. 1911.

Goethe. — Der junge Goethe. Neue Ausgabe in sechs Bänden, besorgt von Max Morris. Sechster Band. Leipzig, Insel-Verlag. 1912.

Goethe. — Goethes Werke. Vollständige Ausgabe in vierzig Teilen. Auf Grund der Hempelschen Ausgabe neu herausgegeben, mit Einleitungen und Anmerkungen, sowie einem Gesamtregister versehen von Karl Alt in Verbindung mit Ermatinger, Kalischer, Niemeyer, Pechel, Riemann, Scheidemantel und Waas. I. Teil. 14.—16. Teil. 20.—22. Teil. 29.—30. Teil. Berlin, Bong und Co. O. J.

Gotthelf. — Jeremias Gotthelf (Albert Bitzius). Sämtliche Werke in vierundzwanzig Bänden in Verbindung mit der Familie Bitzius herausgegeben von Hunziker, Bloesch, Loosli — Siebenter Band, bearbeitet von Hans Bloesch. Geld und Geist. München, Eugen Rentsch. 1911.

Gräf und Leitzmann. — Der Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe. In drei Bänden. Im Auftrag des Goethe- und Schiller-Archivs nach den Handschriften herausgegeben von Hans Gerhard Gräf und Albert Leitzmann. Leipzig, Insel-Verlag. 1912.

Guyot. — Le directoire et la paix de l'Europe. Des traités de Bâle à la deuxième coalition (1795—1799). Par Raymond Guyot. Paris, Félix Alcan. 1911.

Heine. — Heines Werke in zehn Bänden. Unter Mitwirkung von Fränkel, Krähe, Leitzmann und Petersen herausgegeben von Oskar Walzel. Zweiter Band: Neue Gedichte. Sechster Band: Französische Maler. Leipzig, Insel-Verlag. 1912.

Hill. — Völkerorganisation und der moderne Staat. Von David Jayne Hill. Einzig autorisierte Übersetzung von Guenther Thomas. Berlin, Egon Fleischel und Co. 1911.

Hirschfeld. — Sammelbuch deutscher Schriftsteller der Gegenwart. Proben aus ihren Werken. Herausgegeben von Dr. Max Hirschfeld. Berlin, Federverlag. 1912.

Hohenau. — „Blätter im Winde." Novelletten. Von Paul von Hohenau. Berlin, Modernes Verlagsbureau. 1912.

Holbein. — Hans Holbein d. J. Des Meisters Gemälde in 252 Abbildungen. Herausgegeben von Paul Ganz. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1912.

111 Jahre akademischer Holzschnitzknust. ... oder Freiburger Karzer- und Bankpoesie. Ein illustriertes Buch der Freude für große Geister. Vom ältesten Semester der Freiburger Studentenschaft. Zweite, bedeutend erweiterte Auflage. Düsseldorf, W. H. Schmitz. 1911.

Jair. — Sufiana. Ein persisches Heldenepos aus dem Urzend des J'enna Ur'enna ins Allerhöchstdeutsche übertragen und in Verslein gegossen durch Ben Jair. Frankfurt a. M., A. J. Hofmann. 1912.

Jerusalem. — Die Aufgaben des Lehrers an höheren Schulen. Erfahrungen und Wünsche. Von Wilhelm Jerusalem. Zweite, neu verfaßte Auflage der Schrift „Die Aufgaben des Mittelschullehrers". Wien, Wilhelm Braumüller. 1912.

In memoriam Hugo von Tschudi. Die Reden bei der Bestattung in Stuttgart am 27. November 1911. Leipzig, Insel-Verlag. 1912.

Kahn. — Populäres Recht. Sammlung gemeinverständlicher rechts- und staatswissenschaftlicher Schriften. I. Bändchen: Was muß der deutsche Staatsbürger von der Verfassung des Deutschen Reiches wissen? Gemeinverständliche Einführung in das deutsche Reichsstaatsrecht. Von Dr. Julius Kahn, Mainz, Karl Schlichter. 1912.

Knipper. — Singende Seele. Gedichte von Fred Knipper. Leipzig, Heinrich Friedrich. O. J.

Langer. — Mirowitsch. Eine Tragödie in fünf Aufzügen und einem Vorspiel Von Alfons Langer. Als Manuskript gedruckt. Berlin, Selbstverlag des Verfassers. O. J.

Leyen. — Die deutschen Heldensagen. Von Friedrich von der Leyen. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung. 1912.

Lothar. — Der Herr von Berlin. Roman. Von Rudolf Lothar. Zweite Auflage. Berlin, „Concordia". O. J.

Lungwitz. — Der Fall Rennfahrer Breuer vom gerichtlich-medizinischen Standpunkte. Von Dr. med. et phil. Hans Lungwitz. Berlin, Adler Verlag. 1912.

Mackenzie. — Alle fonti della vita. Prolegomeni di scienza e d'arte per una filosofia della natura Di Dr. William Mackenzie. Con sei tavole fuori testo due in nero e quattro a calori. Genova, A. F. Formiggini. 1912.

Marceron. — La morale par l'état. Par André Marceron. Paris, Librairie Félix Alcan. 1912.

Martersteig. — Die ethische Aufgabe der Schaubühne. Eine Schillerrede. Von Max Martersteig. Leipzig, Insel-Verlag. 1912.

Mauchamp. — La sorcellerie au Maroc. Par Émile Mauchamp. Œuvre posthume. Précédée d'une étude documentaire sur l'auteur et l'œuvre par Jules Bois et accompagnée de 17 illustrations, la plupart d'après des photographies prises par l'auteur. Paris, Dorbon-Aîné. S. A.

Meerwarth und Soffel. — Lebensbilder aus der Tierwelt. Herausgegeben von H. Meerwarth und R. Soffel. II. Reihe. Vögel, Lieferung 37—42. Leipzig, R. Voigtländer. O. J.

Müller. — Sokrates, geschildert von seinen Schülern. Zwei Bände. Übertragen und mit Erläuterungen versehen von Emil Müller. Leipzig, Insel-Verlag. 1911.

Neuwirth. — Illustrierte Kunstgeschichte. Von Prof. Dr. Josef Neuwirth. Dreizehnte Lieferung. Berlin, Allgemeine Verlags-Gesellschaft O. J.

Pastor. — Leben des Freiherrn von Gagern. 1810—1889. Ein Beitrag zur politischen Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts. Großenteils nach ungedruckten Quellen bearbeitet durch Ludwig von Pastor. Mit einem Bildnisse Gagerns. Kempten, Kösel'sche Buchhandlung. 1912.

Peladan. — Der Prinz von Byzanz. Drama. Verdeutscht von Emil Schering. Mit einem Porträt Peladans. München, Georg Müller. 1912.

Pellissier. — Le réalisme du romantisme. Par Georges Pellissier. Paris, Librairie Hachette et Cie. 1912.

Przibram. — Erinnerungen eines alten Österreichers. Von Ludwig Ritter von Przibram. Zweiter Band. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 1912.

Riemann. — Das neunzehnte Jahrhundert der deutschen Literatur. Von Robert Riemann. Zweite, stark vermehrte Auflage. Leipzig, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung. 1912.

Rochas. — La science des philosophes et l'art des thaumaturges dans l'antiquité. Par Albert de Rochas. Seconde édition augmentée de documents inédits et accompagnée de 24 planches. Paris, Dorbon-Aîné. S. A.

Rodenberg. — Briefe über einen deutschen Roman. Julius Rodenberg an Enrica von Handel-Mazetti. Mit einem Anhang: Die Schlußkapitel der Armen Margaret nach dem Erstabdruck in der Deutschen Rundschau. Kempten, Kösel'sche Buchhandlung. 1911.

Rosikat. — Individualität und Persönlichkeit. Ein Klärungsversuch. Von A. Rosikat. Leipzig, Krüger und Co. 1911.

Roussel-Despierres. — La hiérarchie des principes et des problèmes sociaux. Par Fr. Roussel-Despierres. Paris, Félix Alcan. 1912.

Schiller. — Gedanken und Aussprachen. Von Friedrich Schiller. Leipzig, Julius Zeitler. 1911.

Schiller. — Horenausgabe von Schillers sämtlichen Werken. Vierter und fünfter Band. München, Georg Müller. O. J.

Schumpeter. — Theorie der wirtschaftlichen Entwicklung. Von Dr. Joseph Schumpeter. Leipzig, Duncker und Humblot. 1912.

Sentroul. — Kant und Aristoteles. Von Charles Sentroul. Ins Deutsche übertragen von Ludwig Heinrichs. Von der deutschen Kantgesellschaft gekrönte Preisschrift. Kempten, Kösel'sche Buchhandlung. 1911.

Siebert. — Rahel Hake. Ein Roman. Von Margarete Siebert. München, R. Piper und Co. 1908.

Sion. — Das moderne Ghetto. Berliner Roman. Von Chr. Sion. Berlin, Hesperus-Verlag. 1911.

Sollier. — Morale et moralité. Essai sur l'intuition morale. Par Paul Sollier. Paris, Librairie Félix Alcan. 1912.

Stave. — Wenn Zwei sich lieben. Eine romantische Geschichte in zwei Bänden. Von Ludwig Stave. Dresden, E. Pierson. O. J.

Taussig. — Ernährung und Pflege des Kindes bis zum Ende des zweiten Lebensjahres sowie die Verhütung seiner Erkrankung. Von Dr. Josef und Siegmund Taussig. Wien, Wilhelm Braumüller. O. J.

Trübner. — Wilhelm Trübner. Zwanzig Bilder aus seinem Lebenswerk. Mit einer Einleitung von Gerhard Krügel. Herausgegeben von der freien Lehrervereinigung f. Kunstpflege. Mainz, Josef Scholz. 1911.

Unruh. — Offiziere Ein Drama. Von Fritz von Unruh. Berlin, Erich Reiß. O. J.

Urtin. — L'action criminelle. Étude de philosophie pratique. Par Henri Urtin. Paris, Félix Alcan. 1911.

Waliszewski. — Le fils de la Grande Cathérine, Paul Ier, empereur de Russie. Sa vie, son règne et sa mort. 1754—1801. D'après des documents nouveaux et en grande partie inédits. Par K. Waliszewski. Avec une héliogravure. Deuxième édition. Paris, Plon-Nourrit et Cie. 1912.

Ward. — The live of John Henry Cardinal Newman. Based on his private journals and correspondence. By Wilfrid Ward. In two volumes. With Porträt. London, Longmans, Green and Co. 1912.

Wedderkop. — Neue Wege zur französischen Literatur. 17. und 18. Jahrhundert. Ein Führer für moderne Leser. Von M. v. Wedderkop. Berlin, Karl Curtius 1912.

Wieland. — Wielands gesammelte Werke. Herausgegeben von der Deutschen Kommission der Königlich Preußischen Akademie der Wissenschaften. Erste Abteilung: Werke. Siebenter Band. Verserzählungen, Gedichte und Prosaschriften. Herausgegeben von Siegfried Mauermann. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. 1911.

Wolf. — Lebensbeschreibung des Ritters Götz von Berlichingen, zugenannt mit der Eisern Hand. Textlich überarbeitet, mit Einleitung und Anmerkungen versehen von Dr. Karl Wolf. München, „Die Lese". 1911.

Wyzemar et Saint-Foix. — W.-A. Mozart. Sa vie musicale et son œuvre de l'enfance à la pleine maturité. (1756—1777.) Essai de biographie critique suivi d'un nouveau catalogue chronologique de l'œuvre complète du maître. Ouvrage orné de huit portraits et de quatre fac-similes. Par T. de Wyzemar et G. de Saint-Foix. I. L'enfant prodige. II. Le jeune maître. Paris, Librairie Perrin et Cie. 1912.

Verlag: Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel), Berlin. Druck: Piererſche Hofbuchdruckerei, Altenburg.
Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Bruno Hake in Berlin.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

AP
30
D4
.150

Deutsche Rundschau

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY